# Allgemeine Kulturgeschi... von der Urzeit bis auf die Gegenwart

Otto Henne am Rhyn

Allgemeine

# Kulturgeschichte

von der Urzeit

# bis auf die Gegenwart.

Von

Otto Henne-am Rhyn.

Siebenter Band.

Die jüngste Zeit.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1897.

# Kulturgeschichte

der

# jüngsten Zeit.

## Von der Errichtung des Deutschen Reiches

bis

auf die Gegenwart.

Von

**Otto Henne-am Rhyn.**

> Die Vertreter der positiven Glaubensbekenntnisse tragen selbst die Schuld daran, wenn zahllose Seelen durch die materialistische Weltanschauung dem Glauben entrissen werden konnten. Es ist ja unmöglich, daß die Menschheit immer gleich empfänglich für ein und dieselbe Glaubenslehre bleibt. Von dem, was vor 2000 Jahren glaubenswert erschien, muß notwendig heute das eine oder das andere unglaubwürdig erscheinen, weil es durch entgegengesetztes positives Wissen unmöglich gemacht wird.
>
> Max Haushofer (Der mod. Sozialism.).

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1897.

# Inhalt.



## Erstes Buch.

## Völker und Staaten.



## Zweites Buch.

## Not und Hilfe.

## Drittes Buch.

## Verirrung und Rettung.

## Viertes Buch.

## Glaube und Kritik.

# Fünftes Buch.

## Forschung und Wissenschaft.

## Sechstes Buch.

## Dichtung und Kunst.



## Siebentes Buch.

## Handel und Wandel.

## Erklärung der Abkürzungen.

A. K. (Allgem. Kulturgesch.) = *Allgemeine Kulturgeschichte von der Urzeit bis auf die Gegenwart. 6 Bände. Leipzig 1877—1879.

K. d. n. Z. = *Kulturgeschichte der neuern Zeit. 3 Bände. Leipzig 1870 bis 1872.

Beil. z. A. Z. (B. A. Z.) = Beilage zur Allgemeinen Zeitung (früher Augsburg, jetzt München). Die Ziffer der Nummer bezieht sich stets auf die Beilage, nicht auf das Hauptblatt.

Handw. d. Staatsw. (H. d. St.) = Handwörterbuch der Staatswissenschaften, herausgeg. von Conrad, Elster, Lexis und Loening. 6 Bände und 1 Suppl.-Bd. Jena 1890—1895.

Vom Verf. d. B. = Vom Verfasser dieses Buches (von dem auch die oben mit * bezeichneten Werke sind).

# Einleitung.

Wir gehen mit raschen Schritten dem Ende eines Jahrhunderts entgegen. In der Mitternacht vom 31. Dez. 1900 zum 1. Jan. 1901 wird es seinen Abschluß erreicht haben.*) Schon seit Beginn seines letzten Jahrzehnts (mit 1891) ist „fin de siècle“ ein geflügeltes Wort geworden, obschon es noch nicht gelungen ist und auch schwerlich gelingen wird, damit irgend einen vernünftigen Sinn zu verbinden. Macht man schon jetzt so ein Wesen aus einem Umstande, der nur in der herrschenden Zeitrechnung und nicht in irgend einem tatsächlichen Verhältnis seinen Grund hat; was wird erst hundert Jahre später für ein Lärm gemacht werden, wenn unsere Urenkel am Ende eines Jahrtausends stehen? Aber hoffentlich sind sie bis dahin verständiger geworden und erwarten im Jahre 2000 nicht etwa das Ende der Welt wie unsere Vorfahren im Jahre 1000!

Da nun aber das Dezimalsystem einmal unausrottbar in unser Leben eingedrungen, für uns Fleisch und Blut geworden ist, so dürfen wir mit einem gewissen Rechte einen Blick darauf zurückwerfen, wie es vor hundert und vor tausend Jahren bei uns aussah. Vor hundert Jahren: die Erschlaffung der französischen Revolution im Innern und ihre Verpflanzung auf den Bayonnetten ihrer Krieger nach den Schlachtfeldern des Auslandes, von wo her ihr Bändiger Bonaparte den Konsulssessel besteigt, um ihn bald in den Kaiserthron zu verwandeln, — in Deutschland die Glanzperiode der Litteratur mit Goethe und

*) Die hier und da noch spukende Ansicht, als ob ein Jahrhundert schon mit seinem 99sten Jahre aufhörte und mit seinem hundertsten ein neues begänne, verdient keine ernsthafte Widerlegung. Zu einem Jahrhundert gehören doch volle hundert Jahre, also auch zum ersten. Wir sprechen hier natürlich von der anerkannten christlichen Zeitrechnung und nicht von der Zeit nach Christi Geburt, welches Ereignis bekanntlich einige Jahre vor Beginn jener Zeitrechnung fällt, die erst zur Zeit Pipins eingeführt wurde, wobei das Geburtsjahr unrichtig angenommen wurde; denn Herodes, unter welchem nach Matthäus Christus geboren ist, starb 4 Jahre vor Beginn unserer Zeitrechnung.

Schiller, der Musik mit Mozart und Beethoven, der Wissenschaft mit Kant, Fichte und den Brüdern Humboldt, der Schule mit Pestalozzi. Vor tausend Jahren: die Auflösung des fränkischen Weltreiches durch das Ende der echten Karolinger, die Zunahme der Hörigkeit, die ersten Anzeichen des Rittertums und Fehdewesens, die völlige Romanisirung der Kirche.

Und heute? Man liebt es, die Zustände der Zeit pessimistisch zu betrachten und zugleich einen optimistischen Blick in die Zukunft zu werfen. Wir „erfreuen" uns allerdings einer unerhörten Ausbildung der die bürgerlichen und geistigen Interessen niederdrückenden Militärherrschaft und Kriegsbereitschaft, einer vorläufig zunehmenden Reaktion auf politischem und religiösem Gebiete, eines Rückganges der idealen Bestrebungen in der Kunst, der Dichtung und der Philosophie, eines Ueberwucherns der „realistischen" Betätigungen auf diesen letzteren Gebieten und der von ihnen ohnehin beherrschten naturwissenschaftlichen und technischen Kenntnisse und Fertigkeiten, und endlich des drohenden Emporwachsens der unheimlichen, teils im Finstern schleichenden, teils offen und keck auftretenden Mächte des Umsturzes!

Der Realismus ist denn auch das Schlagwort geworden, dessen man sich im Ernste statt des mehr mit Galgenhumor gebrauchten Stichwortes „fin de siècle" bedient. Und mit welchem Rechte? In Naturwissenschaft und Technik ist er völlig an seinem Platze und keineswegs zu beklagen. Auf den idealen Gebieten war er in gewissem Maße immer vorhanden und konnte als Gegengewicht eines einseitigen, die Wirklichkeit verleugnenden Idealismus nur wohltätig wirken. Er ist daher nichts neues, und soweit er sich in der Kunst und Litteratur breit macht, besteht er lediglich in der Vorliebe für das Schmutzige und Gemeine. Es ist daher völlig unrichtig, den Realismus als ein besonderes Wahrzeichen unserer Zeit auszugeben. Dies ist vielmehr ein negatives, ein tief betrübendes. Es ist der Verfall der Ideale!

Wohin wir blicken, nach Norden und Süden, Osten und Westen, sehen wir Zerstörer irgend eines Ideals den größten Einfluß auf die Gemüter unserer Zeitgenossen ausüben. Es läßt sich nicht leugnen, daß die vier Säulen dieses verderblichen Einflusses Zola, Ibsen, Nietzsche und Tolstoi heißen und daß alle übrigen leistungsfähigen Geister entweder von ihnen verdrängt oder ihnen untertan sind! Dort vernichtet Zola das Ideal der dichterischen Schönheit zu gunsten der Gemeinheit, hier wirft Ibsen die persönliche Freiheit vom Throne, um die erbliche Belastung darauf zu setzen. Hier erklärt Nietzsche der Herzensgüte den Krieg, um den ungezügelten Trieben einer Rotte „lachender Löwen" freien Lauf zu lassen, — dort verbannt Tolstoi die Natur und die Liebe, um eine Erneuerung mönchischer Impotenz und Indolenz anzupreisen!

Kein Wunder, daß wir, wie ein geistvoller Beobachter*) sagt, einer „sozialen Hypochondrie“ zum Opfer gefallen sind, daß „die moderne Gesellschaft“ dem sozialen Weltschmerz huldigt, daß „das Miasma“ uns auf Schritt und Tritt verfolgt. „Da haben wir“, heißt es, „eine quälende, nervenerregende Musik, eine bildende Kunst, die ihr hervorragendes technisches Können vorzugsweise in den Dienst des Häßlichen und Widerwärtigen stellt, eine dramatische Poesie, die uns je nach Veranlagung und augenblicklicher Seelenstimmung elend und trostlos macht über die Maßen, weil sie uns niemals die Höhen, immer nur die Tiefen und Klippen des Lebens vor Augen führt.“

„Dergleichen soziale Hypochondrien entbehren“, fährt nun aber der angeführte Verfasser fort, „heute jeglicher Berechtigung.“ Als Beweis führt er mit Recht die gegenwärtige Blüte der Wissenschaft an. Diese wird aus allem dem ungesunden Nebel heraushelfen. Mehr als je wendet sie sich heute an immer weitere Kreise, dringt immer tiefer in das Volk ein, kleidet sich immer mehr in verständliche, gefällige Formen und ist überhaupt auf dem richtigen Wege, ihre erhabene Aufgabe zu erfüllen. Es ist daher nichts ungerechtfertigter, als der unfreiwillig komische Feldzug, welchen seit einem halben Jahrzehnt das gelesenste deutsche Buch der Gegenwart gegen die Wissenschaft führt, nichts verkehrter und unüberlegter als die Tendenz, sie durch die Kunst, wenn auch diese in einem weiteren Umfange als bisher verstanden wird, ersetzen zu wollen. Diese „geistreich schillernde Flunkerei“ **) erschien unter dem barocken Titel „Rembrandt als Erzieher“ von 1890 bis 1893 in 42 Auflagen, denen seither (ein Zeichen besserer Einsicht) nur noch zwei nachhinkten. Wollen wir auch das Buch nicht, mit Max Nordau***) „als ein Beispiel der Faselei eines Schwachsinnigen“ bezeichnen, so müssen wir doch seinen weder vom Verfasser, noch vom Verleger erwarteten fabelhaften Absatz als ein Merkmal der litterarischen Haltlosigkeit in weiten Kreisen betrachten, wenn auch der billige Preis von 2 Mark für 22 Bogen viel dazu beigetragen haben mag und zum Glück anzunehmen ist, daß nicht der hundertste, vielleicht kaum der tausendste Teil der Käufer sich durch die endlose Kette von Variationen durchgearbeitet hat, welche das unmögliche Thema breittreten, daß die wahren Deutschen die „Niederdeutschen“ (mit Inbegriff der Holländer, Engländer und Yankees!), die besten Niederdeutschen die Holländer und der wahre Typus der letzteren Rembrandt sei, dessen Kunst die deutsche Wissenschaft und Politik zum Heile führen werde.

*) Beil. z. Allg. Zeit. 1891, Nr. 11, S. 3.

**) Ebenda Nr. 63, S. 3.

***) Entartung, Bd. I, S. 105. Vergl. Sodom und Gomorrha oder der Untergang des guten Geschmacks. I. München 1891. S. 4 ff.

Daß die deutsche Wissenschaft in Spezialitäten zerfahren sei, wie das närrische Buch behauptet, ist einfach Unwahrheit; daß die deutschen Professoren mit den Juden verschworen seien, das wahre Deutschtum zu fälschen, ist eine perfide Verleumdung. Die Spezialforschung muß sein; und auch wenn der größte Teil ihrer Arbeiten der Zukunft keine Früchte liefert, so würde es ohne sie den für weitere Kreise mit so glänzendem Erfolg schreibenden Gelehrten, welchen es an weitem Blick über ihr Spezialgebiet hinaus nicht gebricht, — an dem erforderlichen Quellen-Material fehlen.

Länger schon und mit mehr Aufwand an Personal, Reden und Schriften „doktern" (wie man in der Schweiz sagt) zwei mächtige Extreme an der „kranken Zeit" (die aber im Grunde, d. h. in der breiten Masse, gesund ist) herum, die schwarze und die rote Internationale, — jene um die Menschheit in den Schafstall des römischen Unfehlbaren, diese, um sie in die Bockshürde des „Zuchthauses der Zukunft" zu sperren. Dort wird der Himmel über den Wolken, hier der „Himmel auf Erden" versprochen. Dort wird „Loyola als Erzieher", hier „Marx als Erzieher" angepriesen. Es hat auch nicht an Stimmen gefehlt, welche Bismarck, Moltke oder — sich selbst als Erzieher empfahlen.

Die Menschheit wird jedoch nicht im Namen Einzelner erzogen, und dies kann auch nicht durch eine einseitige Richtung erzielt werden. Es müssen Viele mithelfen, und in weitsichtigem Plane muß jeder das seinige dazu beitragen.

In diesem Sinne hofft der Verfasser dieses Buches zu wirken, indem er seinen Zeitgenossen einen Spiegel vorhält, worin ihnen die Entwickelung der Kultur in der jüngsten Zeit, genauer seit einem Vierteljahrhundert vor Augen geführt wird. Da indessen dieses Buch eine Fortsetzung und für ihn persönlich auch einen Abschluß seiner in 6 Bänden (1877—79, 4.—6. aber in 1. Auflage schon 1870—72) erschienenen „Allgemeinen Kulturgeschichte" bildet, so muß es folgerichtig auch die gesamte menschliche Kultur der jüngsten Zeit, d. h. soweit sie sich überblicken läßt, umfassen. Damit ist jedoch keineswegs eine äußerliche Zusammenstellung der Sitten-, Religions-, Rechts-, Litteratur-, Kunstgeschichte u. s. w. gemeint. Das Buch will keine Darstellung dieser Zweige der Geschichtswissenschaft liefern, — dazu würde sein Umfang nicht ausreichen; es kann aber auch nicht eine Kulturgeschichte im engern Sinn, d. h. eine blose Geschichte der Sitten, Gebräuche, Meinungen u. s. w. sein. Es enthält vielmehr die gesamten Kulturgebiete, soweit sie die Entwickelung des Fortschritts der Menschheit im Ganzen und Großen angehen. So soll z. B. in der Abteilung für Litteraturgeschichte nicht aufgezählt werden, was dieser und jener geschrieben hat, sondern was in einer Weise geschrieben worden

ist, daß daraus entnommen werden kann, inwiefern die betreffenden Bücher Einfluß auf die Entwickelung des geistigen Lebens ihrer Völker und der civilisirten Menschheit überhaupt ausgeübt haben oder für den Geist ihrer Zeit besonders charakteristisch sind.

So wird denn der vorliegende Band behandeln:

Im **ersten** Buche: das Verhältnis der Kultur zu den politischen Angelegenheiten, die gegenseitige Stellung der Mächte unter sich, der Nationalitäten zu einander und der einzelnen Parteien zum Staatsgedanken und zu den Forderungen des Fortschritts.

Im **zweiten** Buche: die sozialen Zustände, die Verhältnisse, in denen die unterdrückten oder sich für benachteiligt haltenden Stände und Volksteile leben und sich bewegen, die Absichten, diese Zustände durch Umwälzungen oder Umsturz aufzuheben und die Versuche und Vorschläge, solchen Mißständen auf friedlichem und gesetzlichem Wege abzuhelfen.

Im **dritten** Buche: die Verhältnisse, die sich aus den moralischen Gegensätzen des Guten und Bösen ergeben und zutage treten, in der gegenseitigen Stellung der Geschlechter, in der aus dieser Stellung erwachsenen Frauenfrage bezüglich der Rechte, der Erwerbsquellen und des Mißbrauchs der weiblichen Menschheitshälfte, in den Verirrungen der menschlichen Triebe und ihrer Entartung, und endlich in den Bestrebungen, diesen Verirrungen und dieser Entartung helfend und heilend entgegenzuwirken.

Im **vierten** Buche: die religiösen Verhältnisse, d. h. alle diejenigen, in denen die Menschen mit höheren Wesen in Verbindung treten oder zu treten glauben, — sei es, daß sie von Autoritäten, die sich in den Besitz einer geistigen Macht gesetzt haben, dazu angehalten werden oder daß sie diesen Autoritäten entgegenhandeln und sich ihre eigenen Ansichten über jenseitige Dinge bilden, was wieder entweder in kritischem, von der Vernunft geleitetem, oder in mystischem, von der Phantasie beherrschtem Geiste, — in klarem und offenem, oder in dunkelm, verborgenem Streben vor sich gehen kann.

Im **fünften** Buche: das Verhältnis der Wissenschaft zur Entwickelung der Kultur, also die das Wesen des Menschen beeinflussenden Leistungen und Fortschritte in den Naturwissenschaften (d. h. in den Kenntnissen vom Weltall, der Erde und den Organismen, besonders vom Menschen selbst), in den geschichtlichen Wissenschaften (d. h. in den Lehren von den Merkmalen, Schicksalen und Verbindungen der Völker, also Völkerkunde, Geschichte, Gesellschafts-, Rechts- und Staatslehre) und in den philosophischen Wissenschaften (Erkenntnislehre, Ideenlehre und Erziehungslehre).

Im **sechsten** Buche: den Zusammenhang zwischen der allgemeinen Kulturentwickelung und dem Kultus des Schönen in der Dichtung, der darstellenden und der bildenden Kunst.

Im **siebenten** Buche: das manigfaltige Leben und Treiben unserer Zeit in den verschiedenen Formen des geselligen Verkehrs, in Handel und Wandel, im Touristen- und Kurleben, im Stadt- und Landleben, in Sport und Mode und in den Erzeugnissen der periodischen Presse.

Alle diese Verhältnisse sind im vorhergehenden (sechsten) Bande dieses Werkes bis zur Errichtung des Deutschen Reiches im Jahre 1871, in dessen zweiter Auflage auch einige Jahre weiter hinaus verfolgt worden und sollen nun von dem erstgenannten Zeitpunkte an bis zur Gegenwart in einer dem gegenwärtig vorherrschenden Interesse an unserer Kultur angemessenen, eingehenderen Weise fortgeführt werden.

Der hier zu behandelnde Zeitraum bildet einen integrirenden Bestandteil desjenigen, der im sechsten Bande (dem dritten der neuern Kulturgeschichte) betrachtet wurde, der mit der französischen Revolution begann und noch unabsehbare Zeit über die Gegenwart hinaus dauern wird und dessen Charakter in dem Kampfe gegen Willkürherrschaft, Wahnglauben und soziale Not besteht, welchen Kampf ein rastloses Vorwärtsstreben auf dem wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Gebiete begleitet, auf jenem zum Zwecke möglichster Ausnutzung der Natur- und Menschenkräfte zur Befriedigung der manigfaltigsten Bedürfnisse, auf diesem zum Zwecke rastloser Erforschung alles Seienden ohne Berücksichtigung waltender Vorurteile.*)

Wir haben in dem erwähnten Bande, sowol in der ersten Auflage (1872), als in der zweiten (1879) gesagt, in dieser Periode seien die politischen und sozialen Fortschritte langsam und an Mißerfolgen reich, auf dem moralischen und religiösen gleich Null, auf dem wissenschaftlichen und industriellen aber riesenhaft gewesen, während Kunst und Dichtung von den Errungenschaften des 18. Jahrhunderts zehrten. Heute (1896) können wir dieses Urteil bereits etwas modifiziren. Der Nullpunkt im Thermometer der Moral und Religion ist überschritten, nicht etwa durch Verminderung der Laster und des Aberglaubens, sondern durch Verstärkung des gegen diese Uebel geübten Widerstandes mittels des Vereinslebens. Ist auch in politischer Hinsicht die Errichtung des Deutschen Reiches, wennschon nur eine Abschlagszahlung, doch ein erfreulicher Fortschritt, und hat das Reich auch kleine Anfänge mit sozialen Reformen gemacht, so muß es doch Bedauern erwecken, daß zu höheren Leistungen auf diesem Gebiete nur die Drohung

---

*) Kulturgeschichte der neuern Zeit, Bd. III, und Allgem. Kulturgeschichte, Bd. VI, S. 2.

mit dem Umsturze zwingen zu sollen scheint. Die riesenhaften Fortschritte in Wissenschaft und Technik haben ihren Gang weiter verfolgt, und in Kunst und Dichtung sind neue Gesichtspunkte, wenn auch nicht in allen oder vielmehr in den wenigsten Beziehungen die glücklichsten, aufgetaucht. —

Das sind jedoch alles nur Tropfen Wasser auf einen heißen Stein; im großen Ganzen aber, so vieles auch seither geschehen ist, um diesen Band mit reichlichem Stoffe zu füllen, dauern die Klagen noch fort, welche wir beim Abschlusse des vorhergehenden anstimmen mußten.*)

Alles, was wir hier zu berichten haben, ist nichtsdestoweniger von großer Bedeutung für die Zukunft. Es sind Samenkörner, die einst Früchte tragen werden, wenn auch die aus ihnen wachsenden Keime noch kaum zu bemerken sind. Was wollen fünfundzwanzig Jahre sagen gegenüber Jahrtausenden, die noch vor uns liegen und welche unsere Nachkommen erleben werden? Unsere Zeit liebt es ungemein, in die Zukunft zu blicken, wenn auch diese Neigung bereits merklich zurückgegangen ist. Dagegen lebt in ihr ungeschwächt ein hohes Interesse für die jüngste (weniger für eine ältere) Vergangenheit. Diese jüngste Zeit hat ihren Geschichtschreiber noch nicht gefunden. Möchte es daher dem Verfasser des letzten Zukunftsbildes**) vergönnt sein, durch die erste Darstellung der jüngsten Vergangenheit und damit zugleich der Gegenwart eine freundliche Teilnahme in weiteren Kreisen zu erwecken!

Beide, Vergangenheit und Zukunft, sind ja eigentlich identisch. Die Vergangenheit war einst Zukunft, und die Zukunft wird einst Vergangenheit sein. Ja, beides nicht nur einst, sondern schon vor und nach einem Augenblick! Und Weltkörper, die wir noch ferner sehen werden, sind bereits untergegangen! Wenn wir daher Gedanken über die Zukunft äußern, so brauchen wir weder inspirirte Propheten, noch phantastische Utopisten zu sein, sondern schließen aus der Vergangenheit auf die Zukunft, die ihr als ihre Schwester unmittelbar folgt; denn die Gegenwart, welche angeblich beide trennt (oder verbindet) ist gar nichts; sie dauert den minimsten Teil einer Sekunde; es geschieht also nichts während ihres Daseins; denn ehe es vollendet ist, gehört es bereits zum Teil der Vergangenheit an. Wir können daher sehr wohl sagen: weil dies und das geschehen ist, wird und muß dieses und jenes geschehen. Mancher, der kein Prophet ist, hat schon vor 1860 gewußt, daß Italien zur Einheit gelangen, lange vor 1870, daß Deutschland unter Preußens Führung ein Reich werden, Elsaß-Lothringen

---

*) Allg. Kulturgeschichte, Bd. VI, S. 676 bis Ende.

**) Aria, Das Reich des ewigen Friedens im 20. Jahrhundert, vom Verfasser dieses Buches, Pforzheim 1895.

gewinnen und mit Oesterreich ein weiteres Bündnis schließen, und lange vor 1889, daß Brasilien kein Kaisertum bleiben werde. Und so gestatten sich auch Manche heute zu glauben, daß Luxemburg und Holland einst dem Deutschen Reiche beitreten werden, Belgien verschwinden, Rußland nach Osten zurückweichen, in Asien aber Fortschritte machen, die Türkei die Balkanhalbinsel und Kleinasien verlieren, Kanada an die Union fallen wird, Südafrika und Australien „Vereinigte Staaten“ werden müssen.

Ihrer Viele glauben entschieden, daß wir einer friedlichen Sozialreform entgegen gehen, welche sowol den Kapitalismus, als die Sozialdemokratie überflüssig und die Anarchie unmöglich macht und zu einer fortschreitenden Verminderung der moralischen und kriminalistischen Schäden unserer „kranken“ Zeit führt; daß der kirchliche Formendienst, die Hierarchie und die Orthodoxie vor der religiösen Aufklärung zurückweichen, daß Kunst und Wissenschaft neue Blütezeiten erleben und an die Stelle des Militarismus Schiedsgerichte treten werden, — und es ist gewiß nicht zweifelhaft, daß uns die Elektrizität neue Mittel der Vervielfältigung, der Gedankenmitteilung und des Weltverkehrs zu Land, zu Wasser und durch die Luft bringen wird, von deren Schnelligkeit und Sicherheit wir noch keinen Begriff haben!

Alles dies aber ist in dem letzten Vierteljahrhundert vorbereitet worden, wie wir im vorliegenden Buche genauer nachzuweisen haben werden.

# Erstes Buch.

# Völker und Staaten.

---

## Erster Abschnitt.

## Die Mächte.

### A. Das Deutsche Reich.

Es wäre allerdings schön gewesen, wenn das Deutsche Reich alle deutschen Länder hätte umfassen können. Allein die geschichtliche Entwickelung der österreichisch-ungarischen Monarchie hatte seit 1866 die Fortdauer einer engern Verbindung mit dem „Reich" (wie man in Oesterreich das jetzige Deutsche Reich von jeher nannte und noch heute nennt) zur Unmöglichkeit gemacht und wird eine Veränderung des heutigen Verhältnisses auf unabsehbare Zeit hinaus ferner unmöglich machen. Ein „Siebenzigmillionenreich"*) mit seinen Polen, Slowaken, Kroaten, Magyaren, Rumänen und Italienern wäre schlechterdings unfähig gewesen, die berechtigten Forderungen des deutschen Volkes zu erfüllen. Ungern, es ist wahr und wohlbegründet, schied dieses von den deutschösterreichischen Brüdern; aber ohne eine Zerreißung des Erbreiches der Habsburger, an die natürlich nicht zu denken war, konnte diese Schicksalsfügung nicht vermieden werden, und man mußte gute Miene zum bösen Spiele machen.

Ein zweiter unangenehmer Umstand war die ungünstige Grenzumschreibung des neuen Reiches. An ein großes längliches Viereck im Norden schließt sich im Südwesten ein kleines Quadrat, während nicht nur der Südosten leer bleibt, sondern gerade die wenigst deutsche

---

*) Jetzt würde es 93 und wol bald hundert Millionen zählen.

Provinz Deutsch-Oesterreichs mit ihrer vorwiegend tschechischen Bevölkerung einen groben Keil zwischen Schlesien, Sachsen und Baiern in das junge Reich hineintreibt. Diesen Uebelstand aufzuwiegen, ist nicht der kleinste Grund der ganz hervorragend militärischen Physiognomie des nunmehrigen Deutschlands. Doch erhält er ein wohltätiges Gegengewicht in dem engen und hoffentlich dauerhaften Bündnis mit Oesterreich-Ungarn.

Es muß leider als dritter dem Reiche unvorteilhafter Faktor die Art der Volksvertretung bezeichnet werden, welche Fürst Bismarck dem Norddeutschen Bunde gegeben und welche das Deutsche Reich mitübernommen hat. Der große Kanzler hat damit den Titel des größten Demokraten unseres Jahrhunderts verdient; denn kein anderer Staatsmann, selbst kein Bürger irgend einer Republik, hat in solcher Ausdehnung dem allgemeinen Stimmrechte Boden erworben. Leider hat sich die Institution des Reichstags nicht bewährt. Die reichstreue Mehrheit, welche seine zwei ersten Wahlperioden aufwiesen, ist in der Folge immer weiter zurückgegangen und hat einer solchen von, wir wollen nicht sagen Reichsfeinden, aber doch wenigstens nicht aufrichtigen Reichsfreunden den Platz geräumt. Die gesetzgeberische Tätigkeit des Reichstages ist zwar zeitweise eine rege und fruchtbare gewesen, trat aber leider immer mehr zu gunsten eines unfruchtbaren Parteigezänkes in den Hintergrund, so daß man heute sagen darf: der ursprünglich dem Deutschen Volke gewidmete Prachtbau, dessen Widmung aber bezeichnender Weise wegblieb, ist heute mehr als je lediglich eine Arena des Parteienkampfes. Diese Tatsache führt unvermeidlich zu dem Schlusse, daß sich das allgemeine Stimmrecht, wenigstens in dieser Form, für eine Monarchie nicht eignet, welche erst kurze Zeit vor dessen Einführung eine konstitutionelle geworden war. Als Grundsatz konnte es noch angehen; aber seine Gestaltung hätte, wenn es gute Früchte tragen sollte, von vornherein eine andere sein müssen, sei es in der Form indirekter Wahlen oder in derjenigen einer Vertretung der Berufsarten als solcher, nicht der unterschiedlosen Bevölkerung nach Wahlkreisen.*)

Die ersten bösen Früchte des allgemeinen direkten Wahlrechtes nach abgezirkelten Kreisen bestanden in dem Heranwachsen der klerikalen und dem der sozialdemokratischen Fraktion, von denen jene nach der Unterordnung des Reiches unter die Kirche, diese nach dessen Zertrümmerung trachtet. Hat ja jene ihre „Tätigkeit" mit der unqualifizirbaren Zumutung an das Reich begonnen, dem geeinigten Italien zum Zwecke der Wiederherstellung des Kirchenstaates den Krieg zu erklären,

*) Einen Vorschlag dieser Art machte die oben angeführte Schrift „Aria", S. 10 ff.

und diese mit der schamlosen Lobpreisung der blut- und brandbefleckten Pariser Kommune im deutschen Reichstage!

Ein weiterer Fehler war die Errichtung eines historisch durchaus nicht ein Ganzes bildenden „Reichslandes“ Elsaß-Lothringen und damit die Schaffung eines beständigen Herdes franzosenfreundlicher Ränke gegen das Reich. Richtig und staatsmännisch klug wäre nur die Einverleibung der glücklich erworbenen Grenzlande in deutsche Einzelstaaten (des Elsasses in Baden, Lothringens in die Rheinprovinz) gewesen. Damit wäre die völlige Verschmelzung mit Altdeutschland erzielt, jenen Ränken ein für allemal die Spitze abgebrochen und die Manteuffel'sche Verhätschelung der Französlinge unmöglich geworden.

Wie sehr die erste Zeit des Reichstages, in welcher die Reichstreue noch die Oberhand hatte, gegen die spätere absticht, zeigen ihre Schöpfungen: das Haftpflichtgesetz, die Münzeinheit, die durch die Civil- und Strafproceß-Ordnung, die Konkursordnung und das Gerichtsverfassungsgesetz bewirkte Rechtseinheit, welche durch das Reichspreßgesetz und die Anordnung der Vorarbeiten für das deutsche bürgerliche Gesetzbuch gekrönt wurde. Die unheilvolle Wendung trat schon 1874 bei Beratung der neuen Militärvorlage ein. Der sog. Parlamentarismus wurde zum Kampfe gegen den sog. Militarismus aufgerufen. In keinem andern Großstaate war der Parlamentarismus so verblendet, um dem Vaterlande genügende Kräfte zur Abwehr der Feinde zu verweigern. Beweis genug, daß Deutschland den Parlamentarismus nicht verträgt und daß ein Volk nicht durch doktrinäres Markten mit dem Budget, sondern nur durch selbstlose Opfer groß wird. Es ist ja wol traurig, daß die Völker, statt im Frieden zu leben, bis an die Zähne gerüstet einander gegenüberstehen; aber warum gerade Deutschland, das in seinen neuen Grenzen so sehr blosgestellte, mit der Friedenspfeife den Anfang machen sollte, die ja doch vorläufig die Runde nicht fortsetzen würde, ist wahrlich nicht einzusehen. Diese Nachäfferei westeuropäischen Kinderspiels, das keinen anderen Zweck hat, als die Führer der Parteien abwechselnd ans Ruder zu bringen, oder gut deutsch: diesen Führern je auf ein paar Jahre (wie in England) oder auf ein paar Monate (wie in Frankreich) Titel und Gehalte von Ministern zuzuwenden, wozu in Deutschland kein Boden ist, was also hier nur den Zweck der Großmannssucht schwatzseliger „Parlamentarier“ hat, — diese Nachäfferei hat den Wurm in die Frucht des neuen Reichsbaums kriechen lassen. Der Fluch dieses Treibens begann mit der Spaltung der nationalliberalen Partei in einen linken Flügel, der nicht mehr recht national, und einen rechten, der nicht mehr recht liberal war!

Nicht weniger waren von diesen pseudokonstitutionellen Marktereien die wirtschaftlichen Fragen beeinflußt. Es entstand die Reichsbank; schwieriger wurde die Schaffung von Reichssteuern, um die unerschwing-

lich gewordenen Matrikularbeiträge zu ersetzen. Eine Uebertragung der Eisenbahnen an das Reich scheiterte trotz Bismarcks Bemühungen; doch kam die preußische Verstaatlichung jenes Verkehrsmittels zu stande, welche den Mittelstaaten ein Vorbild zu ähnlichen Reformen darbot. Bismarck war aber dem Freihandelsprinzip abgeneigt und glaubte daher, weitere Reformen unter dem Banner des Schutzzolls ins Leben rufen zu sollen, worin ihm eine „volkswirtschaftliche Vereinigung“ von 204 Abgeordneten zur Seite trat. Freilich, der Freihandel ist ein Ideal, das nur mit Uebereinstimmung von ganz Europa verwirklicht werden kann. Der Kampf für und gegen ihn nahm häßliche Gestalten an.*)

Eine „konservativ-ultramontane Liga“ drückte mit großer Mehrheit den Schutzzoll, zunächst für Eisen, durch. Ein liberaler Gegenbund wurde angebahnt, ohne auch den Getreide-Schutzzoll verhindern zu können, dem der Holzzoll folgte. Doch war das „Centrum“ bald bereit, die Reichseinnahmen zum größern Teile den Einzelstaaten zuzuschieben und das Reich dadurch zu schwächen (Frankenstein'sche Klausel). Der Appetit kam im Essen, und eine neue „agrarisch-schutzzöllnerische Liga“ erhöhte die Zölle weiter. Doch hoben sich Landwirtschaft und Industrie, Arbeitslöhne und Sparkassen-Einlagen.**) Das Reich erholte sich durch die Börsen- und die Lotteriesteuer. Die Wehrsteuer (welche die Schweiz längst mit wohltätigen Folgen besitzt) unterlag; aber das Wuchergesetz trat ins Leben, ferner das Gesetz über den Verkehr mit Nahrungs- und Genußmitteln und die Gewerbeordnung. Die Hansastädte schlossen sich dem Zollverein an. Die Unfallversicherung und die Krankenversicherung waren die ersten Schritte zu einer gesetzlichen Sozialreform (1883), gegen welche niemand eifriger protestirte als die angeblich arbeiterfreundlichen Sozialdemokraten und der sog. Fortschritt. In gleichem Geiste folgte 1889 die Alters- und Invaliditäts-Versicherung und überwand dieselbe Opposition, obschon das Gefolge des Papstes sie diesmal verstärkte. Es waren kleine Anfänge, freilich, aber Anfänge, in welchen das als absolutistisch verschrieene Deutschland allen Ländern der Erde vorangeschritten ist!

Parallel mit diesen sozialen Bestrebungen ging der gewaltige Kampf, welchen Deutschland gegen das innere und äußere Rom zu führen gezwungen war. Der „Kulturkampf“ war so wenig unfehlbar wie sein Gegner, und darum sind auch seine unhaltbaren Positionen gefallen und seine trefflichen aufrecht geblieben. Nur klerikale Sophisterei kann diesen Kampf in das Schuldbuch des Reiches

*) Hans Blum, Das erste Vierteljahrhundert des Deutschen Reiches. Braunschweig 1896, S. 26 ff., S. 70 ff.

**) Blum a. a. O., S. 79.

einschreiben; die wahren Anfänger waren die schwarzen Truppen des Vatikans. Das Reich war diesen von vorn herein ein Dorn im Auge, ein protestantischer Kaiser ein Sakrileg. Das Dogma der päpstlichen Unfehlbarkeit, am 18. Juli 1870, fast zugleich mit der französischen Kriegserklärung erlassen, war ein Manifest des Kampfes gegen die Nichtpapisten der ganzen Erde. Dieselben deutschen Bischöfe, welche in Rom dagegen protestirt hatten, erließen am 5. bis 7. Sept. 1871 in Fulda ihren Protest gegen alle Eingriffe in das Gebiet der Kirche, womit sie den Schutz jener Männer meinten, welche an ihrer frühern Ueberzeugung festhielten und deshalb von den „bekehrten" Kirchenfürsten verfolgt wurden, — und verlangten vom Kaiser-König Abhilfe. Nur Notwehr gegen solche Bestrebungen war das vom neuen Kultusminister Falk 1872 durchgebrachte preußische Schulaufsichtsgesetz, und nur ärgerliche Herausforderungen von Seite bairischer Bischöfe bewogen den Minister v. Lutz zur Vorlage des Kanzelparagraphs, den der Reichstag annahm. Als der heilige Stuhl den gut päpstlichen Kardinal Hohenlohe als deutschen Botschafter ablehnte, erklärte Bismarck: „Nach Canossa gehen wir nicht", und der Reichstag erließ das Jesuitengesetz. Hatte dieses auch seine guten Gründe, so kann es dagegen kaum zweifelhaft sein, daß die Amtsentsetzungen und Gehaltssperren, welche Falk gegen Bischöfe und Geistliche anwandte, der Sache des Reiches nur schadeten, dessen Feinde unnötiger Weise zu Martyrern machten und wol Millionen gleichgültig gewordener Katholiken zu Fanatikern erzogen, was das meiste zum steten Anwachsen des „Centrums" beitrug. Unklug, verbohrt bureaukratisch und jedes Idealismus bar erschienen auch die vier preußischen sog. Maigesetze von 1873 und die zwei von 1874, welche erst den Namen des Kulturkampfes (durch Prof. Virchow) zum geflügelten Worte stempelten. Nicht klüger war wol die Aufhebung der Verfassungsartikel 15, 16 und 18. Prachtvoll dagegen die mannhafte Antwort des Kaisers auf den jammervollen Anklagebrief des altersschwachen Papstes. Unserer Ansicht nach war die Einführung der Civilehe, 1873 in Preußen, 1875 im Reiche, der eigentliche Hauptschlag in diesem Kampfe und hätte wol neben dem Schulaufsichtsgesetze genügt, die Ueberhebungen der Kirche niederzuhalten, ohne sie zu stärken, wie in der Tat geschah. Nur als Notwehr konnte die Aufhebung der Orden und Kongregationen 1875 gelten. Damit endete der Kulturkampf. Nach Canossa ist das Reich nicht gegangen; es hat lediglich 1880 bis 1886 mit einem friedlichern und klügern Papste, ungeachtet des Widerstandes, den die Jesuiten in Rom und ihre Affiliirten in Deutschland diesem Friedenswerke entgegensetzten, sich verständigt, dasjenige wegzuschaffen, was blos eine Konsequenz des Kampfes selbst gewesen war, dessen berechtigte Erfolge aber aufrecht stehen geblieben sind.

Ein ebenbürtiges Gegenstück zu dem Kulturkampfe gegen die Schwarzen war derjenige gegen die Roten, der auch im Erfolge Aehnlichkeit mit jenem hat, besonders im negativen Sinne. Die nationalgesinnte und gesetzlich unanfechtbare Arbeiterpartei Lassalles war um die Zeit des französischen Krieges von der internationalen, staatsfeindlichen, vaterlandslosen, von dem dämonischen Karl Marx gegründeten Agitation aufgesogen worden. Sein intriganter Apostel Liebknecht verlockte zuerst den ehrlichen Bebel und danach auch die Masse der revolutionär angelegten Arbeiter, Deutschland den Rücken zu kehren und mit dessen Feinden zu liebäugeln. Das Werk des Vaterlandsverrates gelang 1875 in Gotha. In der rasch anwachsenden Umsturzpartei machte sich die Feindschaft gegen Religion, Familie und Eigentum immer mehr breit. Die vergeblich abgeleugnete Frucht waren die Attentate von Hödel und Nobiling auf den greisen Kaiser. Schon nach dem ersten tat Bismarck Schritte zu einem Gesetze gegen die Sozialdemokratie, das zwar fiel, dem aber nach dem zweiten Mordanfalle, der blutig verlief, ein neues folgte, gegen welches die Schwarzen und der „Freisinn" einmütig stimmten. Es hat sich nicht bewährt. Wie die Maigesetze, erhob es die Betroffenen zu Martyrern und stärkte ihre Partei in einem damals unglaublichen, aber später allzu verblüffend hervortretenden Maße.

Während im Inlande die Staatskunst des „eisernen Kanzlers" teilweise an den reichsfeindlichen Standpunkten von Parteien scheiterte, feierte sie gegen Außen Erfolge, welche dem Fürsten den weitern Titel des „größten Friedenserhalters" hätten eintragen sollen. Rachsucht, Neid, Mißtrauen und Furcht beseelten je nach ihrer Eigenart und Stellung die auswärtigen Mächte gegenüber Deutschland; jene mußten sich aber bald überzeugen, wie sehr sie irrten. Von Niemanden wurden die Friedensbestrebungen Bismarcks so frech durchkreuzt, wie von dem Botschafter Grafen Harry von Arnim, den die Protektion von hoher weiblicher Seite so sehr verblendete, daß er die monarchischen Reaktionsversuche in Frankreich unterstützte, wegen Unterschlagung diplomatischer Aktenstücke verurteilt und entsetzt wurde und vom Auslande her durch die Schandschrift „pro nihilo" den begonnenen Hochverrat vollendete, worin ihm die sich als königstreu ausgebende „Kreuzzeitung" und die bodenlos schmutzige „Reichsglocke" des famosen Gehlsen nachfolgten und einen Schwarm weltlicher und besonders geistlicher Reaktionäre um sich sammelten — zum Jubel der schwarzen und roten Reichsfeinde —, so daß die ehrlichen und reichstreuen Konservativen sich von dieser nobeln Gesellschaft trennen mußten.

Diese „Friktionen" hatten das Friedenswerk des Fürsten Bismarck außerordentlich erschwert. Trotzdem hatte er die Erfolge zu verzeichnen, welche seit 1872 an das Licht traten: in der glänzenden Dreikaiser-

Zusammenkunft in Berlin, weiter in der Beteiligung an der Gotthardbahn mit der Schweiz und Italien, in der Beihilfe zur Niederwerfung der inquisitionslüsternen spanischen Karlisten, in der Aufdeckung der französischen Pläne, im Vereine mit dem auf Bismarck eifersüchtigen Fürsten Gortschakow Deutschland (1875) zum Kriege zu reizen, in der Verhinderung eines europäischen Krieges durch „wohlwollende Neutralität“ im russisch-türkischen Kriege, welchem der enorme Erfolg des Berliner Kongresses von 1878 folgte. Die Herabsetzung der maßlosen russischen Forderungen bei diesem Friedenswerke erregte Gortschakows Zorn so sehr, daß ein französisch-russisches Bündnis in Sicht war, dem die Gewandtheit Bismarcks und Andrassys 1879 das deutsch-österreichische entgegenstellte, welches 1883 durch den Beitritt Italiens zur Tripel-Allianz wurde, deren Verdienste um den Frieden Europas nur Kosaken und Chauvinisten zweifelhaft sein können.

Die Ehrung des Reichskanzlers zu seinem 70. Geburtstage 1885 entschädigte ihn für die „Politik der Nadelstiche“ von Seite des traurigen Reichstags, welcher unter der Firma Windthorst-Richter-Grillenberger von 1884 bis 1887 Deutschland dem Hohne des Auslandes preisgab.

Die scheußliche Ermordung des edeln Alexander II. gab neuen deutschfeindlichen Hoffnungen auf ein französisch-russisches Bündnis Raum. Gambettas Sturz, Gortschakows Tod und des Ministers Giers Politik vereitelten sie vorläufig. Aber undankbar gegenüber der Weigerung Bismarcks, wegen der Beseitigung des Battenbergers in Bulgarien Rußland den Krieg zu erklären, welchen Schwarz und Rot einträchtig verlangten, setzte man 1887 in Rußland eine Hatz gegen Deutschland in Scene, die sich dadurch aufklärte, daß der Zar gefälschte Depeschen des Reichskanzlers mit Enthüllung angeblicher Umtriebe in Bulgarien erhalten hatte. Sie wurden als Mache der Orleans nachgewiesen, um deren traurigen Schützling, Ferdinand von Koburg, zu befestigen!

Bedeutend war auch der Einfluß, den Bismarcks Genie dem Deutschen Reiche im Orient zu verschaffen wußte. Auf dieses blicken voll Vertrauen Rumänien und die Türkei, und ihm war 1885 die Verhinderung einer absoluten Alleinherrschaft Englands in Aegypten zu verdanken.*)

Neue Wolken drohten, als der halbverrückte Abenteurer Boulanger seit 1886 die französische Revanche betrieb. Seine militärischen Schritte zwangen das Deutsche Reich zur Notwehr in Form einer Verstärkung des Friedensheeres für ein neues Septennat. Der diese Maßregel ablehnende reichsfeindliche Reichstag, welcher hierdurch namenlose Entrüstung im patriotischen Großteile des deutschen Volkes

---

*) Blum a. a. O., S. 115 ff.

hervorrief, nahm ein feiner würdiges Ende und machte im Angesichte der offenen Kriegsrüstungen Boulangers 1887 dem Kartellreichstage Platz, der nun endlich wieder eine deutsche statt der römisch-internationalen Mehrheit hatte. Die Folge war der Sturz des Bramarbas im Westen. Der Triumph, daß Bismarcks größte Rede, in welcher er am 6. Febr. 1888 erklärte: „Die Deutschen fürchten nur Gott und sonst nichts in der Welt", die einstimmige Annahme der Novelle zum Wehrgesetze bewirkte (welche die Feldarmee um eine halbe Million vermehrte), war die letzte Freude des greisen Kaisers Wilhelm I., welcher am 9. März sanft entschlief.

Totkrank, tief leidend, der Sprache beraubt, trat der sympathischste aller europäischen Herrscher, Friedrich III., seine leider so kurze Herrschaft an, die noch heute und lange noch dauern würde, wenn dem Rate tüchtiger deutscher Aerzte Folge gegeben worden wäre, statt dem eines schottischen Quacksalbers. Der kranke Kaiser behielt Bismarck als Ratgeber trotz manigfachen gegenteiligen Hoffnungen, daß er ein Parteikaiser sein würde und entgegen vielfachen Intrigen. Unzweifelhaft suchte englischer Einfluß sich geltend zu machen, als diesen des zweiten Kaisers trauriges Ende beseitigte. Die kurze Regierung warf ihre Schatten in die Zukunft durch die indiskrete Veröffentlichung jenes Kriegstagebuchs des Verewigten, die zum ergebnislosen Prozesse gegen Professor Geffcken führte, aus dem aber hervorging, daß die Auswahl der veröffentlichten Daten ihre Spitze gegen Bismarck richtete.

Am 15. Juni trat der junge Kaiser Wilhelm II. die Regierung an. Hohe Hoffnungen knüpften sich an dieses Ereignis, als, den Bemühungen der „Stöckerei" und „Muckerei" zum Trotz, der freisinnige Theolog Harnack nach Berlin berufen, als dem Hofprediger Stöcker, der sich dagegen auflehnte, sein Hetzerberuf abgeschnitten, als vom Kaiser die Rückberufung des von seinem Vater entlassenen Reaktionärs Puttkamer abgelehnt, als Rudolf v. Bennigsen zum Oberpräsidenten von Hannover ernannt, als die Haltung der „Kreuzzeitung" vom Kaiser energisch mißbilligt wurde und deren Redakteur, v. Hammerstein, der heutige Sträfling, die konservative Partei verlassen mußte, — und diese Hoffnungen erhielten sich, bis Meinungsverschiedenheiten zwischen Kaiser und Kanzler aufzutauchen begannen. Bismarck mißbilligte des Monarchen Besuche in Rußland und England, den zwei Nebenbuhlermächten um die Herrschaft in Asien, — er mißbilligte die Absicht der Aufhebung oder Abschwächung des 1890 ablaufenden Sozialistengesetzes sowol, als des Kaisers Erlasse zu gunsten der Arbeiter, deren Begehrlichkeit sie, wie er meinte, nähren würden.

Durch diese Differenzen fiel das neue Sozialistengesetz im Reichstag am 25. Jan. 1890 dahin, weil die konservative Partei wegen Abschwächung des Gesetzes dagegen stimmte und der Kanzler der Sitzung

nicht beiwohnte. Die Wahlen in den zum ersten Male für fünf Jahre bestellten Reichstag ergaben neuerdings eine oppositionelle Mehrheit. Die in Berlin im März zur Beratung der Arbeiterschutzfrage versammelte internationale Konferenz leistete nichts. Eine Unterredung Bismarcks mit Windthorst am 15. März, die dem Kaiser falsch berichtet wurde, führte eine erregte Aussprache der beiden Gewaltigen und am 20. die Entlassung des Kanzlers herbei. Das waren alles entmutigende Vorfälle. Noch betrübender und demütigender für das Reich war aber die vierjährige Reichskanzlerschaft des braven, jedoch seiner Aufgabe nicht gewachsenen Generals v. Caprivi, welche an Fehlern reicher war als an Früchten. Auf allen Seiten büßte während dieser Zeit das Reich an Macht und Ansehen ein.*) Der „neue Kurs“ begünstigte die Polen und hätschelte England, wodurch er Rußland abstieß und unwillkürlich dessen Einverständnis mit Frankreich und — dem Papste begünstigte. Er schloß nachteilige Handelsverträge mit benachbarten und weiter abliegenden Staaten. Die neue Regierung schmeichelte den oppositionellen Parteien, besonders dem Centrum, und gab den ultramontanen Forderungen nach, indem sie den Diöcesen 16 Millionen angesammelter Sperrgelder schenkte. Der Kanzler ereiferte sich für den Zedlitz'schen Volksschulgesetz-Entwurf, welcher die Schule, allen preußischen Ueberlieferungen zuwider, wehrlos der Geistlichkeit preisgeben wollte, und verdächtigte indirekt die Gegner des Entwurfs, zu denen alle Universitätslehrer und sogar der preußische Oberkirchenrat gehörten, als Atheisten! Es bedurfte eines Machtwortes des Kaisers, um dieses Machwerk zu beseitigen. Aber die reaktionären Parteien fühlten sich durch den „neuen Kurs“ so sehr gefestigt, daß sie alle gemäßigteren Elemente ausstießen. Die Konservativen folgten den Fahnen eines Stöcker und Hammerstein und schlossen sich auch den Antisemiten an. Der „neue Kurs“ ging soweit, den Fürsten Bismarck, der 1892 zur Hochzeit seines Sohnes nach Wien reiste, durch „Uriasbriefe“ dort boykottiren zu lassen, worauf der Kaiser durch seine Versöhnung mit dem Gestürzten antwortete. Endlich führte die ungeschickte Behandlung der durchaus überflüssigen und durch das Centrum und die äußerste Rechte geradezu gegen die Kunst und Wissenschaft gerichteten „Umsturzvorlage“ den Rücktritt des zweiten Reichskanzlers herbei.

Der schlimmste Artikel im Sündenregister des „neuen Kurses“ war aber der Handel mit England um Afrika.

Bei der Teilung der Erde unter die europäischen Mächte war Deutschland, in Folge seiner Zerrissenheit, bis zur Gründung des neuen Reiches leer ausgegangen. Und auch das Reich hatte längere

---

*) Anders dargestellt in: Schneidewin, Das politische System des Reichskanzlers Grafen v. Caprivi. Danzig 1894.

Zeit noch kein Bewußtsein der Tatsache, daß Kolonien unabweislich zu den Erfordernissen gehören, welche das Ansehen einer Macht bei den außereuropäischen Völkern begründen. Die erste Gelegenheit, ein kleines, aber gesegnetes Inselreich, das zum größeren Teile bereits in deutschen Händen lag, zu erwerben, verhinderte der Mangel an jenem Bewußtsein bei Anlaß der Samoa-Vorlage, die der Reichstag 1880 mit kleiner Mehrheit ablehnte. Nun erstand aber der deutsche Kolonialverein. Groß war die Auswahl von Landstrichen zu seiner Betätigung leider nicht mehr; es konnte sich nur noch darum handeln, die Reichsflagge da aufzuhissen, wo Deutsche ohne Schutz für die Kultur arbeiteten. Harter Kampf mit englischem Neid erzielte dies in Lüderitzland (Südwest-Afrika) 1884. Waffengewalt mußte in Togo und Kamerun gebraucht werden, um deutsches Eigentum gegen die von John Bull aufgestifteten Schwarzen zu schützen. Berlin wurde Sitz der Kongo-Konferenz, welche am 26. Febr. 1885 die Handelsfreiheit im Innern des dunkeln Erdteils verkündete und den Kongostaat errichtete. Die wichtigste deutsche Erwerbung aber wurde das schöne, von den natürlichen Grenzen des Meeres und dreier großer Seen umschriebene Gebiet Ostafrikas, doppelt so groß als das Deutsche Reich, welches schließlich 1886 den Sultan von Sansibar durch Kriegsschiffe auch zur Abtretung des dortigen Küstenstrichs zwang. Dagegen erhoben sich die arabischen Sklavenhändler; aber Bismarck, der Kartellreichstag und der schneidige Wißmann hielten die deutsche Flagge hoch. Der „neue Kurs“ tat das Gegenteil. Caprivi schloß 1890 den berüchtigten Vertrag mit England, der diesem Sansibar, Uganda und das Wituland überließ gegen weiter nichts als den Felsen von Helgoland, der freilich sowol idealen als strategischen Wert hat, nun aber leider ein Denkmal deutscher Demütigung ohne Not bildet! Und nicht genug! Auch in dem Gebiete, das Deutschland behielt, jagte ein Experiment das andere, und eine Fortdauer des gerühmten „neuen Kurses“ wäre eine Kette von Mißerfolgen und der Ruin des deutschen Ansehens in der ganzen Welt geworden.

Die deutschen Besitzungen in Neu-Guinea, Neubritannien, den Marshall- und Salomon-Inseln haben dem Reiche auch im Stillen-Ocean Boden gewonnen — auch hier nur im unblutigen Kampfe mit dem stolzen Albion, das schließlich, wie vor 1890 in Afrika, klein beigeben mußte.

Der neue Reichskanzler seit 1894, Fürst Hohenlohe, bürgt durch seine langjährige ausgezeichnete Wirksamkeit als Statthalter des Reichslandes*) Elsaß-Lothringen, wo er zugleich versöhnend und kräftig

*) Die viel gebrauchte Bezeichnung „die Reichslande“ ist durchaus falsch. Es gibt nur ein Reichsland mit drei Bezirken: Ober-Elsaß, Unter-Elsaß und Lothringen.

waltete, dafür, daß sowohl das Reich, als seine Kolonien die vierjährige Schwäche und Zerfahrenheit überwinden und zu der Blüte aufsteigen werden, die in der ersten Zeit nach dem Kriege heranzunahen versprach. Unerläßliche Bedingungen dazu sind aber: die Ueberwindung des Parteiwesens durch eine Aenderung der Reichstagswahl in dem Sinne ihrer Organisation nach Berufsgenossenschaften statt nach Wahlkreisen*) und die Beseitigung der Umsturzgefahr durch eine weise und tief eingreifende soziale Reform. Jene Aenderung ist zu einer gebieterischen Notwendigkeit geworden Angesichts des rüpelhaften Benehmens der Sozialdemokraten und des fanatischen Gebahrens der Ultramontanen im Reichstage, welche Versammlung am 23. März 1895 die unsühnbare Schmach auf sich lud, dem Baumeister des Reiches, ohne den sie gar nicht existirte, eine Ehrung zu seinem achtzigsten Geburtstage zu verweigern. Auch hier gingen Schwarz und Rot wieder zusammen wie in jeder undeutschen Maßregel und strafen die Behauptung Lügen, daß der zweitausend Jahre alte Sozialismus der Sohn des noch nicht hundertjährigen Liberalismus sei. Wahr ist dagegen, daß die Extreme sich nicht nur berühren, sondern gegenseitig einander hervorrufen, stützen und nähren!

Was dagegen die Sozialreform betrifft, auf die wir näher zurückkommen werden, so muß einfach auf dem bereits im Kleinen betretenen Wege der Arbeiterschutzgesetzgebung im Großen weiter gebaut werden. Diese Frage könnte mit der Reform der Reichstagswahl (der Wahl nach Berufsgenossenschaften) Hand in Hand gehen; und diese Kombination wäre der von allen redlichen Deutschen ersehnte Tod des die Räume des Reichspalastes schändenden Parteitreibens. Eine weitere Verbindung könnte die Arbeiterfrage mit der Kolonialfrage eingehen. Nachdem die liederliche Wirtschaft in Afrika (Skandale Leist, Wehlan u. a.) beseitigt und dem Sturze des „neuen Kurses" die Uebergabe der Verwaltung der Schutzgebiete an die Kolonialabteilung des auswärtigen Amtes gefolgt ist, da somit die Hoffnung genährt werden darf, daß die deutschen Kolonien der Kultur immer mehr geöffnet werden, so ist nicht zweifelhaft, daß, wie die Kolonien in den Tropen dem Handel und der Plantagenwirtschaft, so diejenigen in der gemäßigten Zone (das mit Unrecht unterschätzte Lüderitzland)**) zu trefflichen Ableitern der Uebervölkerung im Mutterlande, zu vielversprechenden Stätten deutscher Landwirtschaft und Gewerbebetreibung sich entwickeln werden.

*) Des Verfassers Buch „Aria, das Reich des ewigen Friedens im 20. Jahrhundert". Pforzheim 1895. S. 9 ff.

**) Die deutschen Schutzgebiete bis zum Jahr 1893. Leipzig 1894. — Was ist Lüderitzland wert? Breslau 1896. — Bruck, Neu-Deutschland und seine Pioniere. Berlin 1894.

Wenn sich diese Hoffnungen verwirklichen, aber auch nur dann, wird das Deutsche Reich den nächsten Anspruch darauf haben, in einem europäischen Bunde der Zukunft die Hegemonie auszuüben, zu welcher seine geographische Lage es ohnehin prädestinirt hat. —

## B. Das übrige Europa.*)

Am längsten war unter den Ländern außerhalb des Deutschen Reiches die westliche Hälfte der Oesterreichisch-Ungarischen Monarchie mit ihm verbunden, übte aber, in Folge ihrer kolossalen Ausdehnung außerhalb Deutschlands, auf dieses einen Druck aus, der bei dem zunehmenden Selbstbewußtsein Preußens eine Lösung des frühern Verhältnisses unausweichlich machte. Es war bei der eigenartigen Zusammensetzung der habsburgischen Erbländer, welche nur durch dynastisches Interesse zusammenhängen, nicht anders möglich, als daß jener Druck einen fremdartigen undeutschen Charakter trug, der dem deutschen Volke in seiner freien Entwickelung hinderlich war. Eine Fortdauer jener Verbindung würde Deutschland, das an Bevölkerung den genannten Erblanden immer mehr über den Kopf wuchs, in das tragische Verhängnis hineingezogen haben, das über diesem eigentümlichen Staatengebilde schwebte und noch schwebt. Oesterreich-Ungarn ist das Doppelreich der tragischen Schicksale. Ungarn, welches heuer seinen tausendjährigen Bestand in rauschenden Festen feiert, ist als Reich weit älter als die früher weit zerstreuten, einen einheitlichen Charakter nicht tragenden Besitzungen Habsburgs, das erst vier Jahrhunderte nach der Gründung des Magyarenstaates aus enger gräflicher Bescheidenheit hervortrat. Ungarn war zu Zeiten, in denen es bis zum Balkan reichte und in denen es mit Polen und Böhmen in Personalunion stand, weit mächtiger gewesen als Oesterreich bis vor zweihundert Jahren war. Aber durch das Haus Habsburg von anderthalbhundertjähriger Türkenherrschaft befreit, hat es diesem den eigentlichen Körper des Reichs verliehen, das ohne Ungarn gleichsam blos ein Kopf mit Extremitäten gewesen wäre. Der Dualismus beider Länder ist weit älter als der Ausgleich von 1867; Ungarn hatte stets, mit nur geringer Unterbrechung von 19 Jahren nach der Revolution von 1849, seine eigene Verfassung; sogar das Gesetz der Thronfolge ist ein anderes, und kraft der in Ungarn zu Recht bestehenden

*) Da das vorliegende Buch vorzugsweise für das Deutsche Reich bestimmt ist, können die außerdeutschen Länder, was das Verhältnis ihrer politischen Angelegenheiten zur Kultur betrifft, nur übersichtlich betrachtet werden.

weiblichen Erbfolge könnte unter Umständen eine völlige Trennung wieder eintreten. So steht denn das außerungarische Oesterreich ohne festen Halt da; es streckt zwei Arme: Galizien mit der Bukowina und Dalmatien aus, ohne damit Ungarn umfassen zu konnen; ja es hat nicht einmal einen Namen. Statt einfach „Oesterreich", nennt es sich in vertrakt bureaukratischer Weise: „Die im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder". Dieser Reichsrat ist ein Tummelplatz unversöhnlichster nationaler Gegensätze, nicht blos der Parteien wie leider der deutsche Reichstag.

Man ist in Verlegenheit, wie man das staatsrechtliche Verhältnis zwischen Oesterreich und Ungarn nennen soll, ob einen Gesamtstaat, Staatenstaat, Staatenbund, Realunion oder wie sonst. All dies paßt nicht; die Doppelmonarchie ist einfach ein Ergebnis historischer Entwickelung.*) Auch der Ausdruck „Doppelmonarchie" bezieht sich nur auf die Gegenwart. Gleich Ungarn strebt ja auch Böhmen nach einem „Ausgleiche". Und da dieses mit seinen „Nebenländern" Mähren und Schlesien „Deutsch-Oesterreich" von „Polnisch-Ruthenisch-Oesterreich" trennen würde, so wäre ein viertes Glied „Galizien und Bukowina" nur eine Frage der Zeit. Das bedeutet eine Zergliederung, welche um so bedenklicher ist, als im Gegenteil, in der Centralisation, der naturgemäße Verlauf der staatlichen Entwickelung liegt, wie ehemals Frankreich, heute Deutschland und die Schweiz zeigen. In der Zergliederung liegt aber der Keim der Trennung, und deshalb durften wir das Geschick Oesterreich-Ungarns ein tragisches nennen, auch wenn wir nicht gerade an den Untergang des Kaisers Maximilian von Mejiko, an die erschütternde Katastrophe des Kronprinzen Rudolf und an das rätselhafte Verschwinden des Erzherzogs Johann Salvator (Orth) denken müßten.

Oesterreich und Ungarn haben kein gemeinsames Recht; sie bilden tatsächlich nur eine Personalunion. Die ihre gemeinsamen Angelegenheiten beratenden „Delegationen" sind blos „von Jahr zu Jahr neugewählte und bevollmächtigte Ausschüsse der beiderseitigen Legislaturen". Man könnte sie vielleicht als mehrköpfige zeitweise Gesandtschaften betrachten, die zu Besprechungen zusammentreten. Das Tragische in dem Verhältnis liegt aber besonders in der Verschiedenheit der beiderseitigen politischen Kulturzustände. In Oesterreich besteht eine Nationalitäten-Anarchie, in Ungarn die Despotie einer Nation gegenüber den anderen. Denn es ist doch gewiß die höchste Ungerechtigkeit, die beiden zu Ungarn in demselben staatsrechtlichen und geschichtlichen Verhältnis stehenden

---

*) Ludw. Gumplowicz, Das österreichische Staatsrecht. Wien 1891. — Besprechung dieses Werkes von Prof. Schwicker in Budapest, Beil. z. A. Z. 1892 Nr. 253. — Vergl. Ulbrich, Das Staatsrecht der österreich.-ungar. Monarchie. Freiburg i. B. 1884.

„Nebenländer“ Kroatien-Slawonien und Siebenbürgen derart behandelt zu sehen, daß ersteres als Nebenland fortbestehen darf, weil keine Magyaren darin wohnen, letzteres aber vergewaltigt und seines Namens beraubt wurde, weil es eine Minderheit von Magyaren beherbergt. Nationalitätenhaß und Nationalitätendruck sind aber Zeichen einer zurückgebliebenen Kultur, die bei allen Fortschritten, welche die Wissenschaft, bei allen großen Leistungen, welche Kunst und Litteratur in Oesterreich und Ungarn aufzuweisen haben, in den abgelegeneren Gegenden durch jenen Haß und Druck in der Entwickelung zurückgehalten wird.

Und dennoch haben diese zwei durch den Kaiser und König und die drei gemeinsamen Ministerien verbundenen Staaten eine Mission der Kultur erhalten durch die provisorische, hoffentlich aber definitive Angliederung Bosniens und der Herzegowina 1878. Und diese Aufgabe, bei welcher übrigens dem deutschen Element der Hauptanteil zukommt, ist in vortrefflichster Weise gelöst worden. Wo noch vor 14 Jahren Sumpf und Urwald das Land verpesteten und unzugänglich machten, sind jetzt Straßen und Eisenbahnen gebaut, Gasthöfe errichtet, herrscht Reinlichkeit und breiten Schulen ihre bildende Wirksamkeit aus, werden geschichtliche Altertümer ausgegraben, die Sagen, Ueberlieferungen, Dichtungen und Gebräuche des Volkes gesammelt, meteorologische Stationen errichtet, die Naturschätze des schönen Landes untersucht und gehoben, und konnte schon 1888 in Serajewo ein Landesmuseum und eine dessen Interessen wahrende Zeitschrift (Glasnik) entstehen.*) Diese Ergebnisse lassen hoffen, daß die Tragik der Doppelmonarchie mit der Zeit einen versöhnlichen Ausgang nehmen werde.

In verhältnismäßig größerm Umfange, aber nicht so lange wie Oesterreich, war die Schweiz mit dem Deutschen Reiche verbunden. Die Kriegstaten ihrer Bürger und Landleute vom 14. bis zum 16. Jahrhundert wiesen sie auf den Weg der Unabhängigkeit, nahmen aber gerade da ein Ende, als die Verbindung mit dem Reiche faktisch aufhörte (um 1500). Die Schweiz ist in der Kultur soweit voran, daß sie keinerlei Zerwürfnis zwischen ihren drei Nationalitäten kennt, obschon bis vor hundert Jahren die meisten ihrer Romanen von den Deutschen unterdrückt waren. Ihre Schulen sind ihr Stolz, ihre freien Verfassungen ihr Ruhm. Die Bundesverfassung von 1874 ist in der Centralisation einige Schritte weiter gegangen als die von 1848, und dieser Gang der Dinge setzt sich noch fortwährend durch Abänderungen einzelner Artikel fort, wäre aber noch weiter gediehen, wenn nicht die Volkslaunen durch das verhängnisvolle „Referendum“ dem Fortschritte oft Streiche spielen würden. Die Lust, Verbesserungen auf diese Weise zu

---

*) Aus Bosnien. Beil. z. A. Z. 1892 Nr. 190. — Prof. Schwicker ebendas. 1894 Nr. 100 und 101.

hintertreiben, ist ein Ausfluß des Hängens an der bereits vielfach gebrochenen „Souveränität“ der Kantone, die sich doch bei den beständig wachsenden Ansprüchen an ihre Finanzen nicht lange gegen ihr Verhängnis werden sperren können. Hängt auch das Volk an ihm, so ist dieser Hang doch nur noch ein platonischer. Sein Gut und Blut würde es für sie nicht hingeben, wohl aber für das gemeinsame Vaterland; und darin liegt die Kraft der Schweiz, welche unter den europäischen Kleinstaaten ohne Frage der lebensfähigste, wenn nicht gar der allein lebensfähige ist.

Was die Zukunft der Schweiz betrifft, so liegt diese noch sehr im Dunkeln. Es hängt diese Frage unseres Erachtens vorzüglich von derjenigen ab, wie sich die im Flusse begriffene demokratische Bewegung gestalten wird. Entwickelt sich diese weiter, zieht sie mit ihrem verwickelten Apparat von Volkswahlen, Referendum, Initiative u. s. w. immer größere Kreise, so muß sie schließlich, namentlich wenn die Verwerfungsmanie stets zahlreichere Opfer fordert, in Anarchie ausarten, und diese Tatsache könnte die umliegenden Mächte zum bewaffneten Einschreiten gegen die Schweiz veranlassen. Es ist aber zu hoffen, daß dem Volke der Abstimmungs- und Wahlsport nach und nach verleiden, daß es endlich einsehen wird, wer in Wahrheit die Wahlen macht, und daß eine heilsame Reaktion eintritt, welche in Wirklichkeit ein Fortschritt wäre. Nicht unmöglich ist, daß diese glückliche Wendung mit der unausweichlichen Katastrophe des Kantonalismus, d. h. mit der Umwandlung der Eidgenossenschaft in einen einheitlichen Freistaat mit starker Regierung zusammenfällt und daß dann eine Rückkehr zum Repräsentativsystem eintritt und man in dem schönen Lande anfangen wird, statt für die Parteien und die Demagogen, für das Volk zu sorgen und ihm Brot und Arbeit statt der Stimmzettel zu geben, was indessen gewisse Konzessionen an den demokratischen Gedanken durchaus nicht ausschließen würde.

Auch die beiden Rheinmündungs-Staaten sind abgerissene Stücke des alten Deutschen Reiches, dessen Tragik ebenso in der Vergangenheit liegt wie diejenige des Donau-Doppelreiches noch in der Gegenwart. Letzteres gilt namentlich auch von Belgien, das für seine Losreißung von den Niederlanden schwer zu büßen hat. Nie noch hat es sich von dem Fluche, den Herzog Alba dort entfesselte, zu lösen vermocht. In keinem romanischen Lande hat sich das römische System so tief eingenistet wie in diesem halbgermanischen, und in keinem hat neben dem schwarzen Extrem das rote so ausgiebige Macht zu erlangen gewußt. Nirgends hat daher die geistliche Autorität in so hohem Grade wie hier ihre Ohnmacht gegenüber dem Umsturze an den Tag gelegt. Nachdem beide Extreme die liberale Mitte, nicht ohne vielfaches Verschulden, bis nahe zum Verschwinden erdrückt haben, ist dem unglück-

lichen Lande ein Todeskampf zwischen der schwarzen und der roten Internationale beschieden, der nur mit seinem Auseinanderfallen an germanische und romanische Nachbarmächte enden kann.

Ein merkwürdiges Geschick hat das einst als Republik so achtunggebietende, jetzt als Monarchie so ohnmächtige und einflußlose Holland ereilt. Ohne seine ostindischen Prachtkolonien — wie stände es da? Welcher Unterschied gegen die Zeiten eines Wilhelm von Nassau-Oranien und Hugo Grotius! Die zur Schriftsprache erhobene und auch hier diese Würde besitzende platte Mundart, der ein Drittel des Landes einnehmende unpatriotische Katholizismus, dessen Angehörige gegen die Erinnerungsfeier an die Befreiung vom spanischen Joche protestirten, der Schlendrian in den Kolonien, der endlose Krieg mit Atschin auf Sumatra, das Aussterben des Regentenhauses, dessen Stelle ein junges Mädchen einnimmt, und das Anwachsen der Sozialdemokratie sind ebensoviele Schwächen des Staates, dessen Zukunft mindestens zweifelhaft ist.

Ein Stillleben führen, im Vergleiche mit dem mittlern und südlichen Europa, die skandinavischen Staaten. Dänemark war im Mittelalter, Schweden im 17. Jahrhundert Großmacht. Beide sind, was für sie höchst bedauerlich, von früherer Größe herabgestiegen, beide in ihrer Ausdehnung auf empfindliche Weise verringert worden. Schweden verlor Finland an den russischen Koloß, Dänemark sogar den größten Teil seiner einstigen Macht, 1814 Norwegen und ein halbes Jahrhundert später Schleswig und Holstein — aus eigener Schuld.

Innere Parteikämpfe sind ihm trotz seiner Kleinheit nicht erspart geblieben, Minister- und Kammerstürme im Glase Wasser, lebhafter als im größern Schweden, während in dem eigenartigen Norwegen sich Gelüste völliger Unabhängigkeit, sogar republikanische, geltend machen. Erfreulicher Weise mehren sich in neuester Zeit die Anzeichen freundschaftlicher Annäherung an das stammverwandte Deutschland in allen drei Staaten, und es wäre gewiß im beiderseitigen Interesse, daß ein germanischer Bund sich achtunggebietend zwischen Slawen und Romanen erhöbe, um dem Frieden Europas als mächtige Stütze zu dienen!

Das britische Inselreich hat sich aus einem europäischen zu einem Allerweltsreiche entwickelt, und seine Interessen liegen mehr in allen Oceanen als auf dem Festlande. Im europäischen Anteile ist die brennendste Frage die irische. Der alte Gladstone glaubte, seine anerkennenswerten Bemühungen zur Befriedigung des grünen Erin, dem er die Befreiung von der Hochkirche und das Landgesetz geschenkt, durch das verhängnisvolle Homerule krönen zu sollen, bewirkte aber nur den Zerfall der einst so mächtigen liberalen Partei und würde im Falle des Gelingens den Zerfall des Reiches selbst besiegeln. Auf überseeischem Gebiete sucht Großbritannien die von europäischen

Abkömmlingen bewohnten Kolonien in Nordamerika, Südafrika und Australien durch möglichste Autonomie an sich zu ketten, dürfte aber das Gegenteil erreichen. Dagegen sucht es sich um so absolutistischer in seinem eigentlichen Hauptlande, dem nunmehrigen Kaiserreich Indien zu befestigen, welches durch Birma eine wesentliche Verstärkung erhielt, und gleichsam als bequemen Zugang zu diesem, sich möglichst großer Gebiete im Osten Afrikas, von Aegypten, dem geträumten künftigen „Vor-Indien“ bis zum Kap hinab zu bemächtigen, wogegen Deutsch-Ostafrika und die Boeren nicht zu verachtende, höchst unbequeme Hindernisse bilden. Nicht geringere sind die im Sudan bisher unangreifbar hausenden Mahdisten und die protestirende Haltung Frankreichs gegen die Alleinherrschaft Englands im Nillande.

England gilt als das freieste und gebildetste Land der Welt, und doch hat es weder das allgemeine Wahlrecht, noch den allgemeinen Schulbesuch. Durch die mit einer Wahl verbundenen Kosten steht das Parlament, dessen Wähler noch immer 10 Pfund Rente besitzen müssen, tatsächlich nur sehr reichen Leuten offen. Ein Krebsschaden ist stetsfort das Verhältnis zu Irland. Ohne Homerule wird dieses nie zufrieden sein; mit Homerule wird es sich losreißen und mit Englands Feinden wieder einig gehen. Eine Art gleichmäßigen Föderalsystems für England, Wales, Schottland, Irland und die Kolonien wäre wohl der sicherste Ausweg aus dieser Schwierigkeit. So wie es gegenwärtig besteht, wird das weit herum in allen Erdteilen zersplitterte britische Reich unhaltbar sein und der Auflösung entgegen gehen. Viele Engländer glauben dies selbst, vielleicht die ganze radikale und ein Teil der liberalen Partei, und wünschen eine Konzentration auf die besser erreichbaren und sicherer zu bewohnenden Gebiete. Sir Charles W. Dilke hat diesen Gedanken (1868) in „Great Britain“ näher ausgeführt und einen Bund der englisch-sprechenden Völker befürwortet; er verschenkte Canada an die Union, hielt aber Irland ohne Homerule fest. Das Buch fand in England und Amerika reißenden Absatz. Unter keinen Bedingungen indessen dürfte England Indien preisgeben; es würde dies der Anarchie oder — Rußland ausliefern, das vor dessen Toren steht, aber niemals fähig wäre, ein tropisches Land zu beherrschen, das ihm noch dazu an Bildung weit voransteht, selbst unter den Eingeborenen. So lange das britische Reich nicht in irgend einer Weise konsolidirt oder konzentrirt ist, wird es bezüglich Europas für einen „germanischen Bund“ stets ein zweifelhafter Genosse, wenn nicht eher eine Stütze französischer Pläne sein.

Dies allein wäre bedenklich; denn Frankreich, die Republik dem Namen, aber nicht dem Wesen nach, ist tatsächlich die größte Gefahr für den europäischen Frieden, vermöge der von ihm zum ersten Male in der Weltgeschichte, wenn auch bisher noch nicht amtlich von

Seite der Regierung, doch notorisch von seinen Stimmführern aufgestellten Theorie, daß ein durch Friedensvertrag förmlich abgetretenes Gebiet aus Gründen des Patriotismus zurückverlangt werden könne, oder gar — zurückgegeben werden müsse. Der Verwirklichung dieser Hoffnung steht indessen am meisten der innere Kampf zwischen Revolution und Reaktion entgegen, zwischen denen der Opportunismus die Wage zu halten sucht. Dem gegenüber hält die deutsche Politik seit Bismarck den Grundsatz fest, daß die Namensrepublik (oder wenn man will dynastielose Monarchie) dem Frieden und den Nachbaren weniger gefährlich erscheint, als die Wiederherstellung irgend einer Dynastie.

Es war eine Durchkreuzung dieser Politik, als 1873 die vereinigten klerikal-dynastischen Parteien den gemäßigten und friedliebenden Thiers stürzten und als Vorläufer der Bourbons den Marschall Mac Mahon auf den kronenlosen Thron hoben. Es war eine Bedrohung der beiden Nationen, deren innere Einigung jedem „patriotischen“ Franzosen ein Dorn im Auge ist, — Deutschlands und Italiens, die auf einander angewiesen waren, sind und sein werden. Der Graf von Chambord, der geträumte „Roy“ Henri V., und der Papst waren solidarisch verbunden wie 1870 die Kriegserklärung und die Unfehlbarkeit zusammen gefallen waren. Bei der Wallfahrt nach Paray-le-Monial im Jahre 1873 wurde vom Deputirten de Belcastel Frankreich dem „Herzen Jesu“ geweiht, die Pilger sangen zu diesem Abgotte: Sauvez Rome et la France! und der Abbé Besson verkündete einen Feldzug mit den Zuaven an der Spitze zur Wiederherstellung des Kirchenstaates. Chambord versprach diesen Kreuzzug bei seinen Unterhandlungen mit der monarchischen Kammermehrheit und Mac Mahon; aber zum Glücke für den europäischen Frieden hielt die Halsstarrigkeit des Prätendenten ihn ab, die Tricolore statt der sog. weißen Fahne zu entfalten, und daran scheiterte die Verschwörung. Es war auch umsonst, daß 1875 der alte Intrigant Gortschakow mit dem Gesandten Gontaud-Biron in Berlin und anderen Legitimisten die Lüge ausheckte, Bismarck wolle Frankreich heimtückisch überfallen. Vier Jahre später stürzte der Marschall-Platzhalter; die Null Grevy, die ihm nachfolgte, war unschädlich, und Gambetta, der den guten Willen zur Revanche hatte, war zu kurze Zeit erster Minister.

Frankreich wollte keinen Diktator mehr; denn die verschiedenen Parteien gierten nach Ministersesseln, deren Inhaber immer rascher sich abnutzten. Der nächste Kriegsfreund Boulanger war nicht glücklicher, obschon es ihm gelang, Deutschland zu weiteren Opfern zu zwingen, die einen Reichstag stürzten (oben S. 15 f.). Er endete wie Gambetta durch eine illegitime Neigung. Seitdem folgten sich endlose Parteikämpfe, exotische Kriege, die das Mark des Landes aufzehrten, die Ermordung Carnots, anarchische Dynamit-Attentate, endlich der

schamlose Verleumdungsfeldzug gegen Faure und damit in Verbindung der Straßentumult wegen Abdankung des radikalen Bourgeois und die radikale Beschimpfung des Senats.

„Am Meeting in Tivoli=Vauxhall wurde die Anwendung offener Gewalt gepredigt, an die Straße appelliert. Es waren etwa 6000 Personen an jener Versammlung anwesend, und weitere Tausende standen auf der Straße; in einer benachbarten Kaserne war das Militär konsignirt. Jaurès legte die zukünftige Taktik der socialistischen Partei dar. Wenn der Präsident Faure heimtückisch die Verfassungsrevision verhindern sollte, so würde man sie erzwingen, und wenn der Senat sie zurückweist, werde man revolutionäre Mittel anwenden. ‚Der Kampf beginnt heute Abend,' sagte Jaurès weiter, ‚er wird lange dauern und vielleicht tragisch enden. Schwöret, daß ihr der sozialen Republik auf Tod und Leben treu bleiben wollt!' Die Tausende antworteten: ‚Wir schwören!'

„Nach Schluß der Versammlung versuchten etwa 3000 Teilnehmer in geschlossenen Reihen die Boulevards entlang zu ziehen, rufend: ‚Nieder mit dem Senat!' und schöner, moderner: ‚Spuckt den Senat an!' Schutzleute und berittene Munizipalgarden zersprengten die Kundgebenden in drei Angriffen. Einige 100 Kundgebende sammelten sich wieder, zogen vor die Redaktion der sozialistischen ‚Petite Republique' und schrieen dort: ‚Nieder mit dem Senat! Es lebe die Verfassungsrevision!' Durch eine Seitengasse gelangten die Kundgebenden auf die Place de la République, über die sie nach den großen Boulevards ziehen wollten. Aber auf dem Platze erfolgte ein Angriff der Kavallerie, gefolgt von einigen Brigaden und Schutzleuten, die mit den Säbelscheiden dreinhieben. Jaurès und andere Abgeordnete wurden im Gedränge gestoßen und geschlagen. Die Menge zerstreute sich unter furchtbarem Geheul, rufend: ‚Nieder mit dem Senat!' Mehrere Verhaftungen wurden vorgenommen. Einzelne Demonstranten wollten zum Elysée vordringen, es gelang ihnen aber nicht. Turot, der Redakteur der ‚Petite Republique', wurde viermal verhaftet, aber immer wieder von Freunden herausgehauen.

„Der Tag ließ also an revolutionärem Charakter nichts zu wünschen übrig. Guérin, der Redakteur der ‚Libre Parole', wurde verhaftet. Auf den 1. Mai planten die Sozialisten eine große Straßendemonstration. Der Bourgeois nahestehende ‚Jour' beschuldigte den Präsidenten Faure der Illoyalität gegen das scheidende Kabinett, weil er angeblich die Führer der ‚Verschwörung' des Senats von seinem Entschlusse verständigt hätte, Bourgeois zur Demission zu veranlassen, wenn die Madagaskarkredite verweigert würden. Dadurch hätten die Senatoren den Mut zur Verweigerung der Kredite gefunden.

„In Marseille ernannte eine Versammlung von Sozialisten einen Wohlfahrtsausschuß, der sich mit den Pariser revolutionären Ausschüssen in Verbindung setzen sollte."

Der Geist der Barrikaden scheint sich neuerdings regen zu wollen.

Wie der höchste Norden, so träumt auch der äußerste Westen Europas von vergangenem Ruhm, und dieser schaut umsonst nach dem Reiche zurück, in welchem die Sonne nicht unterging. Aber welcher Unterschied! Dort bei den „Ketzern", reges Leben in Wissenschaft, Litteratur und technischen Fortschritten, — hier, als Frucht der Inquisition, die noch immer in den Köpfen spukt, tiefe Unwissenheit, Begeisterung nur für die Schmach der blutigen Stiergefechte, Fanatismus gegen Andersgläubige und Aufopferung tausender von Menschenleben, um die Perle der Antillen, deren Abfall sich geschichtlichen Gesetzen

zufolge nicht mehr verhindern läßt, dem wackelnden Throne eines kleinen Jungen zu erhalten! Und dazu kommt noch ein Aufstand auf den Philippinen, am entgegengesetzten Ende des zusammengeschmolzenen Kolonienreiches, in dem einst die Sonne nicht unterging!

Ueber die politische Lage des Landes selbst äußerte sich der Staatsmann Canovas del Castillo, der „Königsmacher" Alfonsos XII., in einem Interview wie folgt:

„In Spanien ist möglich, was in keinem anderen Staate der Welt möglich ist — mit ein paar tausend Mann kann man den Staat umstürzen. Bei uns Männern des Südens ist das Geschlecht der Abenteurer in Folge eines natürlichen Zuges unseres Charakters ungemein viel zahlreicher als im Norden. Man kann in Spanien mit sehr wenig leben, um so leichter nimmt man die Gefahren einer Revolution auf sich; so viel als man zum Dasein bedarf, findet man stets und überall wieder. Dazu kommt die Mißachtung, die der Spanier gegen das Leben hat, gegen sein eigenes wie gegen das der Anderen; ein Blick in die Statistik der Verbrecher zeigt, wie leicht hier ein Leben wiegt. Bei jeder Revolution steht ein großer Haufe Mißvergnügter und Abenteurer bereit sich anzuschließen: so kann das unsinnigste Unternehmen gelingen. Im Augenblick aber ist die bürgerliche Bevölkerung im Ganzen der Revolutionen müder als je."

Und wie sieht es mit dem Geiste Spaniens aus? Nach der „Gazeta", dem officiellen Organ der Regierung, schuldet man den Volksschullehrern bis zum 31. Dezember 1895 nicht weniger als 8 116 355 Pesetas (Francs)! Die Provinz Malaga allein 1 118 012 Pesetas. Würdig reiht sich dieser die Krone Andalusiens, Granada, an. Ihnen folgen die Provinzen Jaen, Valladolid, Teruel u. s. w. Von den 49 Provinzen Spaniens haben nur 8 (!) ihre Obliegenheiten erfüllt. In manchen Orten, besonders in der Provinz Granada, schuldet man den Lehrern den Gehalt seit mehreren Jahren; in Baza z. B. seit 5 Jahren eine Gesamtsumme von 50 000 Pesetas. In vielen ausgedehnten Landbezirken findet Jahre hindurch überhaupt kein Unterricht statt; die Lehrer verdingen sich bei den Landwirten, um durch Arbeit niedrigster Art das tägliche Brot zu verdienen. Der Klerus aber streicht jährlich 42 Millionen Pesetas von Staatswegen ein. Mit Recht sagt ein Blatt: „Sie sollten sich dem Stierkämpferberuf zuwenden, die spanischen Volksschullehrer. Rentiert dort besser."

In Portugal sind die Verhältnisse nicht erfreulicher. Vier Fünfteln der Bevölkerung ist das Alphabet ein Geheimnis. Als weit wichtiger gelten die politischen Parteikämpfe und die Wiederbelebung einstiger Kolonialgröße. Auch machen sich republikanische Gelüste bemerkbar.

Italien ist Deutschlands Bundesgenosse und in seiner von der Bevölkerung heißersehnten und durch harte Kämpfe errungenen Einheit

von dem Feinde aller Aufklärung bedroht. Es würde daher mehr Aufmunterung als Tadel verdienen, wenn es nicht die Torheit begangen hätte, im Angesichte heimischer Notstände Abenteuer in Afrika aufzusuchen, bei welchen ihm ein kriegsgeübtes vaterlandliebendes Volk, nicht kulturbedürftige Wilde gegenüberstehen, Abenteuer, bei denen es seine Söhne zu tausenden hinfallen sieht für eine Eroberung, die keine Kolonisation ermöglicht und wohin sogar — Wasser gebracht werden muß! Die Gleichgültigkeit, ja Härte gegenüber jenen Notständen und der übertriebene Eifer für diese Abenteuer haben der mit dem Namen Crispi verknüpften veralteten Politik, welche in den ausgetretenen Pfaden des Jahres 1860 fortwandeln zu können wähnte, voraussichtlich ein Ende gemacht. Heute handelt es sich um anderes. Nach dem Jahrbuche Bodios sind die von den früheren Regierungen ererbten Uebelstände, die alle Sorgfalt auf die inneren Verhältnisse lenken sollten, wenn nicht geradezu trostlos, doch sehr verbesserungsbedürftig. Dort heißt es:

„Die Bevölkerungszunahme des Landes (die 31. Million ist letztes Jahr überschritten) wird fast aufgewogen durch die große Auswanderung. Die permanente Auswanderung, am stärksten aus Ligurien, Venezien, der Lombardei und Piemont, schwankt jährlich zwischen 150 000 und 200 000 Personen; etwa 100 000 Italiener ziehen jeweilen im Frühling als Erdarbeiter 2c. ins Ausland und kehren im Herbst zurück. Die Sterblichkeit in Italien infolge von Infektionskrankheiten nimmt ab; aber die Verschlechterung der Lebenshaltung unter der ärmeren Bevölkerung infolge der wirtschaftlichen Misère läßt die Sterblichkeit doch nicht beträchtlich sinken. Die schlecht genährten Organismen vermögen den Krankheiten schlecht zu widerstehen. Jährlich über 3000 Opfer heischt die Pellagra, deren Kranke das Salzmonopol, wie es in Italien gehandhabt wird, direkt steigert. — Bodio betont, daß sich die Besserung des Gesundheitszustandes gegenüber der Infektion zum Teil auf die Besserung der Wasserverhältnisse setzen läßt; so verminderten sich die Typhusfälle in Neapel, die 1881 noch 468 betrugen, nach der Einführung der neuen Wasserleitung auf 173 im Jahre 1894.

Die Zahl der Elementarschüler hat sich seit 1871/72 verdoppelt, die Früchte dieser Vermehrung aber haben nicht entsprechend Schritt gehalten. Im Jahre 1894 waren unter den Rekruten noch 30 Proz. Analphabeten. Die Zahl der Studenten steigert sich in unerfreulichem Maße. Nur die Hälfte der Juristen und Aerzte, die jährlich ihre Studien abschließen, finden freie Stellen. Die Kriminalstatistik konstatiert, daß die Morde und Körperverletzungen ständig abnehmen, dagegen die Betrugsfälle, Diebstähle und Schwindeleien wachsen. Auch steigern sich die Akte des Widerstandes gegen die Staatsgewalt, sowie die Ausschreitungen gegen die Polizei. Die Zahl der Zwangsversteigerungen wegen nicht bezahlter Steuern ist bedeutend gewachsen; sie betrug 1893: 13 375. Die meisten Versteigerungen kamen in Sardinien, Calabrien, Sizilien und den Abruzzen vor. Für Wiederaufforstung ist auch in den letzten Jahren fast gar nichts getan worden. Von 1877 bis 1894 wurden im ganzen nur 3 682 000 Lire für diesen Zweck ausgeworfen; davon kamen vom Staate bloß 1 600 000. Auch in der intensiven Bewirtschaftung der Felder ist kein Fortschritt zu konstatieren. Während z. B. in Belgien und in England ein Hektar ein Mittel von 28 Hektoliter Getreide trägt, in Preußen 24 und in Frankreich 19, erhebt

sich Italien selten oder nie über 12 Hektoliter auf den Hektar; nur 1892 wurde diese Ziffer erreicht, meist beträgt sie 9, und das in einem Lande, das nach wissenschaftlicher Berechnung 34 bis 41 bringen müßte! Die Folge davon ist, daß Italien sich stets zur Getreideeinfuhr gezwungen sieht."

Die Balkanhalbinsel! Geburts-, Blüte- und Grabstätte des hellenischen Geistes! Thränen möchte der Kulturhistoriker vergießen, daß dort über ein halbes Jahrtausend der rohe Türke herrschen durfte und zum größern Teile (im abnehmenden Monde freilich) noch heute herrscht. Und welche Zukunft? Blüht sie den einheimischen Völkern oder dem moskowitischen Despotismus? Und wenn jenen, — werden sie sich in Kämpfen aufreiben, wenn sie einst in der Mitte des Landes, im alten Makedonien, zusammentreffen? Die bisherigen Erfahrungen sprechen für die einheimischen Völker, die Südslawen im Norden und die Griechen im Süden. Eine Verständigung über die Grenze wird man ihnen überlassen müssen. Tatsache ist, daß, während die „Türkei" (welcher schmähliche Name bald verschwinden möge), soweit sie noch besteht, im Schmutze verkommt, Griechen, Serben, Bulgaren und Rumänen so viel erstaunliche Fortschritte gemacht haben, als in der kurzen Zeit, die seit ihrer Befreiung verflossen ist, nur immer zu erwarten war, teilweise sogar noch weit mehr. Im neuen Hellas ist Athen, das die Würde der Hauptstadt dem Vater des ersten Königs, Ludwig I. von Baiern verdankt, aus einem verfallenen Neste zu „einer schönen, eleganten, glänzenden Großstadt geworden*), in der 100 000 Menschen ihren Unterhalt erwerben, ist das Centrum für Kulturbestrebungen und politische Aspirationen, welche die engen Grenzen Griechenlands und selbst jene der Balkanhalbinsel weit überschreiten." Die bekannten Kammerhändel dürfen den Freund des Fortschrittes nicht irre machen; sie sind nicht ärger als die auf Monte Citorio oder im Palais Bourbon oder am Franzensring; ja im deutschen Reichstage ist es auch schon stürmisch hergegangen, und das ruhigere Parlament von Westminster hat eine halbtausendjährige Geschichte. Es sind jugendliche Gärungen eines wiedererwachten Volkes. Die schwierigen Finanzen hat Europa zu verantworten, weil es ohne Not die Grenzen des neuen Staates zu enge zog. Das neue Griechenland hat verhältnismäßig so viel Volksschulen wie Oesterreich (1600, 1874 erst 1127, 1830 nur 71)**), 180 Mittelschulen, 30 Gymnasien und die Universität Athen 3500 Studirende (1875 erst 1400), welche freilich nichts von Corps, Comment und Mensuren wissen, sondern eben — studiren; außerdem bestehen eine polytechnische, 4 landwirtschaftliche und 5 nautische Schulen und eine Lehrerbildungsanstalt. Auch die Industrie hat großartige Fort-

*) Melingo, P. v., Griechenland in unseren Tagen. Wien und Leipzig 1892, S. 1 f.

**) Vergl. A. K. VI., S. 360.

schritte gemacht*), ebenso die Landwirtschaft**) und die Verkehrsmittel (1891: 862 Kilometer Eisenbahnen, 400 im Bau, 300 im Projekt); der Kanal durch den Isthmus ist jüngst vollendet worden.

In ähnlicher Weise darf man Serbien nicht nach der ziemlich formlosen Skupschtina, dem liederlichen Milan, der intriganten Natalie und dem noch unreifen Alexander beurteilen. Nach dem Buche des k. k. Generalmajors Anton Tuma sind die Fortschritte, welche das junge Königreich auf den Pfaden der Civilisation gemacht hat, im westlichen Europa noch zu wenig bekannt. Nur wenige vielleicht wissen, daß in diesem Staate die Volksschullehrer Beamte des Staates mit sehr ansehnlichen Gehalten und mit Anspruch auf eine gesetzlich festgestellte Altersversorgung sind; daß die Schulhäuser auf dem Lande überall vom Staate erbaut sind und daß sie, nebst den Lehrzimmern und der geräumigen Lehrerwohnung, auch noch Räumlichkeiten für Aufnahme jener Kinder enthalten, die wegen zu großer Entfernung ihrer elterlichen Wohnungen, oder wegen schlechter Wege nicht täglich zur Schule kommen können.

Dem entgegen entwirft der Diplomat Bresnitz v. Sydačow ein höchst trauriges Bild von den Zuständen des Landes unter dem seit Oktober 1895 regierenden, d. h. von Natalie geleiteten Ministerium Nowakowitsch, unter welchem allgemeine Unsicherheit, Korruption in allen Zweigen der Verwaltung und Rechtspflege, und unter der Bevölkerung tiefste moralische Verkommenheit herrschen soll.***)

Noch sehr jung ist Bulgarien, das unter dem leider verdrängten tapfern und energischen Battenberger tüchtige Anläufe gemacht hat, die leider durch die Unfähigkeit des orleanistisch-bourbonisch geleiteten Koburgers, dessen Fahrlässigkeit und Kriecherei vor Rußland die scheußliche Zerhackung Stambulows verschuldete, leider vorläufig stille stehen.†)

Der unselige Rest des osmanischen Reiches in Europa siecht unheilbar dahin. Die Schönfärbereien von Reportern aus Byzanz in „fortschrittlichen“ Blättern sind weder ernst gemeint, noch zu nehmen. Alles Schwindel, gerade wie das sog. türkische Parlament im Januar 1878 einer war, wo die bornirtesten Alttürken das große Wort führten und verlangten, daß der Scheri (das auf dem Koran beruhende Gesetzbuch) unantastbares Reichsgesetz für alle Religionsgenossen sein solle, was denn auch mit großer Mehrheit beschlossen wurde. In derselben

*) Melingo a. a. O., S. 208 ff.

**) Ebd. S. 211 ff.

***) „Fünf Jahre am Hofe des Königs von Serbien“ und „Die Korruption in Serbien“. Leipzig 1895 u. 96.

†) Bulgarien und der bulgar. Fürstenhof. Von e. Diplomaten (Bresnitz v. Sydačow). Leipzig 1896.

Sitzung aber hatten alle Redner zugegeben, daß es dem Reiche an Schulen durchaus fehle, während die Armut darin überall herrsche.

Man darf nicht vergessen, daß erst vor zwanzig Jahren in drei Monaten auf geheimnisvolle Weise, wie man aber jetzt weiß, durch die von Abdul Hamid, dem heutigen (vielleicht letzten) Sultan geleiteten Intriguen zwei Sultane beseitigt wurden, Abdul Asis durch Mord (nicht Selbstmord) und Murad V. durch Einsperrung wegen angeblichen Wahnsinns.

Einen Fortschritt in der Türkei gibt es nicht, und soweit von Reformen die Rede ist, bestehen sie nur darin, daß in den Behörden die christliche Mehrheit der Bevölkerung neben den herrschenden Muslimen durch eine Minderzahl vertreten sein soll.

Eine bornirte Censur verbot u. A. die Herausgabe einer Uebersetzung des Briefes an die Galater, weil man diesen für einen revolutionären Aufruf an die Bewohner von Galata hielt, und man beruhigte sich erst, als nachgewiesen wurde, daß der Verfasser (Paulus) gestorben sei. Die Ermordung des Schahs von Persien mußte als ein plötzlicher Tod aus Unwohlsein dargestellt werden.

Man kann es kaum überschätzen, das Maß der Zerrüttung der türkischen Verhältnisse, und es übersteigt alle Begriffe. Ein eben aus Damaskus zurückgekehrter Reisender schreibt: „Niemals habe ich mir vorstellen können, daß ein Land in die Lage geraten kann, in der sich gegenwärtig die Türkei befindet. Die unglücklichen türkischen Soldaten haben weder Speise noch Kleidung, und man braucht sich nicht zu wundern, wenn sie, zu einem Dorfe gelangt, plündern und alles vernichten. Auf dem Wege nach Damaskus frühstückte ich auf einer Station. Ein Zug mit Soldaten aus dem Hauran traf ein. Sie traten in den Buffetsaal und in einem Moment war alles Eßbare verschwunden. Niemand trat ihnen hindernd entgegen; eher wurde ihnen gegeben, was nur möglich war; bis zu dem Grade elend waren diese Unglücklichen. In einem türkischen Hafen am Mittelmeer sah ich einen türkischen Dampfer mit Redifs. Schon aus der Ferne schrieen die Soldaten: „Su, Su!“ d. h. „Wasser, Wasser!“ Schon seit mehreren Tagen gab es kein Wasser auf dem Dampfer ..... Die Drusen schlagen sich wie ‚tolle Hunde‘, schreibt ein türkischer Offizier einem Kameraden. Und in der Tat erzählte mir ein türkischer Offizier, ein Augenzeuge, daß sein Bataillon von einem einzigen Drusen mit so verzweifelter Kühnheit angegriffen wurde, daß die Soldaten die Flucht ergriffen. Jemand schoß auf den Drusen, er lief auf einen Offizier zu, führte gegen ihn einen Säbelhieb, der ihn von der Schulter bis zum Gürtel spaltete, und sank dann zu Boden. Wie sich erwies, war ihm die Kugel in den Leib gegangen. Mit solchen sinnlos tapferen Gegnern müssen die hungrigen und nackten türkischen Soldaten und dazu unter Führung von Offizieren kämpfen, welche zu allererst Fersengeld geben.“ Weiter heißt es in dem Berichte: „Als Gerüchte über die Besetzung Kretas durch Truppen europäischer Mächte kursierten, äußerten Muselmänner wie Christen: ‚Auch wir müßten unsere Regierung gegen eine andere vertauschen.‘ Besondere Sympathien für dieses oder jenes Land seien nicht vorhanden, wohl aber Haß gegen die eigene Regierung. Darin sind alle einig, und wer auch Syrien nehmen wird, wird mit offenen Armen empfangen werden. Selbst wenn die Türkei aufrichtig die Pacificierung der aufständischen Provinzen herbeiführen wollte, könnte sie es nicht, weil ihr die elementarsten Mittel dazu fehlen.“

Noch bedeutender als die Fortschritte in Griechenland sind diejenigen in **Rumänien**, das, Dank der Regierung König Karls von Hohenzollern und der Königin-Dichterin Elisabeth (Carmen Sylva) ein vollständig modern-europäischer Staat, wie Bukarest eine moderne Großstadt geworden ist. Rumänien zählt heute 4000 Elementarschulen mit 220 000 Schülern (1885: 107 000, 1852 erst 22 auf dem Lande), 42 Gymnasien und ähnliche Anstalten, 21 höhere Mädchenschulen, 27 Fachschulen (darunter 2 Lehrer- und 2 Lehrerinnenseminare) und 2 Universitäten in Bukarest und Jassi. Heute besitzt das Land 2800 Kilometer Eisenbahnen. Es schuf den Donaukanal, der eine leichtere Einfahrt in den Strom gewährt, und vollendete 1895 die riesenhafte 28 Kilometer messende Eisenbahnbrücke (die längste der Erde) bei Tschernawoda über die Donau und deren Seitengewässer, welche 34 Millionen Francs kostete und vom König Karl am 26. September 1895 mit den Worten eröffnet wurde: „Den Aufschwung unseres teuern Rumäniens auf dem Wege zur Größe und zum Fortschritt wird niemand mehr zu hemmen im Stande sein.“ Seine militärische Tüchtigkeit bewies Rumänien im russisch-türkischen Kriege, wo seine Krieger bei Plewna die Russen heraushieben und sich die Unabhängigkeit erkämpften.*)

Eine Gefahr und zugleich ein Geheimnis für das übrige Europa ist das riesige Reich der **russischen** Zaren, dessen despotische Zustände der Verbreitung richtiger Kenntnis desselben die größten Schwierigkeiten in den Weg legen. Der Lohn der Wahrheit heißt ja Sibirien, das Mittel sie zu unterdrücken ist die Censur. Rußland hat Ueberfluß an den reichsten Hilfsquellen der Entwickelung des Wohlstandes.**) Ihre wohltätige Ausbeutung verhindern aber die Trägheit des Volkes, die von der orthodoxen Geistlichkeit genährte bornirte Starrgläubigkeit, die sich von den Popen das letzte Besitztum abpressen läßt, der Bettel des unwissenden Mönchs- und Nonnenvolkes, das sich hierdurch maßlos bereichert und das Volk arm macht, das wiederholt von Hungersnot heimgesucht ist, — die unbeugsame Willkürherrschaft der Reichsbehörden, die gesetzlose Kabinets-Justiz gegen politisch verdächtige Personen mit ihren nächtlichen Verhaftungen und Einkerkerungen oder Verschickungen, mit ihrer Knute und ihren Folterqualen, das in allen seinen Graden von oben bis unten korrumpirte, nur durch Bestechung zu gewinnende, vom Volke bitter gehaßte, fünffach überzählige, schlecht besoldete und

*) Rumänien ein Land der Zukunft. Von G. Benger, k. rum. Generalkonsul. Stuttgart 1896.

**) G. **Neelmeyer**-Vukassowitsch, Das Rußland der Gegenwart und Zukunft. 2. Aufl. Barmen 1890. Vergl. E. B. **Lanin**, Russische Zustände. Aus dem Englischen von R. Dielitz. 2 Bde. Dresden 1892 und 1893.

nichts arbeitende Beamtentum, der im Finstern wühlende Nihilismus, der in seiner äußersten Richtung alles im Lande so schlecht findet, daß es nur Vernichtung verdient, und zu diesem Ende die furchtbarsten Taten als Mittel preist, aber sich bis zum zahmen Parlamentarismus verzweigt, der die kopflosen Extremen als Vorhut benutzt und gewissenlos preisgibt, um seine Ziele zu erreichen.

Besser steht es mit dem Richterstande, der im ganzen unbestechlich sein soll, aber die Fessel der Geschworenen mit sich schleppt, denen es meist an Rechtssinn so sehr gebricht, daß sie die offenbarsten Verbrecher freisprechen, vorzüglich bewogen durch den drakonisch-blutigen Charakter des Strafgesetzbuches. Ob seine im Werke befindliche Ersetzung durch ein besseres zu Stande kommt, steht natürlich dahin. Die so sehr gefürchtete „dritte Abteilung" der kaiserlichen Kabinetskanzlei lebt ungeschwächt unter dem Namen des Polizeidepartements fort, das aber gegenüber der fortlebenden Revolutionspartei machtlos ist, da beide mit einander an geheimer Organisation und Verzweigung wetteifern und nicht selten in den Personen zusammenfallen.

Hat auch das russische Heer in neuester Zeit bedeutende Verbesserungen aufzuweisen, so werden diese durch mangelhafte Ausbildung, Aeußerlichkeiten, Unordnung, Oberflächlichkeit, Leichtsinn und Trägheit der Mannschaft, Ungelenkigkeit und Kopflosigkeit in der Gefechtsführung und Korruption in der Verpflegung illusorisch gemacht. Die Flotte ist durchaus ungenügend, verkümmert und zurückgeblieben. Die Verkehrsmittel sind kaum im Stande, Rußland eine erfolgreiche Aktion nach außen zu gestatten. Die Eisenbahnen sind unsolid und unter dem Zeichen der Korruption gebaut und in ihrer Gesamtheit anderen Ländern nicht zu vergleichen.

Die unter Alexander III., dem von den Franzosen byzantinisch verhimmelten despotischen Nachfolger seines milden und dennoch so gräßlich hingemordeten Vaters, diesem Zaren, den die Nihilisten zum Throne befördert haben, ruchlos begonnene Verfolgung aller Nichtrussen und Nichtorthodoxen kann nur dazu dienen, das geistige Niveau des Landes herabzudrücken und zu bewirken, daß das Reich dem Auslande noch weniger gewachsen ist als früher. Ungeachtet aller Kriecherei der französischen Republik vor der die sibirischen Greuel hegenden Autokratie, wird Rußland für sie keine Hand rühren; sein phantastisches Ziel ist und bleibt Byzanz, und eher wird ganz Europa in Flammen aufgehen und Rußland weiter nach Asien gewiesen werden, als daß es an das Goldene Horn gelangt, welches vernunft- und naturgemäß nur der Sitz eines erweiterten griechischen Reiches werden kann.

Auch auf eine innere Entwickelung des Zarenreiches zum Verfassungsleben ist wenig zu bauen. Die Kultur der Russen hat keine Idee von einem solchen Leben, das ja sogar in England wenig über

200, in Frankreich wenig über 100, in Süddeutschland noch wenig über 60 Jahre alt ist, ja in Preußen noch nicht einmal 50. Es können noch einige Jahrhunderte vergehen, ehe ein russisches Parlament debattirt.*)

Schon früher aber wird eine Abrechnung Mitteleuropas mit Rußland erforderlich sein. Die Auffspeisung der Ostsee-Provinzen ist ein so schreiender Frevel, daß sie nicht ungesühnt bleiben darf. Und kaum geschehen, soll es dem vertragsmäßig autonomen Finland an den Hals gehen. Der Landtag des dem russischen Reiche an Bildung hoch überlegenen altschwedischen Landes hatte 1891 seine von vier Kaisern beschworenen, aber im Jahre vorher vom Großfürsten-Kaiser in Petersburg verletzten Rechte zu verteidigen, und er tat es mit edelm Männermut.**) Schwedische und finnische Landesvertreter waren einig, alle vier Stände ebenso, Recht und Gesetz aufrecht zu erhalten. Es war eine würdige Antwort auf die Hetzereien der russischen Presse und der feilen Ratgeber des Zaren. Leider umsonst. Die Gewaltakte dauern fort, man drängt dem Lande, in dem keine Russen wohnen, deren Sprache auf, aber ohne Erfolg. Der Geist Runebergs lebt fort, und der Tag der Sühne wird kommen.

Wird Nikolaus II., der Gatte einer Deutschen, dem Unrecht steuern? Es wäre im Interesse seines Reiches zu hoffen.

## C. Die fremden Erdteile.

Von den gegenwärtigen und zukünftigen (d. h. aller Wahrscheinlichkeit nach sich mit der Zeit bildenden) Staaten außerhalb Europas können als politische Faktoren einer Kulturgeschichte der neuesten Zeit nur jene betrachtet werden, deren Bevölkerung ihren Ursprung in Europa genommen hat oder von Europa aus mit den Fortschritten seiner Kultur bekannt gemacht worden ist. Jede dieser beiden Gruppen zeigt uns wieder zweierlei Grade der Einwirkung europäischer Kultur, einen höhern und einen geringern. Unter den überseeischen Ländern mit europäischer Bevölkerung gehören dem höhern Grade die Vereinigten Staaten nebst Kanada, Südafrika und Australien, dem geringern die Republiken Mittel- und Südamerikas, — unter den Ländern fremden Stammes dem höhern Grade Britisch-Indien und Japan, dem geringern Hinterindien, China, Korea und die islamitischen Länder an.

---

*) S. Kleinschmidt, Das russische Staatsrecht und seine Geschichte, Beil. z. A. Z. 1894, Nr. 88—95.

**) Finlands Kampf um sein Recht, Beil. z. A. Z. 1892, Nr. 124—127. Schybergson, Geschichte Finlands. Gotha 1896, S. 630 ff.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika, denen ein Landname noch fehlt (denn „Amerika", das meist als solcher gilt, bezieht sich ja auf den ganzen Erdteil), sind zwar in ihrer Kultur vollständig ein Ableger Europas, gehen aber über dieses hinaus in eine fernere Zukunft, indem sie kein Nationalitätsbewußtsein kennen, sondern bereits auf dem Standpunkte des Kosmopolitismus stehen.

Freilich, vorläufig beschränkt sich dieser Kosmopolitismus auf die Weißen und Englisch sprechenden. Die Farbigen und die Nichtkenner der Landessprache sind mindern Rechtes und müssen sich ducken. Indessen haben sich in jenem Bundesstaate von bald fünfzig Gliedern gewisse Charakterzüge ausgebildet. Diese zeigen, daß das Streben der „Amerikaner" im Ganzen und Großen nach politischer Macht, Arbeit und Geld geht. Mit diesem nüchternen Programm ist aber in einem großen Teile der Bevölkerung ein mystischer Zug verbunden, der sich in Sektentum, Geheimbundwesen und Spiritismus offenbart, drei Gebieten, die dort stärker vertreten sind als auf der übrigen Erde zusammen. Kunst, Litteratur und Wissenschaft sind dagegen auf engere Kreise beschränkt. Man will bei den in Amerika geborenen Unionsbürgern einen zunehmenden Indianertypus bemerkt haben, was insofern nicht unwahrscheinlich ist, als ja die Merkmale aller sog. Rassen von der Einwirkung des Landes und seines Klimas herrühren. Nicht unmöglich ist, daß damit jener mystische Zug zusammenhängt, der ja auch den „Rothäuten", und ganz besonders den nördlichen mit ihren „Medizin-Männern" anhaftet. Da indessen bekanntlich die anglo-amerikanische Bevölkerung zurückgeht, bei welcher in allen Staaten die Zahl der Geburten verhältnismäßig abnimmt, so wird sie sich hauptsächlich durch Einwanderungen rekrutiren, was natürlich den Prozeß der Indianisirung aufhalten muß.

Es ist übrigens wol kein Zufall, daß die Union keinen anderen Landesnamen als „Amerika" angenommen hat. Es steckt in den Yankees ein bedeutender Großmachtkitzel, von dem die „Monroe-Doktrin" ein bereits nicht mehr junges Anzeichen ist. Sie betrachten zweifellos ganz Amerika als ihre Domäne, und die panamerikanische Idee ist keine neue mehr. Ihr Auftreten gegen England in der Grenzfrage gegenüber Venezuela und gegen Spanien in der Sache der Revolution auf Cuba sind die neuesten Aeußerungen jenes Gelüstes. Im Senate zu Washington brachte am 2. April 1896 Call eine Resolution ein, in welcher der Präsident Cleveland ersucht wird, eine genügende Schiffsmacht nachzusenden, um den „Greueln" auf Cuba ein Ende zu setzen und die amerikanischen Bürger daselbst zu schützen, ferner Spanien anzuzeigen, daß die Vereinigten Staaten mit bewaffneter Hand eingreifen werden, wenn diese Greuel, d. h. natürlich die Bekämpfung der Insurgenten, nicht ein Ende nehmen.

Die Antillen werden die nächste und leichteste Beute der amerikanischen Großmacht sein; Canada, Mexiko und Centralamerika dürften bald folgen, und nach einigen Jahrhunderten wol auch Südamerika. Dann wäre der Name „Amerika" keine Phantasie mehr. Ob bis dahin aber nicht die angloamerikanische Rasse verkommen und an ihre Stelle durch Einwanderung die deutsche getreten sein wird? Dann wäre diese Weltherrscherin!

Die politische Geschichte der Vereinigten Staaten ist seit dem großen Siege über die Sklaverei ungenießbar. Es handelt sich im Grunde nur darum, welcher Partei der nächste Präsident angehören und mit ihr die tausende von Stellen besetzen werde, über die er zu verfügen hat. Die schwächste Seite des Staatswesens ist die soziale; Riesenreichtum und tiefe Armut nehmen zu, worauf wir zurückkommen werden.

In Mittel- und Süd-, d. h. dem ehemaligen spanischen und portugiesischen Amerika ist die Geschichte der politischen Verhältnisse noch unerquicklicher. In Nordamerika herrscht wenigstens Ordnung, hier aber die Diktatur ehrgeiziger Generale oder Advokaten. Revolutionen und Bürgerkriege lösen einander ab, Präsidenten werden erschossen, Kongresse auseinandergejagt. Die Gewalt siegt, von Freiheit und Volkswillen ist keine Rede.

Mejiko hat sich allerdings seit Niederwerfung der napoleonischen Monarchie, besonders unter Porfirio Diaz gehoben und scheint sogar in Planen auf Centralamerika, wo die Wiederherstellung eines Bundes der fünf Republiken jüngst scheiterte, mit Nordamerika wetteifern zu wollen, dessen Dollars indessen auf der neuen Kanallinie von Nicaragua den Sieg davontragen dürften, was Mejiko isoliren würde. In Südamerika richtet sich die Lebensfähigkeit der sog. Republiken durchaus nach der Regel, daß sie dieses Prädikat in der gemäßigten Zone verdienen, in der heißen aber nicht. Zudem wiegen in dieser die Farbigen und Mischlinge vor, in jener aber die Weißen. Venezuela, Columbia, Ecuador, Peru und Bolivia sind ein steter Tummelplatz halbblütiger Raufbolde. Zu ihnen gesellt sich Brasilien seit der Vertreibung seines Kaisers, der ein braver Mann und Gelehrter war, aber keine Energie besaß und dessen Dynastie ausgespielt hat. Chile und Argentina, die in der gemäßigten Zone liegen, sind, obschon nur dem Namen nach Republiken, doch tüchtige Staatsgebilde. Chile hat zwei der tropischen Staaten besiegt, die nun im Elend dahinsiechen, und im Westen des Kontinents die Rolle des Deutschen Reiches zu spielen unternommen. Dies verträgt Argentina nicht, und darum bleibt vorläufig die Cordillerenbahn unausgebaut.

Eine ganz eigentümliche Stellung unter den südamerikanischen Staaten nahm von jeher Paraguay ein, das im vorigen Jahrhundert

von den Jesuiten, in diesem von den Francia und Lopez despotisch beherrschte und von letzteren blutdürstig mißhandelte und zuletzt durch den Krieg der drei Nachbaren gegen das kleine Land nahezu vernichtete, trotzdem aber seit dem Frieden von 1870 durch zurückgekehrte Opfer des letzten Wüterichs aus seinem Ruin wieder emporgehobene und der Freiheit zurückgegebene, ja sogar zur einzigen wahren Demokratie in Südamerika gewordene Land.*)

Mittel- und Südamerika sind von der Natur mit verschwenderischer Pracht und Ueppigkeit gesegnete, durch den Unverstand der Menschen aber trotzdem vernachlässigte und verkommene Länder. Auf die Dauer aber läßt sich die Natur nicht spotten, und wir dürfen hoffen, daß eine Zeit kommen werde, in der auch dort die Kultur siegen muß, wenn auch durch andere Hände als die der faulen Kreolen und wilden Gauchos.

Den Vereinigten Staaten viel ähnlicher als das übrige Amerika sind die heute noch britischen Besitzungen in Canada, Südafrika und Australien, nebst den Burenrepubliken des Kaplandes. In allen diesen der gemäßigten Zone angehörenden Ländern herrscht (mit Ausnahme der französischen Kolonie in Canada) die germanische Völkerfamilie; sie alle treiben vorwiegend Ackerbau, sind in keiner Weise durch Naturvölker, die überall dort im Aussterben begriffen, eingeengt und gehen mit Notwendigkeit einer vollen Unabhängigkeit und republikanischen Verfassung entgegen. Die niederländischen Buren (deren wahrer Typus der wackere Präsident Krüger von Transvaal ist) sind das tüchtigste Element Südafrikas und dürften dort das herrschende werden. Nach der Versicherung von Reisenden, Augenzeugen und Kennern der Lage geht die Entfremdung der Australier vom Mutterlande mit sicheren und raschen Schritten vorwärts. Die Australier von Geburt und vor allem diejenigen, deren Eltern schon in Australien geboren, seien (sagt ein Eingewanderter in der Contemporary Review) nicht nur gleichgültig gegen England, sondern hassen es, und auf Schritt und Tritt begegne man Ausdrücken solchen Hasses. Die gegenwärtig unter der Leitung von Sir Henry Parkes, dem gewesenen Premierminister von Neu-Süd-Wales, in der Bildung begriffene Föderation der sieben australischen Kolonien (die so groß wie Europa sind) dürfte die Vorbereitung zur Losreißung sein.**) Noch mehr aber liegt die Trennung Canadas in der Luft, für welches die große Blüte der angrenzenden Union eine stete Ermutigung bildet, die schwache Dominion in eine starke Verbindung mit dem Nachbarlande zu verwandeln.

---

*) Neues und Altes aus Paraguay, Beil. z. A. Z. 1890, Nr. 268—271.
**) Australasien. Von Dr. Eugen Oswald. Beil. z. A. Z. 1891, Nr. 236. — Ein australischer Staatsmann. Beil. z. A. Z. 1895, Nr. 8.

Nirgends haben sich bisher neu-europäische und alt-asiatische Kultur in so fruchtbarer Weise zu einem harmonischen Ganzen verbunden wie im britischen Kaiserreich Indien. Kein anderes Volk als das englische hätte diese Aufgabe erfüllen können, weil kein anderes zu der Zeit, als ihre Erfüllung begann, dasselbe Maß von Bildung, Energie, Unternehmungsgeist und Assimilationskraft besaß. Die britische Herrschaft, soviel sie auch zu wünschen übrig läßt und so wenig sie die allerdings anspruchvollen Eingeborenen völlig zu befriedigen vermag, ist das Glück Indiens. Ohne sie würde ein endloser Kampf zwischen Brahmanen (das Wort im weitesten Sinn, nicht als Kaste genommen) und Mohammedanern das riesige Reich verwüsten und seine alte Kultur vernichten, ohne eine neue zu schaffen. Es ist wirklich keine kleine Aufgabe, ein Land von mehr als einer Viertels-Milliarde Seelen auf einer Fläche, welche dem halben Europa gleichkommt, bestehend aus arischen, mongolischen, dravidischen und gemischten Völkern, aus rohen Heiden, Brahmanen, Sikhs, Buddhisten, Islamiten, Parsen und Christen, aus den verschiedensten sich ängstlich meidenden Kasten, zu regieren. Es geschieht aber mit ziemlichem Erfolge.

Genau hundert Jahre nach der Befestigung der britischen Herrschaft durch Lord Clive brachte ein Aufstand der Eingeborenen dieses Reich in die höchste Gefahr; wurde er auch mit unmenschlicher Grausamkeit unterdrückt, um noch ärgere zu rächen, so hat doch diese Niederwerfung die großartige Schöpfung gesichert, und heute dehnt sich das indische Reich im Westen (Belutschistan), im Osten (Birma) und im Norden (Ladakh) weit über Vorderindien hinaus, muß aber auf der Hut vor russischen Gelüsten sein, gegen welche Afghanistan nur einen schwachen Puffer bildet. Schlau nach orientalischer Weise lavirt Abdurrahman-Chan zwischen beiden Mächten hin und her, sucht es mit keiner zu verderben und versteht es, beide nach ihrer Eigenart zu behandeln, im Innern aber sein Volk stramm im Zaume zu halten. Den barschen Russen gegenüber nachgiebig, gegen die nachsichtigen Engländer aber spröde, düpirt er beide; nach seinem Ende aber droht das Chaos mit dunkelm Ausgange.*)

Das beste Mittel, die russischen Gelüste von Indien abzuleiten, wäre vielleicht, ihnen Persien preiszugeben. Damit wäre eine schöne Arrondirung des aus Sibirien und Turan bestehenden asiatischen Besitzes verbunden, es wäre auch die Gefahr von Konstantinopel abgelenkt und damit die für das übrige Europa beseitigt; denn es stände den Russen der indische Ocean offen; mehr können sie nicht verlangen! Persien ist durchaus verkommen und für das Schicksal von Buchara

*) Jüngste Schicksale und augenblickliche Lage Afghanistans, Beil. z. A. Z. 1891, Nr. 78.

und Chiwa reif. Für seine blutbefleckte und jetzt gerade durch Mord heimgesuchte turkmenische Dynastie kann das Volk sich ja nicht erwärmen. Die Sekte der Babis, von der der Mord übrigens nicht ausging, ist ein Symptom tiefer Unzufriedenheit.*)

Unbesorgter als England in seinem festländischen kann das kleine Holland in seinem insularen Indien herrschen, einem wahren Paradies an Klima und Fruchtbarkeit. Denn es hat mit keiner alten Kultur, mit keinen Kastenvorurteilen und mit keinem eifersüchtigen Nachbar zu rechnen. Schon seit 1830 ist die Hauptinsel Java ruhig, während dagegen auf Sumatra der Krieg gegen Atscheh seit 1873 nicht zur Ruhe kommt. Diese Kolonialherrschaft, die von jeher anderen Mächten zum Muster dient, verdankt ihren Bestand der Verbindung zwischen eiserner Strenge und der äußersten Klugheit, mit welcher die einheimischen Fürsten in ihrem Scheinglanze geduldet werden, so lange sie nicht widerhaarig werden. Dazu ist aber stete Gefahr vorhanden, und es bedarf beständiger Wachsamkeit und sorgfältiger Verteilung des aus angeworbenen Europäern und Eingeborenen der Inseln bestehenden Heeres, um die unzuverlässigen Malaien im Zaume zu halten und den kostbaren Besitz zu wahren.**) Mit den Fortschritten der Kultur in unserer Zeit haben die niederländisch-indischen Kolonien wenig oder keinen Zusammenhang; sie sind für sie nur ein Beweis, was ein kleines europäisches Volk von nicht ganz fünf Millionen vermag, indem es ein Reich von 32 Millionen Asiaten erfolgreich behauptet.

Von größter Bedeutung für uns ist es dagegen, daß unser gelehrigster Schüler, Japan, der für uns fortan ein Spiegelbild sein wird von dem, was wir selbst sind, nur 22 Jahre nach der großen Revolution, in der er sein Mittelalter überwunden hat***), wodurch er „aus einem losen Feudalstaate zu einem centralisirten bureaukratischen Staate“ wurde, bereits „ein auf Selbstverwaltung fußender beschränkter Repräsentativstaat“ geworden ist.†) Dies geschah 1890. Europa hat zu demselben Prozesse mehr oder weniger Jahrhunderte gebraucht; ja Rußland hat jenen zweiten Schritt noch nicht begonnen und wird ihn noch lange nicht beginnen. Freilich, nachahmen ist leichter als selbst anfangen. Den geschichtkundigen Japanern lag ja die Sache auf dem Präsentirteller. Aber immerhin, Talente bedarf es dazu, sonst wäre China auch so weit. Eisenbahnen, Telegraphen, Fernsprecher durch-

---

*) Browne, Edward G., A year amongst the Persians. Besprochen von Vambery, Beil. z. A. Z. 1894, Nr. 44.

**) Näheres s. Holländisch-Indien, v. A. Prell. Beil. z. A. Z. 1892, Nr. 123, 129, 137.

***) A. K. VI, S. 366 f.

†) Japans Politik und Wirtschaft im Jahre 1890. Von Udo Eggert. Beil. z. A. Z. 1891, Nr. 184, 185, 198—201.

ziehen das einstige Land der Daimio-Anarchie; Riesendampfer durchfahren seine See; das Reich der Mitte mußte sich vor dem kleinen Nachbar beugen; sein Inselstaat reicht von den Kurilen bis Formosa, d. h. er flankirt ganz Ostasien. Handel und Verkehr, Industrie und Landbau entwickeln sich riesenhaft. Tokio besitzt eine Universität nach deutschem Muster, an welcher die künftigen Aerzte in deutscher Sprache unterrichtet werden. Auch die mittleren und niederen Schulen werden nach europäischer Weise eingerichtet. Japaner schreiben deutsche Bücher, so Hiroyuki Katô, weiland Rektor der Universität, „Der Kampf ums Recht des Stärkern und seine Entwickelung" (Berlin 1894), eine geschichtphilosophische Abhandlung, die mehr durch ihren Ursprung als den Inhalt bemerkenswert ist, der dem Deutschen wenig neues bietet.

Doch ist all dies nur auf der Oberfläche geschehen. Das Volk ist noch das alte und wird es noch lange bleiben, sofern es mit der europäischen Kultur nicht auch europäische Laster annimmt.

Der konstitutionelle Umschwung von 1890 entstand aus dem Verlangen des Landes nach einer Rechenschaft der Regierung über das seit 1868 Geschehene. Die Gemeinden hatten schon längst eine ausgedehnte Autonomie, und diese begünstigte das Streben nach einer Volksvertretung. Schon 1868 war eine solche versprochen, und man versammelte eine Art Parlament (Gi-In) und später ein Haus der Gemeinen (Schiugi-In), aber blos aus Samurai (Kriegern), welche durchaus bei den alten Einrichtungen, sogar dem Harakiri (Bauchaufschlitzen) bleiben wollten. Die Regierung vertagte die Versammlungen und schuf 1871 den Sa-In, eine Art Senat, dessen Mitglieder der erste Minister ernannte. Es folgte 1875 der Genno-In (Senat) und das Chihokwan-Kwaigi (Parlament der Lokalbeamten). Man sammelte die Wünsche der Bevölkerung, die aber nur Unzufriedenheit bekundeten, und es kam zu Unruhen, die von entlassenen Ministern angestiftet und von der alten Kriegerkaste getragen wurden, während das eigentliche Volk sich ruhig verhielt, bis der Mikado 1881 die Einberufung des ersten wahren Parlaments auf 1890 festsetzte. Das war wirklich keine Uebereilung mehr. Bereits bestanden verschiedene Parteien, die sich aus den Gefolgschaften der frühern Zeiten entwickelt hatten. Es gibt ihrer drei größere, die sämtlich in der Opposition stehen, an die Regierung kommen möchten und hauptsächlich die Interessen verschiedener Gegenden vertreten. Eine Gruppe kleinerer Parteien hat dagegen konservativen Charakter und richtet sich in nationalem Sinne vorzüglich gegen die Fremden und gegen deren eigene Gerichtsbarkeit, und zwar vom reaktionärsten bis zum gemäßigtsten Standpunkte. Die Verleihung der Verfassung ging der Eröffnung des Parlaments, die unter großen Feierlichkeiten durch den Mikado stattfand, um ein Jahr voraus. Nach ihr besteht das Parlament aus einem Oberhause von 252 prinzlichen,

adeligen, gelehrten und reichen Mitgliedern und einem Unterhause von 300 Vertretern der bürgerlichen Stände mit einem gewissen sehr bescheidenen Grundbesitz oder Steuerbetrage. Wähler sind nur $^1/_{87}$ der Gesamtbevölkerung. Die Mehrheit des Unterhauses ist oppositionell; sie strebt nach Preß- und Vereinsfreiheit und Beschränkung der Ausgaben, ist jedoch so sehr patriotisch, daß sie hiervon das Heer und die Flotte ausnimmt. Das Oberhaus ist konservativer, aber ebenso patriotisch.

Seit dieser konstitutionellen Entwickelung ist eine bedeutende Erhöhung des Selbstgefühls der Japaner und eine Ueberhebung gegenüber den Fremden wahrzunehmen. Diese letzteren haben sich in Versammlungen (Sept. 1890) gegen die angestrebte Aufhebung ihrer Gerichtsbarkeit verwahrt. Die japanische Nationalbewegung wird jedoch ihren Weg gehen und ihr Ziel zweifellos erreichen.

In umgekehrter Reihenfolge des Alters ihrer Kultur verhalten sich die drei ostasiatischen Staaten Japan, Korea und China in ihrer Empfänglichkeit für europäische Kultur. Es mag auch der Stolz auf die ältere Geschichte dazu beitragen, daß hierin Japan, der jüngste Staat, vorangeht und China, der älteste, sich am längsten dagegen sperrt; aber es ist auch eine Tatsache der Erfahrung, daß Inselländer in fortschrittlichen Bewegungen immer vorangehen, dann die Halbinseln und zuletzt erst die Festlandsteile nachfolgen; denn je mehr ein Land von der See umgeben ist, desto empfänglicher ist es für neue Eindrücke, die naturgemäß vom Meere her ihm zukommen.

Japan erhielt seine Kultur von Korea und dieses von China. In Rasse, Sprache und Sitten steht Korea dem Inselreiche näher als dem Festlande; doch ist es bisher in Europa weniger bekannt gewesen als die Küsten des Reichs der Mitte, was schon daraus hervorgeht, daß die Hauptstadt Chan-Jan bei uns nur unter dem Namen der „Residenz" (Söul) bekannt ist.*) Dazu mag beitragen, daß unter jenen drei Reichen Korea stets das abhängigste, bald von China, bald von Japan, und bis vor kurzem an ersteres tributpflichtig war, von dem es, was in Ostasien höchst wichtig, jährlich den Kalender empfing, vorzüglich aber seine Abschließung gegen die Fremden, ausgenommen (mit Beschränkungen) Chinesen und Japaner, während alle Anderen vom Landen abgehalten, und, wenn ihr Schiff strandete, niedergemacht wurden. Seit 1876 aber ist jene Maßregel aufgegeben und sind Verträge mit fremden Mächten (zuerst Japan, 1881 China, 1883 England, Deutschland und Amerika, 1885 Rußland und 1886 Frankreich) abgeschlossen. Seit 1882 wurde auch die Abhängigkeit vom Reiche der Mitte gelockert und statt dessen eine Annäherung an Japan angebahnt.

*) Korea, von M. A. Pogio, k. russ. Geschäftsträger. Uebers. von St. Ritter v. Ursyn-Pruszynski. Wien und Leipzig 1895, S. 5.

und wesentliche Verbesserungen wurden eingeführt. Ja es kam dazu, daß 1883 ein Deutscher, der Vicekonsul Möllendorf, koreanischer Oberzolldirektor wurde und mehrere Jahre blieb. Der chinesisch-japanische Krieg hat Korea, wo die Japaner willkürlich verfuhren, diesen entfremdet und dem russischen Nachbar in die Arme getrieben, in dessen Händen das Schicksal der Halbinsel nun zu liegen scheint, was bei der Fruchtbarkeit und Entwickelungsfähigkeit des Landes für Europa von nicht geringer Bedeutung ist.*)

Schon seit dem Mittelalter war China weniger gegen die Europäer abgeschlossen als Korea und Japan. Seit dem Opiumkriege mit England**) hat das Reich der Mitte mit allen europäischen und mehreren amerikanischen Mächten Handelsverträge abgeschlossen und vereinbarte 1887 mit dem Papste, daß die katholischen Missionen, soweit nicht französischen Ursprungs, dem Einfluß der französischen Gesandtschaft entzogen würden. Heute stehen 24 chinesische Häfen dem Handel offen und die Reichsgrenze im Westen dem russischen, und seit dem Frieden von Tientsin 1885 die im Süden gegen Tonking dem französischen.***) Dessenungeachtet blieb zwischen Chinesen und Europäern eine größere Entfremdung als zwischen Japanern und diesen, welche in beiden Ländern, dort offener, hier geheimer, von den höheren Klassen als unebenbürtig betrachtet werden, da sie meist Kaufleute, also geringern Standes sind, vom Volke aber aus Fremdenhaß gemieden werden. Selbst der Verkehr von Gesandten und sogar Prinzen mit den hohen Kreisen in Peking unterlag den größten Schwierigkeiten, bis 1886 die Kaiserin Witwe den Prinzen Kung, Vater des jetzigen Kaisers, nach einigen Häfen zur Inspektion sandte. Seitdem wurde jener Verkehr erleichtert, aber noch nicht freigegeben. Der „Marquis“ Tseng ging in der Leutseligkeit mit den fremden Gesandten weiter; aber von dem jungen Kaiser wurde jede fremde Berührung ferngehalten. Ginge es nach dem Sinne Li-Hung-Tschangs, des Generalstatthalters von Tschi-li, so würden die wesentlichsten Schranken fallen. Ein Deutscher, v. Hanneken, Generaladjutant des genannten Würdenträgers, schuf den Kriegshafen Port-Arthur; aber auch in Li-Hung-Tschang erwachte der mißtrauische Chinese, der jeden Fremden für einen Spion hält, und er hielt sich die Fremden, die seine Freundschaft genossen, wieder vom Leibe. Der einzige Chinese, welcher den Fremden, besonders Deutschen, zugetan blieb, war der frühere Gesandte in Berlin, Li-Fong-Pao († 1887), der sogar deutsche Werke übersetzt hat. Die chinesischen

---

*) E. v. Hesse-Wartegg, Die Bedeutung Koreas für Deutschland. Beil. z. A. Z. 1894, Nr. 269.

**) A. K. VI, S. 364 ff.

***) Briefe über die Vertragshäfen Chinas, v. Kapit. J. v. Gundlach. Beil. z. A. Z. 1891, Nr. 269, 285, 286, 303.

Beamten gefallen sich sogar darin, sich zu stellen, als ob sie das mühsam erlernte Chinesisch der Fremden nicht verständen.

Der Zukunft des Reichs der Mitte wird von einem Kundigen*) folgendes Prognostikon gestellt:

„Die Herrschaft der Mandschu scheint allmählich zu Ende zu gehen, die Mongolen sind gezähmt und werden nie mehr dem Reiche der Mitte gefährlich werden; Hochasien aber (von woher alle Stöße kamen, welche China niederwarfen) ist zum Teil schon einem Reiche mit europäischer Kultur zugefallen, das sein Gebiet von Jahr zu Jahr erweitert und sich endlich anschicken wird und muß, die Rolle der Mongolen China gegenüber zu übernehmen. Rußland ist der gefährlichste Feind Chinas, und in Zukunft wird es sein Lehrmeister sein. Noch ist es sich vielleicht selbst nicht klar über seine Aufgabe; aber schon die Vollendung der sibirischen Bahn wird es zu weiterm Vorwärtsschreiten anregen, und die Gerüchte im Anfange des japanisch-chinesischen Kriegs, daß es das Protektorat über die Mongolei übernehmen wolle, sind ein verfrühter, aber deutlicher Wink.“

So treffen wir überall auf Väterchen Zar! Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Russe die Weltherrschaft im Auge hat und daran arbeitet, sie zu erlangen. Leider sind dem civilisirten Europa die Hände der Abwehr durch die traurige Tatsache gebunden, daß Rußland bereits im Westen Europas eine große und ihm sklavisch ergebene Provinz besitzt. Sie heißt Frankreich, und ihre Tradition geht dahin, Europa zwischen „Republik und Kosaken“ zu teilen. Nur ein germanischer Bund kann diesem drohenden Unheil entgegentreten: Deutschland, Skandinavien, Großbritannien und die Union, mit Zuziehung von Oesterreich-Ungarn, Italien und den Balkanvölkern, und sein natürlicher Bundesgenosse ist Japan. Ein Mittel, den Jakobiner vom Kosaken zu trennen, müßte sich finden lassen.**)

---

*) Dr. G. Schurtz, Der Untergang der Ming-Dynastie. Beil. z. A. Z. 1895, Nr. 51.

**) S. den bezüglichen Vorschlag in des Verfassers Schrift „Aria“ (oben S. 10), S. 44 u. 49.

## Zweiter Abschnitt.

# Die Nationalitäten.

## A. Die Deutschen und ihre Nachbarn.

### 1. Allgemeines.

Eine der hauptsächlichsten Veranlassungen der Kriege zwischen den Mächten liegt in der Tatsache, daß sich die Grenzen derselben nicht mit den Grenzen der Nationalitäten decken, welche den Mächten den Namen geben oder die Hauptteile ihrer Bevölkerungen bilden. In den letzten Zeiten, namentlich kurz vor dem Beginne des Zeitraums, den wir hier betrachten, hat sich dieses Verhältnis etwas zu Gunsten einer Uebereinstimmung zwischen den Grenzen der Mächte und denjenigen der Völkerstämme verschoben. Es geschah dies in Italien vierzig und in Deutschland dreißig Jahre vor dem Ende des 19. Jahrhunderts.*) Die Einheit dieser beiden Länder und Völker, welche indessen noch nicht vollständig ist, in Italien freilich vollständiger als in Deutschland, wo zu ihrer Vollendung (s. oben S. 9) vorläufig noch keine Aussicht vorhanden ist, kommt einem so argen Striche durch die Rechnung der beiden Mächte im Osten und Westen des europäischen Festlandes, deren Ueberlieferung die Teilung dieses Länderkomplexes zwischen ihnen verlangt, gleich, daß man sagen darf, das französisch-russische Bündnis habe lediglich die Zertrümmerung jener beiden Einheiten zum Ziele und zwinge deshalb ganz Europa, bis an die Zähne bewaffnet, den Schweiß und das Blut seiner Völker dieser Kampfbereitschaft statt idealen Zwecken zu opfern!

Die deutsche Nationalität überschreitet die Grenzen des Deutschen Reiches der Gegenwart in weit bedeutenderm Maße, als sie jene Grenzen nicht erreicht. Während (1885) im Reiche nur etwas über 3 Millionen Fremdsprachige (Franzosen in Lothringen, Wenden in Sachsen und Brandenburg, Polen in Schlesien, West- und Ostpreußen, Litauer in letzterer Provinz und Dänen in Schleswig) leben, beherbergen die Schweiz rund 2 Millionen, Oesterreich-Ungarn 10½ Millionen, die Niederlande 4½ Millionen, Belgien 2¾ Millionen, zusammen fast

---

*) Man sehe A. K. VI, S. 68 ff.

**) Der Typus des germanischen Menschen und seine Verbreitung im deutschen Volke. Von W. Henke (Tübingen), Beil. z. A. Z. 1894, Nr. 121, 122 u. 124.

20 Millionen Deutschsprechende, die Deutschen nicht gerechnet, welche in anderen Ländern dies- und jenseit des Weltmeeres ohne abgegrenztes Gebiet wohnen.

Die Sprache ist das einzig sichere Kennzeichen einer Nationalität in unserer Zeit; denn alle Völker sind im Laufe der Zeiten so vermischt worden, daß ihre wahre Abstammung nicht mehr zu ergründen ist. Die Sprache wirkt jedoch so wunderbar, daß sie ihre Angehörigen (in der Regel) unlösbar an das Land der Geburt oder der Eltern, an dessen heimische Sitte, Bildung und Gesinnung kettet.

Die Deutschen sind im Südwesten ihres zusammenhängenden Sprachgebietes (Schweiz, Elsaß, Baden, Württemberg) stark mit Kelten und Romanen, im Nordosten (ostelbisches Preußen, Sachsen, Mecklenburg u. s. w.) stark mit Slawen vermischt, während der Nordwesten (Niederlande, Rheinlande, Westfalen, Niedersachsen, Schleswig-Holstein) und der Südosten (Franken, Baiern und Oesterreich) eine reinere Nationalität besitzen. In den vier sich hierdurch ergebenden Quadraten herrscht jedoch (abgesehen von den durch die Teilungen Polens und den französischen Krieg in die Grenzen einbezogenen Slawen und Galliern) die deutsche Sprache gleichmäßig und zwar so, daß die im Nordosten und Südwesten Deutschsprechenden sich so wenig einer fremden Beimischung bewußt sind wie die Deutschen des Nordwestens und Südostens. Die genannte Beimischung verrät sich nur im Typus des Gesichts und der Gestalt. Wo dieser reiner deutsch ist, zeigt er große und blonde Leute mit schmalen Gesichtern, wo er slawisch beeinflußt ist, gedrungenere Gestalten, dunkleren Haarwuchs und runde, breite Gesichter. Im Norden Deutschlands sind diese Typen beständiger, in großen Gebieten gleichmäßig verbreitet; im Süden dagegen greifen sie mehr in- und liegen durcheinander. Ja in Tirol sollen die Männer vorwiegend den germanischen, die Frauen den gemischten Typus haben. Am stärksten ist die Vermischung der Stämme in Schwaben, wo der vorherrschende Typus dem nordöstlich-slawischen so auffallend ähnlich ist, daß man darüber stutzt, während in der weiter südlich liegenden Ostschweiz nicht große Leute mit blonden Haaren außerordentlich häufig sind (also wieder eine andere Mischung).

Es läuft den Interessen des Deutschen Reiches durchaus zuwider, eine Rivalität zwischen Süd- und Nord- oder Ober- und Niederdeutschen hervorzurufen oder zu nähren, statt sie mit aller Macht zu verbannen. Es ist ebenso tadelnswert, wenn der Verfasser des baroken Buches „Rembrandt als Erzieher“ (oben S. 3) die Niederdeutschen als die Messiase der deutschen Zukunft preist und die Oberdeutschen beinahe ignorirt, jedenfalls zurücksetzt, als wenn ein Münchener Pamphlet, „die europäische Gefahr“ betitelt, die Norddeutschen, besonders die Preußen, fälschlich als Slawen bezeichnet, sie aus dem deutschen Hause hinaus-

werfen möchte und ihre Unterdrückung predigt. Solche falsche Propheten sind in Wahrheit ebenso deutschfeindlich, als der „Jüngstdeutsche" Konrad Alberti, der unter dem harmlosen Titel „Natur und Kunst"*) auf die schamloseste Weise sein Vaterland beschimpft, in Ausdrücken, die wir uns schämen würden, wiederzugeben, und die wol nur die Wirkung verletzter persönlicher Eitelkeit und um so verwerflicher sind.

Das letztere sind aber alle die genannten Standpunkte besonders deshalb, weil die deutsche Nationalität, ohne Unterschied der Staaten, denen sie angehört, auf zwei Seiten von gefährlichen Feinden bedroht ist, von den Slawen und den Romanen, welche, man täusche sich nicht, vollkommen in dem Wunsche einig gehen, die Deutschen zu erdrücken und ihre Unabhängigkeit zu vernichten. Ausgenommen davon sind allerdings die Italiener, die romanischen Schweizer und Belgier. Unter diesen Umständen ist es einfach Hoch- und Volksverrat, wenn jene Münchener Broschüre die Norddeutschen Slawen nennt und somit das Heer der Feinde noch vermehren möchte. Wer deutsch spricht, ist deutsch und unser Bruder. Aber auch die Slawen und Romanen würden unsere friedlichen Vettern sein, wenn nicht ihre ehrgeizigen und ränkevollen Führer, die Panslawisten und Chauvinisten, sie beständig gegen uns aufreizten. Ein „germanischer Bund" ist daher unser Ceterum censeo!

Wie wahr die Tatsache der Bedrohung des germanischen, vorzüglich aber des deutschen Wesens ist, das den exponirtesten Teil des germanischen Gebietes bildet, dessen übrige Teile einer gesichertern geographischen Lage sich erfreuen, zeigen die faktischen Verhältnisse, welche rings herum an der deutschen Sprachgrenze bestehen und welchen der vor kurzem gegründete Alldeutsche Verband seine tiefe und kräftige Aufmerksamkeit widmet.

Dieser tätige Verband erstrebt nach seinen Satzungen von 1894 Belebung der deutsch-nationalen Gesinnung auf der ganzen Erde, Erhaltung deutscher Art und Sitte in Europa und über See und Zusammenfassung des gesamten Deutschtums.

Die Gruppen des Alldeutschen Verbandes in den einzelnen Ländern entscheiden im Einverständnis mit der Hauptleitung für sich, mit welchen Mitteln ihren besonderen Verhältnissen entsprechend diese Ziele anzustreben sind.

Als die geeigneten Mittel zur Erreichung dieser Ziele erachtet der Alldeutsche Verband unbeschadet der den Gruppen vorbehaltenen Selbständigkeit:

1. Belebung des vaterländischen Bewußtseins in der Heimat und Bekämpfung aller der nationalen Entwickelung entgegengesetzten Richtungen.

---

*) Leipzig, Verlag von Friedrich 1891. Widerlegt von M. Carrière. Beil. z. A. Z. 1891, Nr. 191.

2. Lösung der Bildungs-, Erziehungs- und Schulfragen im Sinne des deutschen Volkstums.

3. Pflege und Unterstützung deutsch-nationaler Bestrebungen in allen Ländern, wo Angehörige unseres Volkes um die Behauptung ihrer Eigenart zu kämpfen haben, und Zusammenfassung aller Deutschen auf der Erde für diese Ziele.

4. Förderung einer tatkräftigen deutschen Interessenpolitik in Europa und über See, insbesondere auch Fortführung der deutschen Kolonialbewegung zu praktischen Ergebnissen.

Mitglied des Alldeutschen Verbandes kann jeder unbescholtene Deutsche werden, ohne Rücksicht auf seine Staatsangehörigkeit.

Ein Ausschuß deutscher Universitäts-Professoren erließ 16. Juli 1893 aus Berlin einen Aufruf an die Deutschen im Ausland zu dem Zwecke, deutschen Gelehrten und Technikern, denen es in der Heimat wegen Ueberfüllung aller wissenschaftlichen und technischen Berufszweige an Beschäftigung fehlt, in fremden Länden zu Eröffnung einer solchen behilflich zu sein, namentlich durch Errichtung von Nachweisstellen zur Auskunftgabe.

Professor Felix Dahn, der unermüdliche Kämpe für das Deutschtum, sagte in seiner Festrede bei der Hauptversammlung des Allgemeinen deutschen Schulvereins zu Breslau am 4. Juni 1895*): wenn auch die idealen Triebe: Familie, Sprache, Kunst, Religion, Sittlichkeit, Recht und Wissen, allgemein menschlich seien, so gestalte sich doch ihre Erscheinung nach Raum und Zeit verschieden und bilde das Volkstum; „wollen wir das deutsche Volkstum erhalten, so müssen wir den Deutschen in jenen Erscheinungen schützen." Es sei eine Schmach, daß die Frage auftauchen könne, ob der Nationalismus berechtigt sei. Darauf müsse geantwortet werden, daß es dem Zweifler in dieser Hinsicht am Gemüt fehle. Nur der diene der Menschheit am besten, der seinem Volk am besten diene. Sogenannte International- oder Kosmopolitischgesinnte sollten lieber nach „Menschheitsland" oder „Groß-Anthropien" ziehen. Der Allgemeine Schul-Verein aber strebe vor allem die Erhaltung der deutschen Sprache an, weil die Sprache der unmittelbarste Ausdruck der Volkseigenart und Volksgeschichte ist. Deutsche Volkslieder, Volksmärchen und Volkssagen können nicht slawisch wiedergegeben werden. „Darum wollen und müssen wir vor allem die deutschen Schulen und die Pflege der deutschen Sprache unter den Deutschen im Auslande fördern."

Sehen wir nun, in welchen Verhältnissen die an andere Völker grenzenden Abteilungen des (national, nicht politisch aufgefaßten) deutschen Volkes zu ihren Nachbaren stehen.

---

*) Der Historismus. Beil. z. A. Z. 1895, Nr. 136.

## 2. Der Westen und Süden.

In der nordwestlichen Ecke des deutschen Sprachgebietes kämpft die vlämische Familie der deutschen Sprachgenossenschaft um ihr gutes Recht. Es sprachen in Belgien (1890) nur vlämisch 2 744 293, nur französisch 2 485 072, beide Sprachen 700 519 (daneben nur deutsch 33 026) Personen. Das germanische Element hat also ein entschiedenes Uebergewicht; denn die Zweisprachigen sind fast niemals Franzosen. Diesem Uebergewichte stand aber die französisch abgefaßte Staatsverfassung und die französische Amtssprache entgegen, — nicht nur Folgen der Zugehörigkeit zu Frankreich am Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts, sondern einer schon längern Verbindung mit französisch sprechenden Ländern seit der Vereinigung mit dem Herzogtum Burgund im 15. Jahrhundert; doch war bis zur französischen Revolution das Vlämische in Flandern und Brabant noch amtliche Sprache. Die Vlamen sind wahre Deutsche, ihre Sprache ist gleich dem Holländischen eine plattdeutsche Mundart und wird auch im weitern Sinne nederduitsch genannt. Daß die Vlamen oder Flamänder nicht auch in deutscher Gesinnung (im nicht politischen Sinne natürlich) stark sind, daß sie ihre Muttersprache so lange unterdrücken ließen, dies bewirkte der Einfluß der römischen Geistlichkeit und ihr Haß gegen die protestantischen Holländer. Das Französische wurde Modesache bei den Vornehmeren unter ihnen. Seit den siebenziger Jahren ist jedoch eine nationale Bewegung zur Herstellung der Rechte und des Gebrauchs der vlämischen Sprache in Fluß gekommen, welche weit mächtiger wäre und sich in Deutschland und Holland lebhafterer Sympathien erfreuen würde, wenn nicht die guten Vlamen in ihrer Mehrheit klerikal wären. Man kann nicht Deutscher und Römer zugleich sein, und das „Centrum“, welches das Gegenteil behauptet, ist eben doch vorwiegend römisch. Für die vlämische Sache arbeitete schon seit 1867 der freisinnige Julius Hoste in seinem Streitblatte De Zweep (die Peitsche), unterstützt von dem vlämischen Schriftsteller Hendrich Conscience und dem nunmehrigen Bürgermeister von Brüssel, Karl Buls. Sie gründeten das vlämische Theater und die große Zeitung „het laatste Nieuws“, und hatten schöne Erfolge, so daß selbst die im südlichen Belgien und im nördlichen Frankreich zerstreuten Vlamen sich wieder an ihre Muttersprache erinnerten. Heute trägt bereits ein Teil der belgischen Münzen vlämische Inschrift.

Im Großherzogtum Luxemburg ist Französisch (wol aus der napoleonischen Zeit her) die Amts- und Gerichtssprache, obwol kein einziger Ort im Lande französisch spricht. In den Kirchen wird nur

deutsch und zwar hochdeutsch gepredigt. Auch das Volk spricht mehr hochdeutsch als im Volksdialekte, und alle Zeitungen mit Ausnahme blos des amtlichen „Mémorial“ erscheinen deutsch. Die herrschende Klasse begünstigt sehr die Mundart, in welcher Michel Lentz (geb. 1820 † 8. Sept. 1893) vom Volke gefeierte Gedichte schrieb und dessen „Feierwôn“ (Feuerwagen) die luxemburgische Landeshymne geworden ist.

Weniger stark als in Belgien ist die deutsche Reaktion gegen die Verwälschung in dem freilich erst vor 25 Jahren an Deutschland zurückgefallenen Elsaß-Lothringen. Sie wird bis jetzt vorzugsweise von der Regierung und den Altdeutschen betrieben. Zum Glück ist die deutsche Sprache in fast ganz Elsaß und im größern Teile des annexirten Teils von Lothringen herrschend geblieben, und dies erleichtert die allmähliche Germanisirung. Metz, früher eine rein französische Stadt, ist jetzt (freilich meist durch Aus- und Einwanderung) halb deutsch, seit 1884 ist auch dort die Amtssprache deutsch und seit 1891 werden die Standesregister in ganz Lothringen deutsch geführt. Die nicht mehr Deutsch lernende ältere Landbevölkerung wird aussterben. Die Forstverwaltung wurde ebenfalls deutsch, und es ist zu erwarten, daß die ursprünglich deutschen Ortsnamen, welche in der französischen Zeit entstellt wurden (z. B. Foußberich statt Fußberg, Kerpeche statt Kirchbusch, Bois de Bouk statt Buchwald u. s. w.) ihre alte Form wieder erhalten. Die katholische Geistlichkeit, sonst auch hier die ärgste Feindin des Deutschen, fängt wenigstens an, die scheußliche französische Aussprache des Latein aufzugeben, und man setzt weitere Hoffnungen auf den deutschen Sinn des neuen Bischofs von Straßburg, Dr. Fritzen.

In der Schweiz, wo zwei von drei Millionen Einwohnern nur deutsch sprechen, zeigt sich die merkwürdige Erscheinung, daß in der französischen Schweiz eine starke Einwanderung von Deutschen (meist Deutschschweizern) stattfindet, in der deutschen Schweiz aber (die Grenzgemeinden ausgenommen) keine von Wälschschweizern. Leider werden diese Einwanderer in der zweiten Geschlechtsfolge französirt, weil sie zerstreut unter den französischen Landsleuten wohnen, weil es dort keine deutschen Schulen gibt, und weil ihre Anhänglichkeit an den Dialekt sie gegenüber den rein französisch sprechenden Gebildeten der Westschweiz, deren Patois nach und nach ausstirbt, auf eine nachteilige Stufe der Kultur stellt. Die Sprachgrenze selbst verschiebt sich in den Grenzgemeinden nur ganz unwesentlich, aus zufälligen Ursachen und ohne jeden Gedanken an eine sprachliche Eifersucht, bald zu gunsten der einen, bald der andern Sprache, am meisten da, wo sich zahlreiche Arbeiter (meist Uhrmacher) aus der französischen Schweiz niederlassen, z. B. in Biel, das bereits zu einem Drittel französisch spricht und

französische Schulen unterhält und dessen Namen die eidgenössische Postverwaltung durch „Vienne“ verdrängt hat!*)

In der italienischen Schweiz erhält sich das Dörfchen Bosco in den Tessiner Alpen mit beharrlicher Zähigkeit seine alte deutsche Sprache. Im romanischen Teile von Graubünden, welcher keine gemeinsame Schriftsprache hat und ganz isolirt (getrennt von den romanischen Tälern Tirols) dasteht, breitet sich die deutsche Sprache den romanischen Dialekten gegenüber durch Amt, Schule, Presse und Fremdenverkehr unaufhaltsam aus, und so bedauerlich es ist (da diese Romanen durchaus keine Propaganda treiben), so ist tatsächlich das Aussterben ihrer Sprache nur eine Frage der Zeit.

Anders steht es in Süd-Tirol, wo die deutsche Sprache Schritt vor Schritt vor der durch die Geistlichkeit begünstigten italienischen zurückweicht. Geht es so fort, so wird die Verwälschung von Bozen und Umgebung ebenfalls nur eine Frage der Zeit sein.

Die Slowenen, im Süden Oesterreichs des Deutschtums gefährlichste Feinde, haben ihre größte Stärke in Krain, wo sie unbedingt herrschen, obschon nicht die Hälfte des ganzen Volksstammes bildend. In Kärnten geht ihre Zahl zurück; im Küstenland vermehrt sie sich mäßig; in Steiermark aber, wo sie fast ein Drittel bilden, ist die Vermehrung des deutschen Elementes fast doppelt so groß wie die des slawischen. In den Grenzbezirken wechseln viele Orte im Verhältnis zwischen beiden Sprachen, und dort sind die meisten Bewohner zweisprachig. Die Städte und größeren Märkte sind auch auf slowenischem Gebiete durchweg überwiegend deutsch.

Die Erfolge, welche die Slowenen zu verzeichnen haben, verdanken sie größtenteils dem deutschen (aber klerikalen) Grafen Hohenwart, der von ihnen in den Reichsrat gewählt wurde, und dann der Schwäche der 110 Liberalen, die sich von 7 Slowenen übertölpeln ließen. Mit ihm geheim verbündet war Graf Taaffe. Die Linke, welche noch im Oktober 1894 sich einstimmig gegen die Errichtung des slowenischen Gymnasiums in Cilli ausgesprochen, fügte sich dem Minister Plener, der die Cillier Budgetpost einbrachte, deren Annahme die Klerikalen bewirkten. Es war Abfall und eine Schmach, besonders von Seite des Deutsch-Steiermärkers Mathias Kaltenegger, der mit seinem Anhange ein angebliches Gerechtigkeitsgefühl vorschützte. „Cilli war aber von jeher eine deutsche Stadt, und die Wenden sind dort Gäste.“ **)

Mit dem Gymnasium handelt es sich um ihre Slawisirung. Im J. 1880 zählte Cilli 5196 Einwohner, darunter 3301 Deutsche und

*) Näheres s. J. Zemmrich, Verbreitung und Bewegung der Deutschen in der franz. Schweiz. Stuttgart 1894.

**) Heinr. Wastian, Der Kampf um Cilli. Rede geh. in München 10. Januar 1896.

1872 Slowenen, 1890 aber 6264, darunter 4432 Deutsche und 1577 Slowenen, Militär und Sträflinge inbegriffen. Der Gemeinderat von Cilli erklärte, das deutsche Gymnasium habe sich stets vorzüglich bewährt, und das Verlangen der Slawisirung werde keineswegs von der slowenischen Landbevölkerung gewünscht, welche ihre Söhne dem deutschen Gymnasium zusende, obschon ihr slowenische oder kroatische bequemer lägen. Die Erbitterung unter den Deutschen Steiermarks ist eine allgemeine und wachsende. Es beginnen in Deutschland und Oesterreich Sammlungen für ein deutsches Vereinshaus in Cilli, um dessen von der österreichischen Regierung begünstigte Verslawung abzuwenden.

### 3. Der Osten und Norden.

Weit gefährlicher als das Slowenentum im Süden ist das Tschechentum im Norden Cisleithaniens. Jenes begnügt sich mit Gunstbezeugungen der österreichischen Regierung, dieses geht mit Hochverrat um.*) Mit dem Jahre 1848 begann die Wiedererhebung des tschechischen Volkstums, zuerst noch in gesetzlicher und gerechter Weise, durch Verständigung der gemäßigten Tschechen unter Franz Palacky mit den Deutschen; aber bald darauf entfaltete Karl Hawlitschek die Fahne des Panslawismus, der Verbrüderung mit dem Russentum und des giftigsten Hasses gegen das Deutschtum. Nach der Reaktion von 1849 ruhte die Agitation bis 1860; da begann der heute noch fortdauernde Völkerkampf im böhmischen Hexenkessel. Die Tschechen spielten sich als die allein berechtigten Bürger der „Wenzelskrone" auf und erklärten die Deutschen als Fremde, sie, die doch (als Markomannen) schon vor ihnen im Lande waren, deren Sprache und Sitte am Königshofe in Prag herrschten und die als Kolonisten und Kaufleute stetsfort von den böhmischen Königen in das Land gezogen wurden. Daß die tschechische Sprache und Litteratur wieder zum Leben erwachten, kann nicht befremden; sie hatte das Recht dazu. Von 1854 bis 1873 vermehrten sich die tschechischen Zeitungen von 12 auf 112. Aber die Hingabe an das Russentum mußte jeden Sinn für Kultur und Freiheit verletzen. Die Tschechen verherrlichten den Zar, bauten eine russische Kirche, verbreiteten russische Bibeln, ja sprachen von Einführung der russischen Schrift und des alten Kalenders. Alles was deutsch war, wurde verhöhnt und verfolgt. In Prag, bis vor kurzem einer deutschen Stadt, brachten die Tschechen den gesamten Stadtrat an sich und wollten die Straßennamen ausschließlich tschechisch anbringen, was die Regierung

*) Die slawisch-nationale Bewegung in Böhmen und Mähren. Beil. z. A. Z. 1894, Nr. 123.

aber verhinderte. Deutsche Vereine wurden blutig angegriffen, deutsche Besucher der Prager Landesausstellung mißhandelt. Seit 1870 schwärmen die Tschechen auch für Frankreich.

Die Lage der zwei Fünftel der Bevölkerung Böhmens ausmachenden Deutschen ist besonders deshalb so schwierig, weil sie meist nur in den Grenzbezirken ansässig und von ihren Sprachgenossen in Prag durch breite rein tschechische Bezirke getrennt sind. Auch sind sie nicht einheitlicher Abstammung. Im S. W. leben 200 000 Baiern, im N. W. 500 000 Franken, im N. 900 000 Sachsen und im N. O. 500 000 Schlesier, zusammen 2 100 000, die aber durch eine gemeinsame Umgangssprache verbunden sind, welche sogar im 14. Jahrhundert die Grundlage der neuhochdeutschen Schriftsprache wurde.*)

Obschon jetzt auch eine tschechische Universität neben der deutschen in Prag besteht, liegt doch die Bildung vorwiegend auf der deutschen Seite. Nur 56 böhmische Bezirke haben vollständigen Schulbesuch, und darunter sind 51 deutsch! Die Tschechen können nur durch Kenntnis des Deutschen ihren Weg nach Außen machen. Die deutsche Kunst, Wissenschaft und Litteratur zählt große Namen in Böhmen; der Rassenkampf hat sie zum großen Teile vertrieben oder vom Lande abgehalten, und er wird die Kultur noch mehr schädigen, wenn ihm nicht Einhalt getan wird. Die Tschechen sind nun einmal keine Kulturnation und können durch ihren Fanatismus nur verwüstend wirken.

Die Franzosen nehmen sich mit leicht begreiflichem Eifer der angeblich bedrückten Tschechen an. Ueber diese bringt Pierre Dareste**) Angaben, welche den Deutschen im Reiche und in Oesterreich völlig neu sein dürften. Es gereicht ihm zu hoher Genugtuung, daß diese „Avant-Garde“ der slawischen Welt das Verschwinden ihrer Stammesgenossen an der Ostsee und der obern Donau überlebt hat und wie ein Keil in das „deutsche Fleisch“ eingetrieben ist, wie die Deutschen, oder wie ein Fels im germanischen Meere steht, wie die Slawen „richtiger“ sagen. Nach Dareste seufzen die Tschechen unter einer unerträglichen deutschen Tyrannei, ihre Rechte werden ihnen durch die vereinten Bemühungen der Deutschen und Magyaren vorenthalten, und deren Verwirklichung ist seit dem Rücktritte des Ministeriums Taaffe weiter als je entfernt. Es falle, versichert ihr französischer Anwalt, den Tschechen nicht ein, ihre Sprache Anderen aufzudrängen, wie die Magyaren tun; sie wollen nur gleich behandelt werden wie die Deutschen. Obschon er die Vorteile anerkennt, welche die Taaffe'sche Sprachenverordnung von 1880 und die Gründung der „böhmischen“ Universität 1882 den Tschechen gewährt haben, behauptet er, daß in der Anwendung der Gesetze die

*) Beil. z. A. Z. 1895, Nr. 134, S. 6.
**) Revue des deux mondes 1895, tome 130, p. 654 ff.

Tschechen stets benachteiligt, die Volkszählungen zu Gunsten der Deutschen gefälscht und die Tschechen in deutsche Schulen getrieben werden. Er jammert über die Tätigkeit des deutschen Schulvereins, für welchen besonders die Juden Propaganda machen sollen, findet es aber höchst löblich, daß ihm die Tschechen ihre Matice školska gegenübergestellt haben, deren Schulen bereits 13 328 Kinder zählen, und die in Böhmen 221, in Mähren 43 und in Schlesien 3 Comités zählt, während die des deutschen Schulvereins die Zahlen von 500 in Böhmen, 152 in Mähren und 51 in Schlesien aufweisen. Während die deutsche Schule ihre Kinder germanisire, slawisire die tschechische Niemanden, weil keine deutschen Kinder sie besuchen, dagegen 17 000 tschechische die deutschen Schulen. Die Regierung lege, heißt es, der Gründung tschechischer Schulen alle möglichen Hindernisse in den Weg und gestatte in Wien, wo 250 000 Tschechen leben sollen (?), keine Schule und Kirche dieser Nationalität (!). Dem entgegen berichtet der Franzose freudig, wie erfolgreich die Tschechen vorgehen, besonders in Böhmen, während dies in Mähren und Schlesien noch zu wünschen übrig lasse. Er triumphirt über die tschechische Invasion des nordböhmischen Industriebezirks und über die Slawisirung von Prag, was zu der angeblichen Unterdrückung schlecht genug stimmt. Dareste behauptet, der böhmische Adel halte zu den Deutschen, während die Schwarzenberg, Schönborn u. A. das Gegenteil beweisen. Er hofft auf ein Vorwiegen der Slawen in Cisleithanien mit Hilfe des allgemeinen Stimmrechts; sie seien, sagt er, die wahren Stützen Oesterreichs. Er ruft sie zu einem Bündnis mit Frankreich gegen den „gemeinsamen Erbfeind“, die Deutschen, auf, um zu verhindern, daß diese, wie sie angeblich streben, die Hegemonie in Europa und in der Welt erringen, und schlägt ihnen allen Ernstes vor, das Französische zur internationalen Sprache der slawischen Völker zu machen!

Eine so schwache Regierung wie die österreichische ist diesen Rassen- und Sprachenkämpfen nicht gewachsen. Eine starke Regierung würde zwar den wenig verbreiteten Sprachen volle Berechtigung in den Orten zuerkennen, wo sie gesprochen werden, aber mit eiserner Strenge am Deutschen als der Staatssprache festhalten. Nähme sie doch das von ihr fahren gelassene Ungarn zum Beispiel, wo das Gegenteil jener Schwäche, nämlich eine bis zur empörenden Ungerechtigkeit getriebene Härte, und zwar von einer kecken Minderheit ausgeübt wird!

Unsere Zeit scheint sich nur mehr in Extremen bewegen zu können. So begnügt sich Ungarn nicht damit, das hier die Stelle des Deutschen einnehmende Magyarische zur Staatssprache zu erheben, sondern verleugnet jede Gerechtigkeit gegenüber den anderen Völkerschaften des Landes, welche einfach unterdrückt werden, obschon die Magyaren

(7½ Millionen) von ihnen um volle 10 Millionen überragt werden. Und doch hat sich Ungarn nicht selbst befreit, sondern ist durch das Unglück der österreichischen Waffen (1859 in Italien, 1866 in Böhmen) befreit worden, wenn man dies eine Befreiung nennen kann, was nur zum Terrorismus der Magyaren geführt hat. Er begann sofort (1867) mit der Vernichtung (man kann nicht anders sagen) des Landes Siebenbürgen; es folgte die Verbindung der fast ganz deutschen Stadt Ofen und der halbdeutschen Stadt Pest zu einer künstlich magyarischen Hauptstadt Budapest, und die gewaltsame Unterdrückung des von den Magyaren völlig unabhängigen deutschen Theaters in Pest. Der alte Kaiser Wilhelm rettete es durch seine Fürsprache, bis es 1889 abbrannte. Die Errichtung eines neuen wurde verhindert, und selbst Gastspiele wurden verboten! Das Magyarische wurde ausschließliche Amts-, Beratungs-, Post-, Eisenbahn- und Zollsprache, — alles unter Lärm und Toben des Abgeordnetenhauses, in welchem durch künstliche Wahlmanöver die Magyaren die Mehrheit haben. Der Minister Koloman Tisza sagte im Parlament (1876), der magyarische Nationalstaat habe Kraft genug, um die Feinde des magyarischen Vaterlandes (d. h. alle Nichtmagyaren) zu zerstampfen, worauf diese soviel Mut hatten, den Saal zu verlassen. Es wurden überallhin magyarische Beamte geschickt, welche weder die Sprache der Slowaken, Ruthenen, Serben, Rumänen, Deutschen verstanden, noch von diesen verstanden wurden*), Aufschriften wurden und werden nur in magyarischer Sprache geduldet**), — eine mongolische Kulturinsel im arischen Europa, welche doch ihre Kultur und die Befreiung von den Türken nur den Deutschen zu verdanken hat!

In dem unglücklichen Siebenbürgen, dessen Name seit 1868 nicht mehr (amtlich) existirt, aber, hoffen wir, wieder aufleben wird, wenn — der Tag der Abrechnung erscheint, wurden 1880 (wie auch in ganz Ungarn) alle nichtkonfessionellen Mittelschulen in magyarische umgewandelt, und jene große Anzahl von Gymnasien und Realschulen, welche von jeher durch die verschiedenen Religionsgenossenschaften aus ihren Mitteln errichtet und erhalten und durch ihre kirchlichen Behörden in selbständigster Weise eingerichtet, überwacht und verwaltet worden sind, für die Zukunft dem Einflusse der Staatsregierung unterworfen. Es gab aber in Ungarn, d. h. im ganzen Gebiete der ungarischen Krone, nur 7 Gymnasien und 15 Realschulen, die aus Staatsmitteln erhalten wurden, dagegen 94 vollständige und 45 Untergymnasien und

*) Die Unduldsamkeit der Ungarn. Nationalzeitung (Berlin) 1880, Nr. 157.

**) In Preßburg durfte das Denkmal des dort geborenen Komponisten Hummel nur das Wort „Hummel“ ohne Vornamen, Geburts- und Todesdatum erhalten, wenn man die Inschrift nicht magyarisch machen wollte, und das wollten die deutschen Preßburger nicht.

15 Realschulen, welche volles Eigentum der Konfessionen waren und vom Staate keinerlei Unterstützung erhielten.*)

Der den Magyaren wohl geneigte Professor Schwicker in Budapest beklagt selbst, daß der versöhnliche Standpunkt des edeln Franz Deak, den auch Josef Eötvös in seinen Werken über die Nationalitätenfrage (1870 u. 1871) vertrat, nämlich die freie Tätigkeit und Entwickelung der verschiedenen Nationalitäten unter der Führerschaft der Magyaren und unter Festhaltung an der Staatseinheit, seit 1875 einem Chauvinismus gewichen sei, welcher besonders von dem magyarisirten Dänen Ivor Kaas verfochten werde, — einer Strömung, gegen welche Ludwig v. Mocsary und einige wenige andere Politiker umsonst ankämpfen.**)

Gegenwärtig suchen die Magyaren dem mißtrauisch gewordenen Europa gegenüber ihre Gewaltherrschaft durch die schönen Schlagwörter: Staatseinheit, Demokratie, Liberalismus und Kulturkampf zu verhüllen.***) Diese Richtung wird von den politischen Schriftstellern Julius v. Horváth, Gustav Beksics, Bela v. Grünwald (!), der in Paris mit Selbstmord endete, u. A. vertreten.

Die beiden Gesetze von 1868 über die Gleichberechtigung der Nationalitäten und über die Volksschulen, welche den Nationalitäten ihre Sprache und den Konfessionen ihre Schulen verbürgten, sind niemals eingehalten worden (Preuß. Jahrb. a. a. O. S. 84), und nach Mocsary's Ausspruch gibt es keinen Punkt darin, der nicht in hundert und tausend Fällen verletzt worden wäre. Ja Koloman Tisza erklärte im Reichstage offen, das Nationalitätengesetz werde nur dann durchgeführt werden, wenn die Nationalitäten Garantien dafür bieten, daß sie mit diesem Gesetze keinen Mißbrauch treiben (d. h. sich den Magyaren gutwillig unterwerfen). Alle Forderungen nach Durchführung des Gesetzes werden als Hochverrat angesehen. So folgte eine Gewalttat auf die andere. Die Richterwahlen wurden 1869 der Regierung übertragen, die Komitate 1872 ihrer Kontrole unterworfen, den Obergespanen 1876 und 1886 alle Aemter der Komitate zur Verfügung gestellt, den Kirchen und Gemeinden 1879 ihre Wälder und 1888 ihre Schankregalrechte entzogen und die Munizipalverwaltung 1891 vollends verstaatlicht (ebend. S. 85 ff.). Und der Staat sind eben die Magyaren. Daher wurden auch die Schulen ihnen anheimgegeben. Ihre Sprache wurde 1879 in den Volksschulen obligatorischer Lehrgegenstand, 1883 auch in den Mittelschulen, und 1893 die Anstellung der vom Staate

---

*) Die deutsch-evangelischen Mittelschulen in Siebenbürgen und die denselben drohende Gefahr. Leipzig 1880.

**) Die polit. Litteratur der Ungarn seit 1867. Beil. z. A. Z. 1891, Nr. 147.

***) Der Liberalismus in Ungarn und die Nationalitäten. Preuß. Jahrbücher Januar 1895, S. 76 ff.

subventionirten Lehrer dem Ministerium übergeben, dem nun das ganze Schulwesen ausgeliefert ist.

Da die Magyaren die übrigen Nationalitäten einfach nicht aufkommen lassen, beherrschen sie natürlich auch die Presse. Neben 645 magyarischen Zeitungen erscheinen blos 132 deutsche, 37 slawische, 15 rumänische, 3 französische und 2 italienische.

Die gegenwärtige Lage der Siebenbürger Sachsen unter dem magyarischen Regiment schildert der Ingenieur Joseph Frank in Hermannstadt höchst pessimistisch*), während sein Kritiker, Prof. Schwicker, der Hoffnung auf Besserwerden Raum gibt. Frank bezeichnet die Union mit Ungarn (gewiß mit Recht) als den Anfang des wirtschaftlichen Niedergangs von Siebenbürgen. Trotzdem steht es mit dem letztern (hier abgesehen von der politischen Seite der Sache) nicht so schlimm. Die Sachsen (200 000) besitzen an Vermögen beinahe so viel wie die dreimal stärkern Magyaren und Szekler und nahezu viermal so viel wie die sechsmal so zahlreichen Rumänen Siebenbürgens. Das ist deutsche Zähigkeit und Tüchtigkeit. Dieser entsprang auch der „Sachsentag“ von 1890 in Hermannstadt und dessen „sächsisches Volksprogramm“, welches die politischen Differenzen durch einiges wirtschaftliches und kulturelles Wirken zu überbrücken suchte. Die Siebenbürger Sachsen leben in zwei Sprachinseln, einer kleinern nördlichen (Bistriz) und einer größern südlichen (Hermannstadt und Kronstadt). Dort sind sie den Magyaren gegenüber zaghafter, hier entschiedener. Die Magyaren verbanden sich früher mit den Rumänen gegen die Deutschen; da aber die Rumänen, wo sie die Mehrheit haben, dieselbe Gewalt auszuüben suchen wie die Magyaren an ihren Orten, so näherten sich letztere wieder den Deutschen. So gab es manche Verschiebungen, und es kommt vor, daß sich die drei Nationen in die Verwaltung einer Stadt (so z. B. in Broos) teilen und gemeinsame Schulen besuchen. Die Deutschen (Sachsen) sind stets die rührigsten; die Rumänen bemühen sich fortzuschreiten, die Magyaren machen nur in Politik.**) Der von dem verstorbenen wackern Vorkämpfer der Sachsen, Bischof Dr. Teutsch geleitete „Verein für siebenbürgische Landeskunde“ feierte 1892 seinen halbhundertjährigen Bestand.

In ganz Ungarn leben zwei Millionen Deutsche, deren Schicksal es sein soll, magyarisirt, „eingestampft“ zu werden***), obschon sie zum Teil *vor* den Magyaren dort waren, zum größern Teil von deren Königen hereingerufen wurden und gerade die Städte des Landes

---

*) Gegenwart und Zukunft der Siebenbürger Sachsen. Beil. z. A. Z. 1893, Nr. 145.

**) J. Imst, Siebenbürgische Wanderbilder. Beil. z. A. Z. 1893, Nr. 193.

***) Das Deutschtum in Ungarn von F. G. Schultheiß, Beil. z. A. Z. 1894, Nr. 114—117.

sämtlich deutschen Ursprungs sind. Allerdings haben die Habsburger nach der Vertreibung der Türken am Ende des 17. Jahrhunderts noch mehr zur deutschen Ansiedelung in Ungarn beigetragen. Wie es den Deutschen dort nun geht, zeigen Zahlen. Im J. 1869 gab es 1232 deutsche Volksschulen, 1879 noch 953, 1890 nur noch 642 und daneben noch 883, in denen das Deutsche einstweilen geduldet wird. Den rumänischen, slowakischen, serbischen und ruthenischen Schulen ging es freilich nicht besser, aber doch auch nicht so arg; denn diese Nationalitäten bewohnen zusammenhängende Gebiete, die Deutschen aber außer in Siebenbürgen nicht. Lehrer, welche im magyarischen Sprachunterricht zu wenig Erfolg hatten, wurden abgesetzt. An den Kindergärten finden Damen, die nicht magyarisch sprechen, keine Anstellung. Ein magyarischer Schulverein, dem deutschen nachgebildet, arbeitet emsig an weiterer Magyarisirung und besaß durch „patriotische" Gaben 1893 bereits ein Vermögen von 90 000 Gulden, der gleichgesinnte „oberungarische Kulturverein", der die Slowaken und Deutschen im Nordwesten bearbeitet, und deren Kinder zu hunderten in magyarisches Gebiet verpflanzt, noch etwas mehr, — der transdanubische Kulturverein an der Grenze Steiermarks 30 000 Gulden, und der siebenbürgische Kulturverein, welcher 100 magyarische Schulen in sächsischen und rumänischen Orten unterhält, sogar eine halbe Million! Gegen diese Zahlen kann allerdings der vom Deutschen Reiche aus wirkende „Allgemeine deutsche Schulverein" mit seinen 80 000 Mark nicht aufkommen! Er kann sie ja ohnehin nicht für Ungarn allein verwenden, sondern hat noch für andere Länder zu sorgen.

Wie die Personennamen (davon unten) angeblich freiwillig, so werden die Ortsnamen von oben herab gewaltsam magyarisirt, und darin hat sich die k. k. Militärgeographie den Magyaren gehorsam gefügt. Preßburg muß Pozsony, Oedenburg Sopron, Hermannstadt Nagy Szeben, Kronstadt Brasso, Klausenburg Kolosvar, Großwardein Nagy Varad heißen. Wie lange wird es dauern, bis sich Wien „Becs" nennen muß? Da wird alle Geschichte auf den Kopf gestellt; 60 Millionen Deutschen wird ins Gesicht geschlagen und jedem Reisenden der Genuß am Lande verbittert.

Es ist bekannt, daß die fortwährende Zunahme der Magyaren, welche die jeder andern Nationalität um mehr als das Doppelte übersteigt, nicht der Geburtenzahl, sondern der Magyarisirung zu verdanken ist, die in zehn Jahren auf beinahe 300 000 Seelen berechnet wird. Den größten Beitrag zu dieser Acquisition leisten die 700 000 ungarischen Juden, von denen sich 63 Prozent als Magyaren bekennen, und diese übertreffen die geborenen Magyaren an Chauvinismus. Die magyarische Umtaufe ist sehr billig; der frühere Preis von 5 Gulden wurde auf 50 Kreuzer herabgesetzt. Dafür erhält man einen schönen

Magyarennamen, auf Wunsch sogar einen adeligen. Ein Cohn wurde zum Hunyadi, Schlesinger zu Szilagyi, Bamberger zu Vambery, Benkert zu Kertbeny, Heller zu Helfy, Herscheles zu Eötvös u. s. w. Leider kommen nach den Juden gleich die Deutschen mit Ausnahme der wackeren Siebenbürger Sachsen, und zwar sind die Katholiken leichter zu gewinnen als die Protestanten; denn ihre Geistlichkeit begünstigt die Komödie. Spröder sind die übrigen Völkerschaften, am sprödesten die Serben und Rumänen, welche ihr nationales Königreich und die Slowaken, welche die rührigen Tschechen (ihre Sprachverwandten) im Rücken haben. Passiver sind natürlich die ohne allen Anhalt dastehenden Ruthenen. Was die betörten Leute dazu bewegt, sind Anstellungen, Geschäftsvorteile, Eitelkeit, Modezwang, dann aber auch Drohungen und moralische Nötigung. Viele werden auch durch die Erziehung in magyarischen Orten zu Magyaren. Diejenigen Deutschen, denen diese Politik unerträglich geworden ist, wandern nach Oesterreich, Deutschland und Amerika aus. Man hat umgekehrt die Auswanderung Deutscher nach Siebenbürgen empfohlen, um das Deutschtum zu stärken. Diese Aufgabe wäre vielmehr diejenige der Regierung des Königs von Ungarn in Wien; sie tut aber nichts für ihre Stammesgenossen und begünstigt mittelbar das Magyarentum, das auch in Wien allmächtig ist. Für die Siebenbürger Sachsen, die Rumänen, Serben und Kroaten ist dieser König aber noch immer der Kaiser, und wenn die Gewaltherrschaft der Enkel Arpads einmal völlig unerträglich werden sollte, so wäre es nicht unmöglich, daß darob der Ausgleich, wenn nicht geradezu die Doppelmonarchie in die Brüche gehen würde!

Weit günstiger als in der österreichisch-ungarischen Monarchie steht im Deutschen Reiche das Deutschtum den fremden Völkerschaften gegenüber, die hier allerdings in verschwindender Minderheit vorhanden sind. Doch war dies nicht stets so. Die jetzt wahrscheinlich dem Verschwinden entgegen gehenden Wenden bewohnten einst das ganze nordöstliche Viertel Deutschlands. Ihr größter Teil ging in den erobernden Deutschen auf, wurde germanisirt; ein kleiner Rest lebt noch in Sachsen und Brandenburg, in der Lausitz, und ist vollständig harmlos, ohne einen Wunsch nach Veränderung seiner Lage oder Aufrechterhaltung seiner Sprache. Im J. 1864 wünschten in Lübbenau nur noch drei Greise die Fortsetzung des wendischen Gottesdienstes und verzichteten darauf, als sie allein blieben. Zwar erhob sich 1866 in Bautzen und Kottbus eine panslawistisch gesinnte Gesellschaft zur Wiederbelebung des Wendentums, aber umsonst. Weder Gewalt, noch Verachtung wie in früheren Jahrhunderten, wird dem hinsterbenden Volksreste bezeugt; man überläßt ihn seinem Schicksal, und seine Kinder werden Deutsche. In Preußen sprachen 1843 noch 135 000, 1861 noch 83 441, 1886 nur noch 65 300 und 1891 noch 61 736 Leute wendisch. Nach diesem

Maßstabe muß die Sprache im J. 1978 ihr Ende erreicht haben. In Sachsen wurden die Wenden 1886 noch auf 56 354 geschätzt.*)

Ganz anders als mit den Wenden steht es mit den Polen. Es muß eine unverwüstliche Lebenskraft in einem Volke sein, das nach hundertjähriger Zerstörung seiner Selbständigkeit, nach brutaler Unterdrückung wenigstens im russischen Anteile, nicht nur fortlebt, sondern sich sogar aktiv erweist, in Rußland zwei langwierige Aufstände unternommen, in Preußen hartnäckige Ausdauer bewiesen und sogar kleine Eroberungen gemacht, und vollends in Oesterreich sich eine dominirende Stellung geschaffen hat.

Im preußischen Abgeordnetenhause bezeichnete es Fürst Bismarck am 9. Febr. 1872 „als urkundlich feststehende Tatsache, daß im Allgemeinen die katholische Geistlichkeit — auch deutscher Zunge — die Bestrebungen des polnischen Adels, sich von dem Deutschen Reich und der preußischen Monarchie zu lösen und das alte Polen in seinen früheren Grenzen wieder herzustellen, begünstigt, mit Wohlwollen behandelt und gefördert habe.“ **) Der polnische Adel, sagte der Reichskanzler, sei stets bereit, mit der einen Hand die Wohltaten der Civilisation und der regelmäßigen Rechtspflege, der Freiheit, die ihnen die preußische Verfassung gewährt, anzunehmen und mit der andern Hand das Schwert zu schwingen ..... Durch die Schuld der katholischen Geistlichkeit gebe es in Westpreußen Gemeinden, die früher deutsch waren, wo aber die junge Generation nicht mehr deutsch versteht, sondern polonisirt worden ist nach hundertjährigem Besitz. Der Fürst schloß mit der Ankündigung, daß die Regierung den Anträgen zu gunsten der polnischen Sprache mit Gesetzvorlagen zu gunsten der deutschen Sprache entgegentreten werde. Der gerügte Uebelstand hatte sich aber nach vollen zehn Jahren noch nicht gehoben. Am 7. Febr. 1882 wies der Kultusminister v. Goßler nach, daß alle polnischen Vereine dem Polonismus dienten.***) Zwischen den Polen und den katholischen Preußen sei es zum Bruche gekommen, weil jene nichts mehr von deutschem Wesen wissen wollen, und an ihrer Spitze stehe überall die Geistlichkeit, obschon Kardinal Ledochowski ihr dies untersagt habe. Die polnische Presse brandmarke offen die nicht botmäßigen Pfarrer, auch die deutschen, die nicht gegen die Regierung auftreten. In den nächsten Jahren verstärkten massenhafte Einwanderungen aus Russisch-Polen und Galizien das polnische Element in Preußen, und wurden dem Deutschtum so gefährlich, daß Ende 1885 die Regierung 30—40 000 dieser Eindringlinge auswies, worüber sie im undeutschen Reichstage (oben

*) Vom Wendenvolk. Beil. z. A. Z. 1893, Nr. 178 u. 184.

**) Oncken, Das Zeitalter des Kaisers Wilhelm. Berlin 1892. II. Bd., S. 447 ff.

***) Oncken a. a. O., S. 734 ff.

S. 15) zur Rechenschaft gezogen wurde.*) Schwarz und Rot und alle Fremden unterstützen die Interpellation, auf welche Fürst Bismarck am 1. Dez. eine Antwort ablehnte, da die Sache den Reichstag überhaupt nichts anging. Während Rußland und Oesterreich über jene Ausweisungen sich nicht beschwerten, machte sich die undeutsche Reichstagsmehrheit am 15. und 16. Jan. 1886 zum Bundesgenossen der Polen. Die Regierung wies nach, daß bei jener durchaus notwendigen Maßregel mit großer Milde verfahren worden sei und die verbreiteten Grausamkeiten auf Lügen beruhen, und legte dann dem Landtage Gesetzentwürfe vor, welche die Beförderung deutscher Ansiedelungen in Posen und Westpreußen, die Anstellung von Lehrern und Lehrerinnen allein durch den Staat, die Einrichtung deutscher Fortbildungsschulen u. s. w. zum Gegenstande hatten. Begründet wurden die in beiden Häusern angenommenen Gesetze durch geradezu schamlose polnische Angriffe gegen die Schule und gegen die Deutschen, die nur noch „Hundeblut" genannt wurden. Bei den Verhandlungen sprach der ultramontane Welfe Windthorst geradezu als Anwalt der Polen, und Niegolewski ging so weit, die Wiederherstellung Polens in den Grenzen von 1772 zu beantragen.

Es wurde dann am 21. Juni die königliche Kommission für deutsche Ansiedelungen in Westpreußen und Posen niedergesetzt. Die polnischen Wühlereien aber boten den nächsten Anlaß zum Frieden mit Rom, um das Deutsche Reich wenigstens nach dieser Seite zu sichern.

Kann aber überhaupt dem Wunsche der Polen entsprochen und Polen als Königreich wieder hergestellt werden? Wir glauben es nicht, sofern nicht die Mächte, welche es seiner Zeit teilten, zerrissen werden, aller Wahrscheinlichkeit nach aber auch in diesem Falle nicht.

Es muß dabei von vorn herein von dem preußischen Anteile, der in allen seinen Teilen von Deutschen völlig durchsetzt ist, abgesehen werden. Bleiben noch der russische und österreichische. In beiden aber ist die östliche Hälfte nicht von Polen, sondern von Ruthenen, d. h. Klein- oder Weißrussen bewohnt, denen es nicht einfällt, unter die Herrschaft der Schlachzize zurückzukehren. Das sog. Kongreßpolen könnte nur nach einer Niederlage Rußlands eine unabhängige Existenz erlangen und wäre überdies blos ein polnischer Torso. Westgalizien, wo die Polen herrschen, könnte nur durch Zerreißung Oesterreichs jenen Torso vergrößern, und dann wäre Ostgalizien mit der Bukowina eine Beute Rußlands. Eine Herstellung Polens in solchem Umfange zugleich mit einer Vergrößerung Rußlands ist aber undenkbar. Durch wen sollte sie geschehen? Denkbar wäre nur, nach einer russischen Niederlage, die Stellung Kongreßpolens unter den Schutz des Deutschen

*) Oncken a. a. O., S. 961 ff.

Reiches. Damit wären jedoch die Polen nicht zufrieden. Sollten aber alle drei Teilungsmächte einer internationalen Revolution erliegen, so wäre auch an ein Königreich Polen nicht zu denken, auch nicht an eine Republik dieses Namens; denn diese Richtung will von Völkergrenzen nichts wissen. Also entweder Status quo oder das Nichts! Traurig für die Polen, aber unvermeidlich! Aendern ließe sich dies nur durch die der Zukunft vorbehaltene, für die Ruhe Europas absolut notwendige Zurückwerfung Rußlands nach Osten, und dann wäre es die Aufgabe eines europäischen Kongresses, das künftige politische Schicksal sowol der Polen als der Ruthenen zu ordnen.

Es ist ungewiß, ob Rußland mit größerer Willkür und Brutalität gegen das katholische Polen oder gegen die evangelischen Ostseeprovinzen verfahren ist. Gegenwärtig ist die „polnische Frage", weil weiter zurückliegend und aussichtslos, verstummt; desto brennender ist diejenige der Baltischen Länder, in welchen eine Bevölkerung mit lettischer und estnischer Grundlage und einer gebildetern deutschen Oberschicht, die aber beide im protestantischen Glauben einig sind, mit Gewalt in Sprache und Religion russifizirt werden soll. Vor fünf Jahren waren bereits in Deutschland über hundert Bücher und Flugschriften über die Stellung der Ostseeprovinzen zur russischen Regierung erschienen.*) Das empörendste Moment russischer Wirtschaft in Kur-, Liv- und Estland ist wol die Behandlung evangelischer Geistlichen, welche ihren Beruf der Seelsorge an freiwillig zu ihrem Glauben übergetretenen griechisch-orthodoxen Personen ausübten, für deren Bestrafung deshalb nicht die geringste gesetzliche Grundlage vorhanden ist. Die betreffenden Personen sind keine Russen, sondern evangelisch geborene Balten, die aber in den vierziger Jahren sich hatten bewegen lassen, „orthodox" zu werden und nun, seit 1864, etwa 90 000 an der Zahl, zu ihrem ursprünglichen Glauben zurückkehrten.

Gegen diese „Rekonvertiten" unternahm die Regierung nichts, und auch gegen die Geistlichen nichts, so lange der edle Alexander II. lebte. Erst unter seinem harten Sohne begannen jene Maßregelungen, welche die durchaus in ihrem Rechte befindlichen Prediger nach dem innern Rußland verwiesen.

Bereits im Jahre 1893 konnte man klagen: „Aus dem blühenden Lande ist eine Einöde geworden. Die Selbstverwaltung, durch welche diese Provinzen groß wurden, ist zerbrochen; die ständische Organisation, welche ihm seine Kraft gab, aufgelöst; die deutsche Bildung, aus welcher es seine geistige Nahrung zog, verfehmt; die lutherische Kirche, die das moralische Fundament für die Gesamtbevölkerung der drei Provinzen bildete, liegt geknebelt zu Füßen der siegreichen Staats-

---

*) Staatsraison und Recht. Beil. z. A. Z. 1891, Nr. 283.

kirche, überall Zerstörung, Verödung, und wer kann, greift zum Stabe, um den Rücken der Heimat zu kehren, auf welcher der Fluch des russischen Staatsgedankens ruht." *)

Den Letten und Esten geschieht vor der Hand nichts. Die russische Wut will vor allem das Deutschtum ausrotten; dann fällt ihr die ungebildete Bevölkerung von selbst in die Krallen. Die Hochburg des Deutschtums in den baltischen Ländern ist aber die Universität Dorpat. Durch gewaltsame Einführung der russischen Lehrsprache soll diese ruhmreiche Alma mater auf den niedrigen Wertgrad russischer Schulen herabgedrückt werden; denn aus Deutschland könnte sie sich nicht mehr rekrutiren, und in Rußland fehlt es an dem Gelehrtenmaterial, um eine Hochschule auf der Höhe zu erhalten. Wie es dann zugehen würde, zeigt das Beispiel der bereits russifizirten baltischen Gymnasien, an deren einem ein stockrussischer trunksüchtiger Telegraphist Professor der Geschichte wurde.

Die deutschen Schulen wurden bis 1893 alle geschlossen; die blühenden Gymnasien zu Goldingen, Birkenruhe, Fellin, die ein halbes Jahrtausend alte Ritter- und Domschule zu Reval sind alle dahin. Nur Dorpat bestand zwar noch fort, ist aber unter dem wachsenden Zuflusse russischer Professoren und Studenten dem Untergange geweiht. Stadt und Universität wurden in „Jurjew" umgetauft. Die 1632 durch Gustav Adolf (von Nürnberg aus) gegründete, von den Russen schon zweimal (1690 u. 1710) aufgehobene, 1802 aber von Alexander I. wieder ins Leben gerufene Universität wurde nach 90 Jahren von seinem Großneffen geknickt. Einem Holstein-Gottorp, in welchem kein russischer Blutstropfen pulsirt, war es vorbehalten, eine Stätte deutschen Geisteslebens, dessen Träger seinem Hause stets loyal ergeben waren, brutal zu zerstören. Am Ende des Lehrjahres 1893 trat an die Stelle des bisherigen Prorektors ein russischer Inspektor. Zahlreiche und beste Professoren verließen den ungastlich gewordenen Boden. Durch untergeordnete Assistenten sucht man sie zu ersetzen. Die Zahl der Studirenden nimmt jährlich ab, und viele angekündigte Vorlesungen bleiben ohne Zuhörer. Das Personalverzeichnis der Hochschule erscheint russisch, und die deutsche Sprache ist nur noch der theologischen Fakultät gewährleistet (notgedrungen, da ja die protestantische Theologie der russischen Litteratur natürlich fremd ist).

Auch die Behörden und Gerichte werden russifizirt. Die Folge ist, daß die russischen Beamten die landesüblichen Sprachen nicht verstehen und sich überall durch Dolmetscher zu helfen suchen müssen.

Und das in einem Lande, in welchem es keine Analphabeten gibt und eine Volksschule auf 939 Einwohner kommt, während dies in

*) Theod. Schiemann, in Beil. z. A. Z. 1893, Nr. 51.

Russisch=Polen auf 2218, in Kleinrußland auf 3708 und in Großrußland sogar erst auf 5485 Einwohner der Fall ist!

Die Lage der Deutschen in den baltischen Ländern ist somit noch weit schlimmer, als es diejenige ihrer Stammesgenossen in Schleswig (weniger in Holstein) bis vor dreißig Jahren war. Dieses Mißverhältnis ist beseitigt, — wird es auch jenes einst werden? Seitdem jammern alle Nichtdeutschen Europas über die „Unterdrückung der Dänen" in Nordschleswig und über die Nichteinhaltung des Prager Friedens. Dieser vollzieht sich aber von selbst durch das Vordringen des Deutschen. Dänisch sprechen in Schleswig noch ganze 29 Proz., beide Sprachen $12^1/_2$ Proz., nur deutsch der Rest von $58^1/_2$ Proz., darunter noch 6 Proz. Friesen, deren Sprache langsam dem Aussterben entgegen geht. — Ein scharf abgegrenztes Gebiet haben beide Sprachen nicht; die Städte sind überall gemischt und nur das Land im äußersten Norden rein dänisch, wenn man das so nennen will, was blos einen Uebergang vom Plattdeutschen zum Dänischen bildet. Erst am 18. Dez. 1888 hat die preußische Regierung die Einführung des deutschen Unterrichts in sämtlichen Volksschulen von Mitte 1889 an verfügt. Dem entgegen steht nur die wühlerische Agitation der Dänen, welcher die Regierung doch Meister werden sollte.*) Auf jeden Fall ist anzuerkennen, mit welcher Mäßigung die deutsche Regierung, im Gegensatz zu Slawen und Magyaren, ihre Sprache da befördert, wo sie die unzweifelhafte Mehrheit besitzt. Es ist stets eine Notwehr gegen ihre Anfeindung.

## B. Die übrigen Europäer.

Betrachten wir die Karte Europas und überdenken dabei die Geschichte unseres Erdteils, so können wir uns nicht die Tatsache verhehlen, daß im Westen dieses Länderkomplexes die Nationalitäten sich leichter mit den Staatsgrenzen abgefunden haben als im Osten. Die Ursache davon liegt in der ältern Geschichte dieser Gegenden, welche früher Staaten gebildet haben als die östlichen. Wir finden im Westen des Kontinents keinerlei Nationalitätenstreit. Obschon die Provençalen, zu denen auch die Catalanen gehören, einem Sprachstamme angehören, der von den Nordfranzosen und den Castilianern gleich weit entfernt ist, einem Sprachstamme, der seine Bildung in dem Umstande hat, daß diese Gegenden längere Zeit die einzigen Besitzungen der

*) Die Volkssprache in Schleswig, von E. Wasserzieher in Flensburg. Beil. z. A. Z. 1892, Nr. 40.

Römer außerhalb Italiens waren, haben sie sich doch völlig darein gefunden, Spanier oder Franzosen zu sein. Auf der iberischen Halbinsel trug dazu der gemeinsame Kampf gegen die Mauren bei; in Frankreich führte der stramme Fortschritt der Centralisation dahin. Die Basken zu beiden Seiten der Pyrenäen waren zu schwach, um diesen mächtigen Einflüssen zu widerstehen; doch halten sie auf spanischer Seite fest an ihren Fueros. Auch die Gallegos, die in Sprache und Sitten Portugal näher stehen, sind doch Spanier mit Leib und Seele. Ebenso wenig sperren sich die Bretagner gegen das Franzosentum, das ihre keltische Sprache aufsaugt. Die Selbstvergötterung der Franzosen, die sich für die erste Nation der Welt hielten, bis es ihnen gefiel, den Vorrang den Russen abzutreten, hat von jeher bestrickend und betäubend auf die in ihre Grenzen einbezogenen Nichtfranzosen gewirkt und selbst die nüchternen deutschen Elsässer angesteckt. Dieser Hypnotismus hat auch alle Franzosen verführt, die Pariser als ihre Vertreter anzuerkennen und sich ihnen blind zu unterwerfen. Doch hat diese Eigenart eine aktive und eine passive Seite. Eine Minderheit lärmt, schreit und rennt wie die Pariser, während sich die Mehrheit der Bevölkerung stumm und ruhig die Hegemonie Lutetias gefallen und für deren Launen sich totschlagen läßt. Ansteckend ist daher auch der von Paris aus ergangene Ruf zum Hasse gegen alle fremden Nationen, der sich in der pöbelhaften Beleidigung König Alfons' von Spanien und der Kaiserin Friedrich, in der Mißhandlung mehrerer Deutschen und in der Niedermetzelung der Italiener in Aigues-Mortes kundgab.

Von den Westeuropäern des Festlandes unterscheiden sich scharf die Irländer. Ihre insulare Lage und der vorwiegende Katholizismus haben sich mit ihren wirtschaftlichen Leiden verbunden, einen fortdauernden Widerstand gegen die englische Herrschaft zu nähren. Der keltische Sprachstamm tritt dabei zurück, — hat ja die große Mehrheit das Idiom der Angelsachsen angenommen, und selbst das religiöse Element ist nicht mehr maßgebend. Parnell und andere Führer waren und sind weder Kelten noch Katholiken. Die agrare Selbständigkeit ist zur Hauptsache geworden. Alle Konzessionen Englands helfen nichts, und auch Gladstones Homerule würde nichts anderes bewirken, als die Unterdrückung der Minderheit, d. h. der Protestanten (s. oben S. 25). Die Geheimbünde regieren die grüne Insel; wenigstens war dies noch 1880 der Fall, als Viscount Mountmorre und die Familie Boyd ermordet wurden. Neben den lediglich politische Zwecke (Losreißung und Republikanisirung Irlands) verfolgenden Feniern sind die Ribbonmen und die Molly Maguires unzweifelhafte Mordbanden, welche die Widerstrebenden durch Prügel zum Beitritte zwingen und von den in England selbst verbreiteten streng katholischen „alten Hiberniern“ unterstützt werden.

Man zählte 1880 (Nat.-Zeit. v. 30. Sept.) 100 000 Fenier, 40 000 Ribbonmen, 15 000 Molly Maguires und 25 000 Hibernier. Danach dürften diese Bünde heute noch bestehen.

Diejenigen romanischen Völker, welche noch nicht vollständig politisch geeinigt sind, beschämen die Slawen und Magyaren tief, indem sie nicht von ferne daran denken, über ihre Nationalität hinauszugehen und Anderssprechende zu unterdrücken. Es sind dies die Italiener und Rumänen. Jene sind ihrem Ziele näher; es fehlen ihnen nur noch Corsica, das durch die napoleonischen Erinnerungen an Frankreich gefesselt ist, Nizza, wo das Franzosentum sich breit macht, die italienische Schweiz, deren Bewohner nur Schweizer sein wollen, und der italienische Teil Oesterreichs, nach welchem nur die Irredenta trachtet, während Italien als solches dem Dreibunde das Opfer bringt, seine Wünsche zu unterdrücken. Ohnehin ist das Italienische in Istrien stark mit dem Slowenischen gemischt und bildet in Dalmatien vollends nur eine dünne Schicht von 10% über einer serbisch-kroatischen Masse von 90%, so daß hier die Irredenta kein Feld findet. Abweichend von diesen Verhältnissen ist ganz Rumänien irredentistisch. Es gibt keinen Rumänen von oben bis unten, der nicht glühend nach den Brüdern in Bessarabien, Bukowina, Ungarn und Serbien verlangt; aber der heiße Wunsch muß der Politik gegenüber schweigen. Aufgeben müssen dagegen die Rumänen ihre durch die ganze europäische Türkei bis nach Griechenland zerstreuten Stammesgenossen, die sog. Aromunen, die übrigens im Süden durchaus griechisch gesinnt sind.

In ähnlichem Sinne irredentistisch sind die Griechen, die indessen keine Skrupel haben würden, Slawen oder Türken sich untertänig zu machen. Während indessen die mit den Slawen kollidirenden Großmachtpläne mit Byzanz als Mittelpunkt vorläufig schweigen müssen, hat sich das augenblickliche Interesse auf die zum unzähligsten Male aufstehende Insel Kreta konzentrirt. Hier lebten 1878 185 322 griechische Christen und 93 138 Mohammedaner, wahrscheinlich meist auch griechischen Stammes. Wol zweifelt Niemand, der ehrlich sein will, an dem Rechte der Kreter, sich für die Vereinigung mit Griechenland auszusprechen, und Jedermann in Europa ist über die Mordtaten der türkischen Soldateska empört. So gut wie in Thessalien, wo viele Islamiten sich der griechischen Herrschaft fügen, wird dies auch auf Kreta möglich sein, wenn die Mächte, wie 1881 geschah, auch jetzt wieder der niedergedrückten hellenischen Nationalität endlich ihr Recht widerfahren lassen und die Insel ihrem wahren Mutterlande zusprechen wollten. Verhehlen sich ja die Türken keineswegs die Unvermeidlichkeit der allmählichen Zerbröckelung ihres einstigen Reiches!

Ein streitiges Gebiet wird bei der einstigen Teilung der Erbschaft des „kranken Mannes“ dasjenige der Albanesen, Arnauten oder

Schkypetaren sein. Diese „haben bisher nicht die mindeste Anlage zu einer nationalen Kultur bewiesen. Nicht nur, daß sie keine Anfänge einer Litteratur haben — sie haben in ihrer Sprache (die mit keiner europäischen eine nachweisbare Verwandtschaft zeigt) absolut gar nichts gedrucktes oder geschriebenes“. Im Süden sind sie durchaus für die griechische Sache gewonnen, wie sie auch in Griechenland selbst Stammesgenossen haben. Im Norden dürften sie den Südslawen zur Beute fallen.*)

Diese letzteren sind keineswegs schüchtern. Montenegro möchte die Herzegowina und Teile von Dalmatien, Serbien Bosnien und Alt-Serbien haben, und Bulgarien spricht so zu sagen die ganze übrige europäische Türkei an, wozu ihm Rußland durch den Friedensentwurf von San Stéfano allerdings Appetit gemacht hat. Doch wird versichert, daß die in Makedonien herrschende Sprache der serbischen näher steht als der bulgarischen, was zu einem einstigen Kampfe um die Heimat Alexanders des Großen rufen dürfte.

All dies sind Früchte des Panslawismus, der seine wahren Adepten indessen nur in Rußland hat. Die übrigen Slawen sind entweder blos bereit, ihn zu benutzen, ohne sich dem Zarentum zu unterwerfen, so Serben, Bulgaren, Tschechen, Ruthenen, oder sie sind ihm feindlich, wie die Polen. Die Panslawisten wollen in der Tat nichts anderes als die russische Weltherrschaft, welcher die zwischen die verschiedenen Slawenstämme eingestreuten Völker, besonders die Rumänen, die Magyaren und ein Teil der Deutschen zum Opfer fallen müßten. Die russische Armee ist zugleich eine panslawistische.**) Es fragt sich jedoch, ob Rußland dieser Aufgabe gewachsen ist oder ihr vielmehr erliegen wird und muß.

Das letztere ist wahrscheinlicher, denn der Koloß ist hohl und steht auf tönernen Füßen. Ein Kenner des Landes sagt kurz und klar: wenn alle russischen Zaren und Minister den machiavellistisch-teuflischen Plan verfolgt hätten, ein ganzes großes Volk zu demoralisiren, um es auf ein gemeinsames Niveau der Lasterhaftigkeit und des Stumpfsinns hinabzudrücken, so würden die schließlichen Resultate solcher Pläne sich nicht wesentlich von den Zuständen unterschieden haben, wie sie tatsächlich heute in Rußland bestehen. Ob nun Zufall oder Absicht, soviel steht geschichtlich fest, daß seit Iwan dem Schrecklichen die Politik der regirenden Klassen in Rußland durch zwei scharf ausgeprägte Tendenzen gekennzeichnet wird: nämlich einmal die,

*) Die Balkan-Staaten und Völker nach der Berliner Konferenz. Allg. Zeit. 1880, 17. Aug.

**) Neelmeyer-Vukassowitsch, Das Rußland der Gegenwart und Zukunft. Bremen 1890, S. 169 ff.

die große Masse des Volkes so nahe an der Grenze der Verhungerns zu halten, daß sich die öffentliche Ruhe und Ordnung dabei eben noch aufrecht halten läßt, zweitens aber die, das Volk durch obligatorische Unwissenheit und Alkoholismus so nahe an den Rand völliger Vertrottelung zu treiben, als es mit der Erhaltung des Ackerbaues noch vereinbar erscheint."*) Die Hungersnot (Golod) ist, wie jeder Russe weiß, seit dem 12. Jahrhundert eine immerwährende gewesen. Trotzdem werden Steuern und Steuerrückstände aus Leuten, die nichts haben und krank sind, herausgeprügelt. Allgemeine Armut (bei den Vornehmen in der Gestalt von Schulden), allgemeine Betrunkenheit, allgemeine Unwissenheit, allgemeine Lügenhaftigkeit, allgemeiner Betrug, allgemeine Unzucht, Abneigung gegen zeitgemäße Fortschritte, Unfähigkeit zu ethischem Fühlen und Handeln, Heuchelei und Dieberei und furchtbare Verbreitung der Syphilis — sind, ungeachtet der dem russischen Volke eigenen Gutmütigkeit, Genügsamkeit und Ausdauer im Leiden, — die Charakteristik der heutigen Russen aller Stände (natürlich mit Ausnahmen), besonders seit der Regierung Alexanders III. und der geistlichen Leitung Pobedonostschews, welche die vielversprechenden Anfänge einer Besserung unter dem gemordeten Alexander II. rückgängig gemacht haben.**) Außerordentlich typisch für diese Zustände ist die entsetzliche Katastrophe der Erdrückung von 3000 Menschen auf dem Chodinskoje-Felde bei Anlaß der Kaiserkrönung Nikolaus' II. im Mai 1896, — und die Herzlosigkeit der höheren Stände, die sich durch dieses Unglück in ihren Vergnügungen nicht im geringsten stören ließen!

Diesen Zuständen gegenüber stellen wir diejenigen eines Volkes, welches die Russen, so sehr es ihnen überlegen ist, auf Grund ihrer größeren Menge und Brutalität unterdrücken zu wollen sich anmaßen. Es ist das finnische, das Volk von Suomi, das Volk der Kalewala.***) Vereint haben die es bildenden Schweden und Finnen in neuester Zeit geradezu wunderbare Fortschritte gemacht. Die Trunksucht ist zur größten Seltenheit geworden, Volksbibliotheken blühen auf, die Schulen sind trefflich und fünfmal so zahlreich wie in Rußland, ihre Häuser vorzüglich eingerichtet, ihre Disziplin ausgezeichnet; es gibt weder große Armut, noch übermäßigen Reichtum; Landwirtschaft, Fischzucht blühen, während Industrie und Handel durch die schikanösen russischen Zölle niedergehalten werden, aber im Verhältnisse zu anderen Ländern sich heben; die finnischen Finanzen sind so

---

*) E. B. Lanin, Russische Zustände. Aus dem Engl. von R. Dielitz. 2 Bände. Dresden 1892 und 1893. I. Bd., S. 1 ff.

**) Bezüglich alles nähern wird auf Lanins Werk verwiesen, wo alles dies mit Beispielen belegt ist (zusammengefaßt II. Bd., S. 209 ff.).

***) Nach Lanin, II. Bd., S. 145 ff.

glänzend, wie die russischen trübselig; seine Goldwährung weiß Finland dem russischen Papierrubel gegenüber festzuhalten. Der Lerneifer des Volkes ist großartig, seine Rechtschaffenheit sprichwörtlich, die Sicherheit der Personen, des Eigentums und der Frauenreinheit hoch erfreulich, die Stellung des weiblichen Geschlechtes der des männlichen gleichberechtigt, Gesetzestreue, Reinlichkeit und Gewissensfreiheit hochentwickelt, und — das Vertrauen, daß Rußland die Freiheit des Landes nicht antasten werde, ebenso rührend, wie die russische Unkenntnis des finnischen Charakters erstaunlich ist.

## C. Außereuropäische Völker.

Verlassen wir Europa am Bosporus, so befinden wir uns noch lange in dem hinsiechenden Reiche des Halbmondes. Die Kraft des kleinen Stammes Osman, welcher vor einem halben Jahrtausend eine Anzahl Völker Vorderasiens und der Balkanhalbinsel, die Nachkommen der Thraker, Lyder, Phryger, Galater, Kappadokier, Paphlagonier u. s. w. durch einfache Bekehrung zum Islam schlechtweg in Türken verwandelt hatte, ist dahin. Im Westen Kleinasiens streben die Griechen wieder empor und werden einst alles, was einst hellenisch war, wieder gewinnen. Im Osten aber ringt die unglücklichste Nation der Gegenwart, die armenische, im Verzweiflungskampfe gegen russischen Druck und türkische Barbarei um ihr Leben. Schon 1890 sagte Vambéry,*) die Geschichte der Juden seit der Zerstörung Jerusalems sei nichts im Vergleiche zu den Jahrtausende langen harten Kämpfen und Drangsalen, welche die Armenier zu bestehen hatten, und es sei zu verwundern, daß es heute noch gegen drei Millionen Armenier gibt, die unter der Herrschaft Rußlands, der Türkei und Persiens lebend, mit ihren nationalen Ansprüchen aufgetreten sind.

„Diesem kleinen arischen Völkerreste aber", fährt der genannte Schriftsteller fort, „ist trotz seiner Minderzahl in der zukünftigen Gestaltung der politischen und kulturellen Zustände Kleinasiens eine bedeutende Rolle vorbehalten". Die Armenier erhofften eine Besserung ihrer Lage umsonst von den Kreuzfahrern, umsonst von den Russen und blicken jetzt sehnsuchtvoll nach Westeuropa, dessen Mächte einander die Erbschaft des „kranken Mannes" nicht gönnen und daher auch gegen dessen Barbareien nicht einschreiten. In Rußland werden die Armenier gleich den Polen und Deutschen russifizirt, in der Türkei einfach niedergemetzelt. Die Erfolge der Griechen, Rumänen, Serben

---

*) Das nationale Erwachen der Armenier, Beil. z. A. Z. 1890, Nr. 188 und 189.

und Bulgaren mußten auch sie mit Hoffnungen erfüllen; sie dachten sogar an revolutionäre Schritte, die aber an der Nachbarschaft der Türken, die dort viel kompakter leben als in Europa, und an derjenigen der ihnen an Zahl gleichstehenden und an Tatkraft weit überlegenen Kurden scheitern mußten. So leiden und dulden sie zwischen der skrupellosen Paschawirtschaft und dem kurdischen Räubergesindel, zwei Feinden, über denen sie an Bildung und Gesittung turmhoch stehen. Armenier sind es, die als Minister und sonstige Beamte die osmanische Regierung vor völliger Versumpfung bewahren, sie sind es, welche die Türken mit europäischer Litteratur in Verbindung bringen, ihnen nach europäischen Mustern ihre eigene Litteratur aufbessern und ihnen sogar die Anfänge eines Theaters geschaffen haben, sie, welche, neben den Griechen, allein Industrie und Handel in das stagnirende Türkenreich bringen.

Damit können sich aber die Armenier in Armenien nicht begnügen, mit dem nämlich, was ihre Brüder in Stambul bewirken. In Paris 1856 und in Berlin 1878 haben sie versucht, ihre nationale Sache zu befördern, und dies half bei letzterem Anlasse so viel, daß der Pforte die Verpflichtung auferlegt wurde, Reformen in Armenien einzuführen. Leider aber sind die Armenier in der Masse habsüchtig, zweizüngig und energielos und unter sich in Parteien zerfallen. Auch bewohnen sie kein von ihnen allein bewohntes zusammenhängendes Gebiet. Ihr Fleiß, ihre Sittlichkeit, ihre Bildung nützen ihnen daher wenig, in politischer Beziehung nichts. Ihre Aussichten auf Unabhängigkeit sind gegenwärtig um so schlimmer, als Europa gegenüber den von den Türken jüngst an ihnen verübten Grausamkeiten keine Hand rührt. Nur wenn einst in Europa ein Geist der gemeinsamen Interessen erwacht, der es zwingt, unter der Führung eines Bismarck der Zukunft Rußland weiter gegen Osten zu schieben, die Türkei aufzulösen und rings um das Mittelmeer europäische Fahnen zu entfalten, nur dann könnte auch für die unglücklichen Armenier sowol, als für die übrigen von den Türken unterjochten Völker, die Stunde der Befreiung schlagen.*)

Im Südwesten Asiens und im Norden Afrikas lebt eine Nation, welche, eingedenk ihrer weltgeschichtlichen Macht in früherer Zeit, die türkische Herrschaft niemals anerkannt hat und unbekümmert um sie in alter Ungebundenheit wie vor Jahrtausenden lebt. Es sind die Araber. Ja in der Mitte ihres Stammlandes sind die Wahhabiten vollständig unabhängig, und im Westen verfügen die Beduinen über die Erlaubnis zum Durchzuge der Pilgerkarawanen durch ihr Gebiet

*) S. des Verfassers Schrift „Aria“, S. 97, 101, 114 ff. Lanin, Russ. Zustände, II. Bd., S. 1 ff.

nach Mekka und überfallen jene, welche dies ohne Tribut wagen.*) Midhat Pascha hat von Bagdad aus 1871 Siege über die Wahhabiten — erdichtet; 1879 aber drohte ein arabischer Aufstand alle türkische Herrschaft, soweit sie sich gegen das Innere vorgewagt hatte, zu vernichten. Zu Patna in Indien leben Wahhabiten, die mit ihren Stammesgenossen in Arabien stete Verbindung unterhalten, wogegen die britische Regierung nichts vermag.

Es war 1880, als etwa 100 000 berittene Beduinen vor den Thoren von Damask lagerten, — man äußerte nicht zu welchem Zweck, — plötzlich aber aufbrachen und sich zerstreuten. Man glaubte, dies stehe mit der damaligen Ermordung des Großscherifs von Mekka in Verbindung, die, wie angeblich Niemand zweifelte, von einem Emissär des türkischen Sultans verübt war. Der neue Scherif, Abd-ul-Mutallib, stellte sich an die Spitze des arabischen Aufstandes, und die türkische Herrschaft war vom Roten Meer bis zum persischen Golf nur dem Namen nach vorhanden. Einverstanden waren die Jemen beherrschende Sekte der Seiditen, die Wahhabiten im Nedsched, wohin niemals ein Türke den Fuß gesetzt, und wo Mohammed ibn Raschid gebot, sowie der Imam von Maskat. Eine Art von Freimaurerei verband die Häupter der Stämme. Der Aufstand in Aegypten unter Arabi Pascha hing mit dieser Bewegung zusammen, und so bestand, verbreitet durch Mekka-Pilger, 1882, wie uns damals auf Privatweg berichtet wurde, ein arabisch-afrikanischer, bis nach Marokko verbreiteter Bund gegen die Türkei, dessen Glieder von freisinnigen modernen Ideen erfüllt waren, wie Freihandel, Glaubensfreiheit, Trennung von Kirche und Staat u. s. w., der eine Wiederherstellung des arabischen Chalifates in Aussicht nahm und selbst die französische Herrschaft in Algerien und die Okkupation von Tunis bedrohte.

Waren diese Nachrichten, über die nichts zuverlässiges nach Europa gelangte, übertrieben? Oder scheiterte die vernünftigere Seite der Bewegung an der fanatischen Verbohrtheit der mohammedanischen Masse? Wir wissen es nicht; Thatsache aber ist, daß sie in den barbarischen Aufstand des sog. Mahdi, Mohammed Ahmed auslief, welcher, durch die Härte der ägyptischen Regierung und zugleich durch deren Einschreiten gegen den Sklavenhandel hervorgerufen, einen sowol fanatischen als kommunistischen Charakter trug. Der Mahdi eroberte von 1881 bis 1886 ein Reich viermal so groß wie Deutschland, starb aber schon im letzteren Jahre, nachdem ihm Gordon erlegen war. War er selbst schon zuletzt ein Betrüger, der nur „Feuer und Schwert im Sudan" verbreitete, so zeigte sich sein Nachfolger, Chalifa Abdullahi, nur noch

*) Zum Aufstand in Türkisch-Arabien, Allg. Zeit. 1879, 29. Aug.

als Heuchler und Bösewicht ohne religiöse Maske.*) Es ist kaum zweifelhaft, daß weder der bedrängte Chedive von Aegypten, noch sein Suzerain in Stambul diese Gräuel rächen können, noch wollen, und daß dies auch der kleinen britischen Macht im Nillande nicht möglich ist. Wären die heutigen Europäer großer Ideen fähig, so würde Italien seine tollen Händel mit Abessinien aufgeben, im Verein mit dem tapfern Negus Menelik und den Engländern die Fanatiker zu Paaren treiben und in Nordostafrika Ordnung schaffen!

Die für uns Europäer interessanteste Nationalität Asiens ist wol ohne Zweifel die indische, weil sie ihrem größten Teile nach uns sprachverwandt ist, die ältesten und reichhaltigsten lebenden Religionsformen (unter den uns nicht nahestehenden) und die älteste Philosophie besitzt und unter der in ethischer und intellektueller Beziehung wohlthätigen Herrschaft einer europäischen Macht lebt. In letzterer Beziehung ist zu erinnern, was die Engländer in unserem Jahrhundert getan haben, um Reste alter Barbarei in ihrem indischen Riesenreiche zu beseitigen, was um so schwieriger war, als diese Barbareien von den Hindus für altehrwürdige Religionsvorschriften gehalten wurden und zum beträchtlichen Teile noch jetzt werden. Zu diesen gehörte die Verbrennung der Witwen, welche in der ältesten Zeit der indischen Kultur durchaus unbekannt war, erst durch falsche Auslegung von Texten durch die Brahmanen aufkam (sie wird zuerst im Mahabharata erwähnt) und nur nach und nach allgemein wurde,**) bis die britische Regierung sie zwar schon 1829 als aufgehoben erklärte, aber erst 1875 ihre völlige Unterdrückung erzielte. Andere indische Religionsgesetze, die wol ebenso wenig für alt gehalten werden, verordneten die Verheiratung der Töchter vor dem zwölften Jahre; wurden sie dann Witwen vor der Volljährigkeit, so verfielen sie zwar nicht der Verbrennung, aber dem Verbote der Wiederverheiratung und einer lebenslangen Trauer mit den furchtbarsten Beschränkungen freier Bewegung. Es war daher ein weiteres Bestreben der Regierung, die Kinderheiraten wenigstens zu beschränken und ihre schlimme Seite abzuschneiden, was 1856 durch die Gestattung der Witwenheiraten geschah, aber mit zu den Veranlassungen des blutigen Sipoy-Aufruhrs (1857) gehörte. Die Kinderheiraten hörten damit so wenig auf, wie die Witwenmißhandlung.***)

---

*) Rud. Slatin Pascha, Feuer und Schwert im Sudan 1879—1895. Leipzig 1896. — Die Mahdistenbewegung. Globus 1896, Nr. 16.

**) Lefmann, Geschichte des alten Indiens. Berlin 1890, S. 115, 184, 210, 391.

***) Die engl. Regierung und das hindustanische Ehegesetz. Von A. Passow. Beil. z. A. Z. 1891, Nr. 89. — Die Frau in der Kulturgeschichte. Vom Verf. d. B., Berlin 1892, S. 95 f.

Schlimmer noch als die genannten Unsitten sind andere, die sich indessen auf besondere Distrikte beziehen. Im Nordwesten Indiens war es weit verbreiteter Gebrauch, die neugeborenen Mädchen umzubringen. Es soll im Distrikt Mainpuri 1850 unter etwa 30 000 Tschauhans vom Radschputenstamme kein einziges Mädchen gegeben haben, so auch in zahlreichen Dörfern der Nordwestprovinzen, von Audh, im Pendschab und in der Präsidentschaft Bombay, und seit Menschengedenken soll dort keines gelebt haben. Wäre dies richtig, so bliebe es ein Rätsel, woher denn diese Leute ihre Frauen nahmen und wie sie sich fortpflanzten. Als Grund dieser daher nur in beschränktem Maße glaubwürdigen Unsitte wird angegeben: die Schwierigkeit, eine Tochter zu verheiraten, der Schimpf, wenn sie ledig blieb, und die Kosten der Hochzeit.*) Noch im J. 1869 sollen in 7 Dörfern 104 Knaben und nur ein Mädchen vorhanden gewesen sein und 1887 wol wegen jener Mordmanie in den Nordwestprovinzen 200 000 Menschen unter polizeilicher Ueberwachung gestanden haben.

Die entsetzlichste Erscheinung der indischen Volksseele war aber das Dasein einer förmlichen Kaste von Mördern, welche in verschiedenen Teilen Vorderindiens bestand, in Hindustan unter dem Namen der Thags (d. h. Betrüger), in Dekhan unter dem der Fansigars (Leute mit der Schlinge) u. s. w. Diese Kaste bildete eine religiöse Sekte, welche der Göttin Bhawani oder Kali durch Mord Menschenopfer brachte, obschon sie größtenteils aus Mohammedanern bestand und vor der mohammedanischen Eroberung nicht nachweisbar ist. Denn Entlehnungen zwischen beiden Religionen, der indischen und der ursprünglich arabischen, sind nichts seltenes, sowol was das Kastenwesen als was die Abgötterei betrifft. Der Ursprung des Gräuels ist aber indisch und hängt wol mit dem Kultus des zerstörenden Çiva zusammen, dessen Gattin die Mordgöttin ist. Die Schritte der Ostindischen Kompagnie gegen diese Verbrechen waren den Thags, die sich für dazu berufen hielten, völlig unverständlich und galten ihnen als Aeußerungen des Unglaubens, und sie hielten ihr Schicksal für eine Strafe, die sie, nicht durch ihre Mordtaten, sondern durch Mißachtung von Anzeichen verdient hatten. Mit dem Morde war stets auch der Raub verbunden und ebenso sehr als religiös betrachtet. Im J. 1837 kannten die englischen Behörden 5000 Thags mit Namen, und man berechnete die jährlichen Morde auf 15 000. Mit 1830 begann die systematische Unterdrückung der Bande, wobei sich der englische Oberst Sleeman die größten Verdienste erwarb, und 1840 waren nur noch wenige Mordbrüder übrig, die entkommen waren, aber es geraten fanden, andere „Berufsarten“ zu ergreifen.

---

*) Thaggie, Eine kulturgeschichtl. Studie. Beil. z. A. Z. 1893, Nr. 208—211.

Nachdem diese Gräuel aufgehört hatten, fanden die Reformbestrebungen der britischen Regierung, welche seit der Niederwerfung des Sipoy-Aufruhrs an die Stelle der Ostindischen Kompagnie getreten war, nach und nach auch bei dem aufgeklärteren Teile der einheimischen Bevölkerung Anklang. Es war vorzugsweise der Brahmo-Somadsch (von welchem wir weiterhin zu sprechen haben werden), welcher den Erlaß des Native Marriage Act vom 22. März 1872 betrieb, zunächst um seine Ehen, welche von den orthodoxen Hindus nicht anerkannt wurden, zu legitimiren. Dieses Gesetz führte die fakultative Civilehe ein, verlangte zur Eingehung einer Ehe das 18. Jahr für Männer und das 14. für Frauen, welche beide jedoch bis zum 21. Jahre an die Zustimmung der Eltern und Vormünder gebunden sind, und gestattete die Wiederverheiratung von Witwen. Schon 1870 war in Kalkutta die Reform Association unter den Hindus entstanden; 1889 folgte in Sikunderabad die Social Reform Association, und 1890 versammelte sich in Bombay eine Sozial-Konferenz. Vereine bildeten sich zur Förderung der Witwenheiraten, und 1887 veranstaltete der Parse Behramzi Malabari eine schriftliche Vernehmlassung christlicher, mohammedanischer und brahmanischer Gelehrten und Politiker über diesen Gegenstand.

Einen noch größeren Umfang nahm die Bewegung zum Zwecke der Zulassung Eingeborener zu höheren Aemtern und Stellen und ihrer politischen Gleichstellung mit den Engländern an. Sie gedieh bis zum Inslebentreten eines indischen Nationalkongresses, welcher sich seit 1885 jährlich in einer der größeren Städte Indiens versammelt und aus etwa tausend Abgeordneten besteht, die jedoch nur beraten, nichts beschließen. Obschon sich auch in dieser Versammlung Zwistigkeiten zwischen Hindus und Mohammedanern zeigten, strebt sie doch einmütig nach den genannten Zielen und verlangt insbesondere Vermehrung der Mitglieder des Councils (der Regierung) durch Eingeborene, Einfluß auf das Budget, Trennung der Verwaltung und Rechtspflege, Förderung des Unterrichts u. s. w. In London besteht eine National Indian Association, welche diese Bestrebungen unterstützt. Die Engländer sehen diese Bewegung ungern, und auch die höheren Kasten, wie die reichen Muslime, welche sich Jenen angenehm zu machen suchen, halten sich vielfach fern von ihr. Die Regierung benutzt sie jedoch zur Sammlung statistischen Materials und um über die Stimmung der Bevölkerung auf dem Laufenden zu sein. Man glaubt, der Kongreß könnte sich mit der Zeit zu einem indischen Parlament entwickeln. Damit wäre jedoch eine äußerste radikale Partei nicht zufrieden, welche im Geheimen den Sturz der englischen Herrschaft und die Vertreibung der Europäer anstrebt und es nicht verschmäht, zu diesem Zwecke den religiösen Fanatismus der Eingeborenen

aufzustacheln. Jedenfalls ist die Stellung der britischen Regierung gegenüber einer Bevölkerung von 289 Millionen (darunter 190 Mill. Hindus, 52 Mill. Mohammedaner, 4 Mill. Buddhisten und nur 2 Mill. Christen) sehr schwierig und bedarf zugleich großer Klugheit und Energie.

In Wegfall kommt die Schwierigkeit einer Fremdherrschaft bei den zwei ostasiatischen Völkern, die sich kürzlich mit einander gemessen haben, den Chinesen und Japanern (s. oben S. 40 ff.). In Europa sympathisirte man allgemein mit den fortschrittlichen, reinlichen und kriegstüchtigen Insulanern und verachtete die reaktionären, schmutzigen und (namentlich) geschlagenen Leute des Reiches der Mitte. Die Gerechtigkeit erfordert eine bessere Verteilung von Licht und Schatten. Treffend vergleicht Buchner Japan mit einem modernen, schön illustrirten Prachtwerke und China mit einem uralten Buch voll Staub und Moder, in dem aber doch die wichtigeren Dinge stehen, wie sie dem Lehrer geziemen gegenüber dem Schüler, der sich nur moderner gekleidet hat und nur auf den Lehrer hochmütig herabsieht, aber eben mit der Welt fortschreitet, was Jener noch verschmäht, seine Tapferkeit übt, während Jener sie vernachlässigt, seine Grausamkeit aufgegeben hat, in der Jener noch schwelgt.*)

Die enorme Uebervölkerung des 400 Millionen Menschen (ein Drittel der Erdenmenschheit) beherbergenden „Reichs der Mitte" drängt nach Auswanderung. Bald werden die Chinesen an Zerstreuung über den Erdboden die Juden übertreffen, und wo sie eingedrungen sind, gibt es eine Chinesenfrage und denkt Niemand an Antisemitismus. Alle den Indischen und Großen Ocean begrenzenden und noch weit darüber hinaus liegenden Länder nehmen Teil an dieser Frage: Ostafrika, Vorder- und Hinterindien, die indischen Inseln, Korea, Japan, Polynesien, Australien, Nord-, Mittel- und Südamerika; es ist demnach auch schon der Atlantische Ocean erreicht und nur Europa und das Mittelmeer noch verschont, — wie lange noch? Ihr rastloser Fleiß, ihre Anpassungsfähigkeit an jedes Klima, ihre Mäßigkeit, Bescheidenheit (wol mehr Unterwürfigkeit), ihre Vielseitigkeit in Landwirtschaft, Bergbau, Erdarbeit, Gewerben und Handel und die außerordentliche Billigkeit ihrer Arbeit bahnen ihnen den Weg; ihre unangenehmen Eigenschaften und die Eifersucht der anspruchvollern weißen Arbeiter treiben sie wieder zurück. Aengstlich bewahren sie überall ihre heimische Sprache, Sitte und Religion und ihre Neigung zu geheimen Gesellschaften, welche unter ihnen die Stelle von Polizei und Justiz einnehmen.**) Brennend ist die Chinesenfrage jedoch nur in

*) Chinesen und Japaner. Von Max Buchner. Beil. z. A. Z. 1895, Nr. 20, worauf wir bezüglich des nähern verweisen.

**) Chinesenfrage, von A. Sartorius von Waltershausen, im Hand-

der nordamerikanischen Union geworden, wo ihre Einwanderung von 1860 bis 1869 zwischen 2000 und 18 000 jährlich schwankte und im ganzen fast eine Viertelmillion betrug. In San Francisco zählte man 1879 ihrer 35 000 (10 % der Bevölkerung); sie waren Kaufleute, Cigarrenmacher, Wäscher, Dienstboten, Hausierer, Tagelöhner, Schuh-, Stiefel- und Pantoffelmacher, Tuchmacher, Fischer u. s. w., auch blos — Spieler; unter ihnen gab es etwa 3000 Frauen, die, in halber Sklaverei eingeführt, der Prostitution dienten, mit Ausnahme weniger Ehefrauen der Reichsten unter ihnen. Im J. 1880 lebten in der Union noch über 100 000 Chinesen und 1882, als beinahe 40 000 einwanderten, beschränkte ein Bundesgesetz diese Bewegung, und zwar gestützt auf einen Vertrag mit China von 1880, indem es die Einwanderung für 10 Jahre verbot, so daß seitdem die Rückwanderung den Zuwachs weit überstieg, bis dieser, der blos von der See her, nicht aber über Mejiko und Canada verhindert werden konnte, 1887 wieder überwog, so daß 1890 die Zahl der Chinesen wieder 107 475 (in Kalifornien allein 71 691) betrug. Man hat dort weniger gegen sie in der Eigenschaft von landwirtschaftlichen und Eisenbahnarbeitern, als gegen ihre Tätigkeit im Kleinhandel und in den verschiedenen Industrien und Handwerken, sowie gegen ihre Laster, worunter Spiel, Schmutz, Opiumgenuß und Prostitution hervorragen. Da somit das erwähnte Gesetz nicht viel half, wurde am 1. Oktober 1888 ein neues erlassen, welches die Zulassung aller Chinesen mit Ausnahme des Gesandtschaftspersonals, der Gelehrten, Studirenden und mit Pässen reisenden Kaufleute, sowie die Rückkehr jedes nach China Heimgekehrten verbot. Es wurde jedoch aus Besorgnis vor chinesischen Repressivmaßregeln nicht ausgeführt, dagegen jenes von 1882 nach Ablauf der 10 Jahre auf weitere zehn verlängert und die im Lande bleibenden Chinesen beschwerlichen Förmlichkeiten unterworfen, bei deren Umgehung sie ausgewiesen werden sollten. Endlich wurde 1894 ein neuer Vertrag mit China abgeschlossen, welcher zwar die Einwanderug chinesischer Arbeiter für 10 Jahre verbot, aber die Rückkehr Heimreisender gestattete, wenn sie in Amerika Vermögen, Schulden oder Familie haben.

Auch die australischen Kolonien erließen seit 1881 Gesetze, welche die chinesische Einwanderung beschränkten und deren Verminderung erzielten. Im Jahre 1891 indessen zählte Australien noch 40 475 Chinesen unter 3,8 Millionen Seelen.*) Mehrere tausend von ihnen sind in den Goldminen beschäftigt.

---

wörterbuch der Staatswissenschaften, von Conrad, Elster, Lexis und Loening, I. Suppl.-Bd., Jena 1895, S. 265 ff.

*) Die indischen und chinesischen Kulis wird unser zweites Buch berücksichtigen.

In **Peru** waren schon 1874 etwa 60 000 Chinesen eingewandert und 1879 auf 80 000 gestiegen. Im Inselstaate **Hawai** zählte man ihrer fast 6000; jetzt leben dort 15 300 Chinesen und überdies 12 360 Japaner neben 21 120 Weißen und 34 436 Eingeborenen. Ihr Viertel in Honolulu ist, wie in San Francisco, durch Schmutz und Baufälligkeit verrufen.

Im niederländischen Indien werden die Chinesen auf etwa eine halbe Million geschätzt. Zahlreich sind sie auch auf Malakka, in den hinterindischen Ländern und in Japan.

Wir sagten bereits, daß die Chinesen überallhin ihre **geheimen Gesellschaften** mitbringen. Diese Geheimbünde gleichen in nichts den europäischen und amerikanischen Freimaurern, Odd Fellows, Druiden u. s. w., welche erst in neuerer Zeit zu bestimmten Zwecken entstanden sind, sondern denjenigen der „Naturvölker", welche wahrscheinlich dem urzeitlichen Geisterglauben entstammen*) und, ähnlich dem bairischen Haberfeldtreiben, zu einer Art Volksjustiz geworden sind, aber auch, ähnlich den Freimaurern u. s. w., ihre Genossen unterstützen. Manche dieser Verbindungen sind aber auch Gaunerbanden wie die italienische Camorra und Mafia, welche zur Ausbeutung von Nichtmitgliedern verbunden sind. Die „Dreiheitsgesellschaft" dagegen oder die Gesellschaft des Himmels und der Erde (Thian-ti-hwui), auch kurz „Hung" genannt, welche im 18. Jahrhundert aus einem buddhistischen Kloster hervorgegangen ist, nimmt die verschiedensten Gestalten an, ist aber vorzugsweise gegen die Herrschaft der Mandschus gerichtet und bezweckt die Herstellung einer rein chinesischen Dynastie. Sie hat ihre Logen, Großlogen, Symbole und Grade, eine Geheimsprache, Katechismen und Rituale, Gesetzbücher und Strafen. Von ihr ging der furchtbare und langwierige Taiping-Aufstand aus, welcher in Nanking ein Mitglied des Bundes, den Schulmeister Tien-te, als Rebellenkaiser aufstellte, nach dessen Beispiel, der ein Schüler des Missionärs Gützlaff war, christliche Grundsätze zur Geltung kamen. Dem Buddhismus, dem Taoismus und — dem Zopf wurde der Krieg erklärt. Aber als der Aufstand 1864 unterdrückt wurde, trat auch die Gesellschaft in das Dunkel zurück. Ein anderer Geheimbund stiftete 1883 in Hu-nan Unruhen; er war von der Regierung gegen die Taiping benutzt und unterstützt, was aber aufhörte und jene Unruhen veranlaßte. Auf Sumatra teilten sich die chinesischen Kulis früher in zwei einander feindliche Geheimbünde, von denen jeder streng zusammenhält, die aber in neuester Zeit unterdrückt wurden.

---

*) Geheime Gesellschaften in China. Von H. Schurtz. Beil. z. A. Z. 1895, Nr. 128. — Vergl. des Verf. „Buch der Mysterien", 3. Aufl. Leipzig 1890, S. 315 ff.

Die Japaner haben trotz ihrer Anlehnung an die europäische Kultur, die Eigenart der mongolischen Rasse nicht aufgegeben.*) Man findet in den neuesten Kriegsartikeln noch Anklänge an die Zeit Timurs und an die der indischen Großmogule. Die Sucht der Nachahmung ist eine echt mongolische Eigenschaft, die durch alle Jahrhunderte verfolgt werden kann. Nur haben die Japaner, vermöge ihrer oceanischen Lage, deren Angehörige ja stets vorangehen (wie in Europa die Engländer), jene Eigenschaft weiter entwickelt als die kontinentalen Chinesen, mit deren Nachahmung sie ihr Kulturleben begonnen haben.

## Dritter Abschnitt.

# Die Parteien.

### A. Allgemeines.

Sind die Mächte da um die Ordnung zu erhalten, die zum Gedeihen des Menschengeschlechtes notwendig ist, und die Nationalitäten, um dem Machtbereiche der Staaten Farbe und Leben zu verleihen, so ist es die Aufgabe der Parteien, in das Ganze des Staatslebens Bewegung zu bringen. Wie aber die Mächte sich dahin verirren können, die Ordnung in Zwang und Unterdrückung zu verkehren, wie die Nationalitäten oft statt Farbe und Leben nur Haß und Zwietracht in das Staatswesen säen, so scheinen die Parteien und das sogar meistens, nur dazu da zu sein, um Verwirrung zu pflanzen und ein gesundes Volksleben zu vergiften.

Das Wesen der Parteien ist: Opposition gegen andere Parteien oder gegen die Regierung, oder auch Unterstützung der letzteren. Oft ist eine Opposition durchaus notwendig, wenn es gilt, wichtige Grundsätze zu verfechten, die auf der andern Seite vernachlässigt werden oder geradezu verpönt sind. Ist dies nicht der Fall, so verfolgen die Parteien nur selbstsüchtige Zwecke und setzen ihre besonderen Interessen über diejenigen der Gesamtheit. Es kommt sogar vor, daß die Parteien überhaupt keine Grundsätze haben, sondern sich lediglich um gewisse Persönlichkeiten scharen, die einander bekämpfen und diese gegen einander ausspielen. Um das Jahr 1880 wurde aus Madrid ge-

*) Modernes Japaner- und altes Mongolentum. Von Paul Horn. Beil. z. A. Z. 1895, Nr. 114.

schrieben: Ich habe mich vergebens bemüht, die sachlichen Unterschiede zu erkennen, welche die spanischen Parteien von einander trennen. „Die Parteien — so klärte mich endlich ein spanischer Politiker auf — nennen sich konservativ, radikal, liberal; sie könnten sich gerade so gut rot, blau, grün nennen. Es gibt so etwas wie elf bis zwölf Parteien bei uns; jede arbeitet unausgesetzt, die an der Gewalt befindliche zu verdrängen. Es ist leichter, ein Gebäude auf Triebsand zu errichten, als auf diesem Grunde ein dauerndes Regiment herzustellen."

Solche Schlagwörter zur Verdeckung eigennütziger Zwecke kommen auch anderswo vor. In Serbien und Bulgarien gibt es eine radikale Partei, welche bei uns eher konservativ genannt würde; sie ist in Wahrheit eine panslawistische, d. h. für Rußland arbeitende. Griechenland kennt keine anderen Parteien als diejenigen der Herren Trikupis und Delyannis, die sich im Ministerium bis zum neulichen Tode des ersteren ablösten. In Amerika heißen die beiden einzigen Parteien von Bedeutung „Demokraten" und „Republikaner", obschon beide sowol demokratisch als republikanisch sind und das, was sie wollen (früher Sklaverei und deren Abschaffung, jetzt Freihandel und Schutzzoll, oder Gold- und Silberwährung), mit jenen Bezeichnungen nichts zu schaffen hat. In England unterscheiden sich Konservative und Liberale (früher Tories und Whigs) nicht mehr wesentlich in ihren Tendenzen, und letztere zerfallen jetzt in die mit den Gegnern verbundenen Unionisten und die auf die Zerreißung des Staates hinarbeitenden Homerulers, die wieder mit den klerikalen Iren einig gehen. In Frankreich sind die „Radikalen" gemäßigte Sozialisten, in Italien antisozialistische Republikaner; in Belgien und der Schweiz sind die Liberalen wesentlich Antiklerikale und die Radikaldemokraten eine Vorschule der Sozialdemokratie. Die letzteren stehen in gewissen Kantonen der Schweiz im Bunde mit den Ultramontanen gegen die Liberalen; ihre Abgeordneten in Bern aber tun das umgekehrte. Aus den deutschen Parteien ist bald nicht mehr klug zu werden; sie scheinen nur noch da zu sein, um sich für oder gegen diese oder jene Vorlagen zu verbinden, oft auf die unnatürlichste Weise.

Gehen wir von einem allgemeinen Standpunkte aus, so sind die Parteien, soweit sie nicht zu blosen Gefolgschaften von Persönlichkeiten geworden, naturgemäß entweder fortschrittlich oder rückschrittlich, oder nehmen eine Mittelstellung zwischen beiden Richtungen ein. In der Praxis aber reicht diese Unterscheidung nicht aus; denn die Mittelrichtung neigt sehr oft zu der einen oder anderen der beiden äußeren. Es wird richtiger sein, wenn wir folgende Gruppen annehmen:

1. eine reaktionäre, welche zu den Anschauungen irgend einer, ihr mehr oder weniger klar vorschwebenden Zeit zurückzusteuern sucht, also eine Partei der Vergangenheit,

2. eine revolutionäre, welche in irgend eine, hier notwendig unklare Zukunft voraus stürmen möchte, und

3. eine mittlere, welche die Reaktion und die Revolution in gleicher Weise verabscheut und einen mehr oder weniger gemäßigten Fortschritt verficht, die Partei der Gegenwart (nicht im wörtlichen Sinne, sondern in dem eines größern Zeitraums), gemeinhin die liberale genannt, die aber, da die beiden Extreme sowol in ihren besonderen Abstufungen, als in den verschiedenen Ländern sich verschieden gestalten, auch in ihrem Verhältnis zu ihnen sehr mannigfaltige Gestalten annimmt, so daß sie nicht im Allgemeinen zu charakterisiren ist, aber mit Recht den Vorwurf der Reaktionären, als arbeite sie der Revolution vor, mitleidigen Lächelns ob dieser Torheit anhören kann.

## B. Reaktion.

Ein Rückschritt in frühere Zeiten ist, wenn auch das zeitweise Vorwiegen rückschrittlicher Tendenzen tatsächlich vorkommt, absolut unmöglich. Und doch wollen ihn einfluß- und anhangreiche Parteien, seltsamer Weise, ohne den Fortschritt in Technik, Handel und Verkehr rückgängig machen zu wollen und ohne zu merken, daß sie sich dabei in einem unlösbaren Widerspruche bewegen.

Es gibt im Ganzen dreierlei besonders hervortretende rückschrittliche Parteien. Die erste möchte in sozialer, politischer und geistiger Beziehung in das frühere Mittelalter, am liebsten in die Zeit etwa Papst Gregors VII. und des Anfangs der Kreuzzüge zurückkehren; es ist die ultramontane oder klerikale (Hierarchie und Mönchswesen mit Eisenbahnen, Telegraphen und Photographie!). Die zweite sehnt sich in das vierzehnte Jahrhundert, in die Zeit des Höhepunktes der Judenverfolgungen zurück, — es ist die sog. antisemitische Partei (Wiedereinführung der Ghetti bei unseren freien Verkehrsverhältnissen!). Die dritte würde am liebsten die Zeit zunächst nach Luther zurückwünschen, — es ist die orthodox-protestantische oder, wie sie sich selbst nennt, konservative (in den katholischen und konfessionell gemischten Kantonen der Schweiz nennen sich die Klerikalen „konservativ"). Was sie eigentlich „konserviren" will, ist nach Zeit und Ort sehr verschieden. Jede dieser drei Parteien hat zur Bezeichnung ihrer Gegner ein besonderes Schlagwort. Jeder Gegner der Ultramontanen ist ein Freimaurer, jeder Gegner der Antisemiten ein Jude und jeder Gegner der Konservativen ein Atheist. Ob sie dies in Wahrheit sind, darauf kommt es gar nicht an; wenn es nur hilft, d. h. die Betreffenden in der öffentlichen Meinung gewisser Kreise brandmarkt, — das ist die Hauptsache.

Auf die ultramontane und die orthodox-protestantische Partei (nicht etwa blos des deutschen Reichstags), welche neben ihrer politischen Stellung namentlich einen religiös gefärbten Charakter haben und das Christentum, so verschieden sie unter sich sind, jede in ihrer Weise gepachtet zu haben glauben, werden wir bei Erwähnung der religiösen Entwickelung unseres Zeitraums zurückkommen. Verschieden von ihnen ist die antisemitische Partei, welche ursprünglich ebenfalls das Christentum zu verteidigen vorgab, sich aber heute auf das Ariertum geworfen hat und daher mehr eine Rassenpartei vorstellt.*) Dies war jedoch nicht von Anfang an der Fall. Die moderne Judenhetze begann bald nach dem Fiasko der Gründerzeit, im Jahre 1875,**) und zwar in der argrarischen „Deutschen Landeszeitung" und in einer Reihe von Flugschriften aus dem Verlage von M. A. Niendorf in Berlin, und zwar zunächst mit angeblichen Auszügen aus der Sittenlehre des Talmud und mit der gewagten Behauptung, die Herrschaft des Judentums über das christlich-deutsche Volk sei beinahe vollendet. Es wurde dabei versichert, daß man den Juden nichts zu leide tun, sondern nur ihren unredlichen Handel beseitigen wolle. Heftiger trat seit 1879 der bisherige Anarchist Wilhelm Marr auf. Damals hatte die Judenhetze einen christlich-orthodoxen, sowol dem Ultramontanismus als dem Pietismus schmeichelnden Charakter. Hofprediger Stöcker trat an ihre Spitze, und die Bewegung war eine religiöse bis 1881, als der judenfeindliche Kongreß in Dresden die „Deutsche Reformpartei" gründete, die Rassenfrage voranstellte und den verrückten Namen „Antisemitismus" aufbrachte (verrückt, weil sich die Partei keineswegs gegen die wirklichen Semiten, wie Araber und Abessinier, sondern nur gegen die national gemischten Juden wendet, welche längst keine reinen Semiten mehr sind). Die Erfolge dieser Agitation sind jedoch sehr geringfügig. Man zählte 1890 nur 47 536 antisemitische Reichstagswähler, 1892 nur 85 Vereine und 29 Blätter der Partei, mit welcher außerdem 16 konservative und ultramontane Zeitungen einig gingen. Heute überwiegen in der Partei die „aufgeklärten" Gegner des Alten Testaments gegenüber den Orthodoxen; bezüglich des Neuen bemühen sie sich herauszufinden, daß Jesus kein Semit, sondern ein Arier gewesen sei (jedenfalls war er doch semitisch erzogen); doch bleibt es nicht dabei, und es gibt schon Antisemiten, welche sich auch gegen das Christentum als einen Ausfluß des Judentums wenden, ja sogar von einer Rückkehr zum altgermanischen Wodansglauben schwärmen!

Und wie wird nun diese Hetze begründet?

---

*) Antisemiten-Katechismus. Von Theodor Fritsch (Thomas Frey). 17. Aufl., Leipzig 1892, S. 3 f.

**) Des Verf. „Kulturgeschichte des jüdischen Volkes", 2. Aufl. Jena 1892, S. 500 ff.

Vor allem werden die Judenverfolgungen (wie schon die vor einem halben Jahrtausend) dem Wucher der Juden zugeschrieben. Da nimmt sich denn folgender Vorfall besonders interessant aus:

In dem Wucherprozeß gegen die beiden antisemitischen Führer in Breslau, Fritz und Paul Sedlatzek, wurde ersterer zu drei, letzterer zu einem Jahr Gefängnis verurteilt. Paul S. war flüchtig gegangen und von der Schweiz ausgeliefert worden. Das Objekt der Bewucherung der Gebrüder Sedlatzek waren vorwiegend Schüler höherer Lehranstalten, welchen allerlei Luxus-, namentlich sogenannte Dedikationsgegenstände, zu wahnsinnigen Preisen gegen Scheine und später gegen Wechsel aufgehängt wurden.

. . Die Antisemiten werfen den Juden, außer dem Wucher noch weiter vor: Untergrabung des soliden Handels- und Gewerbestandes durch unehrliches Gebahren und geheimes Zusammenwirken, fast vollständige Vernichtung des ehrlichen Handwerks durch Herabsetzung der Meister zu Arbeitern für Ladengeschäfte, Herabdrückung der Arbeitslöhne und der Preise aller Produkte, Besitznahme der öffentlichen Presse, um die Unzufriedenheit der Bevölkerung auf die Regierung abzulenken, Beförderung sittlicher Verwilderung durch Verbreitung skandalöser Geschichten in ihren Blättern, eigene Bereicherung und ökonomische Zugrunderichtung Anderer durch den Börsenschwindel, Herbeiführung ihnen günstiger Gesetze, welche „den Schurken fast mehr schützen, als den ehrlichen Mann“, durch ihre Parlamentarier, Beförderung der Prostitution und des Mädchenhandels, Bestechung hervorragender Personen zur Beteiligung an ihren Handlungen oder wenigstens zum Schweigen diesen gegenüber und Verleumdung Aller, die ihren Lockungen widerstehen; endlich sollen sie „selbst die Regierungen durch schlaue Finanzoperationen in ihre Fesseln geschlagen und von der Gunst des Judentums abhängig gemacht haben“.*)

Die Antisemiten stellen zwischen Ariern und Semiten, ohne indessen nach der heutigen vielfachen Vermischung beider Stämme zu fragen und ohne deren ursprüngliche Verwandtschaft zu berücksichtigen, einen Unterschied auf wie ungefähr zwischen Engeln und Teufeln. Die Arier „pflegen Ackerbau, Gewerbe, Kunst und Wissenschaft; sie sind staatengründend, mutig und tapfer; der Grundzug ihres Wesens ist die Geradheit, Ehrlichkeit, Treue und Hingebung; sie sind die eigentlichen Kulturvölker“. Die Semiten dagegen sind „von Natur Nomaden, sie haben kein rechtes Vaterland. Sie ziehen dahin, wo die beste Beute winkt. Sie . . . beuten die vorhandenen günstigen Verhältnisse aus, grasen sozusagen die Weideplätze ab und lassen sie geplündert und verödet zurück. . . . Der Jude ist gleichsam der Kultur-Beduine. Die Plünderungszüge der Kultur-Beduinen treten auf in der Gestalt von Hausirhandel, Wanderlagern, Pfandleihe, Abzahlungsgeschäften,

---

*) Antisemiten-Katechismus S. 13 ff.

Fünfzigpfennigbazaren, Wucher, betrügerischem Bankrott, Börsenspekulationen u. s. w. Aber auch als Arzt für Geschlechtskrankheiten, Rechtsverdreher, socialdemokratischer Agitator u. s. w. weiß der Kulturbeduine sehr einträgliche Beutezüge in die Taschen seiner ‚Mitbürger' zu unternehmen." *)

Und was nun die Antisemiten wollen?

Natürlich wollen sie, vielleicht mit Ausnahme einiger hirnverbrannten Fanatiker, keine blutigen Judenhetzen mehr, wie solche in unserer Zeit in den siebziger Jahren in Rumänien, seit 1890 in Rußland und 1891 auf der griechischen Insel Korfu stattgefunden haben. Die Antisemiten verlangen vielmehr: entweder Auswanderung der Juden in ein von ihnen käuflich zu erwerbendes Gebiet, am liebsten außerhalb Europas, oder ihre Beschränkung auf Ackerbau und Handwerke, und zwar nur mit jüdischen Gehilfen und Arbeitern. Da sie sich aber, wie die Partei meint, dazu nicht eignen, so sollen sie, nach Aufhebung ihrer Emanzipation, unter ein besonderes Judengesetz gestellt werden, und zwar auch die getauften Juden und ihre Nachkommen.**) Woran man aber die Nachkommen getaufter Juden erkenne, was mit den Nachkommen gemischter Ehen geschehen, wer ein solches Gesetz erlassen und was dessen Bestand verbürgen soll, — das sind Fragen, über welche die Antisemiten nicht hinauskommen.

Indessen haben die Juden obigen Forderungen bereits ihre Aufmerksamkeit gewidmet. Der Jurist Dr. Herzl in Wien, der sich dem Antisemitismus ebenso würdig und ernst gegenüberstellt, wie seinen Stammesgenossen, die zur Assimilirung mit den „Wirtsvölkern" geneigt sind, was er aber bekämpft, empfiehlt die Gründung eines Judenstaates mit aristokratisch-republikanischer Verfassung durch eine Aktiengesellschaft, entweder in Palästina oder in Argentinien.***). Nicht so weit will Alphonse Levy gehen, indem er für „die Erziehung der jüdischen Jugend zum Handwerk und zur Bodenkultur" †) mit warmen Worten eintritt. Einen Anfang dazu bildet die Erziehungsanstalt zu Ahlem bei Hannover, welche, von Alex. M. Simon und Alph. Jacobson gegründet, gegenwärtig 22 Schüler und 33 Lehrlinge zählt.

Nachdem die Antisemitenpartei in Deutschland seit einigen Jahren, Dank dem Treiben eines Ahlwardt und den Wandlungen des ehemaligen Hofpredigers Stöcker, total zerfallen ist und nur dem Namen nach noch ein Scheinleben führt, hat sie ihr Hauptquartier in Wien unter dem vom Liberalismus zum Klerikalismus übergetretenen gewandten

*) Antisemiten-Katechismus S. 19 f.

**) Antisemiten-Katechismus S. 23 f.

***) Der Judenstaat. Versuch einer modernen Lösung der Judenfrage. Leipzig und Wien 1896.

†) Berlin 1895.

Agitator Dr. jur. Lueger aufgeschlagen und den Gemeinderatssaal erobert. Doch beginnt auch dort bereits ihre Zerklüftung. Unter Führung des Ritters Georg Schönerer, welcher am 5. Mai 1888 vom k. k. Landesgerichte Wien zur schweren Kerkerstrafe von 4 Monaten und zum Verluste des Adels verurteilt worden und damit auch seines Reichsratsmandates und des Wahlrechts auf 5 Jahre verlustig geworden, weil er die Redaktion des „Neuen Wiener Tageblattes" wegen Verbreitung einer falschen Nachricht vom Tode Kaiser Wilhelms I. zur Rede gestellt hatte, und dessen Wiedereinsetzung in seine bürgerlichen Rechte am 20. Dez. 1893 durch eine fast 100 Seiten füllende Masse von Kundgebungen und durch Festversammlungen gefeiert wurde, trennte sich ein Teil der Deutschnationalen von den Antisemiten und tritt nun gegen die Klerikalen (deren willenlose Herde die Antisemiten geworden sind), weit schärfer auf als gegen die Juden. Ja, diese Schönerersche Gruppe ist sogar geradezu radikal geworden. Sie will nicht einmal mehr christlich, sondern nur deutsch sein; die Juden sind für sie nicht mehr die Opfer einer Verfolgung, sondern nur einer der Reste abgetanen Aberglaubens wie die Klerikalen auch.*) So kann es keinen grelleren Abstand geben als zwischen dieser Gruppe und den klerikal gefärbten Antisemiten. Verbindung mit Deutschland und soziale Reform sind ihre Ziele, und sie hat eine Zukunft, wenn sie noch manche ihr anklebende Einseitigkeiten aufgibt.

Außerdem gibt es nur in Frankreich Antisemiten und zwar durchweg klerikale.

Die Litteratur für und gegen den Antisemitismus ist eine sehr fruchtbare in quantitativer, weniger in qualitativer Beziehung; denn vernünftige Menschen und Nichtfanatiker sollten über die „Judenfrage" längst hinaus sein. Wir erwähnen nur einiges, was gegen den Antisemitismus, dessen Standpunkte bereits erwähnt sind, erschienen ist. Sehr eifrig arbeitet in dieser Richtung der Nichtjude Josef Schrattenholz.**) Er wendet sich an den Kaiser von Rußland gegen die dortige

*) Unverfälschte deutsche Worte. Gegründet von Georg R. v. Schönerer. 13. Jahrg. 1895. — Fünf Reden des Reichsratsabgeordneten Georg Ritter v. Schönerer. Horn 1892. — Rede Schönerers auf dem Festkommerse der Deutschnationalen Wiens, 18. Okt. 1892. Horn 1896. — Kundgebungen anläßlich des Tages, an dem G. Schönerer wieder in den Vollbesitz seiner politischen Rechte getreten ist. Horn 1894. — Rede von Karl Iro anläßlich der Gründung des „Bundes deutscher Landwirte in der Ostmark" am 8. Dez. 1894. — Der deutsche Einheitsgedanke und der Nationalismus überhaupt. Von Karl Iro. Dresden 1894. — Rede des Herrn Jos. Karl Kernreuter in der Versammlung des deutsch-nationalen Arbeiterbundes in Wien, 11. Juli 1895. Horn 1896.

**) Vor dem Scheiterhaufen. Ein Wort für die Juden und ein Vorwort für den Zaren. Breslau 1891. — Großpapa Stöcker. Ein Beitrag zur Descendenz-Theorie des modernen Antisemitismus. Düsseldorf.

Judenverfolgung. Er geißelt die Judenhetze, zeichnet die Uebertreibungen und die Unwahrheit der gegen die Juden erhobenen Anklagen, soweit sie die Allgemeinheit treffen, weist nach, wie verkehrt es ist, von einer Minderheit von 5 Millionen Juden für 350 Millionen Europäer Gefahren zu fürchten, entlarvt manche Antisemiten als „bekehrte" Juden, weist geschichtlich Schacher und Wucher massenhaft unter Christen nach, und zwar auch auf hoher geistlicher und weltlicher Seite, beleuchtet den wahren Charakter des verlästerten Talmud, der für die Juden gar keine Verbindlichkeit hat, und ruft die Kapitalwelt zu socialen Reformen und damit zugleich zur Beseitigung der Judenfrage auf. Eine Mittelstellung zwischen dem Anti- und übertriebenen Philosemitismus suchte Cäsar Astfalk in Köln*) einzunehmen, tadelte das Geschäftsjudentum, welches sich an russischen Anleihen zur Zeit der dortigen Judenaustreibung beteiligte, ebenso bitter wie die Roheit der antisemitischen Presse, und mahnte zur Gerechtigkeit auf beiden Seiten. Einen besonders häßlichen Zug, den der brutalere und ungebildetere Teil der Antisemiten breit tritt, den Vorwurf des Ritualmordes von Juden an christlichen Kindern und Jungfrauen, sowie die Talmudfälschungen des Pfaffen Rohling in Prag wiesen Delitzsch und Strack als gelehrte Theologen mit überzeugender Macht in das Reich der Lüge zurück, und Rud. Kleinpaul hat die wirklichen und symbolischen Menschenopfer und Ritualmorde bei allen Völkern, auch christlichen, nachgewiesen.**) Massenhafte Aussprüche bedeutender Persönlichkeiten gegen den Antisemitismus sammelten Klopfer und Schrattenholz.***)

## C. Revolution.

Ein ebenso großer Irrtum, als in die Vergangenheit zurückkehren, ist der, eine Zukunft nach vorgefaßter Meinung erzwingen zu können. Der Wahn beider Richtungen kann nur verderblich wirken, nur zu Gewalttaten und Unmenschlichkeiten führen. Die Inquisition einerseits und die Schreckenszeit der französischen Revolution andererseits haben mit brandigen und blutigen Zügen bewiesen, welche Tollheit es war, ist und sein wird, sowol eine Vergangenheit, als eine geträumte Zukunft in die Gegenwart verlegen zu wollen.

---

*) Ein Beitrag zur Lösung der Judenfrage. Köln 1892.

**) Strack, Der Blutaberglaube in der Menschheit, Blutmorde und Blutritus, 4. Aufl. München 1892. — Kleinpaul, Menschenopfer und Ritualmorde. Leipzig o. J.

***) Zur Judenfrage. Zeitgenössische Originalaussprüche. München 1891. — Antisemitenhammer. Eine Anthologie aus der Weltlitteratur. Düsseldorf 1894.

Was in unserer jüngsten Zeit in letzterer Hinsicht gesündigt wird, knüpft sich überall an den Traum einer vollständigen Gleichheit, einer absoluten Demokratie. Wir unterscheiden in diesem Streben drei Entwickelungsstufen, welche sich, wenn die erste erreicht wäre, notwendig auch als zweite und dritte verwirklichen müßten. Es sind dies:

1. die politische Demokratie neuer Art,
2. die Sozialdemokratie,
3. die Anarchie und der Nihilismus.

Alles Streben nach einer Verwirklichung von Zukunftsträumen beruht auf einer Unzufriedenheit mit der Gegenwart. Diese ist gewiß sehr oft berechtigt; die Erfahrung zeigt aber, daß ihr nur mit gesunden Reformen, die an das Bestehende anknüpfen, abgeholfen werden kann. Alle jene ultrademokratischen Bestrebungen beruhen aber auf einer Verleugnung nicht nur der Gegenwart, sondern auch der geschichtlichen Wahrheit. Alle übertriebene Demokratie, d. h. alle, welche über den Grundsatz der einfachen Rechtsgleichheit hinausgeht, welche also auf der Unmöglichkeit einer allgemeinen Gleichheit Aller beruht, mündet naturgemäß und notwendig entweder in eine Rückkehr zum Despotismus oder in ein Weiterschreiten zur Auflösung aller Ordnung.

Mit Unrecht würde die reine Demokratie in den kleineren Kantonen der Schweiz, wo die „Landsgemeinde" alle Beamten wählt und über alle Gesetze entscheidet, als Vorbild einer Ausdehnung dieser Einrichtung auf größere Gemeinwesen betrachtet werden. Jene Kantone sind lediglich Gemeindeverbände, deren Angehörige auf einem Platze zusammentreten können. Wo diese Möglichkeit aufhört, ist auch die reine Demokratie undurchführbar. Sie wird aber seit 1867 in der Schweiz von einer rührigen Partei, den Radikal-Demokraten betrieben, und zwar mit bedeutendem Erfolge; denn sie schmeichelt dem Volke. Schon in mehreren Kantonen, und zwar selbst in den größten, sind einige oder mehrere (welches alle sind, ist noch nicht bekannt) ihrer Forderungen eingeführt, als da sind: Wahl der Regierung durch das Volk, Abstimmung des Volkes über sämtliche Gesetze und wichtigere Beschlüsse der gesetzgebenden Behörde (Referendum), Vorschlagsrecht des Volkes zu Gesetzen und Beschlüssen (Initiative) und Abberufung der Regierung durch Volksbeschluß. Sogar in allgemein eidgenössischen Fragen ist seit 1874 wenigstens das fakultative Referendum (auf Verlangen von 30000 Bürgern) und seit 1891 die Initiative eingeführt. Das Resultat ist, daß seit 1875 (bis 1894) unter 30 Vorlagen 17 vom Volke verworfen wurden. Die Demokraten hatten bei diesen Neuerungen um so leichteres Spiel, als sich ihnen sowol die Ultramontanen als die protestantischen Konservativen anschlossen, um den gemeinsamen Feind, den gemäßigten Liberalismus zu stürzen, was auch bereits an einigen Orten ganz oder teilweise gelungen ist. Eine weitere

Bestrebung dieser Parteien geht auf Einführung des Proportional-systems oder der Minoritäten-Vertretung bei Wahlen hin, welche Maßregel allerdings auch gesunden Ansichten günstig sein kann, aber bei den bisher aufgetauchten verwickelten Vorschlägen zur Durchführung noch wenig Erfolg gehabt hat, und noch heute bekämpfen sich die geschmackloser Weise in Uebung gekommenen Schlagwörter des „Proporz“ und des „Majorz“ (auch „Antiporz“!). Noch weniger Erfolg hatte das Experiment in Dänemark (wo es 1855 zuerst auftauchte), Spanien, Amerika und Hamburg; in England fand es bei den Schulratswahlen Anwendung; sonst überall noch keine.*) Wir stellen uns ihm deshalb ablehnend gegenüber, weil es den Parteikampf verewigt und den Staat zwingt ihn anzuerkennen.

Die Radikal-Demokraten sind im Deutschen Reiche durch die beiden sog. Volksparteien (süddeutsche und freisinnige) vertreten, und ihr litterarischer Wortführer ist seit kurzem Professor L. Quidde in München. Ob sein „Caligula“, angebliche „Studie über römischen Cäsarenwahnsinn“ (20. Aufl., Leipz. 1894) mit unleugbarer, wenn schon abgeleugneter Anspielung auf eine hohe Person ein glücklicher Gedanke und ob die ausdrückliche Anspielung auf dieselbe hohe Person, mit offener Beleidigung des verstorbenen ersten deutschen Kaisers, in einer sozialdemokratischen Versammlung, eines deutschen Historikers würdig war, wollen wir Anderen zu entscheiden überlassen.**)

Für den Radikal-Demokraten ist der „Fortschritt“ zum Sozialdemokraten nur eine Frage der Zeit. In der Schweiz besteht zwischen beiden Richtungen keine deutliche Grenze mehr, und in Deutschland sind sie sich sehr nahe, trotz Eugen Richters „Sozialdemokratischen Zukunftsbildern“, und stehen beinahe bei jeder Abstimmung auf derselben Seite. Staatauflösend sind beide, die Radikalen, indem sie dem Staate (wenigstens in Deutschland) jede Stärkung verweigern, die Sozialdemokraten, indem sie offen aussprechen, daß sie überhaupt keinen Staat mehr wollen. In verschiedenen Ländern sind sie zum Glück nur in der Negation einig; ihre positiven Ziele umhüllen sie mit Geheimnis oder Phrasen, oder — kennen sie selbst nicht. Auch im eigenen Lande zerfallen sie in Fraktionen, und ihre Kongresse zeichnen sich durch heftige Streitigkeiten aus. Daß sie durch ihr Dasein und Auftreten zu sozialen Reformen, welche sonst einschlafen würden, den Anstoß geben, wenn sie auch gegen solche stimmen, ist die gute Seite dieser bösen Sache. Böse aber ist diese, weil sie eine reaktionäre

*) Heinr. Rosin, Minoritätenvertretung und Proportionalwahlen. Berlin 1892.

**) Cäsarenwahn oder Professorenwahn? Biographisch-historische Studie über Quiddes Caligula, von Gust. Dannehl. Berlin 1894. — Der Caligula-Unfug. Von Dr. Steinhammer. 6. Taus. Berlin.

ist, die, vermöge der bebsichtigten Gleichmacherei jedes Talent und damit jeden Fortschritt unterdrückt und nur eine willenlose Masse als Material ihres Zukunftsstaates oder vielmehr ihrer Zukunftsgesellschaft kennt. Schon die Verwerfung des Staates bedeutet einen Rückschritt hinter dessen Anfänge, die angestrebte Gleichheit der Einkünfte sogar einen solchen hinter das die neuere Geschichte kennzeichnende Hervortreten des Individualismus, und die aus jener Gleichheit notwendig hervorgehende Auflösung der Familie vollends eine Rückkehr zu familienlosen Zuständen der Urzeit, welche anzupreisen Bebel und Engels nicht müde werden. Die Sozialdemokratie ist demnach einfach kulturfeindlich und ungeschichtlich; sie ist, obschon revolutionär, noch reaktionärer sogar als der Klerikalismus, der doch nur ins Mittelalter zurück will. Urzeit mit Maschinen, wie Bebel will, ist doch nicht gescheiter als Mittelalter mit Eisenbahnen, nicht fortschrittlicher, ja noch rückschrittlicher als die Judenhetze und das konservative Luthertum. Der radikale Sozialismus ächtet nicht nur wie die 3 reaktionären Parteien Aufklärer, Juden oder Freimaurer, sondern alle Gebildeten; denn wenn niemand mehr zu erwarten hat als ein Fabrikarbeiter, — woher soll da der Antrieb zu neuen Ideen kommen? Wenn die geistige Arbeit nicht als Arbeit, sondern nur als Erholung neben der Verpflichtung zu körperlicher Anstrengung gilt, woher soll der Geist seine Spannkraft nehmen?

Die Sozialdemokratie trägt in sich selbst den Keim zur dritten Stufe der Umsturzparteien, zur Anarchie und zum Nihilismus. Denn sie ist so wenig geeignet, irgend Jemanden zufrieden zu stellen, daß in ihrer Zukunftsgesellschaft (wie schon jetzt in ihren Werkstätten) schon sehr früh der Aufruhr ausbrechen müßte.

Es besteht daher nur scheinbar ein scharfer Gegensatz zwischen der vorgeblichen strammen Ordnung im Sozialstaat und der Auflösung aller Ordnung in der Anarchie! In ihren Wurzeln fallen sie ohnehin zusammen. Der Sozialist Pierre Joseph Proudhon († 1865) gilt als der Vater der Anarchie.*) Doch vertrat diese Richtung gleichzeitig in Deutschland Kaspar Schmidt († 1856), der unter dem Pseudonym „Max Stirner“ in dem Buche „Der Einzige und sein Eigentum“ die vollendete Ichsucht und das Faustrecht predigte, freilich ohne es zu nennen.**) Er war der konsequentere Anarchist als Proudhon, blieb aber zunächst unbeachtet und „machte keine Schule“. Mit Namen empfahl die Anarchie in Deutschland zuerst Moses Heß (1812—1872), war aber eigentlich Sozialist. Karl Grün (1817—1887), ein Schüler

*) Zenker, Der Anarchismus. Krit. Geschichte der anarchist. Theorie. Jena 1895. — Der Anarchismus. B. z. A. Z. 1894, Nr. 294. — Der Anarchismus und seine Träger, Berlin 1887. — Allg. Kulturgeschichte, Bd. VI, S. 118 f.

**) Allg. Kulturgeschichte, Bd. VI, S. 517.

Proudhons, leugnete „jedes Recht Aller wider den Einzelnen“. Wilhelm Marr (geb. 1819) verlangte die Vernichtung aller herrschenden Begriffe von Religion, Staat und Gesellschaft und tat sich später als Antisemit hervor, um schließlich zur Anarchie zurückzukehren. Nach anfänglicher Beschränkung auf kleinere Kreise erhielt der Anarchismus einen neuen Anstoß von Rußland aus, wo er seine gemeinsame Wurzel mit dem Nihilismus hat, welcher nur die russische Abzweigung des Anarchismus ist. Er warf jetzt seinen idealen Charakter weg und will nur noch die Zerstörung alles Bestehenden, wozu allerdings die russische Despotie und Korruption (oben S. 33 ff.) reizen mußte. Die „Propaganda der Tat“ wurde jetzt das Schlagwort. Ihr Prophet war Michail Bakunin (1814—1876),*) der das meiste zur Verbreitung des Anarchismus beigetragen hat, ohne sich jedoch vom Sozialismus zu trennen, von welchem seine in Genf begründete Alliance de la démocratie socialiste nur ein links stehender Zweig war. Als Uebergang zur Anarchie dachte er sich einen allgemeinen Streik. Sein Lieblingsschüler Sergei Netschajew (geb. 1846) gründete in Rußland die geheime Gesellschaft „zum Volksgericht“ und schuf den „revolutionären Katechismus“, welcher nur eine wahre Wissenschaft, die Zerstörung kennt, der die übrigen zu dienen haben. Nachdem er wegen Ermordung seines Genossen Iwanow, von dem er Verrat fürchtete, flüchtig geworden, lieferte ihn England 1872 an Rußland aus, wo er verschollen ist. Eine neue Richtung des Anarchismus trat ins Leben durch den Fürsten Peter Alexandrowitsch Krapotkin (geb. 1842), nämlich die kommunistische, im Gegensatze zu der kollektivistischen Proudhons und Bakunins und der individualistischen Stirners. 1876 aus dem russischen Kerker entkommen, verbreitete er seine Richtung in der Schweiz und in Frankreich. Nach dieser Richtung gehört Alles Allen. Jeder kann nehmen was er will. Auf dieser Grundlage entwirft er ein verführerisches Bild des Glückes der Zukunft und erfindet mit gleicher Unbefangenheit auch Zustände der Vergangenheit wie sie ihm passen. Natürlich aber widersprechen sich obige beide Sätze. Der Kommunismus, der aus dem ersten, und die Anarchie, die aus dem zweiten folgt, sind absolut unvereinbar. Darum verwirft auch die Sozialdemokratie, welche durchaus kommunistisch ist, den Anarchismus, welcher ihre Zwangswirtschaft auflösen müßte. Krapotkins Freund und Schüler, der berühmte Geograph Elisée Reclus (geb. 1830), ein Mann mit deutscher Bildung und menschenfreundlichem Herzen, ging vom politischen Radikalismus zur Kommune und von dieser zur theoretischen Anarchie über, wie auch seine ganze Familie, nur daß deren jüngere Mitglieder „weiter“, d. h. zum Dynamitismus schritten,

*) Allg. Kulturgeschichte, Bd. VI, S. 133 f.

dessen Missetaten er bitter verurteilt. Er ist Kosmopolit, nicht Patriot, und zieht der „Haufenwirtschaft“ Krapotkins die Teilung von Grund und Boden vor, wobei er, wie die Russen, die Einrichtung des „Mir“ (russischen Dorfkommunismus) zum Vorbilde nimmt. Inwiefern der „Mir“ fortschrittlicher sein sollte als die mittelalterlichen Zünfte und Bauerschaften, ist wirklich nicht einzusehen. In diesen gediehen die Leute, — im „Mir“ verhungern sie.

Die praktische Anarchie, den Dynamitismus, begründete der gewesene Schuster und Buchdrucker Jean Grave, seit 1885 Redacteur der „Révolte“. Er beruft sich irriger Weise auf Darwin und Spencer, die er nicht versteht. Er erwartet das Glück der Zukunft von freundschaftlichem Uebereinkommen zwischen Allen und verwirft jede Zucht und Autorität. Zu seiner Gruppe gehört neben anderen sonderbaren Schwärmern die aus Wohlwollen und Grausamkeit gemischte ehemalige Lehrerin Louise Michel (geb. 1836).*) Schärfer als alle Diese ist Jéhan le Vagre, der in seiner Schrift „la société au lendemain de la révolution“ die Abschaffung aller Gesetze, des Geldes, des Handels, des Eigentums, der Ehe und der Vaterlandsliebe verlangt.

In Deutschland „wirkt“ als theoretischer Anarchist der aus Schottland stammende Dichter John Henry Mackay (geb. 1864). Einheimisch ist hier aber der brutalste aller Propheten des praktischen Anarchismus, der (wie alle Anarchisten) aus dem Sozialismus hervorgegangene Buchbinder Johann Most (geb. 1846), dessen Zukunftspläne sich kaum wesentlich von denen Bebels unterscheiden, von dem ihn nur die Betreibung von Mord- und Schandtaten trennt.

In der Mitte der Siebenziger Jahre war der Anarchismus in den meisten Ländern Europas, abgesehen vom russischen Nihilismus, in Abschwächung, wenn nicht geradezu im Erlöschen begriffen. Denn damals hatte der Vater des neuesten Sozialismus, Karl Marx, welcher einsah, wohin die Kopflosigkeit der Anarchisten seine wohldurchdachte Lehre führen mußte, dem Vater des neuen Anarchismus, Bakunin, abgesagt, und nach des Letzteren Tod zerfielen die Revolutionäre für immer in Sozialdemokraten und Anarchisten, in deren Kampf der schwächere, weil weniger organisirte Anarchismus zu unterliegen drohte. Einen neuen Aufschwung gab ihm leider das deutsche Sozialistengesetz von 1878 infolge der Attentate auf Kaiser Wilhelm I., deren Ursprung im Dunkeln geblieben ist. Da sonderte sich auch unter den deutschen Sozialdemokraten eine radikalere Gruppe unter Most und Hasselmann ab, welche geradezu die bewaffnete Revolution und

---

*) Wenn Zenker in seinem ängstlichen Fischen nach theoretischen Anarchisten sogar den harmlosen Oberstl. M. v. Egidy darunter rechnet, so ist dies einfach lächerlich.

neue Attentate verlangte und dann von dem geheimen Sozialisten-kongreß zu Widen in der Schweiz aus der Partei gestoßen wurde. Most, aus Berlin weggewiesen, gründete 1879 in London seine „Frei-heit“, welche wol das schamloseste an Aufreizung zum Verbrechen und an dessen Verherrlichung geleistet hat.*) Er schuf eine offene und eine geheime Organisation, die sich zwar immer noch als „sozialistische“ bezeichnete, aber die allgemeine Revolution verbreiten sollte. An sie sollten sich Länder-Comités schließen, und das Ganze schloß der im Juli 1881 in London versammelte Kongreß zusammen, welcher beschloß, zur Vernichtung aller Herrscher, Minister, des Adels, der Geistlichkeit, der großen Kapitalisten und Ausbeuter sei jedes Mittel erlaubt und daher das Studium der Chemie und die Anfertigung von Spreng-stoffen dringend empfohlen. Es wurde ein aus Gliedern verschiedener Völker gebildetes Exekutiv-Comité aufgestellt, das sofort zur Tat schritt und alle Attentate, gleichviel welcher Tendenz, zu seinen Zwecken zu benutzen suchte. Nun brach die Mordlust auf allen Punkten los, auch wo es bis dahin keine Anarchisten gegeben hatte oder wo die Anarchie erloschen war. Es schossen anarchistische Vereine wie Pilze aus der Erde. Man begann mit Streiken und endete mit Massenmorden. Krapotkin büßte in Paris, Most in London mit Gefängnis. Letzterer siedelte nach Verbüßung seiner Haft mit der „Freiheit“ 1882 nach Neu-York über. Der Russe ging nach London und verschwand später, — unbekannt wohin. Mosts vorher von der Schweiz aus betriebene Agitation wirkte besonders auf Oesterreich und Ungarn, wo anar-chistische Blätter auftauchten und Raub und Mord predigten. Das Bankhaus Merstallinger in Wien wurde 1882 ausgeraubt, die Poli-zisten Hlubek und Blöch 1883 und 1884 ermordet, die Mörder Stell-macher und Kammerer gehängt; aber der gefährlichste Anarchist, Josef Peukert, entkam nach London, gründete den „Rebell“ und stellte Mosts organisirter Anarchie die individuelle gegenüber, welche Jedem erlaubt, zu tun was ihm beliebt. In Deutschland versuchte 1883 der ruchlose Reinsdorf das Niederwald-Denkmal samt dem zur Ein-weihung anwesenden Kaiser in die Luft zu sprengen, was der Feig-ling aber nicht selbst wagte, sondern Rupsch und Küchler dazu bestimmte. Es mißlang durch Feuchtigkeit der Zündschnur; Reinsdorf und Küchler verloren in Halle den Kopf und Rupsch kam ins Zuchthaus. Ihr hauptsächlicher Entdecker, Polizeirat Rumpf in Frankfurt am Main, wurde 1885 ermordet und der allein aufgegriffene, wol unschuldigste Mordgeselle Lieske, 22 Jahre alt, enthauptet.

*) Bei diesem Anlasse erwähnen wir, daß bis 1894 anarchistische Blätter in folgender Anzahl erschienen: 24 italienische, 10 deutsche, 9 französische, 9 spanische, 6 englische, 2 portugiesische, 2 ital.-spanische, 1 holländisches, zu-sammen 66. Beil. z. A. Z. 1894, Nr. 294.

In Frankreich verübten seit 1892 die Ravachol, Henry, Vaillant und Caserio, dieser durch Ermordung des edeln Carnot, ihre Schandtaten. In Spanien verübte Salvador das scheußliche Bomben-Attentat vom 7. Dezember 1893 im Liceo-Theater zu Barcelona und wurde, nach sonderbarer Einkleidung als Mönch (!) garottirt. In derselben Stadt platzte Anfangs Juni 1896 eine Bombe in einer Prozession, tötete 7 und verwundete über 40 Personen. Wie dort die „schwarze Hand" (mano negra), so hauste auf Sizilien die „Bruderhand" (mano fraterna) als anarchistische Räuberbande, nach Karl Moors Art (Hilfe den Armen, Verderben den Reichen). Im belgischen Borinage wurden 1885 die bekannten Brandstiftungen, in London und Rom verwüstende Ladenplünderungen, in Chicago ein Massenmord ins Werk gesetzt, — von einfachen Attentaten mit und ohne Erfolg nicht einmal mehr zu sprechen.

Der russische Zweig der Anarchie, der Nihilismus, dessen Namen der Dichter Iwan Turgenjew 1861 erfand, hatte in Alexander Herzen und Bakunin seine Hauptleiter und in Nikolai Tschernischewski seinen Systematiker, welcher, nach Aufspürung des Geheimbundes Semlja i Wolja (Land und Freiheit) nach Sibirien wandern mußte. Der Bund dauerte aber fort, und der bereits erwähnte Netschajew verband ihn und andere zu einer Gesamtheit. Allerdings arbeiteten die Nihilisten, wenn sie, wie sie sagten, „ins Volk gingen", nicht für dasselbe Ziel. Sie verzweigten sich, bei der in Rußland vorwiegenden Unklarheit der Köpfe, vom Liberalismus durch den Sozialismus bis zum Anarchismus, vom berechtigtsten Widerstand gegen die herrschende Unterdrückung bis zur nackten Mordlust. Frauen und Mädchen machten häufig mit, besonders die im Auslande gewesenen Studentinnen. Alle Entdeckungen und Bestrafungen waren fruchtlos. Der russisch-türkische Krieg 1877 und 78 gab der Sache neuen Schwung. Die nun epidemisch werdenden Attentate begannen mit dem der Wera Sassulitsch 1878 auf General Trepow, und die ebenfalls nihilistischen Geschworenen leugneten die Tat! Es folgten die Morde des Generals Mesenzew, des Fürsten Krapotkin (Vetters des Nihilisten, oben S. 89), der Mordversuch Ssolowjews auf den Kaiser, das geheime Todesurteil über letzteren, die fehlgeschlagenen Sprengversuche auf der Eisenbahn bei Moskau und im Winterpalast zu Petersburg (1880) und endlich das Entsetzlichste, die Hinschlachtung des Zar-Befreiers am 13. März 1881 durch Grinewizki, der dabei selbst umkam, worauf der vorher verhaftete Anstifter Scheljabow, sowie die GehilfenRyssakow, Michailow, Kibaltschitsch und das Mordweib Sofia Perowskaja am Galgen endeten. Diese Schandtat hatte keine andere Folge, als daß Rußland über 13 Jahre lang durch Alexander III. in die Barbarenzeit eines Iwan des Schrecklichen zurückgeworfen wurde, welche an

Verfolgung der Deutschen, Polen und Juden das „Mittelalterlichste“ leistete! — Das Eisenbahnattentat von Borki traf den Tyrannen nicht. Er starb im Bette, wenn auch in den besten Jahren. Weder sein Druck, noch der Nihilismus haben dem Riesenreiche bessere Zeiten gebracht.

In Deutschland ist es ein Verdienst der Sozialdemokratie, welche zusehends mehr und mehr zu einer politischen Arbeiterpartei wird, die Anarchie unmöglich gemacht zu haben. Eine durchgreifende Sozialreform, vom Staate und von den Besitzenden im Bunde mit den ruhigen Arbeitern in uneigennütziger Weise unternommen, kann allein Ruhe und Ordnung sichern, eine gründliche Wahlreform allein dem verderblichen Parteiwesen ein Ende machen, eine zu Idealen, wenn auch auf realem Boden zurückkehrende Wissenschaft allein den Materialismus und Pessimismus, die Nähreltern der Anarchie und Revolution, überwinden.*)

*) Des Verf. „Buch der Mysterien“, 3. Aufl., Leipzig 1890, S. 308 ff., 319 ff.

## Zweites Buch.

# Not und Hilfe.

---

## Erster Abschnitt.

# Die Unterdrückten.

### A. Die Reste älterer Sklaverei.

#### 1. In der Neuen Welt.

Erst unserer neuesten Zeit, dem letzten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts, war es vorbehalten, die dem Christentum so wenig entsprechende Negersklaverei der christlich-europäischen und christlich-amerikanischen Mächte zu beseitigen.

Nachdem diese Einrichtung dort, wo sie die größte Ausdehnung gewonnen und die furchtbarsten Mißbräuche im Gefolge gehabt, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, verschwunden war,*) bestand sie, soweit von Christen aufrecht erhalten, noch in zwei von romanischen Regierungen beherrschten Gebieten, in der spanischen Kolonie Cuba und im portugiesischen Kaisertum Brasilien. Auf jener Insel war sie riesenmäßig angewachsen. Es gab dort 1792 erst 84 000, 1817: 179 000, 1827: 286 000, 1843: 436 000 Sklaven, 1867 unter 1 370 211 Seelen 605 461 Farbige und unter diesen 379 523 Sklaven, welche letzteren aber 1873 wieder auf eine halbe Million (ein Drittel der Bevölkerung) angewachsen waren.**) Der erste Schritt zur Auf-

---

*) Allgemeine Kulturgeschichte VI, S. 91 ff.

**) John Kells Ingram, Geschichte der Sklaverei und der Hörigkeit. Deutsche Bearbeit. von Leop. Katscher. Dresden und Leipzig 1895, S. 143 ff.

hebung der Sklaverei geschah 1870, als die spanischen Cortes auf Antrag des Kolonialministers Moret y Prendergast jeden 30 Jahre alten Sklaven und alle künftig geborenen Sklavenkinder frei erklärten, letztere jedoch bis zum 18. Jahre verpflichteten, den Besitzern ihrer Eltern als Lehrlinge zu dienen. Die Nachwehen des Aufstandes von 1868—1878, Verarmung und Unsicherheit des Besitzes führten zu massenhaften Freilassungen. Schon 1885 war die Sklaverei nur noch von geringer Ausdehnung und sehr mild, und 1886 hoben die Cortes das Lehrlingswesen auf, was ein vollständiges Verschwinden der Unfreiheit zur Folge hatte. Auf Puertorico war dies bereits 1873 geschehen.

In Brasilien, wo der Sklavenhandel bereits 1830 vom Kaiser als Seeräuberei erklärt worden und 1845 England das Recht der Beschlagnahme verdächtiger Schiffe erlangt hatte, wurden trotzdem noch jährlich 54 000 Neger ins Land gebracht, was erst 1850 unterdrückt werden konnte. Ungeachtet des passiven Widerstandes der Sklavenhalter beschlossen, nachdem der Kaiser bereits 1864 seine Sklaven freigelassen, 1871 die Kammern durch das „Rio-Branco-Gesetz“ die Freilassung der Staatssklaven, die Erleichterung der Freilassung anderer und die Freiheit der Sklavenkinder, die jedoch noch 21 Jahre lang dem Herrn der Mutter dienen mußten. Ferner sollte jährlich ein Teil der gerichtlichen Bußen zum Ankaufe von Sklaven, behufs deren Befreiung, verwendet werden. Viele Besitzer entließen nun freiwillig ihre Sklaven, deren Zahl 1835 auf 2 100 000, 1875 aber nur noch auf 1 476 567 angegeben wurde. Es gab von da an sklavenhaltende und sklavenfreie Provinzen, und 1880 beantragte der Führer der Abolitionisten, Joaquin Nabuco, die Abschaffung der Sklaverei im Jahre 1890. Der Antrag fand zwar nicht Annahme; aber die „Saraiva-Akte“ von 1885 gewährte wenigstens den Sklavenbesitzern starke Entschädigungen für Freigelassene, die aber noch, wenn sie weniger als 65 Jahre zählten, drei Jahre gegen Lohn dienen mußten. Endlich erfolgte 1888 die Aufhebung der Sklaverei durch ein Gesetz, welches zu den Ursachen der Revolution von 1889 beitrug, indem es die ehemaligen Sklavenhalter zu den Unzufriedenen trieb.

Mit der Aufhebung der Sklaverei in den Ländern europäischer Kultur hat indessen die Negerfrage nicht aufgehört zu bestehen. Sie ist vielmehr aus einer Sklaven- eine Rassenfrage und damit nur gefährlicher geworden; denn jetzt stehen die Schwarzen den Weißen nicht mehr als Sachen, sondern als Personen gegenüber. Es fragt sich: sollen Jene Diesen gleichgestellt werden, können sie es überhaupt? Die von Schwarzen gegründeten und beherrschten Staaten, Haiti und Liberia, berechtigen zu dieser Frage; denn sie beweisen, „daß die schwarze Rasse, wenn sie sich selbst überlassen bleibt, in die

Unkultur zurücksinkt".*) Zwischen beiden Rassen besteht mehr oder weniger Antipathie, und Weiße halten es für selbstverständlich, daß sie höher stehen als Schwarze und letztere ihnen zu dienen haben, auch wenn sie nicht mehr Sklaven sind. Man ordnet die weißen Völker nach ihrer Abneigung gegen die Neger, mit der größten angefangen, in dieser Reihenfolge: Nordamerikaner, Holländer, Skandinavier, Deutsche, Engländer, Franzosen, Spanier, Portugiesen. Die Gegner der Sklaverei in der Union sind sogar persönlich weit negerfeindlicher, als die ehemaligen Sklavenhalter. Man erkennt dort die geringste Mischung mit Negerblut, die einem Europäer entgeht, und die Ehen mit Farbigen sind verpönt, die Mischlinge daher auch größtenteils uneheliche Kinder. Sie verachten die Schwarzen, ohne von den Weißen geachtet zu werden.

In den Vereinigten Staaten vermehrt sich die Zahl der Farbigen rasch; doch nimmt, infolge der weißen Einwanderung, ihr Prozentsatz im Verhältnis zur Bevölkerung ab.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Es gab | 1810 | 1 377 808 | Farbige | = 19 % |
| | 1860 | 4 441 830 | „ | = 14 % |
| | 1890 | 7 638 360 | „ | = 12 %. |

Es gibt, abgesehen von der bekannten stärkeren Vertretung der Farbigen im Süden, als im Norden, einen sog. Schwarzen Gürtel (black belt), in welchem 80 % aller Farbigen leben; er reicht von Südcarolina und Georgia durch das mittlere Alabama nach Mississippi, Louisiana, Arkansas und Texas. In diesen Staaten bilden sie 40—60 % der Bevölkerung, in einigen derselben haben sie die Mehrheit, im ersten der genannten zählen sie sogar 1½ mal soviel als die Weißen. Die Gefahr liegt nahe, daß einst in einem Teile dieser Gegend die Weißen nicht mehr bestehen können und die Schwarzen dann zu Wilden herabsinken werden! Obschon seit dreißig Jahren stimmberechtigt, legen die Schwarzen im Allgemeinen wenig Wert auf diese Befugnis und verkaufen ihren Stimmschein um einen Dollar bis herab zu einem Schnaps, was die Weißen so sehr benutzen, daß sie stets das Heft in den Händen behalten; ja sie suchen Gesetze zu bewirken, durch welche die Stimmberechtigung der Neger, ohne diese zu nennen, tatsächlich beschränkt wird. Diese sind daher, meist durch eigene Schuld, benachteiligt. Höchstens fünf Prozent von ihnen haben es zu Grundbesitz gebracht; denn es fehlt ihnen an Fleiß und Sparsamkeit, ja selbst an Erwerbstrieb. Sie sind meist Schuldner weißer Kaufleute und Unternehmer und ähnlich daran wie die früheren Sklaven. Doch gibt es immerhin Ausnahmen, die als Dienstboten, Matrosen,

---

*) Negerfrage, von A. Sartorius v. Waltershausen, im Handwörterbuch der Staatswissenschaften, I. Suppl.-Bd., S. 643 ff.

Fabrik-, Bergwerks- und Plantagenarbeiter, Tagelöhner u. s. w. arbeiten, freilich unregelmäßig und ungenügend. Doch hat sich dies mit der Zeit gebessert. Es gibt Gewerkvereine unter ihnen. Die Schulbildung der Farbigen steht noch auf tiefer Stufe. In der Religion hat nur die Form Interesse für sie, und der Aberglaube wiegt vor.

Dies scheint sich indessen mehr auf die Gegenden zu beziehen, wo die Neger sich selbst überlassen sind oder die Hauptmasse bilden. Besser steht es da, wo sie, wie im Norden, unter den Weißen zerstreut sind und von ihnen Strebsamkeit angenommen haben. Und dies ist in nicht geringem Grade der Fall. Denn die Neger der Vereinigten Staaten besitzen 60 Millionen Pfund Sterling; sie zählten 1890 842 Advokaten, 792 Aerzte, 1420 Großkaufleute, 995 Prediger und Professoren und verfügten über 7 Colleges, 17 Akademien und 49 Hochschulen.

In Westindien und Guiana liegen die Verhältnisse für die ehemaligen Sklaven weit ungünstiger. „Die Produktion an Kolonialgütern ging zurück, Städte sind verfallen, Plantagen wieder Wildnis geworden, die staatlichen Finanzen zerrüttet." Die weiße Bevölkerung hat sich vermindert, und an manchen Orten sind die Neger bereits verwildert. Am besten steht es noch auf den Inseln Barbadoes und Antigua, wo der Grundbesitz den Weißen verblieb und die Schwarzen arbeiten müssen, wenn sie leben wollen. Am schlimmsten steht es auf Jamaica und Trinidad und in Guiana, wo die freien Neger nach der Emanzipation Land erhielten, aber nicht zum Arbeiten zu bringen sind, so daß man Kulis kommen lassen mußte. Jamaica zählte 1881 444 186 Neger, 109 946 Mischlinge und nur 14 432 Weiße, für welche 11 016 Kulis arbeiteten. Die Ursachen der Negerträgheit sind das heiße Klima, die Fruchtbarkeit des Bodens und die Bedürfnislosigkeit der Leute, die fast nur von Früchten leben und höchstens um Rum und Tabak arbeiten. In den Städten bilden sie „ein faules, stehlendes und bettelndes Negerproletariat". Sie leben meist in vorübergehender wilder Ehe, und die Kinder wachsen ohne Schule und Erziehung auf. Fetisch- und Schlangendienst überwuchern, wie auch in Haiti, das blos dem Namen nach bestehende Christentum. Die Mischlinge stehen überall den reinen Negern an Bildungsfähigkeit voran.

Ganz anders sind die Verhältnisse, wo die Zahl der Weißen die überwiegende ist, wie in Cuba und Puertorico. Auf ersterer Insel lebten 1880: 988 624 Weiße, 489 249 Farbige und 43 811 Kulis. Die Farbigen sind allerdings träge, können aber bei der Ueberzahl der Weißen nicht verwildern.

In Brasilien richten sich die Folgen der Befreiung nach dem Klima. Im nördlichen heißern Teile verwildern die Neger ebenso wie in Westindien dort, wo sie die Mehrzahl bilden. In den gemäßigteren

Südstaaten sind sie strebsamer, soweit es die Unruhen erlaubten, welche der Revolution folgten, namentlich da dort die europäische Einwanderung zunimmt.

## 2. Im Orient.

„Die Sklaverei besteht heute nur noch im Gebiete des Islam und in dem des Buddhismus, beschränkt sich aber keineswegs auf die Neger und deren Mischlinge und wird dort teilweise leider auch noch von Christen betrieben. Sie ist, gestützt durch die Lehren des Korans und durch die ewigen Kämpfe der Stämme im Innern Afrikas, hier, sowie in allen selbständigen mohammedanischen Staaten eine festbegründete Einrichtung. Der Bedarf der Türkei, Marokkos, Tripolis, Aegyptens, Arabiens an Negersklaven ist sehr bedeutend, und es ist wol nicht zu hoch gegriffen, wenn die Zahl der aus ihrer Heimat weggeschleppten Schwarzen jahraus jahrein auf eine Million geschätzt wird. Nun ist ja die mohammedanische Sklaverei eine ziemlich harmlose Einrichtung. Allein die Greuel des Sklavenhandels und der Sklavenjagden durch das im Innern Afrikas noch stets vordringende Arabertum sind unsäglich." *) „Es giebt Stämme, die beinahe durchaus dem Sklavenhandel zum Opfer fallen, andere, welche ihre Nachbarn in die Sklaverei zwingen und überdies ihren eigenen Ueberfluß an Menschen verkaufen, und wieder andere, wie die Jaos, für welche es beinahe ein nationaler Beruf geworden ist, die Leute anderer Stämme zu verkaufen." **) Die Stütze dieses Sklavenhandels sind die Araber, welche mit den Europäern, seitdem diese die Sklavenjagd aufgegeben haben, im Einflusse höherer Bildung auf die Schwarzen wetteifern und leider von diesen besser verstanden werden als jene. Der 1876 bis 1880 in ägyptischem Dienste Darfur verwaltende Generalgouverneur Rosset wurde, weil er gegen die Sklaverei einzuschreiten versuchte, von den arabischen Händlern vergiftet. Die Sklavenhändler stellten dort mit bewaffneter Mannschaft Razzias an und erkauften von den Häuptlingen die Erlaubnis, ihre Dörfer überfallen, plündern und die Gefangenen als Sklaven fortführen zu dürfen. Die Dörfer wurden in Brand geschossen, alles abgefangen, was sich zu retten suchte, Jung und Alt, Mann und Weib, und die sich zur Wehr setzenden niedergeschossen. Oft aber fragte man die Häuptlinge gar nicht, brannte, mordete und raubte auf eigene Faust. Die sich widersetzenden Häuptlinge unterlagen natürlich; aber wenn sie Geld bedurften, überfielen

*) „Unfreiheit" von Karl Grünberg, im Handw. der Staatsw., Bd. VI, S. 336.

**) Das britische Centralafrika (Bericht des dortigen Statthalters und Konsuls Johnston). Beil. z. A. Z. 1895, Nr. 65.

sie selbst ihre Nachbarn und verkauften deren Untertanen. Des genannten Rosset Bruder traf 1873—1877 im Sudan in allen größeren Orten, wie Chartum, Berber u. s. w., Sklavenmärkte, auf denen besonders Abessinierinnen um 100—300 Theresientaler, Negerinnen nur um 20—50 losgeschlagen wurden. Noch scheußlicher aber als das Einfangen war der Transport der Sklaven, welche an Händen, Füßen und Hals mit einander verbunden, schlecht genährt und mit Peitschenhieben vorwärts getrieben wurden. Auf den Märkten wurden Ehegatten, Eltern und Kinder getrennt, nach verschiedenen Ländern verkauft und erfüllten die Luft mit Wehgeschrei.*)

Die Hauptplätze der Menschenjagd sind: der Sudan, das Nilbecken und Ostafrika. Die Bestimmung ihrer Opfer ist (oben S. 98) bereits genannt. In Kuka am Tschadsee ist der Hauptsklavenmarkt des Sudan, dessen „Ware“, jährlich etwa 10 000 Köpfe, durch die dürre, glühende Wüste nach dem Mittelmeere geschleppt wird. Gerhard Rohlfs fand seinen Weg vorzüglich nach den rechts und links bleichenden Gebeinen der erlegenen Sklaven!**)

Im Nilbecken sollte schon 1869 auf Befehl Ismail Paschas Sir Samuel Baker den Sklavenhandel unterdrücken; in Wahrheit lag dem Chedive mehr an Ausbreitung seiner Macht; doch hatte Baker Erfolg, und Oberst Gordon sollte sein Werk fortsetzen, das aber durch Ismails Abdankung unterbrochen wurde. Mehr Erfolg hatte der von ihm nach dem Aequator entsandte Emin Pascha (Schnitzer), der dort den Sklavenhandel unterdrückte, aber 1885, als der zurückgekehrte Gordon in Chartum den Mahdisten erlag, in die bekannte Klemme geriet, aus der ihn Stanley befreite. Seitdem steht, wie Slatin bezeugt, unter der Herrschaft des Mahdi der Sklavenhandel mehr als je in Blüte. Der „Chalif“ verkauft Weiber und Kinder seiner zu Soldaten gepreßten Gefangenen im Innern seines Gebietes. In Aegypten dagegen wird unter englischer Aufsicht der Sklavenhandel kräftig unterdrückt und die Sklaverei erleichtert, indem jeder Sklave, der die Freiheit wünscht, entlassen wird.

In Ostafrika wurden zu Anfang der Sechziger Jahre aus den Njassa-Gegenden jährlich gegen 20 000 Sklaven nach Sansibar gebracht und von da aus bis 1873 nach Arabien und Persien verkauft. Livingstone fand daher jene Gegenden „durch die Sklavenhändler furchtbar entvölkert“ und die Wege voll Gerippe Erschöpfter und Verhungerter, und er war der erste, welcher seine Landsleute von den Schrecken des Sklavenhandels überzeugte. Im zuletzt genannten

*) Sklaverei in Afrika und Indien. Von C. W. Rosset, Freiburg i. B., Beil. z. A. Z. 1892, Nr. 188.
**) Ingram a. a. O., S. 150 ff.

Jahre schloß England durch Sir Bartle Frere mit dem Sultan von Sansibar einen Vertrag über Abschaffung des Sklavenhandels, erzielte jedoch nur dessen Ablenkung nach den Somali-Märkten. Schon 1876 sah man das Südende des Njassa-Sees statt wie früher 10 000 nur noch 38 Sklaven passiren. Dagegen wurde noch 1880 die Zahl der von der Küste zwischen den Flüssen Rovuma und Sambesi ausgeführten Sklaven auf 3000 geschätzt; ja diese Ausfuhr soll sich infolge der Nachfrage nach Elfenbein, welches die Leute zur Küste bringen, um dann verkauft zu werden, noch gesteigert haben.

Es hat sich überhaupt gezeigt, daß die Wachsamkeit englischer Kreuzer wenig Erfolg hat, namentlich da Frankreich den Sklavenhandel indirekt begünstigt, indem es gegen Entschädigung seine Flagge hergibt und die unter ihr segelnden Schiffe nicht durchsuchen läßt. Man hoffte Besserung von der durch den humanen König der Belgier, Leopold II. 1876 gegründeten Afrika-Gesellschaft, aus welcher auf der Berliner Konferenz 1884—85 der „freie Kongostaat" hervorging, wol bald eine belgische Besitzung. Aber gerade von dort her vernimmt man Klagen über Mißhandlung von Eingeborenen, ja sogar von Sklavenhandel durch den Kongostaat selbst, welcher nach der Behauptung des holländischen Kaufmanns Greshoff am obern Ubangi, Sklaven um Gewehre scheinbar loskaufen und sie in die Schutztruppe stecken soll.*)

Auf die Gründung des Kongostaates folgte die bekannte eilige Zerteilung des „dunkeln Erdteils" in sog. Interessensphären, was, wie man erwarten sollte, zunächst die Verbreitung europäischer Kultur und die gründliche Beseitigung des Sklavenhandels zur Folge haben mußte. Diesen Gedanken faßte in höchst edler und echt christlicher Weise Papst Leo XIII. und trug 1888 dem begeisterten Kardinal Lavigerie, Erzbischof von Algier und Karthago, die Predigt eines Kreuzzuges gegen die afrikanische Sklaverei auf. Dessen Wirksamkeit in Paris und London hatte die Entstehung von Antisklaverei-Vereinen zur Folge, welche kriegerisches Einschreiten verlangten, was aber keinen Anklang fand. Sein Plan eines neuen geistlichen Ritterordens blieb ohne Erfolg, und er starb 1892 unverrichteter Dinge. Dagegen hatte 1889 König Leopold die Mächte zu einer Beratung eingeladen, aus welcher die „Generalakte" vom 2. Juli 1890 hervorging, eine Urkunde, kraft welcher alle europäischen Seestaaten nebst Nordamerika, Persien, Kongo und Sansibar sich verpflichteten, in ihren Besitzungen den Sklavenhandel zu unterdrücken und sich gegenseitig ermächtigten, die Bestimmung kleinerer Fahrzeuge zu prüfen, „ohne jedoch direkt nach Sklaven zu suchen" (!). Als ein wichtiges Mittel zum Zwecke wurde 1892 Uganda, auf Betrieb Sir Gerald Portals, von Großbritanien in Besitz genommen.

---

*) Jacques Duc d'Uzès, von Brix Förster, Beil. z. A. Z. 1895, Nr. 13.

In Britisch-Centralafrika hat unter Johnston (S. 98) der Sklavenhandel, der vorher 2500 jährlich ausführte, soweit abgenommen, daß mit Mühe 1000 durchgeschmuggelt werden und 860 befreit wurden. In Deutsch-Ostafrika wurde 1889 unter Wißmann der Sklavenhändler Buschiri unschädlich gemacht und sind seither weitere Schritte gegen das Uebel unternommen worden.

Der verstorbene Sultan von Sansibar, Said Burgasch, erließ, von England veranlaßt, mehrere Dekrete gegen den Sklavenhandel, wagte jedoch den Arabern gegenüber nicht die Durchführung des Rechtes jedes Sklaven sich loszukaufen und die Freierklärung aller seit 1890 geborenen Sklavenkinder.

Am schwierigsten ist das Einschreiten gegen das Sklavenwesen da, wo Europäer nichts zu sagen haben und der Islam allein regiert, wie in Marokko. Dort werden jährlich 4000 Sklaven aus Timbuktu nach dem Markte Sidi Hamed-u-Mussa (7 Tagereisen südlich von Mogador) gebracht und verkauft, für welche der Sultan einen Zoll von jährlich 100 000 Mark bezieht. In diesem Lande wird die Zahl der Sklaven auf 50 000 geschätzt. Sie werden jedoch gut behandelt und in Testamenten meist frei erklärt.

Im türkischen Reiche wurde schon 1857 und 58 der Sklavenhandel verboten und 1889 die schwarzen Sklaven, deren Besitzer nicht durch ein amtliches Zeugnis ihre Diensteigenschaft nachwiesen, frei erklärt. Die Türkei trat auch der Generalakte von 1890 bei, und die Reformtürken verdammen die Sklaverei. Dessenungeachtet werden in Konstantinopel Tscherkessinnen fortwährend in Harems verkauft und zwar von den eigenen Vätern, welche sagen, zu Hause würden die Mädchen in Fehden entführt und geschändet; in Stambul aber können sie gute Versorgungen erhalten. Alle Schritte des russischen Konsulates gegen diesen Handel scheitern an dem festen Willen der Tscherkessinnen, in den Harems zu bleiben.*) Ja noch mehr!

„In der Türkei liegt die Sache so, daß der Sklavenhandel zwar in der Theorie verboten ist, in der Praxis aber unter den Augen und unter Mitwissenschaft der Behörden, teilweise sogar unter Mitwirkung der Imams, in der schwunghaftesten Weise betrieben wird.**) Im Palaste und in den Konaks der türkischen Großen, in den Häusern des Scheich-ül-Islam, der Ulemas, der Beamten und Offiziere, der Kaufleute und sogar der besser situirten Handwerker, — überall sind schwarze und weiße, männliche und weibliche Sklaven beschäftigt. Das weiß jedes türkische Kind, und eben so ist jeder Türke ganz genau darüber unterrichtet, wo die Jessirdschis (Sklavenhändler) wohnen, in welchen verschiedenen Zweigen des Geschäftes diese ehrenwerten Kaufleute arbeiten und wohin man

---

*) Sklavenhandel in Konstantinopel, von G. J. Rosenberg, Beil. z. A. Z. 1892, Nr. 71.

**) Der Sklavenhandel in der Türkei. Von Pascal David. Frankf. Ztg. 1879, 27. August.

sich zu wenden hat, falls in der Haushaltung Bedarf für irgend einen Artikel dieser menschlichen Ware entsteht. Nur die türkische Regierung befindet sich in völliger Unkenntnis darüber, daß trotz wiederholter strenger Irades des Großherrn der Sklavenhandel innerhalb ihres Gebietes noch immer betrieben wird. Fragt ein Botschafter, ein Dragoman irgend einer Gesandtschaft, ein Zeitungs-Correspondent oder sonst irgend ein neugieriger „Giaur" bei irgend einem Minister an, ob es denn wirklich wahr sei, daß in der Türkei noch Sklaven verkauft würden, so empfängt er ein energisches Dementi dieser falschen, angeblich von den Feinden des Osmanenreiches ausgestreuten Nachricht, verbrämt mit kraftvollen Verurteilungen gegen das System der Sklaverei im Allgemeinen und das schmachvolle Gewerbe der Sklavenhändler im Besonderen. Der biedere Franke verläßt darauf überzeugt das Bureau des tugendhaften Ministers. Der letztere lacht in seinen Bart hinein und gibt womöglich am selben Abend noch seinem Intendanten den Auftrag, einige neue Sklaven zur Kompletirung des Gesindes zu kaufen. Und der Kiaja weiß ganz genau, wohin er sich zu diesem Zweck zu wenden hat! Noch possenhafter wird die Komödie, wenn es einmal der geheimen Polizei irgend einer europäischen Botschaft in Pera nach unendlichen Laufereien und Bemühungen unter Zuhilfenahme reichlichen Bakschischs gelungen ist, irgend einen Sklavenladen ausfindig zu machen. Dann schreibt ein Dragoman einen schönstilisirten Brief an den Minister des Auswärtigen, in welchem er Seiner Excellenz die Mittheilung zu machen sich beehrt, daß im Hause Nr. 47 der Straße Ibram Bagdschessi des Viertels Arslan Kapu von einem gewissen Hadschi Achmed Aga der Sklavenhandel betrieben wird, und daran das höfliche Ersuchen knüpft, es möge der hohen Pforte gefallen, diesen gesetzwidrigen Zuständen ein schleuniges Ende zu machen. Der Minister des Auswärtigen gibt das Schreiben der Botschaft zur weiteren Veranlassung an seinen Amtsbruder von der Polizei, und sofort erhält irgend ein Polizei-Inspektor den Auftrag, sich mit hinreichender Bemannung an den Ort des Verbrechens zu begeben und zutreffendenfalls den elenden Sklavenhändler zu verhaften, die gefangenen Opfer seines Gewerbes dagegen in Freiheit zu setzen. Der wackere Polizeikommissar trifft seine Vorbereitungen zu diesem ruhmvollen Zuge im Dienste der Humanität und erzählt auch einzelnen seiner Collegen von der ihm zugeteilten wichtigen Aufgabe, welche in stiller Nachtstunde zur Ausführung gebracht werden soll. Ein aufmerksamer Beobachter könnte inzwischen wahrnehmen, wie irgend ein Polizeibeamter im Hause des ehrenwerten Sklavenhändlers Hadschi Achmed Aga erscheint und dasselbe kurze Zeit nachher mit gefüllter Börse wieder verläßt. Daraufhin große Aufregung bei Hadschi Achmed . . . Diener laufen hin und her . . . Wagen werden geholt . . . ein Haufen Menschen hineingeladen. . . . Die ganze Karawane begibt sich zu Hadschi Mehmed Aga, so da auch ein biederer Jessirdschi ist und mit seinen Kollegen in freundnachbarlichem Verhältnisse steht. . . . Hadschi Achmed kehrt allein in sein verödetes Haus zurück. Abends ein Heidenlärm im Viertel Arslan Kapu! Ein Haufen Polizei erscheint und findet den alten weißbärtigen Hadschi Achmed mit dem freundlichen biedern Gesicht und den schlauen dunkeln Augen, wie er in der Einsamkeit seiner Klause im Koran liest und den Rosenkranz streicht. „Du bist ein Sklavenhändler!" tönt es dem Biedergreise rauh entgegen, „flugs gib deine Gefangenen heraus, du alter Hund!" „Wallahi, Billahi, ihr Brüder, ihr habt Kot gefressen, man hat euch Lügen erzählt, von so schmachvollem Beginnen weiß ich nichts!" Folgt große Haussuchung, folgt ein Austausch von Entschuldigungen, Höflichkeiten und Händedrücken zwischen Hadschi Achmed Aga und dem Polizei-Kommissar, folgt ein Rapport seitens des Kommissars an den Polizeiminister, seitens des Polizeiministers an den Minister des Auswärtigen, seitens des Ministers des Auswärtigen an die fränkische Botschaft. „In Gemäßheit von Euer Excellenz sehr gefälligem Schreiben vom u. s. w. hat die hohe Pforte nicht ermangelt, schleunigst die nötigen Erhebungen zu veranstalten. In-

dessen haben die letzteren, wie aus den in der Anlage zur gefälligen Kenntnisnahme mitgeteilten Protokollen hervorgeht, zu dem unbezweifelbaren Ergebnisse geführt, daß die gegen den rc. Hadschi Achmed vorgebrachte Anschuldigung, als betreibe derselbe den Sklavenhandel, völlig der Begründung entbehrt. Im Gegenteil ist Hadschi Achmed u. s. w. Da aber die seitens der diesseitigen Polizeibehörden gegen den rc. Achmed verfügten Maßregeln durch ihre Strenge geeignet waren, das Ansehen und den guten Ruf dieses Mannes zu schädigen so wie seinen kaufmännischen Kredit zu untergraben, so möchte die Forderung des Genannten um Gewährung einer Entschädigung von 25 Pfund aus den vorangeführten Gründen nicht unbillig erscheinen. Dem Gerechtigkeitsgefühle Euer Excellenz u. s. w." Die 25 Pfund wurden bezahlt. So geschehen im Jahre des Heils 1878 nach fränkischer Zeitrechnung. Ob die betreffende Botschaft (es war, nebenbei bemerkt, nicht die deutsche) seit dieser Zeit wieder einmal einen Versuch zur Steuerung des Sklavenhandels gemacht hat, weiß ich nicht; ich möchte es indessen bezweifeln. Unterrichtete Leute aber erzählen ganz gewaltige Geschichten von dem homerischen Gelächter auf der hohen Pforte und mannigfache nicht gerade salonfähige Bemerkungen über „die klugen Franken", die in jener Zeit gemacht worden sein sollen.

So liegt das Verhältnis im Großen und Ganzen. De jure ist der Sklavenhandel in der Türkei aufgehoben, de facto besteht er noch heute gerade so wie früher, und die Regierung nimmt nur dann die Miene an, als duldete sie die Sklaverei nicht, wenn dies im Verkehr mit Europa nötig ist. Das Institut der Sklaverei ist mit dem Islam in religiöser und mit dem Osmanenreiche und seiner Bevölkerung in sozialer Beziehung so fest verwachsen, daß selbst der feingebildete Türke (vom gewöhnlichen Manne gar nicht zu reden) es absolut nicht begreifen kann, warum die Europäer sich in diese — wie sie glauben ganz interne — Angelegenheit mischen."

„Was die Preise (weißer Sklaven) betrifft, so sind diese sehr verschieden; für einen Knaben von 8 bis 14 Jahren von kräftigem Körperbau werden durchschnittlich 40 bis 50 Lire gezahlt; hat der Sklave besondere Kenntnisse (Kochen u. s. w.), so stellt der Preis sich entsprechend höher, stellenweise bis zu 100 Lire. Ein Mädchen von 4 bis 10 Jahren ist gewöhnlich um 15 bis 20 Lire zu haben, eine Jungfrau von 12 bis 16 Jahren kostet dagegen, besonders wenn sie lesen, schreiben und ein Instrument spielen kann, nicht selten bis zu 800 Pfund. Hervorragend schöne Mädchen (z. B. Blondinen mit schwarzen Augen) werden zuweilen mit 1000 bis 1500 Pfund bezahlt, ja, ein Pascha, den ich gut kenne, kaufte sich sogar gelegentlich seiner Ernennung zum Muschir eine tscherkessische Sklavin im Preise von 2700 Pfund; aber dies Wunderkind plapperte auch einige Worte französisch und spielte mit ziemlicher Fertigkeit Klavier. Weibliche Sklaven, die nicht mehr Jungfrauen sind, werden durchgängig viel billiger verkauft und kosten selten über 40 Pfund, männliche Sklaven von vorgerückterem Alter oder solche, welche von ihren Herren wieder in ein Sklavenhaus zum Verkauf geschickt werden, sind geradezu zu Spottpreisen zu haben und finden überhaupt nur selten noch Abnehmer."

„Die schwarzen Sklaven und Sklavinnen, welche in großer Zahl aus Afrika hierher importirt werden, gelangen teils direkt durch ihre Ueberbringer zum Verkauf an die Harems, teils werden sie an die hiesigen Händler in schwarzem Menschenfleisch verkauft, von den letzteren erzogen und ausgebildet und später von den sich findenden Käufern erstanden. In Stambul gibt es zwei große Sklavenhäuser, eines in der Nähe von Ak Serai, das andere bei der Sultan Mehemed-Moschee (der berühmten Fatih Djamissi), beide sollen gewöhnlich je 100 bis 120 Insassen beherbergen. Außerdem gibt es noch mehrere Sklavenläden in Skutari und in den landeinwärts gelegenen Dörfern am Bosporus. Der Preis für einen kräftigen schwarzen Sklaven beträgt augenblicklich ungefähr 20 Pfund

(zur Kaimézeit kostete ein solcher Neger nur 20 Hunderter Papier, gleich 3 bis 4 Lire oder 55 bis 75 Mk.), für eine jungfräuliche Negerin 15 bis 18 Pfund, für völlige Eunuchen 70 bis 90 Pfund, für teilweise Verschnittene 30 bis 50 Pfund."

„Aus dem Gesagten wird man sich ein übersichtliches Bild darüber machen können, wie es gegenwärtig in der Türkei mit dem Sklavenhandel steht. An eine Aenderung der bestehenden Verhältnisse ist gar nicht zu denken. Die Sklaverei wird hier erst völlig ausgerottet werden können, wenn gleichzeitig der Islam und ganz besonders das Haremswesen einmal von Grund aus in freiheitlichem Sinne reorganisirt werden sollte. Ob dies wohl jemals geschehen wird?"

Im Ganzen werden die Sklaven in der Türkei gut behandelt. Schlecht behandelte Sklavinnen werden ihren Herren weggenommen und auf dem Bazar öffentlich versteigert, was jedoch selten vorkommt. — Uebrigens ist auch bei den Christen im Orient vieles unsauber. Obschon die Königin der Hovas auf Madagaskar, Ranavalona III., 1877 die Einfuhr und den Verkauf von Sklaven verbot, die früher zahlreich aus Mosambik bezogen wurden, erklärte neulich eine Nummer des in Tamatave erscheinenden französischen Blattes „Le Madagascar", das alle Donnerstage erscheint, in einem Leitartikel mit Entrüstung, daß in der „Gazette officielle Hova" Sklavenverkäufe in aller Form ausgeschrieben seien: ein Mädchen zu 175 Fr., ein Knabe 100 Fr., eine Frau 110 Fr., ein Mann 75 Fr., die alle in Tananarivo ausgeboten werden. Nie, sagt der Schreiber dieses Artikels, habe er in den 25 Jahren seines Aufenthaltes in Madagaskar ein solches Faktum zu konstatieren gehabt. Es ist wirklich mehr als auffallend, daß nun solche „Artikel" unter den Augen der französischen Eroberer des Landes ausgeschrieben werden können!

Die französischen Republikaner lassen jedoch noch mehr zu. Unter den halbwilden Völkerstämmen im Norden Hinterindiens herrscht die Gewohnheit, Leute einzufangen und zu verkaufen, und wenn sie in Bedrängnis sind, ihre eigenen Familienglieder zu verpfänden. Den Sklavenfang unternehmen bewaffnete Leute in einem feindlichen Stamme durch heimtückischen Ueberfall aus Hinterhalten auf Bäumen, wo sie oft tagelang lauern, bis sie Opfer ihrer Habsucht erreichen können. Diese werden nicht schlecht behandelt; man verkauft sie im Tauschhandel gegen Genußmittel an Kaufleute aus Kambodscha, welche durch mitgeführte Waffen und Tadel der Ware die Preise herabdrücken und nachher das Vier- bis Sechsfache dafür einnehmen. Oft wird der Ueberfall erwidert, es entstehen langwierige Stammeskriege, und die Gefangenen werden wieder Sklaven und werden auch an andere Stämme verkauft, aber billiger als an die Kaufleute aus Kambodscha. Auch wissen es die Leute einzurichten, daß sie die aus Not ihnen verpfändeten Sklaven behalten können, indem sie ihnen Schulden für verlorene oder beschädigte Gegenstände anrechnen, die der Verpfänder nicht bezahlen kann. Dieses Verhältnis benutzen dann auch die Händler,

um die erkauften Sklaven als Schuldsklaven (welche eine völlig gesetzliche Einrichtung sind) erscheinen zu lassen, und täuschen somit die französischen Behörden, welche durch die Finger sehen und die reichen Händler nicht vor den Kopf stoßen mögen. Denn die Beamten sind oft ohnehin im Heimatlande unmöglich gewordene Existenzen, die keine höheren Interessen haben, als sich „dort hinten“ in Sicherheit zu wissen und wo möglich zu bereichern, die Händler dagegen gefährliche Leute, die gegen die verhaßte Fremdherrschaft Verschwörungen im Schilde führen. Die Missionäre aber, welche gern gegen den Unfug einschreiten möchten, finden keine Unterstützung bei den Behörden und haben ohnehin wenig Erfolg bei den Eingeborenen, wenn auch diese sie als höhere Wesen ansehen.*)

## B. Die Zustände neuerer Sklaverei.

### 1. Die Kulis.

Die Menschenrassen haben ein eigenes Verhängnis in der „Neuen Welt“. Nachdem die Weißen dort Herren geworden und die sog. Rothäute (die in Wahrheit mehr oder weniger braun sind) teils ausgerottet, teils zur Arbeit ungeeignet gefunden hatten, ersetzten sie sie durch die Schwarzen aus Afrika, und nachdem diese, aus dreihundertjährigem Sklavenjoche entlassen, sich zu faul erwiesen, um freiwillig zu arbeiten, ist der Versuch mit gelben Asiaten begonnen worden, neben denen in geringerer Anzahl noch andere Rassen herlaufen. Zusammen nennt man diese angeblich freiwilligen Arbeiter, die aber (wenigstens früher) in Wirklichkeit nur eine Fortsetzung der Sklaven bilden, Kulis, womit in Vorderindien gegen Lohn gemietete Arbeiter, auch Tagelöhner überhaupt bezeichnet werden, worunter man aber jetzt die aus Indien und China auf Grund eines Arbeitsvertrages Auswandernden versteht.**) Die Portugiesen in Macao begannen damit, dortige Chinesen, die sie nach indischem Beispiel Kulis nannten, Agenten von amerikanischen Schiffsrhedern und Pflanzern zu überlassen, die sie oft mit List oder Gewalt nach der „Neuen Welt“ brachten, meist ihnen aber Verträge vorspiegelten, welche nicht gehalten oder willkürlich abgeändert wurden, nachdem die Betörten ins Gefängnis und von da aufs Schiff gebracht waren. Seit 1868, mit mehr Erfolg aber seit 1880, zwang England die portugiesischen Behörden, den Kulihandel, der bis dahin nicht besser als Sklaven-

*) Sklaverei in Afrika und Indien. Von C. W. Rosset, Beil. z. A. Z. 1892, Nr. 188 und 189.

**) Chinesenfrage, H. d. St., I. Suppl.-Bd., S. 266 ff.

handel war, zu beaufsichtigen; es tat dies selbst in Hongkong, konnte aber nicht alle Mißbräuche verhindern. Die Agenten schossen den armen Auswanderern das Schiffsgeld vor und verpflichteten sie, dafür zu arbeiten. Dazu kamen dann weitere Schulden für Unterstützung der zurückgelassenen Familien, für Bezahlung von Spielschulden u. s. w., so daß die Kulis, ungleich den wohlhabenderen chinesischen Auswanderern (oben S. 75 ff.), nicht aus den Schulden herauskamen und von den Agenten und deren Auftraggebern abhängig blieben.

In der gemäßigten Zone wiegt die Einwanderung selbständiger Chinesen, in der heißen diejenige der Kulis vor. Aber hier wie dort macht sich der „gelbe Mann“, so schätzbar seine Arbeitskraft und sein Fleiß sind, durch seine widerwärtigen Eigenschaften (Geiz, Unreinlichkeit, Falschheit, störrisches Wesen) bald unangenehm. Auf den Kaffee- und Tabakpflanzungen Sumatras und in den Zinnminen der Halbinseln Malakka bilden die Chinesen die Hauptmasse der arbeitenden Kulis, namentlich da die Malaien ebenso faul sind wie die befreiten Neger. Auf den Hawaii-Inseln, wohin sie zuerst 1840 kamen und 1866 bis 1890 von 1300 auf 15 300 angewachsen sind, verdrängten sie die Eingeborenen, deren Zahl im genannten Zeitraume von 64 000 auf 44 000 herabsank, aus den Zucker- und Reispflanzungen und brachten Opium, Aussatz und sittenlose Neigungen hin. Auf den Philippinnen verdrängen sie die durch das Beispiel der Spanier übermütig und verschwenderisch gewordenen Einheimischen aus allen Gewerben. In Südamerika sind sie die einzigen brauchbaren Arbeiter seit es keine Negersklaven mehr gibt; denn die Indianer sind unfähig zu harter Arbeit. In Cuba können sie neben der zehnmal stärkeren Zahl der Neger nicht aufkommen und werden durch die Behörden verhindert, mehr zu werden als Kulis.

Außer den Chinesen sind als Kulis auch *Polynesier* und *Indier* verwendet worden, jene aber nur in Australien und der Südsee seit 1860 (ein Versuch mit ihnen in Peru 1871 schlug fehl, da sie sich für dortige Arbeit nicht eigneten). Im Jahre 1870 füllten sie hundert Schiffsladungen; aber England und Frankreich verboten die Ausfuhr von ihren Inseln, jedoch ohne Erfolg, da noch 1883 über Menschenraub auf jenen glücklichen Eilanden geklagt wurde. In Queensland (NO.-Australien) wurden die „Kanaken“ schlimm behandelt, angeblich schlimmer als die Negersklaven in Nordamerika, so daß jene Kolonie seit 1868 Gesetze zur Beseitigung des Uebels erließ. Man zählte dort im Jahre 1883 13 953 hingebrachte Polynesier, von denen 1694 starben und 5700 heimkehrten. Seit 1891 ist jene Einfuhr in Australien ganz verboten; Papuas konnten und Malaien durften sie nicht ersetzen, da Holland es nicht zuließ. Aus Britisch-Indien werden Kulis sowol im Lande selbst, meist in den Theegärten

von Assam, verwendet, wohin 1882 22 559, 1891 aber schon 49 908 kamen, und worüber Gesetze von 1865—1893 das nähere bestimmen, um diese Leute zu schützen, — teils in das Ausland gebracht, was durch Gesetz von 1883 geregelt ist. Diese Auswanderung ist nur nach solchen Ländern gestattet, wo die Leute einen genügenden Schutz genießen. Dazu gehörten 1893 die britischen Kolonien in Afrika, Amerika und Polynesien, die dänische Insel St. Croix und Holländisch Guiana. Die französischen Inseln in Westindien wurden 1888, Réunion schon 1882 jenes Vorzuges verlustig. Nach den erlaubten Ländern wanderten 1882—1891 136 159 indische Kulis aus und zwar in je größerer Zahl, je geringer die Zuckerproduktion ist (da Ueberproduktion die Nachfrage vermindert) und je weniger Neger verfügbar sind, d. h. je mehr verwildern. Auf Mauritius lebten eine Viertelmillion, in Britisch-Guiana über 100 000, auf Trinidad 70 000, in Natal über 40 000, auf Jamaica über zehntausend, auf Fidschi 7468, in allen britischen Kolonien fast eine halbe Million indische Kulis und im ganzen über eine halbe Million. Man rühmt diese Leute als friedlich, ehrlich, genügsam, gelehrig, folgsam und fleißig bei guter Behandlung; doch gelten sie für weniger leistungsfähig als die Chinesen. Anders als letztere, von denen meist nur Männer auswandern, kommen sie mit Frauen, die ihnen an Zahl wenig nachstehen; auf die Sunda-Inseln bringen die Tamilen nur wenig Frauen, mit denen sie in Polyandrie leben, die Bengalen nur selten welche. Die Rückwanderung beträgt in der Regel nicht die Hälfte der Auswanderung. Auf die Kaste kommt dabei nicht wenig an. Leute verschiedener Kaste wollen, wenn auch neben einander arbeiten, doch nicht zusammen wohnen und essen.

## 2. Die Strafkolonisten.

Mit den Kulis haben die Strafkolonisten das gemeinsame, daß sie gegen ihren Willen aus der Heimat nach der Fremde gebracht und dort festgehalten werden. Hat dies nun bei den Kulis größtenteils aufgehört, so besteht es bei den Deportirten fort, weil es eben die Folge eines gerichtlichen Urteils oder (in Rußland oft) eine behördliche Verfügung ist.

Strafkolonien besitzen nur noch die beiden guten Freunde: Frankreich in den heißen Tropen (Cayenne und Neukaledonien) und Rußland im kalten Sibirien, in geringerem Grade auch Spanien (in seinen Besitzungen an der marokkanischen Küste und auf den Philippinen) und Portugal (in Mosambik).

Das französische Gesetz von 1885 verfügt Deportation für rückfällige Verbrecher, Vagabunden und Zuhälter. Außerdem werden

deportirt Hochverräter und politische „Verbrecher“. Cayenne wird weniger benutzt (neuestens für den angeblichen Spion Dreifus), als Neu-kaledonien, wo neben 41 874 Eingeborenen und 5585 freien Kolonisten 7477 wirkliche und 2515 gewesene Sträflinge leben.

Während die Verbannung nach den genannten französischen Kolonien jenseits des Meeres nur infolge gerichtlichen Urteils möglich ist, entscheidet für die Entsendung in das Grab für Lebendige, Sibirien genannt, die bloße Willkür, wenn von den gemeinen Verbrechern und von den Nihilisten abgesehen wird, mit denen (Ausnahmen vorbehalten) allzuviel Sympathie zu fühlen wol nicht angebracht wäre. Der wirkliche Schandfleck der russischen Justiz ist das, was man euphemistisch die „Verbannung auf administrativem Wege“ nennt. Darunter versteht man, sagt Kennan*), „die Verschickung anrüchiger Personen von einem Teil des Reiches in einen andern, ohne die Beobachtung irgend welcher gesetzlichen Formalität, die in den meisten civilisirten Ländern der Entziehung von Rechten oder der Bestrafung vorherzugehen pflegt. Die so verbannte Person braucht kein Verbrechen begangen, sich keiner Uebertretung des Gesetzes schuldig gemacht zu haben; es genügt, daß irgend eine Lokalbehörde ihre Anwesenheit an einem bestimmten Orte „„nachteilig für die gesellschaftliche Ordnung““ hält, um sie ohne weiteres zu verhaften und mit Zustimmung des Ministers des Innern gewaltsam an irgend einen Ort innerhalb der Grenze des Zarenreiches zu verschicken und daselbst fünf Jahre lang unter polizeiliche Aufsicht zu stellen. Sehr häufig erfährt der auf diese Weise Verbannte nicht einmal die Ursache dieses summarischen Verfahrens, aber wenn er sie auch erfährt, so ist er doch vollkommen hilflos. Er kann die Aussagen der Zeugen, die ihn als „„der gesellschaftlichen Ordnung nachteilig““ erklärt haben, nicht prüfen. Er kann seine Freunde nicht auffordern, Beweise für seine Loyalität und seinen Charakter beizubringen, ohne dasselbe Unheil, das ihn betroffen, über sie heraufzubeschwören. Er hat kein Recht, eine Untersuchung oder ein Verhör zu verlangen. Die Presse ist ihm verschlossen. Seine Beziehungen zur Welt werden so plötzlich abgeschnitten, daß oft seine eigenen Verwandten nicht wissen, was aus ihm geworden ist. Er ist im buchstäblichen Sinne ohne Mittel, sich selbst zu schützen.“

George Kennan hat im Jahre 1885 ganz Sibirien bereist, dessen Verbannungsorte, Kerker und Bergwerke besucht und eine große Anzahl von Verbannten aller Grade kennen gelernt, welche zu wesentlichem Teile in jedem civilisirten Lande nur als höchst gemäßigte Liberale gegolten haben würden. Es gab darunter welche, die bloß wegen

*) George Kennan, Sibirien! 3 Bände. Deutsch, Berlin 1890—92. Bd. I, S. 123 ff.

Korrespondenz mit Revolutionären ihren Familien, ohne daß diese etwas davon erfuhren, weggenommen, eingekerkert, nach Sibirien gesandt und finanziell ruinirt wurden. Andere hatten nur mit Personen verkehrt, welche „ungesetzlich“ waren, d. h. an einem Orte lebten, wo sie ohne Erlaubnis der Polizei nicht sein durften. So kam der Arzt Beloi, der zwei Studentinnen dieser Art unterrichtet hatte, 1879 nach Jakutsk in der kalten Zone, 10 000 Kilometer von seiner Heimat. Seine mutige junge Frau entschloß sich, ihn aufzusuchen. Solchen Heldenfrauen bleibt aber nichts anderes übrig, als sich einem Verbanntentransport anzuschließen, und es ist eine besondere Gunst, den langen Weg in schlechten Wagen (Telegas) zurücklegen zu dürfen, während die Nächte in den verpesteten Etappengefängnissen zugebracht werden, welche voll Ungezieser sind und meist doppelt oder mehrfach so viel Gefangene enthalten, als die Zahl beträgt, für die sie berechnet sind, so daß Krankheiten unter ihnen wüten. Frau Beloi wurde durch die Länge und die Entbehrungen der Reise wahnsinnig und starb im Gefängnishospital zu Irkutsk, ohne ihren Gatten wieder gesehen zu haben. Solche Schicksale gibt es zu Hunderten. Durch einen bloßen Irrtum kam 1879 der Dichter Wladimir Korolenko, nach Ostsibirien verbannt, bis Tomsk. Als der Irrtum entdeckt wurde, durfte er zurückkehren; aber weil er 1881 dem neuen Zaren nicht huldigen wollte, verbannte man ihn nach Jakutsk. Ebendahin brachte ein noch ungedrucktes Manuskript den Journalisten Borodin, welcher dort im Sträflingskleide mit dem gelben Fleck, — den gefährlichen Artikel las, den die Censur hatte passiren lassen! Der Moskauer Otschkin machte den grauenhaften Weg 1885, weil er die Absicht gehabt haben sollte, einen andern Namen anzunehmen, — wovon er aber gar nichts wußte! Ein anderer wurde verschickt, weil er der Freund eines Gefangenen war, der aber — freigesprochen wurde! Wieder ein anderer, weil man ihn mit einem desselben Familien-, aber eines andern Vornamens verwechselte! Fürst Alexander Krapotkin, ein unschädlicher Gelehrter, wurde 1886 nach Sibirien gesandt, weil er ein Bruder des gleichnamigen Anarchisten war; nach gefährlichen Leiden beging er in Tomsk Selbstmord. Ein gewisser Bochin wurde 1883 in Amga, Provinz Jakutsk, wahnsinnig, tötete Frau und Kind und sich selbst. Bei manchen dieser Unglücklichen kennen die sie verhaftenden Behörden nicht einmal den Grund der Maßregel. Freigesprochene, die sich ganz ruhig verhalten hatten, wurden nach Ostsibirien gesandt, „weil sie ihre frühere verbrecherische Thätigkeit nicht aufgegeben haben“ sollten. So häuft der Minister des Innern, indem er einfach unterschreibt, was seine Beamten ihn vorlegen, — zu mehr hat er keine Zeit, — das Unglück ganzer Familien, oft für nichts und wieder nichts, auf sein Haupt, — was aber für einen durchschnittlichen Russen nicht viel heißen will.

Ein Gouverneur unterzeichnete so das Vaterunser, das ihm sein Sekretär, infolge einer Wette, statt eines Verhaftsbefehls vorgelegt hatte. Im Jahre 1880 umschloß das russische Reich 2800 administrativ Verschickte, von deren Fällen Loris Melikow 650 untersuchen ließ und von diesen 328 freizulassen befahl. Frauen und Mädchen sind von der geschilderten Maßregel nicht ausgenommen. Die junge und schöne, in Kiew studirende Sophie Nikitina sollte im Winter 1884—85 nach Ostsibirien wandern, erkrankte aber an den Folgen der Pestgefängnisse und starb in Atschinsk bei Tomsk. Die erst 14 Jahre alte Viktoria Gukofskaja, 1878 nach Ostsibirien verwiesen, erhängte sich 1881 in Krasnojarsk. Die russische Regierung aber läßt öffentlich erklären, die administrative Verschickung sei keine Strafe! — — —

Das Entsetzlichste in Sibirien ist indessen die Kalorga, die Zwangsarbeit in den Minen von Kara und Nertschinsk im Amurgebiet, welche seit 1873, regelmäßig aber erst seit 1879 beschickt werden. Kennan fand in Kara 1800 Sträflinge (1886 stieg die Zahl auf 2507),*) und zwar Männer und Frauen, gemeine und politische Verbrecher, die von etwa 1000 Kosaken bewacht wurden, die „Politischen" von 140 Gendarmen. Diese Sträflinge sind teils, und zwar in ihrer ersten Zeit, in scheußliche Gefängnisse eingesperrt, aus denen sie, wenn sie sich „gut" betragen, in das sog. freie Kommando übertreten, wo sie sich in Baracken mit ihren mitgebrachten oder nachgekommenen Familien aufhalten und innerhalb der Strafkolonie frei bewegen können. Fällt auch d i e s e Periode „gut" aus, so werden sie als Zwangskolonisten auf Lebenszeit in irgend einen Teil Ostsibiriens gesandt. Dieses „freie Kommando" ist jedoch nur eine Verleitung zur Flucht. In jedem Frühling, sobald „der Kuckuck ruft", brechen die meisten Sträflinge aus und irren herum, in ganz Sibirien etwa 30 000 an der Zahl, bis sie wieder gefesselt eingebracht werden. Während jener Ausflüge behalten die Beamten, welche die Flucht verheimlichen, die Kleider und Rationen der Entflohenen für sich und verwerten sie so gut wie möglich. Es gibt dort jüdische Spekulanten, welche diese Gegenstände kaufen und der Regierung zu höheren Preisen wieder verkaufen. In den Gefängnissen müssen die Sträflinge ohne Stroh auf harten Pritschen liegen, und für ihre natürlichen Bedürfnisse wird Nachts ein Kübel in der Zelle aufgestellt, der in ganz Sibirien übliche berüchtigte Paraschа. In dieser Hölle müssen die politischen Gefangenen so gut verweilen wie die gemeinen Verbrecher, ja einige wurden bis 1884 gleich den letzteren Tag und Nacht an Schiebkarren gefesselt! Sie betrachten daher das tägliche Arbeiten in den Goldwäschereien, deren Ertrag in die Privatkasse des Kaisers fließt, soweit

*) Kennan a. a. O., Bd. II, S. 58 ff.

er nicht gestohlen wird, als Erholung; so anstrengend es ist, haben sie doch frische Luft dabei. Ende 1880 gefiel es dem „liberalen" Minister Loris Melikow, der sich durch Härte gegen die Verschickten auszeichnete, das „freie Kommando" abzuschaffen und dessen Insassen wieder in die Gefängnisse zu sperren, die also ihre Familien in der Strafkolonie lassen mußten. Um diesem Schicksal zu entgehen, erschoß sich der junge Eugen Semjonowski, vergiftete sich Rodin mit Phosphor, erhängte sich Uspanski; Frau Kawalowskaja wurde wahnsinnig, und der erschütterte Gouverneur, Oberst Kononowitsch, nahm seine Entlassung, indem er dem Minister schrieb, man solle lieber Henker hinschicken, — er sei keiner. Der Generalgouverneur Anuschin in Irkutsk aber sagte zu ihm, er bezweifle, ob er überhaupt zum Regierungsdienste tauglich sei, und die anderen Beamten nannten ihn schwach, sentimental, Sozialisten u. s. w., ja der Ispravnik von Nertschinsk hoffte, ihn mit dem gelben Fleck auf dem Rocke nach Jakutsk schicken zu können, und dies wäre ihm gelungen, wenn er nicht auf die Anzeige des Verfolgten wegen Bestechung ins Gefängnis gekommen wäre. Kononowitschs Feinde aber zündeten dessen Haus an, so daß er mit Not sein und seiner Familie Leben rettete. Milde Beamte in Sibirien sind dem russischen System ebenso verhaßt wie die Verdächtigen und Verurteilten. — Auf Anuschins Befehl wurde das neue Gefängnis der „Politischen" mit so hohen Palissaden umgeben, daß ihnen die Aussicht verwehrt war, die sogar die gemeinen Verbrecher hatten. Im Jahre 1882 waren dort 430 „Staatsverbrecher" eingesperrt, und darunter 217 administrativ, also ohne Prozeß und Urteil Verschickte. Anuschin fand selbst ihr Leben, zu seiner Befriedigung, „unerträglich", und Alexander III. schrieb auf seinen Bericht kaltblütig: „ein melancholisches, aber nicht neues Bild!" Damit fällt natürlich der Wahn fort, als ob diese Greuel dem Zaren unbekannt wären. Selbstmord und Wahnsinn häuften sich, und die Geisteskranken blieben unter ihren noch nicht geistig umnachteten Leidensgefährten, was deren schrecklichste Qual ausmachte. Acht von ihnen konnten entfliehen und Strohpuppen an ihrer Stelle zurücklassen; sie wurden aber (zwei hatten schon den stillen Ocean erreicht) gefesselt zurückgebracht. Alle Erleichterungen ihres harten Loses wurden ihnen entzogen; sie wurden unter die gemeinen Verbrecher gesteckt und dies wurde, indem man einen „Aufstand" fingirte, durch einen bewaffneten Ueberfall von Kosaken bewerkstelligt, welche die Unglücklichen mißhandelten, niederschlugen und ausplünderten. Die Ungeheuer, welche dies anordneten, hießen: General Iljaschewitsch, Gouverneur von Transbaikalien, und Galkin Wraskoi, oberster Beamter der russischen Gefängnisverwaltung. Selbst die „politischen" Frauen mußten mit leiden und wurden gewaltsam mit Sträflingsgewand bekleidet; die freiwillig ihren Männern nachgekommenen

durften diese nicht mehr sehen. Die gequälten und mit Prügeln bedrohten Sträflinge versuchten durch Hunger zu sterben. Sonderbarer Weise ist dies den Scheusalen unbequem, und der Kommandant, Major Khalturin, gewährte den Gefangenen, um sie vom Hungertode abzuhalten, bessere Behandlung, Bücher, Geld, warme Kleidung, Bewegung und Verkehr mit ihren Frauen. Sie waren jedoch gebrochen, und viele von ihnen starben. Die Vergünstigungen wechselten stets mit schlechterer Behandlung, doch wurde 1885 das „freie Kommando“ wieder hergestellt.

Die Goldwäschereien von Kara stehen jedoch an Gräßlichkeiten weit hinter den Silberbergwerken von Algaschi und Pokrowski im Bezirke von Nertschinsk zurück, welche ebenfalls den Zaren bereichern, soweit es die Diebe und Betrüger unter den Beamten gestatten. Das Gefängnis daselbst ist womöglich noch scheußlicher als diejenigen von Kara, baufällig, überfüllt, von Wanzen wimmelnd und verpestet. Kennan fand dort 169 Sträflinge; der Luftraum war kaum für die Hälfte berechnet. Sie lagen untätig Tag und Nacht, nur 40 bis 50 ausgenommen, die im Bergwerk arbeiteten. Das letztere ist miserabel eingerichtet und betrieben. In tiefem Abgrunde, in den 30—40 schadhafte Leitern hinabführen, in einer Stickluft, die jedes Licht löscht, und in einer Eistemperatur arbeiten die Elenden abwechselnd, stets von Dynamit-Explosionen bedroht und oft verstümmelt oder getötet, — oder sie warten außerhalb der Hölle in Wind, Schnee und Eis, ohne Nahrung und Obdach, bis sie ins Bergwerk oder Gefängnis geführt werden, von denen das letztere weitaus das schlimmere ist.

Diese Bergwerke spielen die Hauptrolle in dem traurigen Schicksale des im Jahre 1882 zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilten Professors Wassilij Jakſakow*) aus Moskau, welcher am 7. Januar von seiner Hochzeit weg durch Geheimpolizisten abgeholt wurde und die Seinigen niemals wieder sah. Im Kerker erfuhr er, daß in dem Rocke, den er seinem Hausmeister geschenkt, ein Brief des späteren Kaisermörders Kibaltschitsch gefunden worden, aus einer Zeit zwar, in welcher dieser noch keine Verbindung mit Nihilisten gepflogen, ja noch keine Kenntnis von ihnen hatte. Diesen Brief hatte er vergessen und der „dankbare“ Hausmeister hatte ihn der Polizei übergeben! Jaksakow wurde zu lebenslänglicher Zwangsarbeit „begnadigt“ und nach Sibirien geschickt, meist zu Fuß im tiefen Schnee bis zu den „Silberbergwerken“ (hier wegen der geringen Ausbeute nur Bleibergwerke genannt) von Nertschinsk. Sein entsprungener Leidensgenosse Baikaliew brachte seine geheimen Aufzeichnungen nach Europa. Jaksakow

---

*) Aus den sibirischen Bleibergwerken. Unedirte Briefe des ... u. s. w. Aus dem Ungarischen übersetzt. Berlin 1892.

machte alle Scheußlichkeiten der Etappengefängnisse durch, wurde in Eisen geschlagen, mußte jedes Stück Brot mit empfangenen blutigen Peitschenhieben bezahlen, wie alle seine Gefährten, Frauen nicht ausgenommen, mußte über hundert derselben von Wölfen zerreißen sehen, wurde am Bestimmungsorte nach anderthalbjähriger Reise gleich Allen vierzehn Tage lang zur Begrüßung täglich geknutet, an den Schiebkarren gekettet, bei Erschöpfung gepeitscht, mußte hier unter der Erde in Höhlen, die als Hallen dienten und Männer und Frauen zusammen beherbergten, die Nächte zubringen, die zurückgebrachten Flüchtlinge tot prügeln, Verzweifelnde sich selbst durch Dynamit oder auf andere Weise ums Leben bringen, die Frauen vor den Augen ihrer an den Boden gefesselten Gatten durch Beamte schänden sehen, verlor schließlich alle Kraft, das Gehör und den Verstand, und schließlich, zwei Jahre nach Antritt der Zwangsarbeit, erlöste der Tod den in lebendiger Fäulnis begriffenen Unglücklichen von seinen unverschuldeten Leiden.

Schon im Jahre 1875 indessen fand die russische Regierung das ungeheure Sibirien — zu klein (!) für ihre Verbrecher. Damals, am 22. August, tauschte Rußland mit Japan die unwirtlichen Kurilen gegen den bisher japanischen südlichen Teil der besser bedachten Insel Sachalin aus.*) Dieses an der Ostküste des Amurgebietes gelegene Eiland war besonders zum Aufenthalt der zur Zwangsarbeit verurteilten Nihilisten oder aller, die man unter diesem bequemen Namen bezeichnen will, bestimmt, und bald erschienen haarsträubende Berichte über die entsetzlichen Torturen, welche die unglücklichen Gefangenen, die auf Strafschiffen dorthin übergeführt wurden, zu erdulden hatten, und denen mehrere Hunderte erlegen sein sollen. Nicht minder entsetzliches steht voraussichtlich den Ueberlebenden nach ihrer Ankunft bevor. Die Abtretung Sachalins wurde von der japanischen Presse sehr übel empfunden, da sie das Inselreich eines wichtigen strategischen Punktes beraubte und russischen Gelüsten blosstellte. Die Urbewohner, Ainos, schwinden rasch dahin; die früheren japanischen Ansiedler, etwa 3000 an der Zahl, sind meist nach Jeso übergesiedelt, und an ihre Stelle tritt eine russische Bevölkerung von Straf-, vielleicht auch freiwilligen Kolonisten.

Im Herbst 1889 entdeckte angeblich der von der berüchtigten „dritten Abteilung der kaiserlichen Kanzlei" nach Sibirien gesandte Kapitän Russanow in Jakutsk eine geheime Druckerei der dort lebenden Verbannten; er ließ das Gebäude umzingeln und nach einem Kampfe mit Revolvern und Säbeln die Arrestanten verhaften, einsperren, und das Gericht verfügte, sie seien getrennt nach strengeren

*) Eine neue Verbrecher-Kolonie. Von Carlos v. Gagern. Allg. Zeitung 1879, 25. August.

Kolonien zu schaffen. Sie suchten sich aber zu befreien, ein zweiter Kampf brach aus und von den dabei nicht Umgekommenen wurden ihrer drei gehängt und die übrigen in die Bergwerke gesandt.*) So die offizielle Darstellung. In Wahrheit wurden, wie der „Times“ berichtet wurde, die Gefangenen wehrlos überfallen, 15 bis 20 erschossen, eine Frau erstochen, drei Leute gehängt und die Uebrigen zu Zwangsarbeit verurteilt, und zwar 14, darunter 4 Frauen, zu lebenslänglicher, andere zu zeitweiliger. Kennan ließ über den Vorfall Erkundigungen einziehen und vernahm, daß Russanow (welcher General war), nach Sibirien gekommen war, um liberale Blätter und Grabschriften von Verbannten zu unterdrücken, Jakutsk aber nicht besuchte; eine nihilistische Druckerei habe in jenem als Stadt bezeichneten Dorfe nie bestanden, ja überhaupt keine in 1000 Meilen Umkreis. Das Blutbad sei dadurch entstanden, daß der Gouverneur von Jakutsk, General Ostaschkin, 20 bis 30 administrativ Verbannte ohne Nahrung in die Polarwildnis schicken wollte (um sie durch Hungertod loszuwerden?). Als die Bedrohten baten, sie wenigstens mit Nahrung zu versehen, befahl er, sie durch Kosaken auf die Polizei zu bringen, und als einige, dies nicht begreifend, Widerstand leisteten, wurden sie teils niedergemacht, darunter eine junge Frau, teils verwundet und mißhandelt. Die Ueberlebenden erhielten die bereits erwähnten Strafen.

Wird Nikolaus II. diesen Scheußlichkeiten ein Ende machen?

## C. Die Proletarier.

### 1. Die Armen.

Man nennt auf sozialdemokratischer Seite die Proletarier, d. h. jene Armen, denen ihre Lage unerträglich erscheint und welche nach einer Verbesserung derselben streben, d. h. in den europäisch civilisirten Ländern Alle, — gern die Sklaven der neuesten Zeit. Wenn auch nicht rechtlich, so ist doch diese Benennung thatsächlich oft genug gerechtfertigt, zu großem Teile aber keineswegs. Es kommt dabei darauf an, in welchem Verhältnis die Leute, welche als Proletarier bezeichnet werden, zu der außerhalb ihrer Kreise befindlichen Welt stehen. Da ist dann zu unterscheiden zwischen solchen, welche sich zur Verbesserung ihrer Lage an die bestehenden Mächte, an Staat und Gemeinden wenden und solchen, welche eine Hilfe nur von einem Siege des Sozialismus erwarten. Jenes sind die wirklich Armen, dieses die mehr unzufriedenen als bedürftigen Arbeiter. Eine scharfe Grenze

*) Kennan a. a. O., Bd. III, S. 1 ff.

zwischen beiden Klassen zu ziehen ist nicht möglich. Je nach Umständen gehören viele Leute bald zu der einen, bald zu der andern oder zu beiden zugleich. Die eigentlichen Armen sind auch in der Regel ebenfalls Arbeiter, oder Angehörige, beziehungsweise Hinterlassene Solcher. Andere Arbeiter wieder bescheiden sich mit ihrem Lose und wenden sich weder an die Behörden, noch vertrauen sie auf den Sozialismus. In dem Bestreben, sowol den Bedürftigen Hilfe zu schaffen, als die Unzufriedenen, ob sie nun zu dieser Eigenschaft Grund haben oder nicht, zu beschwichtigen, berührt sich der Sozialismus mit der Sozialreform. Daraus entstehen drei Richtungen:

1. Der radikale Sozialismus (oder die Sozialdemokratie) samt dem von ihm abgezweigten Anarchismus; er verschmäht jede allmähliche Reform und will die Revolution: auch tut er nichts für die Armen und Arbeiter; ja erstere sind ihm sogar gleichgiltig, soweit sie nicht zur „Partei“ schwören. Er befaßt sich vielmehr mit der Aufreizung zur Unzufriedenheit und mit der Vertröstung auf die Umwälzung, welche die Zukunft bringen soll; die ihm reichlich zuströmenden Mittel werden lediglich zu Zwecken der Agitation verwendet.

2. Der gemäßigte Sozialismus, welcher sich wieder in den Katheder- und kirchlichen Sozialismus verzweigt; er will die soziale Reform, aber im Banne gewisser Systeme, beschäftigt sich jedoch vorläufig mehr mit deren Ausbau als mit wirklicher Hilfe gegenüber den Notzuständen.

3. Die Sozialreform untersucht, ohne vorgefaßtes System, die Notzustände und strebt nach praktischer Abhilfe derselben.

Was nun die eigentlichen Armen betrifft, so ist die Pflege ihrer Interessen seit langem eine angelegentliche Sorge der civilisirten Staaten. Ihre Grundlage ist die statistische Aufnahme der in dieser Hinsicht zu berücksichtigenden Familien und Personen. Im Deutschen Reiche fand eine solche im Jahre 1885 im Zusammenhange mit den Vorbereitungen seiner sozialpolitischen Reformen für jenes Jahr statt.*) Es wurden aufgenommen: die Anzahl und Art (städtische, ländliche) der Armenverbände, die von ihnen einzeln und im Familienverbande Unterstützten, deren Unterstützungsweise, die Verarmungsursachen, die Kosten der Armenpflege mit Heraushebung der in barem Gelde und der in Naturalien verabreichten Unterstützungen, der Ausgaben für Suppenanstalten und des Zehr- und Reisegeldes für Reisende, die erfolgten Erstattungen vorschußweise geleisteter Unterstützungen, sowie die Zahl

*) „Armenstatistik“ von Paul Kollmann, Handw. d. Staatsw., Bd. I, S. 804 ff.

und Höhe der in Armenstreitsachen eingeklagten Beträge. Einzelne Bundesstaaten vermehrten diese Angaben noch in verschiedenen Richtungen. Nach dieser Aufnahme gab es 1885 im Reiche 886 571 unterstützte Haushaltungen (und Parteien) mit 1 592 386 Personen, von welchen letzteren 3,4 auf 100 Einwohner kamen (in Berlin 55 083 Parteien mit 87,207 Personen, 6,63 auf 100 Einwohner). Die Ausgaben der Armenverbände betrugen in jenem Jahre 90 282 159 M., 193 auf 100 Einwohner (in Berlin 7 318 761 Mark, 556 auf 100 Einwohner), die durchschnittlichen Kosten für eine Person 55 (in Berlin 91,5) Mark. Im überwiegenden Teile des Reiches ist die Armenunterstützung Aufgabe besonderer Orts- wie Landarmenverbände von sehr verschiedenem Umfang (Stadtgebiete, Kreise, Provinzen, Staaten), in deren Gebiet die Hilfsbedürftigen ihren Unterstützungswohnsitz haben (Gesetz vom 6. Juni 1870). Wo ein solcher fehlt, tritt der Landarmenverband ein, dem meistens auch noch die Fürsorge für die besonderer Pflege bedürftigen Siechen, Irren, Blinden und Taubstummen obliegt. In Baiern ist die öffentliche Armenpflege Sache der politischen Gemeinden, welche auch für Fremde zu sorgen haben, für die der Nachweis der Hilfsbedürftigkeit und der Mangel sonstiger hinlänglicher Unterstützung geführt ist. Ueberlasteten Gemeinden beizuspringen und geschlossene Anstalten zu erhalten haben die Distrikts- und Kreisgemeinden. Das Reichsland Elsaß-Lothringen trägt noch die französische Erbschaft des Mangels einer gesetzlichen Armenpflege an sich, und eine solche gibt es nur mit Hilfe freiwilliger Beiträge von Gemeinden und Privaten.

Wichtig sind die aufgenommenen Ursachen der Verarmung. Man findet darunter: eigene Verletzung durch Unfall 2,1 %, Verletzung des Ernährers 0,2 %, Tod des Ernährers durch Unfall 0,9 %, ohne Unfall 6,01 %, Krankheit 9,74 %, körperliche oder geistige Gebrechen 4,21 %, Altersschwäche 5,12 %, große Kinderzahl 2,43 %, Arbeitslosigkeit 1,86 %, Trunk 0,72 %, Arbeitscheu 0,41 % der Fälle. In den einzelnen Staaten und den preußischen Provinzen gehen die Zahlen des Vorkommens dieser Ursachen sehr weit auseinander.

In Oesterreich (ohne Ungarn) stiegen von 1871 bis 1886: die Zahl der in Anstalten unterstützten Armen von 185 522 auf 270 854, die der Versorgungshäuser von 1030 auf 1494, der Armenanstalten von 7863 auf 10 328, die Ausgaben dieser Anstalten von 4 356 906 auf 6 212 793 Gulden.

Die Niederlande besaßen 1879 5343 Armenanstalten (1427 bürgerliche, 3299 konfessionelle, 617 private; 4031 dienten der Hausarmenpflege, 213 verschämten Armen, 114 der Winterhilfe, 57 Wöchnerinnen, 85 der Arbeit, 764 der Versorgung und 79 den Kranken.

In Großbritannien ist eine Abnahme der unterstützten Armen und der Kosten für sie in England und Schottland, eine Zunahme aber in Irland zu bemerken.

In Italien beschäftigt sich die Armenpflege fast ausschließlich mit geschlossenen Anstalten (opere pie), welche im Jahre 1880 eine Zahl von 21 764 mit einem Vermögen von 1724 Millionen Lire aufwiesen. Und doch wäre es vernünftiger, vieles andere eher in die Hände zu nehmen, als den Krieg in Abessinien. Namentlich Süditalien befindet sich in trostloser Lage: „eine verkommene, verhungernde Bevölkerung Verbrecherbünde, wie die Mala vita, die Mafia, die Camorra, an jedem Orte der ausgesprochene Krieg Aller gegen Alle, vollkommene Unfähigkeit des Volkes zu begreifen, daß eine Gesellschaft ohne Moral nicht bestehen könne; je höher hinauf, um so größer die Korruption.“ *)

Eine gleichmäßige Statistik des Armenwesens gibt es in den civilisirten Staaten so wenig wie auf anderen Gebieten; es ist daher auch hieraus nicht viel zu entnehmen, am wenigsten eine kulturgeschichtliche Entwickelung dieses Gegenstandes, worüber die Quellen nichts vollständiges zu Tage fördern. Die Statistik und Gesetzgebung lassen nur die Außenseite erkennen; der innere Kern der sozialen Frage aber bleibt mehr oder weniger dunkel und wird daher auch von den Gelehrten und Schriftstellern, die sich damit beschäftigen, in der verschiedensten Weise aufgefaßt und vollends von den Sozialisten der verschiedenen Richtungen lediglich zu Parteizwecken ausgebeutet.

Jedenfalls kann die soziale Frage durch das Armenwesen, so wohlgemeint es ist, nicht gelöst werden. Es hat lediglich lokale und vorübergehende Bedeutung. Soll das Elend wirksam bekämpft werden, so muß dieser Kampf nicht lokal, sondern national im großen Stil, und nicht nur dies, sondern auch international geführt werden. Der Sozialismus erhebt den Anspruch, dies durchführen zu können. — —

## 2. Die Arbeiter.

Ehe wir nachsehen, ob der Sozialismus seinen Ansprüchen auf die Fähigkeit, alle Uebel der Welt heilen zu können, gerecht zu werden vermag, müssen wir uns etwas in den Heeren umsehen, mit denen er und für die er seine Siege zu erringen hofft. An Büchern, welche darüber berichten, ist kein Mangel, desto mehr an unbefangenen und wahrheitgetreuen Berichten. Wir können uns hier nur auf wenige beschränken, welche besonderes Aufsehen erregten und über jeden Zweifel erhaben sind. Da die Großstädte naturgemäß die hauptsächlichsten Sammelplätze des industriellen Proletariates sind und dieses allein,

*) Sicilische Reiseeindrücke. Von L. Passarge. Beil. z. A. Z. 1892. Nr. 149.

verschieden von dem ländlichen und demjenigen der Gebildeten (unter denen es nicht schwach vertreten ist), in der Sozialdemokratie eine gewisse Organisation besitzt, so dürfen für uns Deutsche die bezüglichen Zustände in Berlin als typisch betrachtet werden. Ueber diese verbreitet sich Otto von Leixner*) in höchst einläßlicher Weise neben allen übrigen sozialen und geistigen Verhältnissen der Reichshauptstadt. Der Gewährsmann des Verfassers ging „nach russischem Vorbild" unter das Volk und studirte es, schon 1875, in der Maske eines Arbeiters, in den Asylen für Obdachlose, in den „Pennen" (billigen Nachtquartieren), als Schlafbursche bei einer Arbeiterfamilie, deren Vorstand, obschon gut bezahlt, ein verkommener Trunkenbold war, die in einer Kellerwohnung von einem Zimmer lebte, samt dem Schlafburschen auf Strohsäcken schlief und als Mobiliar einen Schubkasten, einen wackligen Tisch und einige Stühle hatte. Es „roch da" nach Armut und Elend, nach Sauerkraut und verdorbenem Fleisch, nach feuchtem Mörtel und stinkenden alten Kleidern.**) Der Vater kam erst um 2 Uhr Nachts betrunken heim; er war Sozialdemokrat und zog auch den Schlafburschen in die Versammlungen mit. Der Berichterstatter kannte verschiedene Parteien, hat aber nirgend eine so sklavische Unterwerfung unter die Führer bemerkt wie bei dieser. Die „Genossen" denken nur soweit selbst, als es die Partei nicht betrifft; sobald diese in Frage kommt, sind sie gläubiger als die religiös Orthodoxen. Gründen sind sie unzugänglich. Ihre Bildung schöpfen sie nur aus den lediglich aufreizenden Schriften der Führer und erwerben durch sie einen namenlosen Dünkel, gebildet und kenntnisreich zu sein. Es fehlt leider nicht an Gelehrten, welche diesen Leuten Vorträge halten, die zu verdauen sie unfähig sind, die in ihnen nur Unwahrheit, Verneinung, Haltlosigkeit und oft geistigen Untergang züchten. Dies verschlimmern noch tendenziös materialistische Bücher, giftgeschwollene Kolportageromane und Bordell-Litteratur, dann die Vorstellungen der „freien Volksbühne", musikalische und deklamatorische Unterhaltungen ohne Wert, und vor allem das Kneipenleben, namentlich der infame Schnaps. Die ganze Gesinnung wird kynisch und frivol, die Lebensführung sitten- und zügellos, die Wirtschaftlichkeit liederlich, alles in Voraussicht der goldenen Zukunft des Sozialstaates!

Man sagt diesen Leuten, es seien die „Besitzenden", welche die Tugend der Proletariertöchter zu Falle bringen. Gewiß ist dies sehr oft der Fall. „Wer aber", fügt Leixner bei, „die Berliner Mädchen

---

*) Soziale Briefe aus Berlin 1888 bis 1891. Berlin 1891, besonders S. 305 ff.

**) Viele andere Schilderungen, welche jene Geruchsspezies besonders auch von den Aborten gewissenhaft melden, stimmen mit dem Gesagten überein. Vergl.: Bei den Elenden. Von Curt Abel. Freib. i. Br. 1891.

der Arbeiterkreise kennt, kann nur eines sagen: mindestens drei Viertel derselben sind durch das Fabrikleben schon mit 14 und 15 Jahren, oft ohne ihre Schuld, ganz verdorben, und die Verderber sind fast immer unter Angehörigen des eigenen Kreises zu suchen." Wilde Ehen sind keine Seltenheit. (Bekanntlich ist das nicht nur in Berlin, sondern auch in Wien, in noch schlimmerem Grade aber in Paris und London der Fall.) Die Gerichtsakten zeigen, daß sich die berüchtigten „Louis" meist aus beschäftigungslosen Kellnern und aus „Arbeitern" anwerben. Natürlich, die Sozialdemokratie predigt ja die freie Liebe und die Unverantwortlichkeit für die Kindererziehung. Die Religion erfährt keine berechtigte Kritik, sondern nur Spott. Das Unhaltbare der Dogmen und der Bibellegenden wird nicht allein verworfen, sondern alles Ideale und Erhabene ebenfalls, die Gottheit nicht ausgenommen. Ein Atheist zu sein gilt als Geistesstärke. Freilich, Ausnahmen gibt es genug, und auch für das, was leider die Regel ist, muß als Entschuldigung angeführt werden, daß die blinde Orthodoxie mit ihren kolossalen Widersprüchen und ihrer Ablehnung selbst der unschuldigsten symbolischen Auslegung des „Wortes Gottes" ebenso den Unglauben förmlich nährt, wie der übermütige Kapitalismus mit seinen trimalchionischen Freßgelagen und fürstlichen Ausstattungen die Sozialdemokratie mit aller Gewalt herausfordert. Gerade diese zeigt aber, daß der Mensch ohne irgend einen Glauben nicht leben kann. Wer daher den Glauben an den Himmel über den Wolken, den die Kirche lehrt, verloren hat, setzt an dessen Stelle die Zuversicht auf den „Himmel auf Erden", welchen Bebel und Genossen so glänzend ausmalen und in welchem sie selbst die Houris nicht vergessen, so daß ein Paradies herauskommt, wie das, für welches der Moslim sich abschlachten läßt und der heutige Arbeiter durch dick und dünn zur Wahlurne und vielleicht einmal zum blutigen Kampfe eilt. Aber diejenigen, welche am eifrigsten über diese Richtung schimpfen, haben sich ihr Wachstum selbst zuzuschreiben. Sie sollen sich erst selbst bessern, ehe sie dies von den Arbeitern verlangen.

„Ins Volk zu gehen" ist auch in neuester Zeit ein beliebtes Mittel geworden, um die soziale Frage zu studiren. Der Kandidat der Theologie Paul Göhre*) lebte im Sommer 1890 in Chemnitz drei Monate lang als Fabrikarbeiter, allein geleitet von seinem edeln Eifer für das Wohl der arbeitenden Klasse. Seine Erlebnisse sind aber interessanter als die Ergebnisse seines Versuches, welcher um so weniger neues zu Tage förderte, weil sein Standpunkt ein zu einseitig religiöser (nicht einseitig orthodoxer) ist, so daß er in diesem das wichtigste

*) Drei Monate Fabrikarbeiter und Handwerksbursche. Eine praktische Studie. Leipzig 1891.

Heilmittel erblickt und über wirtschaftliche Reformen kein Urteil zu besitzen gesteht (S. 215). Diese Schrift hat sowol eine Parodie als ein Gegenstück hervorgerufen. Eine Parodie in Wolfgang Kirchbachs Buch „Auf der Walze des Lebens“ (1892), worin er einen Nationalökonomen den Versuch ausführen läßt, als wandernder Handwerksbursche, ja sogar von gaunerischen Gesellen ausgeplündert, als Bettler zu reisen.*) Das Gegenstück schrieb Frau Dr. Minna Wettstein-Adelt, welche, lediglich um einen Beitrag zur Frauenfrage zu liefern, in vier Fabriken, ebenfalls in Chemnitz, arbeitete,**) allerdings ihren Gatten als Beschützer stets in der Nähe wissend. Ihr Standpunkt ist vielseitiger als der Göhres, läßt der Sozialdemokratie viele Gerechtigkeit widerfahren und ist von den höchsten Idealen einer Sozialreform erfüllt. Sie fand in moralischer wie hygieinischer Beziehung furchtbare Zustände, die schlimmsten aber bezüglich sittlicher Roheit bei den Arbeiterinnen mit Maschinen, besonders in den Spinnereien. Je gröber und schwerer die Arbeit, desto roher fand sie auch die sie verrichtenden Menschen.

Höchst sonderbar ist, daß nicht nur Theologen wie Göhre, sondern sogar Juristen in ihrer Ratlosigkeit gegenüber der sozialen Frage, zum „Evangelium“, zum „Christentum“, zur „Religion“, sogar zum „Jenseits“ ihre Zuflucht nehmen, obschon weder Herr Hans Blum, noch Herr Rudolf Sohm sagen, was sie darunter verstehen, ob die Orthodoxie oder den Pietismus oder irgend eine Richtung aufgeklärter Theologie.***) Es ist bedauerlich, daß Männer, die der Wissenschaft leben, zugleich die Wissenschaft schmähen, daß sie nichts wisse, und den „Glauben“, der doch wahrhaftig nicht mehr weiß, sondern nur kecker auftritt, über sie setzen. Gegen die Sozialdemokratie hilft die Religion an sich nichts, sondern nur die Sozialreform, die dann allerdings durch die Religion noch veredelt wird, aber wohlverstanden nur durch eine aufgeklärte Religion, welche mit dem Dogmatismus bricht, den kein erkünsteltes Phrasentum aufrecht zu erhalten vermag, und den ethischen Gehalt des Christentums zur Hauptsache erhebt. Mit dem Geltendmachen des „Christentums“ ohne nähere Erklärung, welches Christentum gemeint sei, ist gar nichts ausgerichtet. Jeder Denkende wird fragen: mit oder ohne Wunder? Darin liegt der springende Punkt. Durch das Christentum ohne Wunder kann die jetzt religionslose Sozialdemokratie gewonnen werden, durch dasjenige mit Wundern niemals. Ja noch mehr, durch jenes, wenn es richtig

*) Das Leben auf der Walze. Beil. z. A. Z. 1892, Nr. 275.

**) 3½ Monate Fabrikarbeiterin. Berlin 1893.

***) Hans Blum, Die Lügen unserer Sozialdemokratie. Wismar 1891. — Der Arbeiterstand und die Sozialdemokratie. Zwei Reden von Rud. Sohm und Max Lorenz (Sozialdemokrat). Leipzig 1896. S. 10 ff.

aufgefaßt wird und das Wunder durch ideale Auffassungen ersetzt, kann im Laufe der Zeiten auch die orthodox gegängelte Masse beider Konfessionen für die Vernunft gewonnen werden.*) Darüber mehr im vierten Buche.

Hören einmal die Reichen mit ihren Fressereien, teuren Weinen und Cigarren, mit ihrem Spiel und Sport, hören die reichen Damen mit ihren extravaganten Toiletten und Schmucksachen und mit ihren faden Ballfesten auf, — und verwenden sie ihren Ueberfluß zu gunsten der Sozialreform, und man wird ein Wunder erleben, größer als die Wunder der Bibel, — das Wunder vollständiger Versandung der sozialdemokratischen Bewegung!

Doch, von dieser später! Wo wir auch hinblicken, sehen wir den Arbeiterstand mehr oder weniger in Elend verkommen und dabei vom Kapitalismus verhöhnt, von den Regierungen verlassen oder mit Kleinigkeiten abgespeist. Seit den napoleonischen Kriegen darben die schlesischen Weber, durch jene Räuberzüge um ihre Absatzmärkte gebracht und 1844 zu blutigem Aufstande gezwungen, von Kapital und Regierung im Stiche gelassen.**) Die „Zollkriege" der neuesten Zeit, stets vom Kapital und für das Kapital in Scene gesetzt, richten auch andere Arbeitszweige zu Grunde (so z. B. die Stickerei in der östlichen Schweiz).

Vielleicht sind im ganzen die Landarbeiter nicht besser daran als die industriellen. Sie sind nur weniger der Aufreizung zugänglich, weil sie von deren eigentlichen Herden, den größeren Städten, weiter entfernt und, soweit Eigentum besitzend, sei es auch noch so klein, für ungewisse Vorspiegelungen nicht empfänglich sind. Der „Verein für Sozialpolitik" erhielt über ihre Verhältnisse auf 3742 Anfragen 2368 Antworten und veröffentlichte sie.***) In Nordwestdeutschland wird über Mangel an Arbeitskräften geklagt; denn die Leute ziehen es vielfach vor, auf Ziegelarbeit zu gehen (so allein in dem kleinen Fürstentum Lippe-Detmold 15 000 Männer und Jungen, ein volles Zehntel der Bevölkerung). So bleiben für die Landarbeit nicht genug Kräfte übrig, und unter diesen ist der Vertragsbruch in starkem Zunehmen begriffen und wird um so mehr empfunden, als er nur selten bestraft wird. Bessere Verhältnisse herrschen, „wo der größte Teil der landwirtschaftlichen Arbeiten, außer durch Dienstboten von den Heuerlingen ver-

*) Der Arbeiterstand und die Sozialdemokratie. Zwei Reden von Rud. Sohm und Max Lorenz (Sozialdemokrat). Leipzig 1896. Die Erwiderung. S. 20 ff.

**) Die schlesische Webernot in geschichtl. Betrachtung. Beil. z. A. Z. 1891, Nr. 90.

***) Die Lage der Landarbeiter im Deutschen Reiche. Von Dr. R. Frankenstein. Beil. z. A. Z. 1892, Nr. 289 u. 293.

richtet wird, d. h. von ländlichen Arbeiterfamilien, die von den Arbeitgebern Wohnung und ein Stück Land zu billigerem als dem üblichen Pachtzinse erhalten und dafür eine bestimmte Anzahl von Tagen zu einem billigen Lohne zu arbeiten verpflichtet sind." Wo dieses Verhältnis besteht, „haben die Arbeitgeber stets genug Arbeitskräfte zur Verfügung und befinden sich die Arbeiter in einer guten Lage und zufriedenen Stimmung". Der Heuermann fühlt sich nicht unter seinem bäuerlichen Arbeitgeber stehend; denn er weiß, daß er ihm unentbehrlich ist. Auf den Rittergütern muß der dem Heuerling entsprechende „Arröder" länger arbeiten, erhält aber auch mehr Pachtland und Lohn, dagegen aber nicht die Kost, die der Heuermann am Tische des Arbeitgebers genießt. Diese Leute ersparen sich oft nicht unbedeutende Beträge, und in den letzten Jahrzehnten haben sich Löhne, Kost und Wohnungen bedeutend gebessert, während aber auch die Genußsucht zunimmt. Wo die Industrie Platz gewinnt, verschwinden jene patriarchalischen Verhältnisse nach und nach und werden die Arbeiter trotziger. „Je weiter man nach dem Süden kommt, desto mehr verschwindet unter den ländlichen Arbeitern der Stand der einheimischen Tagelöhner. Schon in Oberhessen fehlt fast durchgängig ein wirklicher Tagelöhnerstand. In der Mitte der siebenziger Jahre begann eine starke Auswanderung, teils nach benachbarten Gegenden, teils nach überseeischen Ländern. An ihre Stelle traten verheiratete Knechte aus fernen Ländern von der Schweiz bis Schweden, die mit Wanderarbeiterinnen in wilder Ehe leben, dem Trunk ergeben und ohne Geschick, Intelligenz und Treue sind. Ja auf den großen Gütern wird die Trunksucht durch Verabreichung von Branntwein befördert! Günstiger steht es in Rheinhessen, wo es nicht an Tagelöhnern fehlt, die zugleich kleine Grundbesitzer, wo diese und die größeren Bauern auf einander angewiesen sind und erstere sich in Wohnung, Kleidung und Nahrung zusehends verbessern. — In Baiern wird wieder sehr über Arbeitermangel einerseits, über Arbeitlosigkeit der Tagelöhner im Winter geklagt, ferner über Verkürzung der Dienstboten-Mietezeit und damit Lockerung der Anhänglichkeit dieser Leute. Im Allgemeinen erhöht sich überall das Selbstbewußtsein der Arbeiter, denen gegenüber die Arbeitgeber nicht den rechten Ton finden. So lockert sich die Disciplin und findet die socialdemokratische Agitation Boden, besonders in Sachsen und Thüringen, ausgenommen jedoch überall da, wo „die Mehrzahl der ländlichen Arbeiter ein Haus und ein Stückchen Land ihr eigen nennt". Man sieht daraus, daß die Verallgemeinerung des Privateigentums die sicherste Abwehr gegen den Umsturz wäre. —

Wahrscheinlich indessen hält das Elend in Mitteleuropa keinen Vergleich aus mit demjenigen in Süditalien, namentlich auf der einst so blühenden und jetzt so traurig verkommenen Insel Sicilien.

Die Grundlage dieses Elends bildet ohne Zweifel der die Geschichte durchziehende unaufhörliche Wechsel der die Insel beherrschenden Völker und Dynastien, welcher die Bevölkerung zu einer in seltenem Grade gemischten und mit allen Fehlern einer solchen behafteten gemacht hat. Lange Zeit hatte man als Symptome dieses Charakters lediglich von räuberischen und diebischen Geheimbünden unter den geborenen Sicilianern gehört, mit welchen die ganze Insel, mit Ausnahme der höher Gebildeten, sympathisirte und mit welchen sie gegen alle Fremden zusammenstand, zu denen auch die Italiener außerhalb der Insel gehören und unter denen die Piemontesen und Lombarden — und zwar wegen ihrer größeren Ehrlichkeit — am tiefsten verhaßt sind (s. oben S. 117). Im Jahre 1893 aber wurde Europa und die civilisirte Welt durch die Nachricht überrascht, daß die sicilische Arbeiterbevölkerung in Stadt und Land zu Arbeiterbünden (fasci dei lavoratori) zusammengetreten sei, denen bereits 300 000 gewerbliche und landwirtschaftliche Arbeiter, Schiffer, Fischer u. s. w. angehören.*) Die Führer der Verbindung sind Sozialisten; für ihre Anhänger aber gibt es kein System, sondern nur einen Kampf gegen die Reichen und Teilung des Besitzes. Der Verfasser des angeführten Aufsatzes sagt: „Die Zustände in Sicilien sind eines gesitteten Staatswesens unwürdig; die Not großer Bevölkerungsschichten ist so unerträglich geworden, daß ein Verzweiflungsausbruch nicht in Verwunderung setzen dürfte.“ „Die härtesten Pachtbedingungen, die kläglichsten Lohnsätze, die schwerste Arbeit, die drückendsten Steuern verbinden sich mit dem Mangel aller Bildung, mit der Geringschätzung seitens der besseren Klassen, mit wirtschaftlicher Hilflosigkeit und faktischer Unmöglichkeit, Recht zu finden, um das sicilianische Landvolk zum tiefststehenden in der Monarchie zu machen.“ Aller Ertrag des Schweißes der Arbeiter fällt an die Großpächter und kapitalistischen Unternehmer, und jene — hungern. Am schlimmsten aber befinden sich die Arbeiter der Schwefelminen, — abgemagerte, hohläugige, bleiche, wankende Gestalten. Sie stellten im genannten Jahre massenhaft die Arbeit ein. In Corleone folgte ein Ausstand der Landarbeiter, und in der Albanesenkolonie Piana de' Greci erhob sich die ganze Bevölkerung. Die Fasci fanden Eingang in die Gemeinderäte. Sie sind trefflich organisirt, haben Versammlungslokale, schwören auf Marx, folgen blindlings ihren Führern, den Bosco, Barbato, Giuffrida u. A., feiern sie mit roten Fahnen und Musik, Blumen und Fackeln. Diese schonen, selbst ungläubig, die Religion des Volkes; wo sich aber die Geistlichen der Bewegung entgegenstellen, fällt es von ihnen ab. Stets halten die Führer ihre Menge von Gewalt ab und ermahnen sie zur Ruhe und Geduld, so hart auch

*) Die Arbeiterbewegung in Sicilien. Beil. z. A. Z. 1893, Nr. 249. — Zur Lage der Bauern in Sicilien, ebendas. Nr. 264.

ihr Landsmann Crispi, ohne ihnen zu helfen, mit Waffengewalt gegen sie einschritt. —

Die Bischöfe Siciliens haben sich der Sache warm angenommen und über die Zustände in allen Orten Erkundigungen gesammelt. Ein Großgrundbesitzer selbst, der Marchese Antonio di San Giuliano aus Catania, ließ 1894 einen Brief erscheinen,*) worin er erklärt, daß die Nöte und Gefahren noch größer seien, als man im allgemeinen annehme ... und jede Verzögerung der Reformtätigkeit das Uebel verschlimmere. Neben der bedrohlichen Erregung der Massen bestehe eine fast noch bedrohlichere moralische und politische Zerrüttung in allen Klassen der Gesellschaft. Er bestreitet, daß das Latifundienwesen die einzige Quelle der Bewegung sei. In der Provinz Catania, wo die Mehrzahl der Bürger und Bauern selbst Besitzer lachender Gründe seien, haben die Fasci ihre Wiege und den meisten Anhang. Alle Klassen sind unzufrieden und das Bürgertum dem niedern Volke mindestens ebenso verhaßt wie die Großgrundbesitzer. Die besitzenden Klassen, welche sämtlich das Volk bisher drückten, müssen, sagt der Marchese, endlich die Zeitforderungen begreifen lernen und die berechtigten Wünsche der Enterbten erfüllen. Die Masse sei gar nicht sozialistisch, sondern verlange nur Gerechtigkeit. Das Volk ist durch diesen Druck verkommen; fast ein Viertel der Militärpflichtigen ist dienstuntauglich; unter den Schwefelarbeitern ist blos ein Zwanzigstel tauglich. Die Auswanderung aus Sicilien ist seit 1876 sechsmal so stark gewesen als im übrigen Italien; der Kredit ist gesunken und die Kornleihhäuser sind 1861 bis 1877 von 102 auf 5 zusammengeschmolzen, jetzt aber wol ganz verschwunden! Der Marchese schlägt eine Menge Maßregeln zur Abhilfe der schreienden Mißstände vor, die wir aber übergehen müssen.

---

## Zweiter Abschnitt.

# Der Sozialismus.

### A. Der radikale Sozialismus oder die Sozialdemokratie.

#### 1. Entwickelung.

Unsere Darstellung der sozialistischen Bewegung in der jüngsten Zeit schließt sich der frühern**) bei dem Tode Lassalles (1864) an.

*) Le condizioni presenti della Sicilia. Beil. z. A. Z. 1894, Nr. 76. u. 79.
**) Allgem. Kulturgesch., Bd. VI, S. 132 f.

Dieser Zeitpunkt ist zugleich ein Wendepunkt in der Geschichte dieser Bewegung. Vorher war diese auf engere Kreise beschränkt und ging vorzugsweise von Frankreich aus; seither erfaßte sie weitere Kreise und gab die Leitung immer mehr an Deutschland ab. Der Sozialismus wurde zur Sozialdemokratie, d. h. aus einem System Einzelner zu einem solchen der Massen. Diese Wandlung bewirkte Karl Marx, der Vater der Sozialdemokratie, deren politische Bedeutung bereits (oben S. 87 f.) berührt wurde und deren wirtschaftliche nun zu skizziren ist. Marx (geb. 1818 in Trier, gest. 1883 in London) trat in Opposition gegen Lassalle und gegen die Produktivgenossenschaften zugleich.*) Schon 1852 hatte er erklärt, das Proletariat dürfe sich nicht auf doktrinäre Experimente wie Tauschbanken und Arbeiterassoziationen einlassen, sondern müsse die alte Welt mit ihren eigenen großen Gesamtmitteln umzuwälzen suchen. Er war ursprünglich von der Hegelschen Philosophie und vom politischen Radikalismus ausgegangen, hatte sich aber seit 1843 in Paris dem Sozialismus gewidmet, 1847 gegen Proudhons „Philosophie des Elends" das „Elend der Philosophie" geschrieben und 1848 mit Fr. Engels das „Manifest der kommunistischen Partei" veröffentlicht, in welchem die Proletarier aller Länder zur Vereinigung aufgerufen wurden. Er half 1864 die Internationale Arbeiterassoziation gründen, von welcher der Gegensatz gegen Lassalle ausging. Er gewann Wilhelm Liebknecht und dieser August Bebel für sein System, welche 1869 die sozialdemokratische Arbeiterpartei als Zweig der internationalen gründeten und in Eisenach ihr völlig in Marxens Sinne gefaßtes Programm aufstellten. Dieses verlangte, daß im Zukunftsstaate das Einkommen eines Jeden das ganze Erträgnis seiner Arbeit enthalten solle. Die Einrichtung und die Formen der kommunistischen Gesellschaft wurden der zukünftigen und natürlichen Entwickelung überlassen und daher einstweilen mit Stillschweigen übergangen. Vorläufig hielt sich die Partei an das nächstliegende und verlangte: Aufhebung des Koalitionsverbotes, Einführung des Normalarbeitstages, Einschränkung der Frauen- und Verbot der Kinderarbeit; Abschaffung aller indirekten Steuern und Einführung einer einzigen direkten und progressiven Einkommen- und Erbschaftsteuer. Die Lassalleaner suchte man durch den Anspruch auf staatliche Förderung des Genossenschaftswesens zu gewinnen, die politischen Radikalen durch Zustimmung zum allgemeinen direkten Wahlrecht, zum Verlangen der Gesetzgebung durch das Volk, der Aufhebung aller Vorrechte, Ersetzung des stehenden Heeres durch eine Volkswehr, Unentgeltlichkeit des Unterrichts und der Rechtspflege, absolute Preß- und Vereinsfreiheit und Trennung der Kirche von Staat und Schule.

*) Sozialdemokratie, von Georg Adler. Handw. d. Staatsw., Bd. V, S. 720 ff.

Als Organ der Partei entstand in Leipzig Liebknechts „Volksstaat“. Im Jahre 1874 hatte sie bereits 340 000 Stimmen für sich, je zur Hälfte Lassalleaner und Marxisten, die sich aber 1875 auf dem Kongreß in Gotha (oben S. 14) vereinigten und zwar auf Grundlage der kommunistischen Lehre von Marx, doch mit einigen Abänderungen dieses allzu unpopulären weil abstrakten Systems. Der Hauptgrundsatz war: der Gesellschaft d. h. allen ihren Gliedern, gehöre das gesamte Arbeitsprodukt, bei allgemeiner Arbeitspflicht, nach gleichem Rechte, jedem nach seinen vernunftgemäßen Bedürfnissen; die Arbeitsmittel (Boden und Kapital) müssen Gemeingut der Gesellschaft und die Gesamtarbeit genossenschaftlich geregelt werden mit gemeinnütziger Verwendung und gerechter Verteilung des Arbeitsertrages. Alle anderen Parteien wurden schließlich als „eine reaktionäre Masse“ bezeichnet und die Produktivgenossenschaften Lassalles wurden durch ihre Stellung „unter die demokratische Kontrole des arbeitenden Volkes“ illusorisch. Das Verlangen des Wahlrechts wurde auf beide Geschlechter ausgedehnt und die Religion als Privatsache erklärt. In Bezug auf die Arbeiter selbst wurden Schutzgesetze für deren Leben und Gesundheit, sanitäre Kontrole ihrer Wohnungen, Ueberwachung aller industriellen Tätigkeit durch ihre Delegirten, ein Haftpflichtgesetz, Regelung der Gefängnisarbeit und Gewährung voller Selbstverwaltung an alle Hilfskassen der Arbeiter verlangt.

Im Jahre 1877 zählte die Partei bereits 493 000 Reichstagswähler auf ihrer Seite, und 1878 fanden die beiden Attentate auf Wilhelm I. statt. Ob mit Recht oder Unrecht, die Partei mußte dafür durch den Erlaß des Sozialistengesetzes büßen (oben S. 14) und schien anfangs niedergeworfen zu sein. Aber sie lebte, erst im geheimen, dann unter Leitung des in Zürich erscheinenden „Sozialdemokrat“ und seit 1880 mit in der Schweiz gehaltenen Kongressen (1880 in Widen, Kanton Thurgau, 1887 in Schönenwegen bei St. Gallen) wieder auf. Als das Gesetz 1890 nicht mehr verlängert wurde, zeigte sich der kolossale Zuwachs der Partei, mit ihrem Anhange von Unzufriedenen immer deutlicher. Der erste wieder in Deutschland abgehaltene Kongreß, in Halle, erneuerte die Organisation der Partei und anerkannte als ihr Organ das „Berliner Volksblatt“ (jetzt „Vorwärts“). Der Kongreß in Erfurt (1891) aber ließ nun vollends die Reste des Lassalleismus, das eherne Lohngesetz*) und die Produktiv-

*) Lassalle hatte 1863 in seinem „Offenen Antwortschreiben“ den Grundsatz aufgestellt, daß der durchschnittliche Arbeitslohn immer auf den notwendigen Lebensunterhalt reduzirt bleibe, der in einem Volke gewohnheitsmäßig zur Fristung der Existenz und zur Fortpflanzung erforderlich ist. Damit verallgemeinerte er in falscher Weise, was für eine Klasse von Lohnarbeitern nur beschränkt und bedingt zutrifft. In allen Arbeiterklassen geht der Lohn vielfach über jenes Maß hinaus

genossenschaften fallen. Der Marxismus wurde alleinherrschend in der deutschen Sozialdemokratie und erhielt seinen Ausdruck im Erfurter Programm, welches als Quintessenz „Verwandlung des kapitalistischen Privateigentums an Produktionsmitteln in gesellschaftliches Eigentum" aussprach. Die Bezeichnung „Staat" wurde vollends verworfen (was Marx schon 1844 äußerte). Die früheren Programme wurden bloß durch genauere Forderungen bezüglich des Arbeiterschutzes erweitert.

Bis dahin war die Reichshauptstadt Berlin gegenüber der „orthodoxen", d. h. marxistischen Sozialdemokratie am wenigsten fügsam gewesen. Bis zum Tage von Gotha lassalleanisch, waren die dortigen Sozialisten unter der Herrschaft des Ausnahmegesetzes radikaler geworden, als den Fraktionsführern lieb war. Es bildete sich die Partei der „Jungen" oder „Unabhängigen", welche das Paktiren der Führer mit den herrschenden Klassen und ihre Bekehrung zu weniger revolutionären Ansichten, namentlich zu der Ueberzeugung langsamen Sieges ihrer Sache, bekämpften. Es kam in Erfurt zum erbitterten Streite und zum Ausschluß der Jungen, an deren Spitze Werner stand. Diese bestehen seitdem für sich, sind aber vollständig zerfahren und scheinen in der Anarchie aufgehen zu wollen. Auf der andern Seite ist ein gemäßigter Flügel der Sozialdemokratie unter dem bairischen Abgeordneten v. Vollmar, der sich mit der bestehenden Ordnung zu verständigen und sich mit allmählichen Reformen zu begnügen bereit ist, im Begriffe, sich vom Gros der Partei zu trennen.

In den übrigen Ländern ist die Sozialdemokratie keiner eingehenden Erwähnung wert. In Oesterreich-Ungarn ist sie unbedeutend und schifft teils im Fahrwasser der Demokraten, teils der Anarchisten; in der Schweiz ist sie ein Anhang der Radikaldemokraten. In Skandinavien ist sie unabhängiger, in Holland unter Domela-Nieuwenhuis sehr rührig; in England steht sie unter dem Advokaten Hyndman einer abgefallenen anarchistischen Fraktion unter dem Dichter Morris gegenüber und scheint nicht so sehr marxistisch zu sein wie es der für sich agitirende Schwiegersohn des „Meisters", Aveling und seine Frau Eleanor wünschen. Uebrigens sind die englischen Arbeiter viel zu praktisch, um auf den Umsturz der bestehenden Ordnung zu sinnen; sie wollen „das Greifbare und Positive, nicht das Unsichere und Imaginäre". Der „Zukunftsstaat" erscheint ihnen als eine Art von Narrheit, — sehr verschieden von den für „ideale" Ziele empfänglichen Deutschen, die leider allzusehr das Unklare und Nebelhafte dafür zu halten geneigt sind.*) In Frankreich mit der

---

und gestattet Teilnahme an allen Fortschritten der Kultur. Näheres s. Arbeitslohn, von Schönberg. Handw. d. Staatsw., Bd. I, S. 686 f.

*) Handw. d. Staatsw., Bd. V, S. 737.

Commune niedergeworfen, erholte sich die Partei erst 1876 wieder, nannte sich die kollektivistische (streng marxistische) und stand unter Guesde und Brousse (früheren Anarchisten), bis 1882 diese zerfielen. Guesde wurde ausgestoßen, und Brousse leitet die „Possibilisten", welche nur das „Mögliche" anstreben, aber 1890 einen Abfall unter dem Buchdrucker Allemane erlebten, während Guesde mit Lafargue (auch einem Schwiegersohn des „Meisters") die marxistischen Grundsätze aufrechthält. Neuerdings wurde eine Wiedervereinigung aller Gruppen zu einer Ligue versucht.

Die belgischen Sozialdemokraten (s. oben S. 23 f.) verdanken ihre Erfolge, welche diejenigen ihrer Partei in allen anderen Ländern überragen, ihrem praktischen Vorgehen durch Bildung von Wirtschaftsgenossenschaften, welche sich von Utopien fernhalten, unter der Leitung von Anseele in Gent, Bertrand und dem geisteskrank gestorbenen Jan Volders in Brüssel. In Italien konnte die Sozialdemokratie neben dem Anarchismus nicht recht aufkommen, bis der frühere Anarchist Costa an ihre Spitze trat und 1892 ein Programm aufgestellt wurde, das populärer gehalten ist als die deutschen (über Sicilien s. oben S. 122 ff.). In Spanien wiegt die „possibilistische" Richtung vor; in Portugal vermag der Sozialismus neben den Republikanern nichts auszurichten. Rußland, wo er bisher unter den verschiedenen nihilistischen Richtungen hin und her irrte, hat erst neulich nach deutschem Muster eine Arbeiterorganisation sich bilden gesehen. Eine solche unter den russischen Juden ist durch deren Vertreibung nach England und Amerika gedrängt worden. Die Balkanländer haben erst mehr oder weniger Anfänge sozialistischer Organisation aufzuweisen. In Amerika wiegt praktischer Sinn vor; fast nur unter den Eingewanderten gibt es eigentliche Sozialdemokraten.

## 2. System.

Das grundlegende Werk der Sozialdemokratie, „Das Kapital" von Marx (1. Band, Hamburg 1867, 2. und 3., herausgegeben von Fr. Engels, 1885 und 1894) geht von der Behauptung aus, der Wert der Güter werde durch die an ihre Herstellung gewendete Arbeit bestimmt.*) Der Kapitalist, welcher die Arbeitskraft erkauft und in seinen Dienst zieht, wodurch er einen Mehrwert erzeugt, vorenthält diesen dem Arbeiter, der ihn erzeugt hat und behält ihn für sich. Der Mehrwert ist eine Frucht der Verlängerung der Arbeitszeit und

*) Max Haushofer, Der mod. Sozialismus. Leipzig 1896, S. 27 ff. — Sozialismus und Kommunismus, von Georg Adler. Handw. d. Staatsw., Bd. V, S. 778 ff.

der mit Hilfe der Maschinen und der Arbeitsteilung erzielten „Verwohlfeilerung“ der Arbeit. Durch die Einführung der Maschinen werden immer mehr Arbeiter überflüssig, die dann „als Reserve-Armee hinter den anderen Arbeitern stehen, ihre Arbeit zu Hungerlöhnen anbieten und dadurch die Arbeitlöhne auf einem Minimum niederhalten“. Aber auch die kleineren Unternehmer werden durch die größeren verdrängt, und durch sie wird das Heer der Proletarier vergrößert. So nehmen an Zahl die Unternehmer stets ab und die in Sklaverei stehenden Arbeiter stets zu. Der Arbeitgeber werden immer weniger, die Kapitalien immer größer, bis endlich die Masse sich empört, die Herrschaft erlangt und die „Expropriatoren“ selbst „expropriirt“.

Das „Kapital“ ist langweilig, ungenießbar und den Meisten unverständlich. Aber noch mehr, es ist einseitig und parteilich gehalten und verschweigt einfach, was dem Verfasser nicht paßt. Nicht besser machten es seine eingeweihten Schüler; sie nahmen heraus, was ihnen paßte und was ihren Parteizwecken förderlich war. Daran aber glauben sie ebenso blind wie die Anhänger irgend einer Konfession an deren Dogmen. Das wenige Wahre in der Marxischen Lehre ist übertrieben und „vor allem losgelöst von allen Erscheinungen, die ihm als Gegensätze gegenüber stehen und notwendig mit ihm zusammen betrachtet werden müssen, wenn man ein ganzes und ungefälschtes Bild der wirtschaftlichen Gegenwart erhalten will“.

Des „Heilandes“ Marx erster Apostel und Nachfolger, Friedrich Engels (geb. 1820 in Barmen, seit 1870 in London) war schon seit 1845 dessen Mitarbeiter. In seinem ersten Buche „Die Lage der arbeitenden Klassen in England“ trat er in des Meisters Fußtapfen; in dem spätern „Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates“ (Stuttgart 1884, 4. Aufl. 1892) führte er ein „Vermächtnis“ desselben aus, indem er die von Morgan (angeblich neu, weil von Marx früher schon) entdeckte „materialistische Geschichtschreibung“ auszubauen suchte. Das Buch ist dadurch typisch geworden, daß es die urgeschichtlichen Kulturzustände als Vorbild für die sozialdemokratische Gesellschaft der Zukunft aufstellt. Die Zeit vor der Entstehung der Familie, des Privateigentums und des Staates, mit einem Wort vor den Anfängen der Civilisation, wird offen als das Ideal des Verfassers hingestellt. Die Civilisation wird geradezu geschmäht als die Macht, welche „die schmutzigsten Triebe und Leidenschaften der Menschen in Bewegung setzte und auf Kosten seiner ganzen übrigen Anlagen entwickelte. Ihre treibende Seele von ihrem ersten Tag bis heute war die Habgier;“ „ihre Grundlage ist die Ausbeutung einer Klasse durch eine andere.“ „Je weiter sie fortschreitet, je mehr ist sie genötigt, die von ihr geschaffenen Uebelstände ... zu beschönigen

oder wegzuleugnen, eine konventionelle Heuchelei einzuführen" u. s. w.*) Die Sozialdemokratie soll nun die goldene Zeit vor der Entstehung der Civilisation wieder herbeiführen, d. h. sie soll die Barbarei aufs neue in die Welt bringen! Wir finden, es kann nicht mit deutlicheren Worten der reaktionäre Charakter der Sozialdemokratie eingestanden werden.

Vollkommen auf dem nämlichen Standpunkte wie Engels, steht August Bebel, das Haupt der deutschen Sozialdemokratie. Sein Buch „Die Frau und der Sozialismus" (in einer Anzahl von Auflagen: Die Frau in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft) ist zwar früher entstanden als dasjenige von Engels (zuerst nämlich zur Zeit des Sozialistengesetzes heimlich erschienen), aber nach dem Erscheinen des letzteren in Bezug auf die Geschichte der Familie durchaus in gleichem Sinne umgearbeitet; im Jahre 1895 erschien die 25. Auflage. Diese sozialistischen „Geschichtschreiber" verstehen es in der Tat, ihre Ideen dem Arbeiter mundgerecht zu machen, und man muß es ihnen lassen, daß sie mit Gewandtheit schreiben. Was Engels als Kritik der Vergangenheit und Gegenwart bringt, übersetzt Bebel nicht ohne bestechende Farbe in ein verlockendes Gemälde der Zukunft. Den Uebergang zu dieser, wie er sie träumt, verlegt er in einen Zeitpunkt, in welchem alle von ihm bis dahin geschilderten Uebel „so auf die Spitze getrieben sind, daß sie der großen Mehrheit der Bevölkerung nicht nur sichtbar, sondern ihr auch so drückend fühlbar werden, daß sie ihr unerträglich erscheinen und ein allgemeines unwiderstehliches Verlangen nach gründlicher Umgestaltung fast die ganze Gesellschaft ergreift und ihr die rascheste Hilfe als die zweckmäßigste erscheinen läßt." **)

Bebels Ideal gestaltet sich nun etwa folgendermaßen:

Alle Menschen haben die gleiche Arbeitspflicht. Alle, ohne Unterschied des Geschlechtes, sind durch das allgemeine Stimmrecht zu den erforderlichen Aemtern wählbar. Es gibt keine Regierung, sondern nur Verwaltungen. Jeder kann sich seine Arbeit selbst wählen; wenn sich aber auf einem Gebiet ein Ueberschuß, auf dem andern ein Mangel an Kräften herausstellt, so hat die Verwaltung einen Ausgleich herbeizuführen.***) Die einzelnen Arbeitszweige wählen ihre Ordner ohne Unterschied des Geschlechts. Es wird allgemeiner Wetteifer in Verbesserungen der Arbeit stattfinden. Es gibt keinen Gegensatz der Interessen mehr. Die Produktivität der Arbeit wird mächtig wachsen.

---

*) Engels a. a. O., S. 163 ff., besonders 186 ff.

**) Bebel a. a. O., 9. Aufl., Stuttg. (1891), S. 260.

***) S. 269. Das heißt: sie schiebt den ihr mißbeliebigen Personen die unangenehmsten und ihnen widerstrebendsten Arbeiten zu.

Die kleinen Betriebe verschwinden; denn alle Produktionsmittel gehören der Gesellschaft, die Arbeitszeit eines Jeden wird sich demzufolge auf eine kurze Spanne Zeit (wenige Stunden) vermindern. Die „Moden“ in Kleidung, Wohnung, Geräten u. s. w. werden wegfallen und alle Bedürfnisse einfacher, aber geschmackvoller hergestellt werden. Die Arbeitsräume werden weiter, heller, luftiger, gesunder. Die Elektrizität wird Wunder in Vervollkommnung aller Betriebe leisten, ebenso die chemischen und mechanischen Erfindungen. Bei der geringen Arbeitszeit, die künftig genügt, werden sich die Menschen die anregendsten Abwechselungen in ihren Beschäftigungen gestatten können, was ihnen die allseitige Ausbildung in Kenntnissen und Wissenschaften möglich macht. Da man direkt für die Konsumtion und nur für diese produzirt, so fällt der Handel weg und mit ihm auch das Geld. An seine Stelle treten Gutscheine, welche die Arbeiter erhalten und für welche sie alle ihre Bedürfnisse bekommen können. Eine Stunde Arbeitszeit gilt als Einheit der Tauschmittel, und hat für jede Art von Arbeit und für jeden Arbeiter denselben Wert. Die Unterschiede in Befähigung und Fleiß werden durch die Vorzüge der neuen gesellschaftlichen Ordnung immer mehr ausgeglichen. Denn Jeder ist nur, was die Gesellschaft aus ihm, nicht was er selbst aus sich macht.

Aller Grund und Boden gehört der Gesellschaft. Die neue Betriebsordnung wird dessen Urbarmachung und Produktionsfähigkeit erweitern. Die Bevölkerung wird aus den großen Städten auf das Land zurückströmen, der Gegensatz zwischen Stadt- und Landbevölkerung schwinden.

Mit jeder eigentlichen „Regierung“ wird auch das Militär wegfallen. Es wird keine politischen Verbrechen, ja sogar (?) überhaupt keine Verbrecher mehr geben, indem (S. 313) diese sämtlich Folgen der bisherigen Gesellschaftsordnung sind (?).*) Die Religion wird nicht „abgeschafft“, sondern verschwindet nach und nach von selbst als überflüssig. Bis dahin ist sie Privatsache. Die moralischen Begriffe werden anders; sie richten sich nach dem Gemeinwohl, statt wie bisher nach dem Sonderinteresse.

Die Kinder sollen, sobald sie der Muttermilch nicht mehr bedürfen, in öffentlichen Anstalten erzogen werden,**) auf deren Ordnung und Einrichtung den Eltern der weitgehendste Einfluß gestattet sein soll (wodurch allerdings das Familienleben zerstört und der Ehe ein rein sinnlicher Charakter aufgedrängt würde). Ist die Erziehung vollendet, so soll jedem überlassen werden, welchen Beruf er wählen will. Bebel

*) Wie will Bebel Haß, Rache und Eifersucht, sowie Diebstahl und Fälschung der Gutscheine durch die, welche damit am Ende sind, verhindern?

**) S. 319. Ob die entwöhnten Kinder den Müttern gewaltsam weggenommen werden, darüber schweigt Bebel!

sieht in Folge dessen eine neue Aera der Blüte von Kunst und Wissenschaft erstehen, womit eine heilsame (?) Abnahme der litterarischen Ueberproduktion verbunden sein soll (S. 329). Jede Beeinträchtigung der Gedankenfreiheit soll ausgeschlossen sein. Jedem soll freistehen, seine Beschäftigung zu wechseln, und Jedem sollen Ferien zu Reisen offen stehen; auch kann Jeder auswandern, wenn er es für gut findet. Für Alte, Kranke und Invaliden wird durch trefflich eingerichtete Anstalten gesorgt. Die Nahrung wird durch die Fortschritte der Chemie stets verbessert werden. Rationelle Nahrungs- und Reinigungsanstalten werden die Dienstboten ersetzen.

Die Frau steht dem Manne in der neuen Gesellschaft an Rechten durchaus gleich. Beide Geschlechter sind in ihren Verbindungen frei ohne Beteiligung von Beamten bei der Verbindung und der Trennung (S. 337).

Bebel glaubt, die neue Ordnung der Dinge werde bald in sämtlichen civilisirten Ländern und deren Kolonien zum Siege gelangen und allgemeiner dauernder Friede, sowie ein Bund aller dieser Länder das Resultat sein.

In vielen Beziehungen eine Ergänzung, in vielen aber eine Mäßigung von Bebels Buch ist Oswald Köhlers Schrift „Der sozialdemokratische Staat“ (freilich bezeichnet als „Grundzüge einer mutmaßlichen ersten Form sozialdemokratischer Gesellschafts-Verfassung“, was also nicht einen späteren „Fortschritt“ zu Bebels System ausschließt). Köhler gestattet noch das Privateigentum, ja sogar das Erbrecht bis auf einen gewissen Grad; er überläßt die Kinder den Eltern, soweit diese sie nicht vernachlässigen, er knüpft Schließung und Scheidung der Ehe an amtliche Formen, er macht das Einkommen von der Art der Arbeit abhängig, er behält Strafen für Vergehen bei, verwirft aber die Todesstrafe; der Bocksfuß schaut jedoch hervor bei Aufstellung einer „bewaffneten Exekutivgewalt“, die natürlich jede Abweichung vom neuen Evangelium niederzuwerfen hat!*)

Das Gemälde Bebels ist von ihm selbst und von seiner Partei als seine Privatansicht bezeichnet worden. In Wirklichkeit stellt es unzweifelhaft die Anschauung einer großen Mehrheit der Sozialdemokraten dar. So glänzend es aber aussieht, so ärmlich erscheint dem Tieferblickenden**) seine Phantasie. Alle diese goldenen Dinge, die Bebel in seiner „Bibel“***) (oder in seinem Babel?) der Menschheit verspricht, haben wir ja schon! Prachtvolle Spiel-, Speise- und Lesesäle mit billigem Eintritte, öffentliche Bibliotheken, Museen, Spiel- und Turn-

---

*) Köhler a. a. O. (Nürnberg 1891), S. 171 f.

**) Haushofer a. a. O., S. 270 f.

***) Jul. Duboc, Die Bebel-Bibel, in „Jenseits vom Wirklichen“, Dresden 1896, S. 1 ff.

plätze, Konzert- und Theaterlokale, Parke und Promenaden, öffentliche Bäder, unentgeltliche Schulen, Hospitäler für Kranke und Irre, alle diese Veranstaltungen bestehen bereits im „verrotteten Klassenstaate" des „Kapitalismus", und ihre Benutzung wird den Unbemittelten täglich leichter und zugänglicher gemacht.

Weicht Köhler von Bebel nur soweit ab, als er lediglich die erste Form des sozialdemokratischen Staates skizziren will, so besteht dagegen ein tiefgehender Unterschied („ein tiefer Abgrund")*) zwischen Bebel und Karl Kautsky („Das Erfurter Programm", 3. Aufl. 1892). Dieser glaubt zwar ebenfalls an die Notwendigkeit einer sozialen Revolution und verwirft den Staat. Aber er will kein glänzendes Bild der Zukunft malen, sondern überläßt dies einem jeden Sozialisten. Die Hauptsache für ihn ist die „Umwandlung des Staates in eine sich selbst genügende Wirtschaftsgenossenschaft". Zunächst verlangt er „den Uebergang der Großbetriebe in gesellschaftliches Eigentum"; dieser Uebergang bedinge also keineswegs die Expropriation der Kleinhandwerker und Kleinbauern. Auch meint er, die sozialistische Gesellschaft werde keinen Sprung machen, sondern an das anknüpfen, was sie vorfindet; die Güterverteilung werde für absehbare Zeit nur eine Fortentwicklung der heutigen Lohnformen sein. Ob das aufrichtig ist und ob es im vorkommenden Fall anerkannt würde? Wir glauben schwerlich!

### 3. Kritik.**)

An der Spitze der Kritiker des radikalen Sozialismus für unsern Zeitraum steht wie sich gebührt der ehemalige österreichische Minister Albert Schäffle. Seine im Jahre 1871 erschienene „Quintessenz des Sozialismus" war im Jahre 1878 auf dem Punkte, dem Sozialistengesetze zum Opfer zu fallen, was durch eine schon vorher beabsichtigte kritische Ergänzung abzuwenden er verschmähte. Den Gedanken arbeitete er dann aber 1884 in seiner Schrift „Die Aussichtslosigkeit der Sozialdemokratie" aus. Schäffle beginnt damit, den Kollektivismus (d. h. die Sozialdemokratie) mit dem Liberalismus zusammenzustellen und beide als Brüder, wenn auch feindliche, zu bezeichnen, da sie beide Ausflüsse des Individualismus seien. Dies erinnert an die dogmatische Meinung der Ultramontanen, als wäre der Liberalismus der legitime Vater des Sozialismus.***) Wir verwerfen alle solche

---

*) Haushofer a. a. O., S. 32 f.

**) Kritik der Sozialdemokratie. Von Georg Adler. Handw. d. Staatsw., Bd. V, S. 733 ff. — Alb. Schäffle, Die Aussichtslosigkeit der Sozialdemokratie. 4. Aufl., Tübingen 1891. — Ludw. Felix, Kritik des Sozialismus. Leipzig 1893.

***) Victor Cathrein, S. J., Der Sozialismus. 3. Aufl. Freib. i. Br. 1890, S. 48 ff.

künstliche Genealogien, namentlich da sowol der Doktrinär, als der Jesuit unter dem Liberalismus etwas ganz falsches verstehen. Schäffle, welcher seiner ganzen Haltung und Aeußerung nach selbst liberal ist, versteht unter dem Liberalismus einfach den Kapitalismus, obschon er wissen mußte, daß dieser Jahrtausende älter ist als der Liberalismus und hinlänglich Konservative und Ultramontane zu Bekennern hat. Liberal nennen wir vielmehr den Widerstand gegen jede Zwangsherrschaft, gehe sie von Pfaffen, Junkern oder Geldprotzen aus. So wenig wie die beiden ersteren stehen die Dritten auf der Seite des Freisinns, selbst wenn sie mit Freisinnigen stimmen; tun dies ja auch Junker und Pfaffen, wenn es ihnen gerade paßt. Wer Arbeiter ausbeutet und unterdrückt, ist so wenig liberal, als wer Sklaven hält, Hörige zu Frondiensten zwingt, Bauern schindet oder die Gewissen einer Gemeinde knebelt. Der Jesuit Cathrein sucht den Liberalismus im Atheismus und Materialismus. Ebenso falsch! Es giebt überhaupt keinen einheitlichen Liberalismus, sondern nur einen je nach dem Volkscharakter national und nach der Zeit historisch gefärbten. Nirgends aber schwört er auf ein Dogma oder dessen Gegenteil. Es gibt sogar streng religiös Gesinnte, die politisch liberal sind, ja sehr viele. Sie wollen nur selbst denken und keinen Zwang dulden, soweit er nicht durch das Gemeinwohl bedingt ist, wie z. B. Schulzwang, Militärdienst und Gehorsam gegen die Gesetze. Die Zusammenstellung mit dem Sozialismus ist aber gar kein Vorwurf für den Liberalismus, auch abgesehen davon, daß sich die ultramontane Genealogie gerade umgekehrt verhält. Sozialismus finden wir schon im griechischen und römischen Altertum; Liberalismus gibt es erst im 19. Jahrhundert. Der Sozialismus hat seine volle Berechtigung, so lange er nicht radikal, revolutionär und staatauflösend wirkt. Nach sozialen Verbesserungen streben ist nichts unrechtes, ist durchaus liberal. Aber jede Richtung kann durch Mißbrauch in Extreme verfallen, wo sie aufhört, berechtigt zu sein. So verirrte sich der Katholizismus in den unduldsamen Ultramontanismus, der Protestantismus in die starre Orthodoxie, der Monarchismus in den willkürlichen Absolutismus, der Liberalismus in den revolutionären Radikalismus, der gemäßigte Sozialismus in Kommunismus und Anarchismus. Zwischen allen diesen Richtungen ist der richtig verstandene Liberalismus die wahre goldene Mittelstraße. Der Kapitalismus ist nicht liberal, weil er die Armen nicht aufkommen läßt, der Radikalismus nicht, weil er die geistig Begabten auf die durchschnittliche Stufe (das „Niveau") herabdrücken will.

Wir kehren zu Schäffle zurück und halten also fest, daß er selbst in unserem (wenn auch nicht in seinem) Sinne liberal ist. Er glaubt, die Sozialdemokratie könne nicht eine einzige ihrer Verheißungen erfüllen. Eine Kollektiv-Produktion, sagt er, ließe sich in demokratischer

Form überhaupt nicht organisiren und regieren. Wenn nicht fortwährend an dem Bau gerüttelt, geändert und experimentirt werden soll, so sei eine in sich selbst ruhende Centralgewalt nötig. Wo wäre andernfalls Sicherheit gegen die Ausbeutung? Fernere Unmöglichkeiten sind: die Zusammenziehung aller Produktionszweige zu einem einheitlichen Körper, eine allgemeine Erhöhung des Arbeitseinkommens aller, die genaue Beteiligung eines Jeden am vollen Werte des Ertrages seines Arbeitsanteils u. s. w. Kurz, der Kollektivismus führt eine weit schlimmere Ausbeutung mit sich, als jedes bisherige Produktionssystem, was alles schlagend nachgewiesen wird, uns hier aber zu weit führen würde. Der radikale Kollektivismus bedeutet weder die Freiheit noch die Gleichheit Aller, kann keinen Fortschritt des Ganzen durch hervorragende Leistungen des Einzelnen bewirken, kann überhaupt nicht leisten, was die jetzige Volkswirtschaft leistet. Wenn auch Alle „in der Blouse" arbeiten, so ist doch keiner ein Berufsarbeiter. In Schule, Staat, Gemeinde, Kunst und Wissenschaft könnten diese Arbeiter nur „dilettantisch tätig sein".

Den „Staat" kann auch der radikale Sozialismus nicht entbehren, wenn er ihn schon (dem Namen nach) abschaffen will; ja er hätte ihn in viel gewaltigerer Machtvollkommenheit. Es wäre eben ein Zerrbild von Staat, ein Gegenbild des vorgeschichtlichen Hordenwesens, in welchem nicht das „Volk", wie behauptet wird, sondern die „Mehrheit" herrschen und die Minderheit unterdrücken würde; im Verhalten der „Beamten" wäre Launenhaftigkeit, Gewalttätigkeit gegen Mißliebige so gut wie sicher zu erwarten. Es wäre in Wahrheit eine Regierung nicht der Fähigsten und Besten, sondern der geriebensten Demagogen, — kurz, die möglichste Verzerrung des bereits bestehenden politischen Radikalismus, dieser Karikatur des Liberalismus, ins Grauenhafte (oben S. 87 f.).

Die von der Sozialdemokratie verlangte Mitwirkung des weiblichen Geschlechtes am Gemeinwesen würde nur zum „Verlust der stärksten Stütze der Frauen, zu ihrer Verlassung durch die Männer, zum Rückfall in einen der Frauenwürde höchst nachteiligen Hetärismus" führen. Die Mythe Bachofens und Morgans von einem ursprünglichen „Hetärismus" und darauf folgenden „Matriarchat", welche Engels und Bebel so freudig aufgegriffen haben, würde in der Sozialdemokratie nicht einmal auf die zweite Stufe gelangen. Denn wo die Kinder vom Staat erzogen werden, fällt die Familie weg, und statt der Mütter gibt es nur Hetären. Die in Aussicht genommene „freie Liebe" wäre nur Prostitution im großen, ein Rückschritt zur Tierheit; und auf der andern Seite würde sie aristokratische Vorrechte der von der Natur begünstigten Personen begründen. Was gäbe noch Antrieb zur Arbeit, wenn die Sorge für die Kinder wegfiele? Es

ist auch nicht einzusehen, was der Sozialstaat durch die Abschaffung des Familienlebens gewinnen würde; sie hätte überhaupt keinen Zweck und wäre nur ein Reiz für extreme sinnliche Naturen. (Schäffle irrt jedoch hierin [S. 64]; denn die Sozialdemokratie muß auf die Abschaffung der Familie dringen, weil sie, so lange diese besteht, ihr Ziel nicht erreichen kann; denn die Familie ist in moralischer und intellektueller Beziehung ein Bollwerk gegen alle Gleichmacherei.)

Am wenigsten können Wissenschaft und Kunst in die Gleichmacherei der Sozialdemokratie eingeschachtelt werden. Sind die Menschen schon von Natur höchst ungleich, — am ungleichsten sind sie im Streben nach idealen Gütern und in der Anlage zur Pflege solcher. Es käme nur zu einem „furchtbar langweiligen und mittelmäßigen Dilettantismus". Das Talent wäre in seiner Entwickelung gehemmt, die Höherbildung jener Güter unterbunden.

In der religiösen Sphäre würde und müßte die religionslose Sozialdemokratie unduldsamer sein als der bisherige Staat; die Religion würde einfach unterdrückt, werden und die Gläubigen wären gezwungen, zu geheimer Mystik ihre Zuflucht zu nehmen, welche jede gesunde Religiosität ausschlösse, — ebenso sicher ausschlösse, fügen wir bei, wie der Glaubenszwang des Papsttums und der Orthodoxie, welche beide, wie wir überzeugt sind, dadurch, daß sie nichts für die Arbeiter taten und sich mit dem Kapitalismus verbanden, einen großen Teil derselben allem Glauben abwendig gemacht haben. Wenn die Armut als Gottes Wille dargestellt wird, während der Arme sehen muß, wie Solche wohlleben und sich maßlos bereichern, die keinerlei Gunst des Himmels verdienen, er aber auf das Jenseits vertröstet wird, so muß sich eine Erbitterung gegen Religion und Kirche seiner bemächtigen, und es ist nur zu verwundern, daß sie nicht noch weiter gediehen ist. Erst in jüngster Zeit haben die Kirchen in bescheidenem Maße angefangen, sich um die soziale Frage zu bekümmern, worauf wir zurückkommen werden.

Ludwig Felix zeigt in seiner „Kritik des Sozialismus", wie sehr man mit Worten spielt, wenn man die Begriffe des Sozialismus, Kommunismus und Anarchismus scharf trennen will (wie es namentlich der Jesuit Cathrein tut). Zu unterscheiden ist nur (was aber Felix unterläßt) zwischen dem gemäßigten Sozialismus, der den Uebergang zur Sozialreform bildet (s. oben S. 115), und dem radikalen oder der Sozialdemokratie. Ausschließlich in diesem letzteren Sinne genommen, ist Kommunismus lediglich das Wesen des Sozialismus, und Anarchismus bezeichnet diejenigen seiner Auswüchse, welche die von ihm beabsichtigte Ordnung verwerfen und die Willkür an ihre Stelle setzen wollen.

Felix tadelt zuvörderst, daß die Sozialisten (worunter er **nur** die Sozialdemokraten versteht) in ihren Anklagen gegen die Zustände der Gegenwart übersehen (vielmehr verschweigen, oder leugnen), daß die Lage der Arbeiter im Mittelalter und noch später eine weit schlimmere war als heutzutage, daß die vorkommenden Leiden eine notwendige Folge der geschichtlichen Entwickelung sind und daß jede, auch die beste Einrichtung mißbraucht werden kann. Er sucht nachzuweisen, wie unrichtig die sozialistische Behauptung sei, daß die Arbeit allein den Dingen Wert verleihe und daß durch die Bezüge von Zinsen, Bodenrente und Unternehmergewinn die Arbeiter verkürzt werden, wie falsch die von Marx und Engels gegen die Maschinen erhobenen Anklagen seien, während früher die Sozialisten selbst diese als Fortschritte und Kulturbeförderer priesen und sogar Anarchisten sie noch preisen. Mit Unrecht, führt er aus, suchen die Sozialisten „die Lage der Arbeiter, die nach den individuellen Fähigkeiten und Bedürfnissen, nach den geographischen Verhältnissen, nach dem Zustande der einzelnen Unternehmungen verschieden ist, in bestimmte allgemeine Formeln zu zwingen“. Falsch sei die Ansicht, daß die Arbeiter nur die Hälfte oder gar nur ein Drittel der ihnen gebührenden Produktenanteile bekommen. Der Ruin vieler Fabriken, ihr wechselnder Erfolg mit den nämlichen Arbeitern, der stets sinkende Zinsfuß u. s. w. widerlegen diese Theorie. Und wie würde sich „der Anspruch des **vollen** Arbeitsertrages zu der Art von Arbeiten verhalten, deren Natur teils einen materiellen Ertrag ausschließt, teils die Messung eines solchen nicht zuläßt“ (wie bei allen dem Verkehr dienenden Arbeiten)? Die heutigen Sozialisten, sagt Felix, verkennen vollständig alle geistigen Mächte und fallen hierin von ihren Vätern St. Simon, Fourier u. a. ab. Sie ignoriren, was die Wissenschaft für die Arbeit geleistet hat, und berücksichtigen nur die letztere, indem sie ihr allein Wert zuschreiben. Der Forderung einer Aufhebung des Privateigentums gegenüber verficht er den Grundsatz: ohne Eigentum keine Freiheit. An dem Grundeigentum des Bauers, ohne das er auf die Bodenbearbeitung keinen Fleiß verwenden würde, scheitert jene Forderung unerbittlich. Die Behauptung, daß durch die Aufhebung der Familie*) die Frau frei werden würde, ist ein krasser Widerspruch; die Anklagen gegen die heutige Ehe sind einseitig und übertrieben. Alle sozialdemokratischen Forderungen zielen nur auf sinnlichen Genuß hin und unterdrücken alle edleren Regungen. Kunst und Wissenschaft würden in dieser Gesellschaft schlecht wegkommen, „denn sie gedeihen nur auf dem Boden

*) Diese, die bisweilen von Sozialdemokraten geleugnet wird, wäre die notwendige Folge des gleichen Einkommens, das bei verschiedener Kinderzahl und Kindermangel ja ungleich wäre.

der Freiheit. Wer würde das zu ihrer Erlernung erforderliche lange Studium unterstützen? Das verstieße ja gegen die Gleichheit. Schließlich erklärt sich Felix zu der festesten Ueberzeugung von der Undurchführbarkeit des Sozialismus, der in allen Sparern und Besitzern, auch den kleinsten, die unversöhnlichsten Gegner hat. Er kann auch niemals allgemein werden, da diesem Ziele die Verschiedenheit der Völker und Rassen absolut hinderlich ist. Bei der Unmöglichkeit, alle Edelmetalle und Edelsteine zu zerstören, würde deren Besitz bald neue Ungleichheiten erzeugen. Der Eigennutz der Chinesen, die Passivität der Hindus, der Fatalismus der Mohammedaner, die Unkultur der Naturvölker und selbst der niederen Stände Rußlands z. B. würde der Durchführung des radikalen Sozialismus durchaus widerstreben. Eine Beschränkung auf einzelne Länder aber würde diese ruiniren oder — zur Umkehr zwingen.

Von der Grundvoraussetzung der durch Marx und seine Schüler voraus verkündeten sozialen Umwälzung der Zukunft, dem Siege des Großkapitals, sagt Georg Adler (1893), derselbe sei sicher nur in der Industrie zu erwarten, wenn auch nicht entfernt so rasch wie sozialdemokratische Kreise glauben. In der Landwirtschaft dagegen könne von einer Tendenz zum Vorherrschen des Großgrundbesitzes keine Rede sein. Für die ländlichen Berufszweige sei die Behauptung, daß der Mittelstand zu grunde gehe, falsch. Aber auch in den Gewerben bilde sich gleichzeitig mit dem Untergange des alten immer mehr ein neuer Mittelstand, besonders aus den höheren Angestellten der kapitalistischen Unternehmungen, Agenten, Kommissionären u. s. w., kleinen Kaufleuten, Gastwirten und Subalternbeamten; auch gehe der Handwerkerstand keineswegs unter, sondern behaupte sich in vielen Zweigen, ein Mittelstand, dessen Interessen von denen der Arbeiter geschieden sind und welcher verhindert, daß Kapitalisten und Arbeiter einander unvermittelt gegenüberstehen. Noch unrichtiger ist die Behauptung, das Proletariat versinke immer mehr in Not und Elend. Gerade in England, dem „klassischen Lande des Kapitalismus“, hat eine ökonomische Hebung der Arbeiterschichten stattgefunden, dank der Arbeitergesetzgebung und der Benutzung des Koalitionsrechtes. Wollte der Pauperismus „die Vernichtung der bürgerlichen Parteien herbeiführen“, so müßte er „sich auf riesige Bevölkerungsmassen erstrecken.“ Dafür ist aber kein Nachweis geleistet. Das Erfurter Programm enthält auch nichts über die Einrichtung der kommunistischen Gesellschaft, nichts über die Verteilung von Arbeit und Einkommen. Aus den Vermutungen des Sozialdemokraten Dietzgen (1891) geht hervor, daß Willkür dies regeln würde, und daraus müßten zahllose Beschwerden entstehen, den Fortbestand der Gesellschaft unhaltbar und den baldigen Zusammenbruch unvermeidlich machen. Schon vor fünfzig Jahren

empfahlen Marx und Engels in ihrer Proklamation die systematische Opposition der Arbeiter, selbst gegen eine zu erwartende demokratische Verfassung und Regierung. (Und das würden die Radikaleren auch in der kommunistischen Gesellschaft tun.) Wollen sie das aber nicht, so gehen sie von der Revolution zur Reform zurück und die Sozialdemokratie hat ein Ende.

In seinem „modernen Sozialismus“ bestreitet Max Haushofer (S. 101 ff.) die sozialdemokratische Behauptung, daß das Elend des Proletariates im Wachstum begriffen sei. Es war früher weit größer. Die moderne Sozialpolitik ist bestrebt, es zu mildern; den mangelnden Erfolg verschuldet die gedankenlose massenhafte Erzeugung von Proletarierkindern. Haushofer lehnt sich hier an Julius Wolf an, welcher*) nachweist, daß in England von 1843 bis 1880 die Zahl jener Steuerpflichtigen, welche ein Einkommen von 3—10 000 Mark bezogen, von 88 000 auf 275 000 gestiegen ist, — daß in Sachsen 1879 bis 1890 das steuerpflichtige Einkommen von 1045 auf 1611 Mill. und die Einkünfte an Gehalten und Löhnen von 364 auf 665 Mill. Mark stiegen, — daß in Preußen das Einkommen von Privaten 1876 bis 1888 um 1475 Millionen Mark zunahm. Ein „gewichtiges Wort gegen die Verelendung der Massen“ spricht die Sparkassenstatistik. Diese, sowie die Verminderung der öffentlich unterstützten Armen (im Verhältnis zur Bevölkerung) können wir hier nur andeuten. „Niemals“, sagt Haushofer (S. 106), „war die Gesamtheit der Bevölkerung, niemals war insbesondere die Arbeiterklasse so frei wie sie heute ist. Die Vertreter der Sozialdemokratie sitzen in Parlamenten und Gemeindevertretungen und reden darin, was ihnen beliebt; sie haben ihre Presse, welche unverfroren gegen Staat und Gesellschaft schreibt. Die Arbeiter haben Vereins- und Versammlungsrecht; sie haben das Recht zu streiken oder zu arbeiten, je nachdem sie das eine oder das andere für besser halten. Sie haben das Recht der Freizügigkeit und der Verehelichungsfreiheit, — Eigentum zu erwerben und Unternehmer zu werden“ u. s. w. Wo bleibt da die „Knechtung“? Sie war da zu den Zeiten der Leibeigenschaft und des Zunftzwangs. Haushofer weist dann weiter in allen möglichen Betrieben nach, daß kein solcher ohne Autorität und Disziplin möglich wäre, die Sozialdemokratie also entweder solche einführen müßte, worauf sie aber nicht mehr wäre was sie sein will, oder zu grunde ginge.

Doch wozu eigentlich diese ganze Kritik? Daß die Sozialdemokratie als solche unausführbar ist, wissen ihre Führer so gut, wie ihre Gegner. Es handelt sich auch gar nicht um ihre Verwirklichung, sondern

---

*) Sozialismus und kapitalistische Gesellschaftsordnung (I. Bd. des Systems der Sozialpolitik). Stuttgart 1892, S. 162 ff., 202 ff.

nur darum, daß diese Führer an die Stelle der bisherigen Machthaber treten und das Volk in ihrer Weise unterdrücken würden, wie es noch nie unterdrückt worden ist. Eher als die Sozialdemokratie würde der geträumte „Kladderadatsch“ eine Sozialoligarchie, eine Sozialdespotie oder noch einfacher die nackte Anarchie zur Folge haben.

## B. Der gemäßigte Sozialismus.

### 1. Weltliche Kreise.

Außerhalb des Streites um „den Himmel auf Erden“ (oben S. 4 u. 119) stehen alle jene sozialistischen, d. h. soziale Verbesserungen anstrebenden Systeme, welche von jeder gewaltsamen oder raschen Umwälzung nichts wissen wollen, sondern auf friedlichem und langsamem Wege eine Milderung oder Abschwächung der sozialen Gegensätze herbeiwünschen, — jedoch ohne daß ihre Urheber in der Lage sind, zu gunsten solcher Verbesserungen praktisch in das Leben einzugreifen. Solche Systeme sind ausgegangen von gelehrten, von bürgerlichen und von kirchlichen Kreisen.

An der Schwelle des von uns hier zu behandelnden Zeitraums steht in dieser Hinsicht Johann Karl Rodbertus (geb. 1805 in Greifswald, war Rittergutsbesitzer zu Jagetzow, eifriger freisinniger Politiker, 1848 Kultusminister, gest. 1875). Sein erst nach seinem Tode in weiteren Kreisen beachtetes System ist ein idealistischer, deutsch-nationaler Sozialismus, womit er schon seit 1837, also früher als Marx und Lassalle, in mehreren Schriften hervortrat. Er ging von dem „Gesetz“ aus, daß bei steigender Produktivität der gesellschaftlichen Arbeit der Anteil der Grundbesitzer und Kapitalisten wachse, derjenige der Arbeiter aber abnehme. Diese Tatsache stellte er als kulturfeindlich und ungerecht hin, weil die Arbeiter die eigentlichen Schöpfer der wirtschaftlichen Werte seien. Als Rettungsweg aus dieser sozialen Not empfahl er einen gesamtgesellschaftlichen Kommunismus an Boden und Kapital, den er jedoch erst in etwa 500 Jahren für ausführbar hielt. Einstweilen schlug er Reformen vor, so: eine Verbesserung der Lohnverhältnisse, zu diesem Zweck einen normalen Zeitarbeitstag von 6 bis 12 Stunden, einen normalen Werkarbeitstag, durch den eine mittlere Quantität Werk bestimmt wird, die sich beide ergänzen und von Seite des Staates zu regeln wären, welcher den Arbeitgebern Darlehen gewähren und Magazine für die in Produkten gemachte Rückzahlung anlegen solle. Er faßte diese Reformen nicht als Ansprüche der Arbeiter, sondern als Pflichten des Staates auf, den er durchaus in bisheriger Form aufrecht halten wollte. Sein System war keineswegs nach dem

Geschmacke der Sozialdemokraten, sondern dem der letzteren direkt entgegengesetzt.*)

In die erste Hälfte der siebenziger Jahre fällt die Blüte des sog. Katheder-Sozialismus, wie H. B. Oppenheim spottweise die „damals von der Mehrheit der deutschen Universitätslehrer vertretene sozialpolitische Richtung" nannte, die „seitdem auf die deutsche Gesetzgebung einen leitenden Einfluß erlangt" hat.**) Der Name galt besonders Rösler, Schönberg, Schmoller, Brentano und Ad. Wagner, wurde aber von ihnen zurückgewiesen. Im ganzen wollten diese Professoren „an die Stelle des orthodoxen wirtschaftlichen Optimismus eine ethisch begründete Kritik der reformbedürftigen Zustände setzen". Auf einer Versammlung in Eisenach unter dem Vorsitze Gneists 1872, an der nur wenige Volkswirtschaftslehrer teilnahmen, wurde der Verein für Sozialpolitik gegründet, als dessen Programm Gustav Schmoller verkündete: eine maßvolle, mit fester Hand durchgeführte Fabrikgesetzgebung, volle und wirkliche Freiheit für den Arbeiter bei Feststellung des Arbeitsvertrags, Kontrolle dieser Freiheit durch die Oeffentlichkeit, daher Fabrikinspektionen, ein Bank- und Versicherungs-Kontrollamt, Erhebungen über die sozialen Fragen, bessere staatliche Fürsorge für die Erziehung und Bildung und die Wohnungsverhältnisse der Arbeiterklasse. Der „Katheder-Sozialismus" war somit nur eine Vorbereitung des Staatssozialismus, der im wesentlichen mit der weiterhin zu betrachtenden Sozialreform zusammenfällt. Julius Wolf wirft dem Kathedersozialismus vor, von dem Elend der Gegenwart unrichtige Berechnungen, von der technischen und sozialen Leistungsfähigkeit unserer Tage falsche Vorstellungen gegeben zu haben, ist aber darin mit Schmoller einig, eine vernünftige Mittelstellung zwischen Sozialismus und Manchestertum einzunehmen. Er hält an dem Eigentum und der Konkurrenz als Stützen unserer Kultur und Mitteln alles Fortschrittes fest und will, wenn auch nicht die heutigen Zustände, doch die heutige Ordnung der Gesellschaft verteidigen.***)

Eugen Karl Dühring (geb. 1833 in Berlin) verfocht in seinen 1865—1882 erschienenen Schriften die Ansicht, der Wucher sei nichts in Vergleichung „mit dem, was bei jedem Geschäft an Trug, Auspressung und Raub dazwischentreten kann. Derartiges muß geächtet werden." Als Mittel dagegen empfahl er die Arbeiterkoalitionen, die derartig zu entwickeln seien, daß sie alle Arbeitsverträge mit den Unter-

---

*) Rodbertus. Von K. Diehl. Handw. der Staatsw., Bd. V, S. 442 ff.

**) Katheder-Sozialismus. Von Lexis. Handw. der Staatsw., Bd. IV, S. 667 f.

***) Katheder-Sozialismus und soziale Entwickelung. Beil. z. A. Z. 1895, Nr. 281.

nehmern abzuschließen haben. Ist einmal die Moral der leitenden Kreise eine höhere geworden und die Regierung nicht mehr in den Händen der Besitzenden, so kann man zur Einsetzung von Schiedsgerichten schreiten, so daß der soziale Kampf aufhört.*)

Otto Effertz („Arbeit und Boden", 1889) bezeichnet als „sozialistische Gesellschaft" eine solche mit prinzipiell gleicher Verteilung von Arbeitslast und Konsumtionsgütern, welche letzteren in Nahrungs- und Kulturmittel (Wohnung, Kleidung, Bildung) zerfallen. Wollte man die geleistete Arbeit als Maß der Genüsse nehmen, so würde sich alles um die Nahrungsmittel drängen. „Eine solche Verteilung ist daher absurd, und eine solche Gesellschaft kann nicht einmal auf dem Papier existiren. Die Kultur würde in einem solchen Staate „auf Null reduzirt sein". „Um diesem Uebelstande abzuhelfen", müßte auch „der in den Gütern steckende Boden der geleisteten Arbeit gemäß verteilt werden". Es müßte dann Jeder eine bestimmte Anzahl Stunden arbeiten, um sowol Nahrungs-, als Kulturmittel zu erhalten. Dabei würde die Tendenz walten, die Arbeitszeit möglichst zu verkürzen, d. h. die Nahrungsmittel auf ein Minimum herabzudrücken wegen der fortwährenden Vermehrung der Bevölkerung bei Beschränktheit der Bodenerträge. Da bleibt aber nur zweierlei übrig: entweder die Menschheit bleibt gleich an Zahl, oder es wird jährlich ein Teil verhungern; denn der Boden ist endlich und die Menschheit unendlich. „Der Sozialismus wird also an dem Uebel der Uebervölkerung laboriren." — Es handelt sich mithin hier nur um die Kritik einer selbstgemachten Hypothese.

Nur kurz erwähnen können wir den Sozialismus der Bodenreform oder des freien Landes, welcher allen Grund und Boden verstaatlichen will. Sein Begründer war der amerikanische Arbeiter Henry George (geb. 1839 in Philadelphia). Er will die allmähliche Abschaffung des Privatgrundeigentums durch Expropriation, beziehungsweise Konfiskation der Grundrente erreichen.**)

Um eine Antwort auf die soziale Frage zu finden und zu geben, hält es der Ingenieur Otto Bütow in Braunschweig für erforderlich***), das Werden der sozialen Krankheit, die er mit dem schärfsten Pessimismus betrachtet, bis zu ihrem Keim zurückzuverfolgen, d. h. den

---

*) Handw. d. Staatsw., Bd. V, S. 781 f.

**) Vergl. Handw. d. Staatsw., Bd. III, S. 814 f. — Mich. Flürscheim, Der einzige Rettungsweg. Bubenheim o. J. — J. Fr. Schär, „Frei-Land". Die wahren Ursachen der sozialen Not vom Standpunkte der Bodenbesitzreform. Basel 1892. — W. E. Backhaus, Allen die Erde! Leipzig 1893.

***) Die Weltordnung. 1. Band: Geburt und Jugend der Menschheit. Braunschweig 1895; 2. Band: Die soziale Frage. Ebendas. 1896. Sozialer Aufruf an das deutsche Volk (Vorläufer des 3. Bandes). Ebendas. 1896.

ganzen Lebenslauf des Kranken kennen zu lernen. Zu diesem Zwecke geht er bis auf die Schöpfung zurück und stellt eine eigentümliche Entwickelungsgeschichte der Welt, der Erde, der Organismen, des Menschen, der Völker, Staaten, Religionen u. s. w. auf, welche von mannigfachen Kenntnissen und von einem heiligen Ernst in Verfolgung des genannten Zieles zeugt, aber — ein reines Phantasiegebilde ist, welches demjenigen, den es nicht überzeugt, ein Einverständnis mit der angestrebten Lösung der sozialen Frage erschwert, wo nicht geradezu unmöglich macht. Seine Annahmen stützen sich meist auf die reinste Willkür und im günstigsten Falle auf Wahrscheinlichkeiten und haben mit der sozialen Frage nur im Kopfe des Verfassers etwas zu schaffen. In dem Kampfe zwischen Feuer und Wasser bei der Bildung der Erdrinde sieht er die ersten Keime des Kampfes zwischen den zwei Elementen, die sich noch heute unter den Menschen befehden, und so führt er von den Urzeiten bis zur Gegenwart eine künstliche Zweiteilung von Prinzipien durch, mit denen er eine völlige Konfusion in den Tatsachen der Naturwissenschaft, Völkerkunde, Sprachwissenschaft und Kulturgeschichte anrichtet. Er bekämpft die Annahme einer allgemeinen Eiszeit und befürwortet eine allmähliche Abkühlung von den Polen nach dem Aequator hin, was ihn dann zu der fantastischen Ansicht verführt, daß die Organismen: Pflanzen, Tiere und Menschen der nördlichen und südlichen Halbkugel an den beiden Polen entstanden seien, und vor deren Vereisung wärmere Gegenden aufsuchend, nach dem Erdgleicher hin sich verbreitet hätten! Dies begründet aber seltsamer Weise nicht den Kampf der beiden menschlichen Parteien, sondern dieser entspann sich zwischen zwei Gruppen der Auswanderer vom Nordpole: einer patriarchalisch-aristokratischen und realistischen sog. Thalrasse und einer monarchisch-demokratischen und idealistischen sog. Bergrasse. Zwischen diese verteilt er alle geschichtlichen Völker, während die Auswanderer vom Südpol nicht weiter berücksichtigt werden, ohne sich jedoch um ihre wirkliche Verwandtschaft nach Geschichte, Kultur, Sprache u. s. w. und um irgend welche wissenschaftliche Kritik*) im geringsten zu bekümmern, und wo er sich in die krassesten Widersprüche zwischen dem ursprünglichen Wesen der beiden „Rassen" und ihren weiteren Taten verwickelt, hilft er sich durch die Annahme von Vermischungen oder von Veränderungen ihres Wesens durch Einwirkung des Klimas, alles mit Anwendung der sonderbarsten und erheiterndsten Etymologien. Es ist leider vorauszusehen, daß diese barocken Phantasien in den Köpfen der „Halbgebildeten" mancherlei Verwüstungen anrichten; — jedenfalls aber ist die Annahme gerechtfertigt, daß der von Bütow auf jene Phantasien gegründete und durch ein seltsames Schema mit einem

*) Was z. B. über die Freimaurerei gesagt wird, ist haarsträubender Unsinn.

Symbol beschenkte „Deutsche Reichsorden“ ein frommer Wunsch bleiben oder höchstens eine Marotte von Wenigen werden und sich schwerlich zu dem projektirten „Weltorden“ erweitern werde. Die Einnahmen dieses Ordens sollen verwendet werden: zu Freikuren für arme Kranke, zu Unterstützungen in Notfällen, zu Jugendpreisen für hervorragende Taten und — zur Ausschmückung des Ordenshauses! Hauptaufgabe des Ordens ist, „seine symbolischen Lehren der Naturerkenntnis ins praktische Leben zu übertragen, um somit überall helfend und heilend zu wirken“. Der Orden wird mit bestimmten kulturreformatorischen Entwürfen hervortreten, deren Verwirklichung beiden Geschlechtern anheimfällt. Er wird den Kampf um das tägliche Brot „in mittleren Grenzen halten, dem Erwerb der Schwachen größere Beständigkeit und dadurch den Armen mehr Sicherheit vor Erwerbslosigkeit gewähren“. Er wird die Lösung der Frauenfrage beginnen und „durch Förderung des geselligen Verkehrs unter beiden Geschlechtern die Hochzeitsfackel auch denen anzünden, welche heute wohl in das Reich Gottes (die Ehe) hinein möchten, aber nicht hinein können“. Das ist alles recht schön, wird aber nicht von einem „Orden“ bewirkt werden, der sich auf die Auswanderung der Menschheit von beiden Polen, auf ein verwirrtes Schema von Materialismus und (dessen neuerfundenem Gegensatz) „Paterialismus“, von Engeln und Teufeln u. dergl. stützt, ein rechtwinkliges Ordenskreuz trägt und in den Farben: weiß, grün, rot und schwarz prunkt. Durch solche Sachen wird die hohe Aufgabe einer Lösung der sozialen Frage zur Kinderei und Spielerei! Eine gewisse Geistesverwandtschaft in manchen Beziehungen zwischen Bütows „Weltordnung“ und „Rembrandt als Erzieher“ (oben S. 3 f.) ist nicht zu verkennen, — ebensowenig auch das Streben, Nietzsche's „Uebermenschen“ in's Humane zu übersetzen.

Der radikalste aller sozialen Systematiker ist ohne Zweifel der Dr. med. Norbert G r a b o w s k y in Leipzig. In einer Reihe von (15) Schriften, zuletzt in der mit dem Titel „Das Elend der Menschheit, sein eigentlicher Grund und Zweck“ (Leipzig 1896), empfiehlt er als Heilmittel aller Uebel nichts geringeres als — das Aussterben der Menschheit! Abweichend von der bürgerlichen Gesellschaft, wie von der Sozialdemokratie, gegen welche beide das System Gr.'s gerichtet ist, bezeichnet er ein geistiges Dasein, das nur durch ein Minus an sinnlichem Genusse erkauft werden kann, als das allein der Menschheit würdige Ziel. An Selbstgefühl fehlt es ihm nicht; er ist sicher, daß dieses (das eben genannte) Büchlein eine neue Aera in der Behandlung der sozialen Frage bedeute; es lege, sagt er, zum ersten Male den Grund des Daseinselends und damit auch den Grund allen sozialen Elends klar! Jede Hoffnung auf eine bessere Zukunft ist nach ihm eine Utopie; denn Gott als das Weltganze, das nicht mehr oder weniger

werden könne als es ist, wolle das ganze Schicksal der Menschheit, also auch ihr ganzes Leid. Welche spitzfindige Sophistik! Der wirklich Denkende suche, sagt Gr., das wahre Glück erst nach dem Tode! Der einzige Fortschritt sei der vom sinnlichen zum geistigen Glück. Daraus folge eine immer größere Einschränkung des Geschlechtsverkehrs, und die größte geistige Vollendung bedinge die vollständige Entbehrung des Glückes der Geschlechtsliebe. Die Menschheit werde erst vollkommen, wenn sie aufhöre sich sinnlich fortzupflanzen. Alles Elend komme aus dem Streben nach sinnlichem Genuß und werde nur durch dessen Ueberwindung beseitigt. Diese Ueberwindung erblickt Gr. in der Errichtung „weltlicher Klöster“ auf Grundlage der Enthaltsamkeit und des Kommunismus. Er verwahrt sich freilich gegen den Vorwurf, die Menschheit aussterben lassen zu wollen, aber mit Unrecht. Denn wenn alle geistig Begabten, von denen er ja dies verlangt, sich enthalten, so pflanzen sich nur die Dummen fort, und es ergibt sich ein Aussterben des Geistes, was noch schlimmer ist als ein solches der Körper. Die sich enthaltenden Geistigen müßten ja in einigen Jahrzehnten verschwinden, und es bliebe auf dieser schönen Erde nur dummes Gesindel übrig! Diesen Umstand verschweigt Gr. leider, und wenn er mit Hellenbach sagt, auf den Kinderlosen beruhe das Heil der zukünftigen Menschheit, so ist dies unüberlegt; denn dieses Heil könnte ja nur sehr kurze Zeit fortdauern. Gr. ist ein Feind der Arbeit, die er den Fluch der Menschheit nennt. Dies ist einfach nicht wahr; nur die gröbste und unreinlichste Arbeit kann so genannt werden, und diese werden die Maschinen wol bald beseitigen. Darin hat er ja recht, daß eine übermäßige Fortpflanzung, — worauf wir zurückkommen werden, — das Elend forterhält. Er nennt aber alle, die nach Beseitigung des Elends streben, Fanatiker; ist er aber nicht selbst ein solcher? Nicht etwa geradezu der Weitestgehende? Ein Fanatiker ist Jeder, der Andere so haben will, wie er selbst ist, — nicht der, welcher Alle oder so Viele wie möglich glücklicher wissen möchte als sie sind. Das Aufhören der Zeugung ist ihm eine Religion. Auch dies ist Fanatismus, und zwar durchaus kein neuer, sondern derjenige der buddhistischen und christlichen Mönche und Asketen seit mehr als zwei Jahrtausenden! Er ist Pessimist, und sein System, so herzlich gut es gewiß gemeint ist, können wir nur als ein durchaus ungesundes, krankhaftes, als eine Verleugnung der Natur, wie sie Gott gewollt hat, betrachten. Er zählt unbedingt auf das Jenseits, von dem wir nichts sicheres wissen, und dies ist das beste Mittel, das Diesseits noch schlimmer zu gestalten als es schon ist. Der Mann ist zu bedauern, er weiß nichts von Frauen- und Kindesliebe, und was noch schlimmer, er *will* nichts davon wissen!

## 2. Kirchliche Kreise.

Es ist bereits gesagt, daß in der jüngsten Zeit die Kirchen angefangen haben, sich der sozialen Frage anzunehmen, — erschreckt durch die Religionslosigkeit, die sich, — durchaus nicht unter allen Sozialdemokraten, aber unter einem großen Teile derselben, namentlich in den großen Städten (s. oben S. 119) verbreitet hat. Diese Erscheinung hat zwei Ursachen, erstens die Art und Weise der kirchlichen Predigt und Lehre, welche sich zuviel mit dem Dogma und zu wenig mit der religiösen Ethik oder dem moralischen Gehalte der Religion beschäftigte, und zweitens in dem unverstandenen und unverdauten Kohl, welchen die sozialistischen Führer aus dem reichen Borne der Wissenschaft geschöpft und, von deren Ernst und Würde abgelöst, ihrer gläubigen Herde aufgetischt haben. Hätte die Geistlichkeit bei Zeiten begonnen, auf Jesu Lehre mehr Gewicht zu legen als auf seine angeblichen Wunder, so würde die irreligiöse Richtung innerhalb der Sozialdemokratie wahrscheinlich gar nicht existiren, sondern höchstens eine wenig zahlreiche Sekte radikaler Sozialisten oder Kommunisten umfassen. Immerhin ist es bezeichnend, daß die große Masse der Sozialdemokraten, so sehr sie auch mit dem religiösen Glauben aufgeräumt haben, immer noch mit der größten Achtung vor dem Propheten von Nazareth erfüllt ist.*)

Auf diesem schönen Zuge hätte die Kirche weiter bauen können, wenn ihr nicht das Dogma, und zwar das kraß materialistisch aufgefaßte, die Hauptsache wäre. So lange dies nicht anders wird, — und dies wird es ohne eine religiöse Krisis nicht werden, — kann der kirchliche Einfluß auf die Arbeiter nur soweit reichen, als diese durch Verhältnisse und Umgebung in seinem Banne verbleiben.

Der erste katholische Würdenträger, welcher der sozialen Frage Aufmerksamkeit schenkte, war seit 1848 der damalige Pfarrer, später Bischof von Mainz, Emanuel v. Ketteler, auf dessen Veranlassung hin sich die Generalversammlungen der katholischen Vereine Deutschlands mit jener Frage beschäftigten. In einer Rede 1869 und einer Schrift 1873 sprach Ketteler folgende Forderungen aus: korporative Reorganisation des Arbeiter- und Handwerkerstandes, gesetzlicher Schutz der Arbeiterkinder und -frauen gegen Ausbeutung durch die Geldmacht, Schutz der Arbeiterkraft durch Gesetze über Arbeitszeit und Sonntagsruhe, gesetzlicher Schutz der Gesundheit und Sittlichkeit der Arbeiter und Arbeitslokale u. s. w. Eine vielfach segensreiche Schöpfung in dieser Richtung sind die von dem Domvikar August Kolping in Köln (geb. 1813, † 1865), welcher selbst wandernder Geselle gewesen

*) Die Lehre Jesu. Von M. Carrière. Beil. z. A. Z. 1890, Nr. 288.

war, ins Leben gerufenen katholischen Gesellenvereine geworden, welche sich über die germanisch-katholischen Länder so stark verbreiteten, daß sie 1891 die Zahl von 822 erreichten, 75 000 Mitglieder zählten und 190 eigene Hospitien (1894 in Deutschland allein 609 Vereine und 150 Häuser) besaßen. Ihre Organisation verblieb durchaus unter geistlicher Leitung (Präsides unter einem Generalpräses); sie haben viel zur sittlichen Hebung der wandernden Handwerker beigetragen.*) Neben und nach Ketteler († 1879) wirkten ferner der Domkapitular Christoph Moufang zur Verbesserung der Lage der Handwerker, die Brüder Reichensperger durch Schriften gegen den Wucher, die „Stimmen aus Maria-Laach" (der Jesuiten) gegen die Sozialdemokratie, Eugen Jäger für die Reform des Genossenschaftswesens, Kaplan Franz Hitze für Arbeiterschutz u. s. w.**) In der Praxis entstanden auf katholischer Seite eine große Zahl Arbeitervereine, Bauernvereine, Haushaltungs- und Fortbildungsschulen und wohltätige Anstalten. Die Bischöfe nahmen sich der Sache mit Eifer an; freilich stand das konfessionelle Interesse stets im Vordergrunde, so auch bei dem 1890 erlassenen Hirtenschreiben und in dem 1891 gegründeten „Volksverein für das katholische Deutschland", welcher bereits 156 000 Mitglieder in allen Teilen des Reiches zählt und besonders dahin strebt, das Volk dieser Konfession gegen die Ausbreitung des radikalen Sozialismus zu schützen.

Auch in Oesterreich wurde für katholische Sozialreform gewirkt. Graf v. Kuefstein trat 1880 gegen die marxische Lehre auf; Prinz Alois v. Liechtenstein verlangte eine Interessenvertretung im Staate, besonders Arbeiterkammern, und wirkte an den Katholikentagen und im Reichsrate für Arbeiterschutz. Die in der Schweiz von dem Graubündner Nationalrate Decurtins geleiteten katholischen Arbeitervereine bilden ein bedeutendes Gegengewicht gegen die Sozialdemokraten, mit denen sie jedoch an Arbeitertagen zusammen beraten. In Frankreich ist die kirchlich-soziale Tätigkeit schon sehr alt; auf die Arbeiter erstreckt sie sich jedoch erst seit 1871 nach deutschem Muster, nach welchem Graf de Mun, Marquis de la Tour und Abbé Maignen die katholischen Arbeiterzirkel gründeten, welche etwa 60 000 Mann stark sind und die berufsgenossenschaftliche Organisation zum Zwecke haben. Auch Vereine von Arbeitgeberinnen und Arbeiterinnen auf dem Fuße gleicher Rechte sind entstanden. Auf die übrigen Länder können wir hier nicht eingehen und erwähnen noch die beiden Encykliken Leos XIII. von 1878 gegen den Sozialismus und Kommunismus und von 1891 über die Arbeiterfrage, auf die wir zurückkommen werden.

---

*) Gesellenvereine, von Andr. Brüll. Handw. d. Staatsw., Bd. III, S. 837 f.

**) Die kathol.-sozialen Bestrebungen. Von Andr. Brüll. Handw. d. Staatsw., Bd. V, S. 750 ff.

Im Gebiete der protestantischen Kirchen haben die sozialen Fragen ihr ältestes Feld in den Jünglingsvereinen, welche schon im 18. Jahrhundert ihre Anfänge haben, aber 1847 ihre jetzige Gestalt erhielten. Im Jahre 1891 zählten sie in über 800 Vereinen des Deutschen Reiches 40 bis 45 000 Mitglieder, in der Schweiz etwa 350, in Holland etwa 450 Vereine mit etwa 8000 Mitgliedern, in Skandinavien eine ziemliche Anzahl, in Großbritannien (1890) 609 Vereine mit 76 191 Mitgliedern, in Nordamerika 1341 Vereine mit 212 676 Mitgliedern, im ganzen über 4000 Vereine mit 3 bis 400 000 Mitgliedern. Diese Vereine sind zwar ebenso eine Pflanzschule der Orthodoxie wie die katholischen Gesellenvereine eine solche des Ultramontanismus, beide aber auch eine Schutzwehr gegen die vaterlands- und glaubenslose Sozialdemokratie. Neben ihnen entstanden in neuester Zeit auch Jungfrauenvereine für Dienstmädchen, Verkäuferinnen u. s. w. Aus den Jünglingsvereinen gingen 1854 durch Professor Perthes die „Herbergen zur Heimat" hervor, die im Gegensatze zu den alten Gesellenherbergen das Spiel und die Trunksucht verpönen und den jungen Leuten ein Heim bieten und deren es 1892 in Deutschland 404 mit 13 870 Betten gab. Ein deutscher Herbergsverein verbindet sie. Einen ähnlichen Zweck haben die Mägdeherbergen. Für zahlungsunfähige Personen, Arbeitlose und Vaganten faßte Pastor v. Bodelschwingh 1881 den Gedanken von Arbeiterkolonien, deren erste 1882 zu Wilhelmsdorf entstand; es folgten schon im nächsten Jahre fünf weitere, und jetzt zählt man ihrer 26, darunter 3 katholische, mit über 3000 Plätzen. Zur Beseitigung des Wanderbettels entstanden durch den genannten Pastor v. Bodelschwingh seit 1884 die Verpflegungsstationen, welche im Deutschen Reiche 1890 die Zahl von 1957 erreichten und fast 2 Millionen arme Reisende verpflegten. Auch in der Schweiz sind sie organisirt worden. Doch lassen sie dort wie hier noch viel zu wünschen übrig, und es sind vielfache Vorschläge zur Beseitigung der waltenden Uebelstände gemacht worden.*)

Größere Kreise als diese gewiß wohltätigen Veranstaltungen warf die seit 1877 begonnene christlich-soziale Bewegung, welche Pastor Rudolf Todt, ein Anhänger der Ideen von Rodbertus (oben S. 140 f.), durch dessen Jünger Rudolf Meyer und Adolf Wagner ins Leben rief. Er suchte den Sozialismus im guten Sinne mit dem Christentum zu verbinden und schrieb dem Staate die Pflicht sozialer Reformen zu. In diesem Geiste gründete er im genannten Jahre mit Wagner und dem Hofprediger Adolf Stöcker den „Centralverein für Sozialreform auf religiöser und konstitutionell-monarchischer Grundlage", welcher ein Zusammenwirken zwischen Monarchie, Kirche und

*) Uhlhorn im Handw. d. Staatsw., Bd. V, S. 758 ff..

Arbeiterstand in Aussicht nahm und den „Staatssozialist“ als Organ herausgab. Todt verschmähte es, eine politische Rolle zu spielen; weniger bedenklich war Stöcker, welcher 1878 in Berlin die „christlich-soziale Arbeiterpartei“ gründete, welche im Gegensatze zur Sozialdemokratie durch eine friedliche Organisation der Arbeiter die Kluft zwischen Arm und Reich zu verringern und eine größere ökonomische Sicherheit herbeizuführen strebte. Die Partei forderte vom Staate Hilfe zur Bildung von Fachgenossenschaften und zur Regelung des Lehrlings- und Hilfskassenwesens, eine durchgreifende Arbeiterschutz-Gesetzgebung und Erleichterung der Lasten der Besitzlosen durch progressive Einkommens-, Erbschafts- und Luxussteuern. Im Jahre 1885 verlangte Stöcker in der Schrift „Christlich-sozial“ vom Staate eine gesetzliche Organisation der Arbeit mittels obligatorischer Fachgenossenschaften und bekämpfte rastlos sowol die Sozialdemokratie, als deren Gegenpol, den Kapitalismus und mit diesem das Judentum überhaupt, und zwar stets vom Standpunkte der Bibel und der Kirche aus. Die Partei überschritt indessen schon 1881 die Grenzen der Arbeiterschaft, nahm einen völlig reaktionären Standpunkt in Politik und Religion ein und übte einen großen Einfluß auf die konservative Partei aus, fand aber von zwei Seiten lebhafte Opposition. Auf freisinniger Seite wurde die „Stöckerei“ zum Synonym von „Muckerei“; von altlutherischer Seite bekämpften A. v. Oettingen und Uhlhorn die Verquickung der Religion mit Sozialismus und Politik. Pietismus und innere Mission verhielten sich ebenfalls ablehnend gegen Stöckers Vorgehen. Zu den Gegnern gesellten sich auch Fürst Bismarck und der evangelische Oberkirchenrat. Für Stöcker wirkte Pfarrer Lic. L. Weber in München-Gladbach als Wanderredner gegen die Sozialdemokratie.

Die kaiserlichen Erlasse von 1890 zu gunsten einer Arbeiterschutz-Gesetzgebung und das Ausleben des Sozialistengesetzes trieben Stöcker zur Erweiterung seiner Partei in eine „sozial-monarchische Vereinigung“ und zur Berufung eines christlich-sozialen Kongresses nach Berlin an, dessen Ausdehnung auf alle evangelisch Gesinnten Lic. Weber veranlaßte. Es folgten drei weitere Kongresse, an welchen neben den orthodoxen Elementen auch solche der Vermittelungstheologie teilnahmen. Doch machten sich verschiedene Ansichten über das Verhältnis zwischen der Kirche und den sozialen Bestrebungen geltend. Schließlich siegte diejenige Pfarrer Naumanns, nach welcher der Kongreß, statt einen Kampf gegen die Sozialdemokratie zu führen, vielmehr das Proletariat gewinnen, die Gebildeten und Besitzenden aber aus ihrer Gleichgiltigkeit und Genußsucht aufrütteln soll. Sein Generalsekretär, der schon (oben S. 119 f.) genannte Göhre, wirkte eifrig in diesem Sinne. Einer bestimmten sozialpolitischen Schule schloß sich der Kongreß nicht an, sondern hielt sich mehr an die wirtschaftliche Wirklichkeit und betrachtet

Erhebungen über die soziale Not und ihren Zusammenhang mit falschen (radikal-politischen) Ideen als seine Hauptaufgabe. Dabei ist namentlich die Einrichtung von Arbeiterwohnungen durch die evangelischen Arbeitervereine in Aussicht genommen. Der Kongreß hat jedenfalls zur Einigung der evangelischen Elemente in den sozialen Fragen viel beigetragen.*)

Indessen hat der preußische evangelische Oberkirchenrat jede sozialpolitische Agitation durch Geistliche im Amt verboten. Zugleich ist Stöcker aus der konservativen Partei geschieden und versucht, mit seiner christlich-sozialen Partei einen eigenen Weg zu gehen, was vielfach als unmöglich betrachtet wird, da „das Wirken des gewesenen Hofpredigers als Parteiführer nur den zersetzenden Elementen zum Vorteile dient".**) Höhern Flug nimmt Paul Göhre, der als unangefochtener Charakter auch den Beruf dazu hat. Er ruft einer zwischen die reaktionäre und die revolutionäre Richtung tretenden „sozialen Reformpartei aller kleinen Leute", welche christlich, aber nicht kirchlich sein und zu welcher die Geistlichen nicht gehören sollen, deren Aufgabe es sei, ausschließlich sozial-versöhnend, nicht sozial-agitatorisch zu wirken. Er hofft, daß dieser neuen Partei nicht nur die Tausende angehören werden, die schon jetzt die christlich-soziale Partei bilden, sondern auch die mit dem materialistischen Treiben ihrer Leiter unzufriedenen Sozialdemokraten.***) Er hätte hinzufügen können: auch die mit der päpstlich-jesuitischen Politik des Centrums unzufriedenen Katholiken. Dieser Gedanke hat offenbar viel Verwandtes mit der von der „Aria" erhofften „deutschen Rettungspartei" (oben S. 10). Schließlich werden sich Alle vereinigen müssen, denen das bisherige vaterlands- und gefühllose Parteitreiben gründlich verleidet ist.

Dagegen ist unbedingt zu verwerfen der neulich auftauchende Versuch, mit dem „christlichen Sozialismus" eine ultra-orthodoxe, schwärzest-reaktionäre, aller freien Forschung feindliche Tendenz zu verbinden. Für eine solche, dem sklavischen Dienste des Bibelbuchstabens huldigende Richtung hofft Pastor Eduard Schall, früher in Bahrdorf†), sogar die Sozialdemokraten zu gewinnen und mit ihnen einen Bund gegen die freie Bibelkritik zu bilden! Vergebliches Bemühen! F. A. Feddersen dichtet „Lieder eines Christlich-Sozialen" teils im süßlichen Tone

*) O. Baumgarten im Handw. d. Staatsw., Bd. V, S. 762 ff. — Lic. L. Weber, Geschichte der sittl.-religiösen u. sozialen Entwickelung Deutschlands in den letzten 35 Jahren. Gütersloh 1895. — Paul Göhre, Die evang.-soziale Bewegung, ihre Geschichte und ihre Ziele. Leipzig 1896.

**) Kann Hofprediger Stöcker Parteiführer sein? Von einem Eingeweihten. Berlin 1896.

***) Göhre a. a. O., S. 173 ff.

†) Die Staatsverfassung der Juden auf Grund des Alten Testaments. 2. Aufl. Leipzig 1896. S. 81 ff.

pietistischer Wundenpoesie, teils voll des wildesten Fanatismus gegen alle nicht „Christlich-Sozialen“, die, ob gut ob schlecht, einfach über einen Kamm geschoren werden. Am ärgsten aber treibt es ein anonymer „Soziodolus“, der im Namen des christlichen Sozialismus die Naturwissenschaft als unchristlich zu unterdrücken vorschlägt.*) Solche haarsträubende Ungeheuerlichkeit richtet sich von selbst.

---

## Dritter Abschnitt.

# Die Sozialreform.

### A. Allgemeine Grundlagen.

Der Abschnitt über den Sozialismus hat gezeigt, daß die radikal-demokratische Abart des Strebens nach sozialen Reformen es nur zu einer Parteibildung brachte, welcher jede Fähigkeit zu Schöpfungen mangelt, daß es für diese Richtung lediglich Handarbeiter gibt und die übrige Menschheit nicht existirt, und daß die gemäßigte Abart eigentlich blos in der Opposition gegen die radikale lebt und zwar verschiedenes zu schaffen wußte, was für einzelne Kreise wohltätige Wirkungen hervorgebracht hat, aber doch nicht über den Gedankenkreis gewisser Systeme sich emporzuheben weiß.

Diesen Richtungen gegenüber steht die Sozialreform, welche ihr Augenmerk auf die gesamte soziale Frage richtet und nicht nur im Interesse einer gewissen Lehre oder eines gewissen Systems den waltenden Notständen abhelfen, dem leidenden Teile der Menschheit wirksame Hilfe bringen, sondern auf Grund der Tatsachen überall da eingreifen soll, wo ein schreiender Uebelstand es verlangt, und zwar an allen Orten in der Weise, welche nach der Lage der Dinge als die geeignetste erscheint.

Will die Sozialreform segensreich wirken, so muß sie vor allem über die Ursachen der sozialen Mißverhältnisse ins Klare kommen. Das erste und Grund-Uebel unserer civilisirten Welt ist die Uebervölkerung. Es verrät eine ganz enorme Gedankenlosigkeit, in einer starken Zunahme der Bevölkerung ein Glück und einen Vorzug zu finden und in einer Nichtbeteiligung an dieser Zunahme sogar eine Art Verbrechen zu wittern. Es ist aber vielmehr ein Verbrechen,

---

*) Die Kritik, Wochenschau, herausgegeben von Dr. Rich. Wrede. III. Jahrg., Nr. 107 (17. Okt. 1896), S. 1965.

wenn Eltern mehr Kinder in die Welt setzen, als sie gut ernähren können. Jedes dieser überzähligen Kinder arbeitet an der Zerstörung der Gesundheit seiner Mutter und an der Zerrüttung der Wirtschaft seiner Eltern, jedes derselben ist elender, kränklicher und schwächlicher als das vorhergehende, und jedes von ihnen nimmt den erstgeborenen Geschwistern Nahrung, Kleidung, Platz zu freier Bewegung und damit auch die Gesundheit weg, ist ihrer Zukunft hinderlich und erschwert die sozialen Mißstände überhaupt. Daher ist Aufhören der Kinderzeugung, nachdem so viele Sprößlinge da sind, als man gut ernähren kann, der vernünftige Anfang aller Sozialreform, — es ist eine Reform, die man weder vom Staate, noch von einer Partei, noch viel weniger von einem politischen, gelehrten oder kirchlichen System erwarten muß, sondern an welcher jeder Staatsbürger selbst mitwirken kann. Die Frage „wie?“ brauchen wir hier nicht zu erörtern und müssen sie dem moralischen Ermessen eines Jeden überlassen, können aber nicht umhin, zu bemerken, daß für den sittlichen Charakter heranwachsender Kinder das Ausbleiben ferneren Zuwachses der Familie nur vorteilhaft sein kann.

Dieser Umstand bezieht sich zwar vorzugsweise, oder wenn man will ausschließlich auf wenig oder gar nicht bemittelte Leute (letztere sollten, so lange es noch welche gibt, lieber ehelos bleiben). Aber auch Bemittelten dürfte die Erhaltung der Gesundheit und Schönheit ihrer Frauen von Wert sein, und sie sollten überdies bedenken, daß diese Güter unter übertriebener Hingabe an sog. materielle Genüsse (große Mahlzeiten, langandauernde Bälle u. s. w.) notwendig ebensosehr leiden müssen, als unter allzuvielen Geburten. Daher ist Allen Schonung der Frauen nicht genug ans Herz zu legen. Eine weitere Ausführung des Gegenstandes ist nicht unsere Aufgabe; wir haben ihn berührt, weil er die Grundlage aller Sozialreform ist und in unserm Zeitraume zu einer Menge von (guten und leider auch schlechten) Büchern und Flugschriften Anlaß geboten hat.*) Es ist ein Neu-Malthusianismus erstanden, welcher für die soziale Frage von großer Bedeutung ist. Der Anti-Malthusianismus, der eigentlich nur in einem konsequenten Mißverständnis und sogar böswilliger Auslegung der menschenfreundlich gemeinten Lehren von Malthus besteht, ist der Sozialreform nur hinderlich. Seine Wurzel hat er in dem zweiten Hauptübel unserer Gesellschaft, dem Egoismus. Dieser ist eine ebensolche Entartung und Verirrung des berechtigten Individualismus, wie solche im Gefolge einer politischen, moralischen und religiösen Richtung zu tage treten (s. oben S. 134). Der Indivi-

*) Vergl. Marie Fischer, geb. Lette, Malthus und seine Gegner. Leipzig 1896.

dualismus, d. h. das Streben des Einzelnen, seine Anlagen geltend zu machen und sich damit über die Durchschnittlichkeit zu erheben, ist ein Kennzeichen der neueren Zeit. Erst seit dem Ende des Mittelalters traten eigenartige Charaktere auf, welche über ihre Zeit und ihr Volkstum emporragten.*) Diese Richtung ging aber in gewissen Fällen, namentlich in Zeiten der Revolution, soweit, die Interessen der Gesamtheit denen des Einzelnen unterzuordnen und das von Nietzsche gefeierte „Uebermenschentum" geltend zu machen. Dies war vom Uebel. Das Individuum darf sich nur soweit über den Durchschnitt erheben, als es die Gesamtheit nicht schädigt; der „Uebermensch" (z. B. Cesare Borgia, Ludwig XIV., Napoleon) tut dies aber. Umgekehrt darf die Gesamtheit das Individuum nicht hindern, mit seinen Anlagen nützlichen Wucher zu treiben; eine Gesellschaft, welche dies versucht (wie die Inquisitoren und die Schreckensmänner der französischen Revolution) und gewisse Ansichten gewalttätig durchsetzen will, handelt verderblich und ist nur das in die Mehrheit gesetzte Uebermenschentum. Sowol die Gegner der Sozialreform, als ihre Uebertreiber, die Sozialdemokraten, gehören beide in diese Kategorie, — die Extreme berühren sich ja! Beide Gruppen lassen keinen Genius aufkommen, beide versuchen, die Gesellschaft zu nivelliren und damit auf das gewöhnliche Maß herabzudrücken. Die Voraussetzung einer gesunden Sozialreform ist die Versöhnung und das Zusammenwirken des Individualismus im erlaubten und des Sozialismus im maßvollen Sinne oder des Individual- und des Staatssozialismus zum allgemeinen Besten, welches auch die wohltätigen Dienste hervorragender Geister gebrauchen kann.

Dieses Zusammenwirken nennen wir Liberalismus im berechtigten Sinne; natürlich rechnen wir dazu den Kapitalismus und das Manchestertum nicht. Noch deutlicher wäre der Name: Sozialliberalismus. Mit Recht sagt Hertzka**): „Das eigentliche oberste Ziel der Sozialdemokratie, nämlich die Befreiung der arbeitenden Massen von der Tyrannei einer durch den Besitz der Produktionsmittel zu schrankenloser Uebermacht gelangten Minderheit und eine dieser Befreiung entsprechende gerechte Verteilung der Erträge menschlicher Arbeit (sei) nicht durch den Kommunismus, wohl aber im Wege wahrhafter individueller Freiheit auf dem Gebiete der Produktion zu erreichen" und „die bisherigen sozialistischen Schulen neigten nur aus dem Grunde zum Kommunismus, weil sie sich zu keiner klaren Vorstellung über die allumfassende Wirkung wahrhaft freier Assoziationen emporzuringen vermochten". Die Freiheit, natürlich die gerechte Freiheit allein kann

---

*) Allg. Kulturgeschichte, Bd. VI, S. 674 f.
**) Sozialdemokratie u. Sozialliberalismus. Dresden u. Leipzig 1891. S. 60.

zum Heile führen, und zwar die Freiheit auf allen Gebieten, dem politischen, sozialen und religiösen. Der Liberalismus, die Schule der Freiheit, muß alle diese Gebiete durchdringen. Ein sozialer Liberalismus und ein liberaler Sozialismus sind es, aus deren Versöhnung und Verbindung die sozialen Reformen hervorgegangen sind und in erhöhtem Maße noch hervorgehen werden, welche die Menschheit zu besseren Zuständen führen müssen.

## B. Besondere Reformgebiete.

### 1. Arbeiterschutz.

Die Sozialreform mußte notwendig auf demjenigen Gebiete beginnen, wo sie am dringendsten verlangt wird, nämlich auf demjenigen des Schutzes der Arbeiter, vornehmlich in den Fabriken, also speziell auf demjenigen der Fabrikgesetzgebung. Die Keime einer solchen fallen schon in frühere Zeiten; eine größere Ausdehnung aber gewann sie in Deutschland zuerst durch die Gewerbeordnung für den Norddeutschen Bund von 1869, welche nach 1871 auch auf die übrigen Teile des Deutschen Reiches Anwendung fand und 1878 eine Ergänzung erhielt.*) Weitere Schutzmaßregeln trafen 1884 die Gesetze über die Unfallversicherung und über die Anfertigung von Zündhölzern. Nach dieser Gesetzgebung können die Arbeiter an Sonn- und Feiertagen nicht zur Arbeit angehalten werden. Verboten ist das sog. Trucksystem, d. h. die Auslohnung der Arbeiter in Waren statt in barem Gelde, oder gar ihre Verpflichtung, Bedürfnisse vom Arbeitgeber zu beziehen und sich von ihm Kredit gewähren zu lassen (was oft in einem förmlichen Laden oder Schanklokal geschah), von ihm errichtete Wohnungen zu mieten (oft sogar zu höheren Preisen als üblich), was eine arge Bedrückung und Ausbeutung mit sich führte und schon früher in verschiedenen Ländern wiederholt beschränkt werden mußte. Es muß dem Arbeiter auf Verlangen ein Zeugnis über seine Leistungen ausgestellt werden. Ausgedehnte Maßnahmen zum Schutze der Arbeiter gegen Gefahren für ihre Gesundheit und Sicherheit durch schädliche Stoffe oder andere Vorrichtungen sind vorgeschrieben. Was die Arbeiterinnen betrifft, so dürfen Wöchnerinnen nicht in Fabriken und ähnlichen Betrieben beschäftigt werden, Frauen überhaupt nicht in solchen Fabrikationszweigen, die mit Gefahr für Gesundheit und Sittlichkeit verbunden sind, ebenso wenig in unterirdischen Betrieben von Bergwerken, Salinen u. s. w. Kinder im weitern Sinne (bis zu

*) Arbeiterschutzgesetzgebung (von Verschiedenen), Handw. d. Staatsw., Bd. I, S. 400 ff.

18 Jahren) dürfen nicht von bescholtenen Gewerbetreibenden, nicht ohne besondere Berücksichtigung ihrer Gesundheit und Sittlichkeit, nicht ohne Gewährung der Zeit zum Besuche der Fortbilduugsschule, beschäftigt werden. In Fabriken sind keine Kinder unter 12 Jahren aufzunehmen und bis zu 16 Jahren nur außer und neben der Schulzeit in beschränkter Zeitdauer zu beschäftigen, in Betrieben mit schwerer Arbeit überhaupt nicht. Zum Schutze der Handwerkslehrlinge sind ähnliche Maßregeln getroffen. Den Vollzug obiger Vorschriften übernehmen Fabrikinspektoren.

Es hat in der Folge (im Reichstage) nicht an Forderungen weiterer Schutzmaßregeln gefehlt. Namentlich wurde die weitere Einschränkung der Frauen- und Kinderarbeit, die Festsetzung einer höchsten Arbeitszeit für Erwachsene, die verbindliche Aufstellung von Arbeitsordnungen in allen Werkstätten, die Einführung von Arbeitsämtern und Arbeiterkammern, die Bildung von Schiedsgerichten zur Entscheidung von Streitigkeiten zwischen Unternehmern und Arbeitern verlangt und diese Anträge an Kommissionen gewiesen, sie gelangten jedoch nur bezüglich weiterer Einschränkung der Frauen- und Kinderarbeit und der Arbeit an Sonntagen zu Beschlüssen des Reichstages, denen jedoch der Bundesrat nicht zustimmte, da er ein Bedürfnis dazu nicht anerkannte.

Aehnliche Reformen gelangten, nach mannigfachen Vorarbeiten, zur Annahme in Oesterreich (1883—85), in der Schweiz (eidg. Fabrikgesetz von 1877), in Belgien (seit 1887), in Holland (1889), in Italien (1886), in Dänemark (1873), in Schweden (1889), in Rußland (seit 1882). In Großbritannien, Nordamerika und Frankreich sind sie teilweise schon älteren Datums. Erst Anfänge sind gemacht in Ungarn, Norwegen, Rumänien, Spanien und Portugal.

Die Vorschrift der deutschen Gewerbeordnung, welche Vorsorgen zur Verhütung von Unfällen im Fabrikbetriebe den Behörden zur Pflicht macht und dawiderhandelnde Unternehmer mit Strafe bedroht, war offenbar nicht genügend, um einen wirksamen Schutz gegen Unfälle herbeizuführen. Es gab wol Bestimmungen in einzelnen Staaten und für einzelne Betriebe, welche (in Preußen seit 1838 bei den Eisenbahnen) eine Haftpflicht der Unternehmer in von ihnen verschuldeten Unglücksfällen anerkannten. Der norddeutsche Reichstag beschloß zwar schon 1868 den Entwurf eines Haftpflichtgesetzes, welches aber erst vom deutschen Reichstage am 7. Juni 1871 erlassen wurde. Dieses Gesetz verpflichtet die Eisenbahn-, Bergwerks-, Steinbruchs- und Fabrikunternehmungen für jede in deren Betrieb vorkommende Körperverletzung oder Tötung zum Schadensersatze, und zwar bei den Eisenbahnen unbedingt, bei den übrigen Betrieben nur im Falle der Verschuldung von Angestellten. Es fehlen jedoch bei den Bestimmungen dieses Gesetzes noch manche gefährliche Betriebe, wie z. B. Bauten, landwirtschaft-

liche Maschinen u. s. w.; es fehlen die Verschuldungen der Mitarbeiter und die eigenen; auch ist der Beweis der Verschuldung von Angestellten schwierig. Diesen und anderen Mängeln half teilweise das Gesetz über die Unfallversicherung ab. Ein Gesetzentwurf von 1881 verpflichtete die Unternehmer, ihre Angestellten und Arbeiter kollektiv gegen Unfälle bei einer Reichsanstalt zu versichern; der Reichstag ersetzte jedoch die Reichsanstalt durch Landesanstalten, und die Regierung verweigerte ihre Zustimmung. Eine kaiserliche Botschaft vom 17. Nov. desselben Jahres sprach die Ueberzeugung aus, „daß die Heilung der sozialen Schäden nicht ausschließlich im Wege der Repression sozialdemokratischer Ausschreitungen, sondern gleichmäßig auf dem der positiven Förderung des Wohles der Arbeiter zu suchen sein werde“; sie legte den Entwurf über die Versicherung der Arbeiter gegen Betriebsunfälle neuerdings vor und stellte weitere Vorlagen über die Organisation des Krankenkassenwesens und die Versicherung gegen Erwerbsunfähigkeit durch Alter oder Invalidität in Aussicht. Der neue Entwurf von 1882 setzte an die Stelle einer Reichsversicherungsanstalt Gefahren- und Betriebsgenossenschaften mit Beteiligung der Arbeiter durch Ausschüsse und mit Zuschüssen des Reiches. Entgegen einer mahnenden Botschaft verwarf die Reichstagskommission den Entwurf, an dessen Stelle dann ein neuer trat, welcher die Organisation auf berufsgenossenschaftlicher Grundlage durchführte und endlich am 6. Juli 1884 zum Gesetz erhoben wurde.*) Dieses führt den Versicherungszwang für die Arbeiter in den meisten (näher bestimmten) Betrieben während der Dauer ihrer Beschäftigung ein. Die Versicherung erfolgt durch Berufsgenossenschaften, welche unter Mitwirkung des Reichsversicherungsamtes auf Beschluß der durch gemeinsame Interessen verbundenen Gewerbetreibenden für gewisse Wirtschaftsbezirke oder für das ganze Reich gebildet werden. Der Schadensersatz umfaßt die Kosten des Heilverfahrens und im Todesfalle auch die der Beerdigung und eine Rente für die Zeit der Erwerbsunfähigkeit (von $^2/_3$) oder für die Hinterlassenen (von 60 Proz. des Jahresverdienstes für Witwe und Kinder, von 20 Proz. für hilfsbedürftige Eltern). Die Berufsgenossenschaften haben die Befugnis, Vorschriften zur Verhütung von Unfällen zu erlassen, für die Unternehmer sowol als für die Arbeiter, welche letztere zwar nicht Mitglieder der Genossenschaften sind, aber Vertreter bei deren Verhandlungen und Schiedsgerichten und bei dem Reichsversicherungsamte haben, welches den obersten Abschluß der ganzen Organisation bildet. Durch diese fällt die Haftpflicht, ausgenommen

*) Haftpflicht von L. Elster, Handw. d. Staatsw., Bd. IV, S. 243 ff. — Unfallversicherung, von Zacher, ebendas., Bd. VI, S. 309 ff. — Arbeiterschutz in Fabrikbetrieben, von H. Albrecht, Beil. z. A. Z. 1891, Nr. 19 u. 20.

bei vorsätzlicher oder fahrlässiger Herbeiführung des Unfalls weg. Novellen von 1885 und 1887 dehnten den Versicherungszwang noch weiter aus. Ein Gesetz von 1886 schuf auch für die Arbeiter der land- und forstwirtschaftlichen Betriebe eine Unfallversicherungspflicht, und zwar auf der Grundlage einer Organisation nach örtlichen Bezirken. Die Vertreter der Arbeiter werden hier durch die Behörden ernannt. Ein weiteres Unfallversicherungsgesetz von 1887 umfaßt die Seeschiffahrtsbetriebe und vereinigt deren Unternehmer zu einer Seeberufsgenossenschaft. Das Beispiel des Deutschen Reiches hat in Oesterreich und der Schweiz teilweise Nachahmung gefunden. (Eidgenöss. Haftpflichtgesetz von 1881 und 1887.)

Als der zweite Entwurf der Unfallversicherung zurückgezogen wurde (1883), erhielt dagegen der gleichzeitig damit vorgelegte einer Krankenversicherung der Arbeiter Gesetzeskraft, erlitt aber in der Folge (1892) mehrere Abänderungen.*) Ihm sind unterworfen die Angestellten und Arbeiter der Bergwerke, Fabriken, Handelsgeschäfte, Anwälte, Posten, Telegraphen, Eisenbahnen, der Schiffahrt, Spedition, Marine- und Heeresverwaltung u. s. w., mit verschiedenen Ausnahmen. Organe dieser Versicherung sind: die Orts-, die Betriebs- oder Fabrik-, die Bau-, die Innungskrankenkassen, die Knappschaftskassen und subsidiär die Gemeindekrankenversicherung. Die Leistungen bestehen in ärztlicher Behandlung, Arzneien und anderen Heilmitteln, in Krankengeld für die Dauer der Erwerbsunfähigkeit, in Wochenbettunterstützung, Rekonvalescentenfürsorge und im Todesfalle in Sterbegeld. In die Beiträge teilen sich die Versicherten zu $^2/_3$ (welcher Betrag vom Lohn abgezogen werden darf) und die Arbeitgeber zu $^1/_3$.

Es folgte 1889 das Gesetz über die Invaliditäts- und Altersversicherung, welches „gleich von vorn herein die ganze Arbeiterschaft aller Berufszweige“, welche Lohn und Gehalt bezieht und über 16 Jahre zählt, umfaßt und der Versicherungspflicht unterwirft**), allerdings mit gewissen Ausnahmen. Ihre Organe hat diese Einrichtung in territorialen Versicherungsanstalten, deren das Reich 31 zählt (Berlin, die preuß. Provinzen mit den eingeschlossenen Kleinstaaten, die bairischen Regierungsbezirke, die mittleren Staaten, die freien Städte und das Reichsland umfassend), jede mit Vorstand, Ausschuß, Staatskommissär und Schiedsgericht, unter der Oberaufsicht des Reichsversicherungsamtes. Sie unterstützt die der Krankenversicherung nicht unterliegenden Kranken, die dauernd Erwerbsunfähigen und die das 70. Altersjahr Vollendenden. Die Beiträge sind wöchentlich und richten

*) Krankenversicherung. Von R. van der Borght, Handw. d. Staatsw., Bd. IV, S. 858 ff.

**) Invaliditäts- u. Altersversicherung, von v. Woedtke. Handw. d. Staatsw., Bd. IV, S. 598 ff.

sich nach der Lohnhöhe. Das weitere ist ziemlich bekannt und überschreitet den Zweck unserer Berichterstattung. Der Volkswitz nennt die Anstalt das „Klebegesetz". Die ähnlichen Einrichtungen anderer Länder müssen wir des Raumes wegen übergehen.*) Das zuletzt genannte Gesetz schien „in manchen Bestimmungen indirekt ein Recht auf Arbeit" anzuerkennen.**) Dies ist jedoch nicht der Fall, und selbst das Recht auf Invaliditäts- und Altersversicherung ist an mancherlei Bedingungen geknüpft. Indessen erwuchs aus dieser und den vorhergehenden Reformen eine Agitation mit dem Zwecke, die Anerkennung des Rechtes auf Arbeit zu erlangen. Sie ging von den Sozialdemokraten der Schweiz aus, welche 1891 auf einem Kongreß in Olten die Anhebung einer „Initiative" beschlossen, nach welcher jenes Recht in die Bundesverfassung aufgenommen und durch die Gesetzgebung weiter ausgebildet werden sollte. Die Ausführung dieses Planes verzog sich bis 1894, in welchem Jahre die Bundesversammlung infolge einer mit 52 387 Unterschriften versehenen Eingabe, am 13. April eine Volksabstimmung über jenen Vorschlag anordnete, am 3. Juni aber das Volk denselben mit 308 289 gegen 75 880 Stimmen ablehnte. — Indessen hatte im Mai vorher der Große Rat von St. Gallen ein Gesetz erlassen, welches die politischen Gemeinden zur Einführung einer Versicherung gegen die Folgen der Arbeitlosigkeit, mit obligatorischem Beitritt aller männlichen Lohnarbeiter berechtigte, — wovon bisher die Gemeinde der Hauptstadt des Kantons Gebrauch gemacht, dies aber leider schon 1896 wieder aufgegeben hat. In Basel-Stadt ist ein Gesetz, betreffend Errichtung einer Anstalt zur Versicherung gegen Arbeitlosigkeit entworfen, welches die Versicherungspflicht der dem Fabrikarbeiterschutzgesetze unterstellten Arbeiter, sowie der Bau- und Erdarbeiter (mit Ausnahmen) ausspricht.***) Zu den Bestrebungen, dem Arbeiter möglichsten Schutz gegen Ausbeutung zu verschaffen, gehört auch das besonders von sozialdemokratischer Seite erhobene Verlangen einer Verkürzung der täglichen Arbeitszeit. Diese schwankt in den verschiedenen Ländern und Betrieben zwischen acht und dreizehn Stunden, und es ist kaum einzusehen, wie jemals diese verschiedenartigen Verhältnisse nach einer und

*) Näheres über die im vorstehenden erwähnten Versicherungen enthält das vortreffliche Werk von T. Bödiker (Präs. des Reichsversicherungsamtes): Die Arbeiterversicherung in den Europ. Staaten. Leipzig 1895. Besprochen von Georg v. Mayr. Beil. z. A. Z. 1895, Nr. 287.

**) Zur Frage der Arbeitlosen-Versicherung. Beil. z. A. Z. 1896, Nr. 3.

***) Adler, Georg, Ueber die Aufgaben des Staates angesi. d. Arbeitlosigkeit. Tübingen 1894. — Ders., Die Versich. der Arbeiter geg. Arbeitlosigkeit im K. Basel-Stadt. Basel 1895. — Dr. Fr. Garrels, Die Gesetzgebung der Schweizerkantone Bern, St. Gallen und Basel, betr. die Versich. geg. Arbeitlosigkeit. Göttingen 1896. (In Bern wurde blos, 1893, eine Arbeitlosenkasse mit fakultativem Beitritt gegründet.)

derselben Schablone gemodelt werden sollten. Heute lautet die radikal-sozialistische Parole auf acht Stunden, was in der Weise begründet wird: der Mensch solle von 24 Stunden 8 arbeiten, 8 sich erholen und 8 schlafen. Diese Zeitbestimmung wurde von Seite der genannten Partei 1894 bei der Berliner Stadtverordnetenversammlung förmlich beantragt, aber von den Gegnern mit unpassendem Hohn und Spott abgelehnt. Man kann wie gesagt über ihre Zweckmäßigkeit streiten; aber als Grundsatz hat eine Verkürzung der Arbeitszeit als soziale Reform offenbar ihre Berechtigung.*) Der Achtstundentag ist seit 1893 in den gräflich Erwin v. Nostitz'schen Eisenwerken in Böhmen tatsächlich eingeführt, deren Direktor Heidler über die in dieser Richtung gemachten Erfahrungen einen sehr günstigen Bericht erstattet hat, welchen Prof. v. Philippovich in den vom österreichischen Handelsmuseum herausgegebenen Blättern veröffentlichte. Danach arbeiten die Leute, welche 4 Uhr früh, Mittags 12 und Abends 8 Uhr in Schichten wechseln, in 8 Stunden ebenso viel, ja noch mehr als früher in 12, die Werke erzeugen um die Hälfte mehr als früher, die Löhne sind gestiegen und die Kosten haben sich vermindert. Aehnliches wird aus den Eisenwerken Vogls, des Präsidenten der Handels- und Gewerbekammer in Leoben berichtet, wo dieselbe Neuerung stattfand. In österreichischen Bergwerken, sowie in dortigen und englischen Fabriken geschah dasselbe mit ebensolchen Ergebnissen. Im britischen Parlament forderte Sir Charles Dilke schon 1892 im Namen von vierhunderttausend Bergarbeitern die gesetzliche Einführung des Achtstundentages, welcher Antrag allerdings mit 112 Stimmen Mehrheit im Unterhause fiel, doch im folgenden Jahre mit kleiner Mehrheit siegte, aber am Widerstande von hunderttausend Kohlenarbeitern scheiterte, welche jene Arbeitszeit bereits hatten und keinen staatlichen Eingriff wollten. Anderwärts glaubt man viel zu tun, wenn man auf 10 Stunden herab- und nicht über 12 hinaufgeht. Das schweiz. Fabrikgesetz schreibt 11 Stunden als Norm vor; doch sind es oft nur 10, während anderseits häufige Bewilligungen längerer Arbeitszeit vorkommen. In Frankreich wiegen 10 Stunden vor, anderswo meist 10 bis 12. In Amerika werden die Arbeitsstunden wöchentlich berechnet (60 bis 91 Stunden).

Neben der Arbeitszeit ist der Arbeitslohn ein häufiger Gegenstand sozialdemokratischer und sozialreformatorischer Bestrebungen. Weit verschiedener aber als jene ist dieser. In Deutschland schwankt er bei den städtischen Arbeitern zwischen 75 Pfennigen und 3 Mark, bei den ländlichen zwischen 70 Pfennigen und 2,38 Mark täglich.**)

*) Der Achtstundentag. Beil. z. A. Z. 1895, Nr. 7. — Arbeitszeit, von V. Böhmert u. A., Handw. d. Staatsw., Bd. I, S. 761 ff.

**) Arbeitslohn, von Schönberg, Böhmert u. A., Handw. d. Staatsw., Bd. I, S. 670 ff. u. 692 ff.

Das Streben nach besseren Zuständen, namentlich in den zwei zuletzt erwähnten Punkten (Zeit und Lohn), verbunden mit der sozial-demokratischen Agitation, führt zu den Arbeitseinstellungen oder Streiks, welche in der hier behandelten Periode weit häufiger geworden sind, als in früheren Zeiten und welche nicht anders können, als auf die soziale Reform einen bedeutenden Einfluß ausüben.*) In Deutschland hatten sie ihren Höhepunkt zwischen 1868 und 1878; der erste begann 1869 im Waldenburger Kohlenrevier, dauerte 7 Wochen, zählte 6409 Teilnehmer (von 7413 Arbeitern) und war ohne Erfolg. Fünfzehntausend Kohlengräber bei Essen streikten 1872 sechs Wochen lang mit ultramontaner Begünstigung, abermals ohne Erfolg. In den Städten hatten seit Ende 1871 die Streiks mehr Glück; sie erhöhten den Lohn und verminderten die Arbeitszeit. Hervorgetan haben sich besonders die Buchdrucker, dann die Tabakarbeiter, Bauhandwerker, Metallarbeiter u. s. w. Eine neue Bewegung begann Ende 1880; doch kam sie der frühern an Stärke nicht gleich. Es taten sich jetzt die Former, Tischler, Schuster, Hutmacher, Schneider und Schiffbauer hervor. Im J. 1889 traten große Streiks der Maurer, Zimmerleute, Bierbrauer, Droschkenkutscher und besonders der Ruhr-Kohlenarbeiter auf, welche letzteren bis auf 100 000 stiegen und schließlich in allen deutschen Kohlenrevieren von Schlesien bis Aachen Nachahmung fanden. Großbritannien hatte 1870 bis 1879 2352 Streiks zu verzeichnen. In Frankreich nahmen sie seit 1878 besonders zu und erreichten 1884 in Anzin, 1886 in Decazeville und 1887 in Vierzon unter den Kohlen- und Maschinenarbeitern und Glasmachern eine bedenkliche Höhe mit Ruhestörungen. In Decazeville wurde der Unterdirektor Watrin ermordet. Gefährliche Unruhen fanden 1886 in Lüttich statt, und bei Charleroi wurde die Fabrik und Wohnung von Baudoux eingeäschert. In Italien sah Mantua 1884 und 1885 schlimme Auftritte. In den Vereinsstaaten gab es 1881 bis 1886 Streiks in 22 304 Geschäften, welche 487 615 Tage dauerten, und von diesen waren 39,95 Proz. erfolglos. Von den 1 323 203 streikenden Arbeitern hatten 660 396 Mißerfolg.

Die Arbeitseinstellungen sind namentlich durch die Mißhandlung und Aechtung der Nichtteilnehmer gefährlich und sittlich verwerflich. Gewiß sind sie in manchen Fällen nicht unberechtigt, soweit sie die Ordnung achten; aber sie und ihre Folgen sollten immer mehr die Ueberzeugung befestigen, daß nur ein auf Gerechtigkeit und Freiheit beruhendes freundliches Verhältnis zwischen Arbeitgebern und Arbeitern sie verhindern und zu einem Erfolge sozialer Reformen beitragen kann.

---

*) Arbeitseinstellungen, von Verschiedenen, Handw. d. Staatsw., Bd. I, S. 607 ff.

## 2. Genossenschaftswesen.

Die Geschichte hat gezeigt, daß stets die Organisation nach Genossenschaften das Wahrzeichen eines freien Staates war, und daß, sowie diese Verbindungen ihre Bedeutung und Macht verloren, der Staat, dem sie angehörten, in Verfall geriet und dem Untergange entgegen ging. So war es mit den Hetairien, Demen und Phylen Attikas*), so mit den Curien und Tribus Roms**), so mit den städtischen Zünften und ländlichen Bauerschaften des Mittelalters.***) Der Absolutismus hat diese untergraben und eine mißverstandene Gewerbefreiheit sie vollends aufgelöst. Dem neuen Deutschen Reiche war es vorbehalten, dieses Palladium einer mit Freiheit gepaarten Ordnung wieder ins Leben zu rufen, wovon zwar erst die Anfänge vorhanden sind, die sich aber nach dem Gesetze der Entwickelung in einer Weise ausbilden können, in welcher die Keime einer Lösung der sozialen Frage enthalten sind und die Hoffnung auf eine solche geborgen ist. Die Berufsgenossenschaften, welche die Unfallversicherungsgesetzgebung mit ihren Ergänzungen (oben S. 156) zur Durchführung dieser Versicherung ins Leben gerufen hat, haben in der Industrie und den Gewerben die Zahl von 64 erreicht, darunter 28, die sich auf das gesamte Deutsche Reich erstrecken, während die übrigen nach gewissen, besondere Gruppen ihres Betriebes bildenden Gegenden eingeteilt sind. Der rein geographisch organisirten land- und forstwirtschaftlichen Berufsgenossenschaften sind 48 gebildet. Diese Genossenschaften haben eine weitgehende Selbstverwaltung und wählen ihre Vorstände selbst.†) Es bedarf lediglich einer Ausdehnung dieser Einrichtung auf sämtliche Berufsarten von den niedrigsten (materiellsten) bis zu den höchsten (idealsten), sowie auf alle sozialen Verhältnisse (nicht nur auf die Unfallversicherung), und es kann eine Organisation geschaffen werden, welche in sämtlichen Berufen gegenseitige Hilfe in allen Notfällen und damit eine Ausgleichung der scharfen Gegensätze in der Lage der Unternehmer und Arbeiter bewirkt, welche alle sozialdemokratischen Utopien überflüssig macht.

Zu verbinden wäre mit einer Ausdehnung der Berufsgenossenschaften die Einrichtung der Innungen. Warum sollten außer den Handwerkern nicht auch die Kaufleute, Beamten, Gelehrten (Lehrer, Geistliche, Aerzte, Anwälte u. s. w.), Schriftsteller und Künstler Innungen bilden können und ihre Interessen gemeinsam wahren? Die

*) Allgem. Kulturgesch. Bd. II, S. 88 ff.

**) Ebenda S. 382 ff.

***) Ebenda Bd. III, S. 247 ff., 263 u. 300.

†) Berufsgenossenschaften, von T. Bödiker, Handw. d. Staatsw., Bd. II, S. 403 ff.

Gewerbeordnung von 1869 sah Innungen aus selbständigen Meistern vor. Seit 1874 wurde von Hamburg aus auf die Errichtung gemeinschaftlicher Verbände von Meistern und Gesellen (Gehilfen) hingewirkt, welchen die Errichtung von Einigungsämtern, die Schlichtung gewerblicher Rechtsstreitigkeiten, die Regelung und Beaufsichtigung des Lehrlingswesens und des Arbeitsnachweises u. s. w. zustehen sollte. Der Bundesrat wandte diesem Vorschlage seine Aufmerksamkeit zu und stellte Erhebungen über die bezüglichen Verhältnisse an. In Hamburg traten solche Verbände bereits ins Leben, fanden aber keine weitere Ausbreitung. Dagegen hat das deutsche Innungsgesetz von 1881 ein gedeihliches Verhältnis von Meistern und Gesellen als Aufgabe der neuen Innungen hingestellt und das 1882 verfaßte Musterstatut sieht die Bildung von Gesellenausschüssen vor, die in die meisten Innungsstatuten Aufnahme fand. Es sind auch gemischte Innungen gestattet; namentlich in kleineren Orten sind diese unentbehrlich. Verschiedene Innungen desselben Ortes oder Bezirkes können Innungsausschüsse errichten, deren Bildung und Tätigkeit aber nur langsam fortschreitet. Die Innungen können ferner an verschiedenen Orten Innungsverbände bilden. Der Bäckerverband „Germania", der 860 Städte umfaßt, machte die Lehrlingsprüfung verbindlich. Es gibt Verbände gewisser Gegenden sowol, als gewisser Gewerbe. Der sächsische Verband (1888 gegründet) zählt z. B. 252 Innungen und über 10 000 Mitglieder. Ferner bestehen ein ostdeutscher, westfälischer, badischer und bairischer Handwerkerbund. Gewerbliche Verbände gab es 1890 ihrer 25. Am Innungstage in Berlin 1885 waren 80 000 Verbandsmitglieder vertreten.

Die Handwerksmeister streben indessen nach weiterem. Sie verlangen Wiedereinführung des Innungszwanges, Korporationsrechte für die Innungsausschüsse, Verbindlichkeit des Beitritts der Innungen zu den Verbänden und ein Reichsinnungsamt. Im Jahre 1890 zählte das Reich 10 223 Innungen mit 321 219 Mitgliedern.*)

Während die Meister in den Innungen die entschlafenen Zünfte wieder aufleben lassen, setzen die Gesellen eigene, schon vor jenem Wiederaufleben bestehende Verbände, die Gewerkvereine fort. Die ältesten derselben, die englischen Trade Unions, welche wir (A. K. VI, 128 ff.) bis 1868 verfolgt haben, erlangten, nachdem eine Untersuchung über eine in Sheffield 1866 vorgefallene Explosion, durch welche ein abgefallenes Mitglied gezüchtigt werden sollte, zu ihren Gunsten ausgefallen war, durch ein provisorisches Gesetz von 1869 staatlichen Schutz und 1871 durch den Trade Union Act förmliche Anerkennung. Infolge von Arbeitlosigkeit eines großen Teils ihrer Mitglieder 1873 bis

*) Innungen, von Wilh. Stieda, Handw. d. Staatsw., Bd. IV, S. 586 ff. — Handwerk, von dems., ebenda S. 369 ff.

1879 erlitten sie große Ausfälle durch Unterstützungen, erholten sich jedoch seit 1888 wieder. Seit 1883 nahmen sie wiederholt an Arbeiterkongressen Teil und bildeten auf diesen das konservative Element. Doch unterstützten sie oft streikende Fachgenossen auf dem Festlande. Eine ehemalige Arbeiterin, Mrs. Paterson, geb. Smith, rief weibliche Gewerkvereine (Women's Trade Union Provident League) ins Leben, an deren Spitze hochstehende Damen traten und welche 1889 vom Kongreß der Gewerkvereine Anerkennung und Unterstützung erhielten. Eine weitere Organisation entstand 1887—88 unter den „ungelernten" Arbeitern, d. h. solchen, die zu ihrer Betätigung keiner eigentlichen Ausbildung bedürfen, z. B. Arbeiter an öffentlichen Werken. Im Jahre 1892 zählte das britische Reich in Europa 1 507 026 Trade-Unionisten (3,98 auf 100 Einwohner) in 34 von 1809 bis 1874 gegründeten Gewerkvereinen.*)

In Deutschland kam mit Nachahmung der Trade Unions dem liberalen Volkswirtschafter Max Hirsch 1868 der Nachfolger Lassalles, B. v. Schweitzer zuvor und rief auf dem Arbeiterkongreß in Berlin die Gründung von Gewerkschaften zum Zwecke der sozialdemokratischen Propaganda ins Leben, worauf Hirsch und Franz Duncker (2 Tage später) auf einer Arbeiterversammlung die Gründung von Gewerkvereinen beschlossen. Es war der Verband der Berliner Maschinenbauer, welcher 1869 die Entstehung des Verbandes Hirsch-Dunckerscher Gewerkvereine beförderte. Durch den Krieg von 1870—71 wurde ihr Wachstum rückgängig, da sie verschiedenen Mißdeutungen unterlagen. Sozialdemokraten drangen ein, wurden aber 1876 ausgeschlossen. Seit 1878 wuchsen sie wieder an und 1891 zählten sie in 1382 Ortsvereinen 63 571 Mitglieder, von denen aber gleichen Jahres die Porzellanarbeiter ausschieden; die Maschinenbauer zählen etwa 22 000 unter 58 000 jetzigen Mitgliedern. Ihr Zweck ist Beilegung von Ausständen und anderen Streitigkeiten, Gewährung von Rechtsschutz, Unterstützung in Kranken- und Todesfällen, sowie bei Arbeitlosigkeit und Reisen, und geistige Bildung.

Die sozialdemokratischen Gewerkvereine wurden im September 1868 unter v. Schweitzer und Fritzsche konstituirt, gediehen aber nicht, worauf der Gründer sie zu einem „Allgemeinen Arbeiterunterstützungsverbande" vereinigte, der aber ebenfalls keine Lebenskraft hatte und 1871 von 30 000 Mitgliedern nur noch 4257 zählte, die sich dann 1875 mit den marxistischen „Internationalen Gewerksgenossenschaften" verschmolzen, welche ebenfalls um ihre Existenz kämpften. Das Sozialistengesetz von

*) Sidn. u. Beatr. Webb, Gesch. des brit. Trade Unionismus, deutsch von R. Bernstein, Stuttgart 1895, S. 212 f. u. 437 ff. — Gewerkvereine, von Brentano u. A., Handw. d. Staatsw., Bd. IV, S. 7 ff.

1878 löste die 29 Verbände und 1300 Zweigvereine mit 58 000 Mitgliedern auf. Seit 1880 entstanden wieder lokale Fachvereine und nahmen stark zu, so schwierig es ihnen auch gemacht wurde. Nach der Aufhebung des Sozialistengesetzes 1890 zählten sie bereits 275 000 Mitglieder in über 60 Fachverbänden und 4000 Zweigvereinen, mit welchen indessen an solchen Orten, wo die Gewerkschaften polizeilich nicht geduldet sind, das „Vertrauensmännersystem" in Verbinduung steht, durch welches die gesamte Mitgliederzahl 450 000 (Handwerker und Fabrikarbeiter) beträgt. Sie besitzen 56 Blätter (die Hirsch-Dunckerschen nur drei). Von ihnen sagt Schmoele (H. d. St., Bd. IV, S. 23): „Sie sorgen für Zusammenhalt der Berufsgenossenschaften und ihrer Familien durch Versammlungen, Festlichkeiten, für Verfolgung gemeinsamer Ziele, für Hebung der Solidarität und des Selbstbewußtseins."

Der einzige deutsche Gewerkverein, welcher sich von jeder politischen Partei fernhält und „dessen Ziele und Erfolge den englischen Trade Unions gleichzustellen sind, ist der Unterstützungsverein Deutscher Buchdrucker, welcher 1866 entstand und 1891 in 22 Gauvereinen über 17 000 zur Vereinskasse (welche 1 707 000 Mark besitzt) beisteuernde Mitglieder zählte. Seit 1873 beobachtet er die Tarifgemeinschaft mit den Prinzipalen.

Die Gewerkvereine in Oesterreich sind ein Widerhall der sozialdemokratischen Bewegung im Deutschen Reiche; doch gelangte das anarchistische Element zum Uebergewicht in ihnen, bis der Eintritt Dr. V. Adlers dieses brach und (1888) auf dem Parteitage in Hainfeld eine Reorganisation gelang, welche 1890 auch zur fachgewerblichen wurde. „Tage" der einzelnen Gewerbe begannen ihre Tätigkeit. Die andauerndste und erfolgreichste Organisation ist die der Buchdrucker. In Frankreich erhielten 1884 die Gewerkvereine der Arbeiter durch ein Gesetz das Recht der Bildung ohne polizeiliche Genehmigung, welches die der Arbeitgeber schon längst besaßen, und zählten 1891 in 1127 Fachvereinen 205 000 Mitglieder. Nur wenige dieser Verbände sind aber nach Art der Trade Unions gefestigt. Ein allgemeiner Gewerkschaftsbund entstand 1880 in der Schweiz unter sozialdemokratischem Einflusse, hatte aber schwachen Fortgang, bis ihm 1891 mehrere andere Verbände beitraten, so daß er nun 193 Sektionen mit 7000 Mitgliedern zählt. In Italien, Belgien und Dänemark ist eine allgemeine Organisation noch nicht zu stande gekommen. In den Vereinstaaten entstand 1866 die National Labor Union nnd 1881 in Pittsburg die Federation of organised Trades and Labor Unions, welche 1886 zur American Federation of Labor anwuchs, deren Glieder schon 1889 die halbe Million überschritten hatten. Im ganzen aber sind über eine Million Lohnarbeiter verbunden, von denen die Knights of Labor (Ritter der Arbeit) ein Drittel ausmachen. Diese wurden

1869 von Uriah S. Stevens, einem Schneider in Philadelphia, als Geheimbund gegründet und haben großen Einfluß erlangt, sind aber infolge einer Krise von 752 430 Mitgliedern (1886) auf 425 000 (1888) heruntergegangen, ohne indessen an Lebenskraft eingebüßt zu haben. Ihr Charakter als Geheimbund wurde nach 1880 mit Rücksicht auf die katholischen Irländer aufgegeben, was jedoch umsonst war, weil 1888 der Sozialismus (nicht die Sozialdemokratie) im Bunde Eingang fand. Sie waren stets in langwierige Streiks verwickelt und sind im Begriffe, eine „dritte" Partei zu gründen.*) Die Streiks und der Boycott (Verruf der Waren eines Unternehmers) sind überhaupt in Nordamerika sowol häufig in der Zeit, als ausgedehnt im Raume. In die Politik greifen die großen Verbände fleißig ein, nicht aber die einzelnen Gewerkvereine.

Die blos ökonomischen Genossenschaften: die Hilfskassen, die den Bergarbeitern eigentümlichen Knappschaftskassen, die dem Wohnungsbedürfnisse ihrer Mitglieder dienenden Baugenossenschaften (Building societies), die Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften (Associationen), zu denen auch die Produktiv-, Vorschuß- und Konsumvereine gehören und welche in Deutschland Schulze aus Delitzsch (geb. 1808, † 1883) ins Leben rief (A. K. VI, S. 130 f.), und die landwirtschaftlichen Kredit- oder Darlehnskassenvereine, welche Friedr. Wilh. Raiffeisen zu Flammersfeld im Westerwald (geb. 1818, † 1888) 1849 begründete, und deren Centralkasse 1890 401 Vereine mit etwa 47 000 Mitgliedern verband, deren aber im ganzen weit mehr und in den meisten Ländern Europas, sowie in Amerika verbreitet sind, — können wir hier nicht eingehend erwähnen, wenn sie auch sämtlich Bausteine zu den alles umfassenden Genossenschaften der Zukunft bilden. Ihren idealen Gipfelpunkt bilden die Volksbildungsvereine mit ihren Vorträgen, Unterrichtskursen, Bibliotheken und Lesehallen und die Vereine zur Verbreitung guter Volksschriften.**)

Der 1889 gegründete „Verein für Massenverbreitung guter Schriften" in Weimar verbreitet sich über Deutschland, Oesterreich, West-Rußland, die Schweiz und Amerika. Er hat etwa 7000 Mitglieder, (1. Januar 1891) ein Vermögen von 34 000 M., Ende 1891 bei wöchentlichen Auflagen von je 10 000 Exemplaren in seinen Heft-, Band- und Halbjahrsbuchausgaben an 500 000 Einzelhefte und über 5000 Bände abgesetzt und nahezu 800 000 Einzelhefte unter das Volk gebracht. Sämtliche Veröffentlichungen sind illustrirt.

---

*) Sartorius von Waltershausen im Handw. der Staatsw., Bd. IV, S. 686 ff.

**) Handw. der Staatsw., Bd. VI, S. 504 ff.

Seit 1887 wurden, zuerst in Dresden, dann auch an anderen Orten Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz Volksunterhaltungsabende veranstaltet und Volksheime (weniger passend „Volkspaläste" genannt) gegründet, womit Spiele, sowie alkoholfreie Erfrischungen verbunden werden.

Manche Volksbildungsvereine, wozu auch die Arbeiterbildungsvereine gehören, pflegen auch die Arbeiter- und Ferienkolonien (welche letzteren 1876 Pfarrer Walter Bion in Zürich begründete, und die in vielen Ländern, neuestens auch in Spanien, Anklang fanden); manche gründen ferner Frauenarbeits-, Koch- und Haushaltungsschulen, Volksbäder u. s. w. Die Versuche mit Volksbühnen haben dagegen noch nicht recht gelingen wollen.*)

### 3. Ausgleichung der Gegensätze.

Gleichviel, ob diese Ansicht bei den in materieller Beziehung Glücklichen dieser Erde Anklang finde oder nicht, — für uns und gewiß für jeden vorurteilslos Denkenden und Fühlenden ist sie unanfechtbar, — die nämlich, daß die soziale Frage nur dann gelöst werden kann, wenn die sehr Reichen, wir wollen sagen die Millionäre (und zwar schon die Franc- und Mark-, nicht erst die Dollar- oder gar Pfundmillionäre) von ihrem Ueberflusse hergeben, nicht zu Almosen, sondern zu Volksheimen, Arbeiterwohnungen, besonders aber zu Genossenschaftenfonds, welche den Untergang von Genossen unmöglich machen. Ohne dies nützen alle sozialen Reformen nichts, und ohne dies stehen genannte Millionäre vor der Alternative, durch eine soziale Revolution alles zu verlieren, statt durch eine soziale Reform nur einiges. Natürlich meinen wir nicht freiwillige Beiträge von einigen Goldkronen, Napoleons oder Sovereigns, sondern gesetzlich geregelte Abzüge vom Zuviel, ohne welches sie so gemächlich leben können wie bisher, nur ohne sich fortwährend den Winter durch die Gesundheit zu untergraben und den Sommer durch vergeblich Heilung zu suchen!

Diese gesetzlichen Mittel zur Ausgleichung der schärfsten sozialen Gegensätze sind: Progressivsteuern, Erbschaftssteuern, Luxussteuern (von kostbaren Mobilien, Schmucksachen, Toiletten, Gastmählern, Kutschen, Pferden, Hunden u. s. w.) und Verbot der Börsenspekulationen, der Lotterien, der Wettrennen-Buchmacherei und vielleicht noch anderer krummen Wege.

Die Progressivsteuer ist von Nationalökonomen wie Robert Meyer, F. J. Neumann, A. Wagner, L. von Stein und Schäffle

---

*) Volksbildungsvereine, von J. Lehr. Handw. d. Staatsw., Bd. VI, S. 504 ff.

verfochten worden, vorzüglich aus dem Grunde, daß die Leistungsfähigkeit stärker steige als das Einkommen. Auch E. Sax, welcher es unmöglich findet, aus der Leistungsfähigkeit etwas ableiten zu wollen, und es unrichtig findet, die Steuern als Opfer, als Last, als Beanspruchung der Leistungsfähigkeit aufzufassen, sondern sie als Wertgrößen betrachtet wissen will, verlangt, daß jeder bereit sei, dasjenige Gütermaß aus seinem Einkommen zur Deckung der Gesamtbedürfnisse zu verwenden, welches dem Güter-Quantum Anderer wertgleich ist, folglich müßten die Steuersummen in stärkerem Verhältnis als in dem der Einkommen wachsen. In den größeren deutschen Staaten, wie Preußen und Baiern, ist bereits die progressive Steuer, wenigstens in einem bescheidenen Maße, eingeführt; eigentlich ist es hier eine degressive, die bei kleineren Einkommen rascher abnimmt als dieses.*)

Eine Erbschaftssteuer, welche aber, um gerecht zu sein und nicht kleine Erbschaften empfindlich zu belasten, diese verschonen und bei großen ebenfalls progressiv sein sollte, nicht nur im Verhältnis zur Erbschaft, sondern auch je größer, je weiter entfernt die Verwandtschaft zwischen Erblasser und Erben ist, besteht in ganz Deutschland und in den meisten europäischen Staaten, wenn auch in sehr verschiedener Gestalt und wol nirgends so wie sie sein sollte. Gerecht eingerichtet (im obigen Sinne) ist sie jedenfalls gerechtfertigter, als die von den Sozialdemokraten und von J. Rülf (Das Erbrecht als Erbübel, Leipzig 1894) verfochtene Aufhebung des Erbrechts, die sich nach Aufhebung des Privateigentums von selbst verstände, aber bei dessen Fortdauer in der Gestalt von Schenkungen leicht zu umgehen wäre. Ein berechtigter Individualismus und namentlich der Familiensinn erfordern die Aufrechthaltung des Erbrechts und der Gemeinsinn, wie die soziale Gerechtigkeit die starke Besteuerung der großen Erbschaften und jener aus weiter Verwandtschaft oder aus Vermächtnissen zu gunsten Nichtverwandter.

Der Luxus ist, wenn auch der Kunst und den Gewerben günstig, doch die keckste Herausforderung dem Elend gegenüber und daher nur durch seine scharfe Besteuerung sühnbar, namentlich sofern er auf Unsittlichkeit beruht (wie derjenige von Mätressen). Seine Beschränkung ist so alt wie die Geschichte der civilisirten Länder und Völker; erst in neuester Zeit hat er aus mißverstandener Auffassung persönlicher Freiheit (die leider allzu oft Frechheit ist) freie Hand bekommen (die letzte Kleiderordnung wurde 1784 in Würtemberg erlassen). Thiers und Mommsen verteidigten, J. B. Say bekämpfte den Luxus, von welchem Wilhelm Roscher sagt: bei einem gesunden Volke sei er ge-

*) Im Artikel „Steuer“, von Eheberg, Handw. d. Staatsw., Bd. VI, S. 106 ff.

sund, bei einem kranken krankmachend. Es fragt sich nur, ob es durchaus gesunde oder kranke Völker gibt. Luxussteuern bestehen heutzutage in Holland (wo sie zuerst, 1612, auftauchten) auf Dienstboten und Pferde, in belgischen Städten und Ungarn auf Wagen, in England auf Wagen und Pferde, in Frankreich, Waat und Genf auf Pferde, Wagen und Billards; zum Teile kommen noch die Bedienten, in Frankreich die geselligen Vereine dazu; anderswo sind diese Steuern nur unbedeutend oder aufgehoben; jedenfalls ist dies alles teilweise kleinlich und durchweg ungenügend.

Unsere Zeit ist mithin noch in einer sehr geringen Entwickelung derjenigen Maßregeln begriffen, welche zur Lösung der sozialen Frage das meiste beitragen würden, und auch soweit sie dies versucht, hat sie nur den Vorteil der Staatskassen, nicht die Wegschaffung des Elends im Auge. Dieses ist aber so grauenhaft, daß es für unsere civilisirte Gesellschaft nur die Wahl gibt:

fallen oder helfen!

---

# Drittes Buch.

# Verirrung und Rettung.

---

## Erster Abschnitt.

## Die Frauenfrage.

### A. Das Leben der Frauen.

#### 1. Die Ursachen der Frauenfrage.

Daß es überhaupt eine Frauenfrage gibt, ist jedenfalls ein ungesundes Symptom unserer Zeit. Es sollte in der Tat keine Frage sein, welche Stellung der Frau zukommt, nämlich eben die: Frau zu sein. Daß es sich heutzutage anders verhält, ist eben die Folge der sozialen Mißverhältnisse, wie diese die Folgen der Uebervölkerung sind. Allerdings handelt es sich in der Frauenfrage, wie Gustav Gerok*) richtig sagt, „nicht blos um die soziale Stellung der Frau, sondern um viel mehr, um ihr eigentliches Sein und ihren ewigen Wert". Aber dieser höhere Teil der Frage ist eben auch eine Wirkung der durch die sozialen Mißverhältnisse erzeugten Unzufriedenheit. Daß die Frauen nach höherer Bildung und nach einer höheren Geltendmachung ihrer Persönlichkeit streben, als ihnen von Haus aus vergönnt war, ist zu allen Zeiten, die uncivilisirten ausgenommen, der Fall gewesen und ist ihnen auch heute gestattet. Es hat stets Frauen gegeben, die sich auszeichneten und sich über den Durchschnitt ihres Geschlechtes erhoben. Daß aber ihrer Viele nach Erwerbszweigen suchen müssen, was in früherer Zeit nicht vorkam, das ist eben ein Zeichen unserer Zeit, eine Folge der sozialen Zustände. „Unverstandene" Frauen oder

---

*) Frauenabende. Sechs Vorträge zur Frauenfrage. Stuttgart 1896. S. 3.

solche, die sich dafür halten, sind durchaus nichts neues. „Unterdrückt“ sind die Frauen gegenwärtig weniger als je, soviel auch ihre Rechte noch zu wünschen übrig lassen. Gibt es auch leider Ehen, in welchen die Frau die Sklavin des Mannes ist, so gibt es ihrer auch genug, und daneben noch außereheliche Verhältnisse in Menge, in welchen der Mann der Sklave der Frau ist. Nur die Uebervölkerung und die in allen Ständen bei beiden Geschlechtern überhandnehmende Genußsucht, namentlich die zwei unseligen Tische, der Stammtisch des Mannes und der Putztisch der Frau, schufen die Frauenfrage so wie sie heute vorliegt. Dem Manne kommt dabei die größere Schuld zu. Der Mann ist überhaupt, wie die Statistik der Gefängnisse zeigt*), fünf- bis zehnmal mehr zu Vergehen und Verbrechen geneigt als die Frau. Soweit die Frau schlecht ist, ist sie durch den Mann verdorben, wofür namentlich die Tatsache spricht, daß die Zahl der fehlbaren Frauen in jugendlichem Alter und ledigem Stande sich zu derjenigen der schuldigen Männer viel günstiger verhält, als in späteren Jahren, welche sie in dauerndere Verbindung mit dem Manne bringen.

Schon aus diesem Grunde ist eine Benachteiligung und Minderberechtigung der Frau gegenüber dem Manne, wie sie noch immer vorkommt, ebenso verwerflich als das Gegenteil es wäre (und vielfach ist). Der Mann ist in erster Linie zum Schutze der Frau, wie sie zu seiner Veredelung geschaffen, Beide aber nicht zu einem Wettstreite um den Vorrang, welcher nur das Gegenteil dessen herbeiführen würde, wozu beide Teile bestimmt sind, nämlich der Liebe.

Die Sozialdemokratie aber und mit ihr eine (Gottlob nicht starke) Anzahl ohne Ueberlegung handelnder Damen**) will diesen Kampf, sie will die Frauen vom warmen Herde in die kalte Welt hinausstoßen und unter dem Vorwande, ihnen die Freiheit zu geben, sie in eine ärgere Knechtschaft beugen, als je eine solche vorhanden war, eine Knechtschaft, die ihnen im Kampf um das Dasein mit dem nicht durch Liebe an sie gebundenen, brutalen und rücksichtlosen Manne so gewiß blühen würde, als das weibliche Geschlecht eben das schwächere ist. Um der „Gewaltherrschaft“ der Männer zu entgehen, würden die Frauen ihr durch solchen Kampf erst recht unterliegen. Jene Damen würden so sicher die ersten Opfer der Folgen ihres Beginnens sein, wie die Führer der Sozialdemokraten die ersten Opfer einer sozialen Revolution. Denn die Teilnehmer an einer Empörung sind niemals zufrieden mit dem, was sie erringen, und rächen sich dafür zuerst an Denen, deren Versprechungen unerfüllt geblieben sind.

---

*) Siehe des Verf. Buch „Die Frau in der Kulturgeschichte“, Berlin 1892, S. 3 f.

**) Leixner, Soziale Briefe aus Berlin, S. 139 ff.

So wie die soziale Frage nun einmal ist, d. h. wie sie durch die Uebervölkerung und den riesenhaft anwachsenden Verkehr geworden, handelt es sich bei der Frauenfrage, als einem Teile derselben*),

1. darum, wie die künftigen Frauen, um ihrer veränderten Stellung gerecht zu werden, erzogen werden sollen,

2. welche Berufe ihnen eröffnet werden können,

3. wie sie gegen die Unsittlichkeit der Männer zu schützen sind,

4. welche Rechte ihnen eingeräumt werden können.

Diese Fragen sind jedoch, glauben wir, unrichtig gestellt. Es sollte sich, um zu vernünftigen Zuständen zu gelangen, um anderes handeln, nämlich:

1. wie die Mädchen zu wahrer, edler Weiblichkeit erzogen werden sollen,

2. wie sie sich, soweit sie zur Ehe, welche die Regel bleiben soll, nicht Lust noch Beruf haben, nützlich machen können,

3. wie die Unsittlichkeit der Männer ausgerottet und ihnen ein würdiges Verhalten gegen die Frauen beigebracht werden mag,

4. wie ihre rechtliche Stellung mit ihrem erhabenen Berufe in den besten Einklang zu bringen ist.

„Die Ehe soll die Regel bleiben" haben wir gesagt und halten dies fest; noch mehr, sie soll immer mehr wieder die Regel werden. Die Natur und damit Gott will es so. Freilich, keine Regel ohne Ausnahme. Kranke und Schwächliche beider Geschlechter taugen nicht zur Ehe. Beide Geschlechter halten sich so ziemlich die Wage; wenn aber auch in Europa das weibliche überwiegt, so gleicht sich dies dadurch aus, daß letzteres wol mehr schwächliche Individuen umfaßt als das männliche, und daß Frauen, die in sich den Beruf fühlen, der Wissenschaft oder Kunst oder Religion zu leben, sich zur Ehe nicht gut eignen, während dies bei Männern kein Hindernis bildet, weil sie das Haus nicht zu besorgen haben.

Wir haben bereits angedeutet, daß der Stammtisch und der Putztisch die Grundübel sind, auf denen die heutige Frauenfrage beruht. Beide stehen dem, was die Regel sein soll, der Ehe, im Wege. Der Kneipenbesuch untergräbt die Lust zur Ehe, und die Sucht unverständiger Frauen nach kostbaren Toiletten und überflüssigem Schmuck schreckt noch mehr davon ab. Es geht aus unseren früheren Aeußerungen hervor (oben S. 151 f.), daß die Fortpflanzung keineswegs der einzige Zweck der Ehe, daß ihre Uebertreibung vielmehr vom Uebel ist. Ebenso, wo möglich noch mehr, soll gegenseitige Vervollkommnung der Zweck der Ehe sein und sich in der Erziehung der (möglichst wenigen) Kinder fortsetzen.

---

*) Gerok a. a. O., S. 14 ff.

Damit dieses schöne Ziel erreicht werden kann, muß Reinheit des Mannes, welche die der Frau von selbst herbeiführt, eine unerläßliche Forderung sein. Ihr Haupthindernis ist die leider schon bei Schulkindern einwurzelnde lüstern-witzelnde Besprechung der geschlechtlichen Geheimnisse, die freilich nichts neues ist, sondern Jahrhunderte zählt. Pädagogen müßte die Aufgabe zufallen, diesem Unfug abzuhelfen und eine Methode zu finden, nach welcher jene Verhältnisse kurz vor dem Eintritte der Pubertät in ernst-wissenschaftlicher Weise den Jünglingen und Jungfrauen (natürlich getrennt) mitzuteilen wären.

Dies der allgemeine Charakter der Frauenfrage unserer Zeit, deren einzelne Züge nun kulturhistorisch darzustellen sind.

## 2. Die Frau in der Wirklichkeit.

Was für die hier behandelte Zeit in der Stellung der Frauen zum Männergeschlechte besonders charakteristisch ist, bezieht sich im Gebiete der Civilisation, welcher wir angehören, vorzugsweise auf die größeren Städte, da die Verhältnisse auf dem Lande ziemlich stabil sind. Nehmen wir für Deutschland die Reichshauptstadt als Beispiel, so finden wir in den Veröffentlichungen des statistischen Amtes von Berlin für das Jahr 1885*) eine Zahl von 229 981 Ehefrauen, von denen 9497 getrennt von ihren Gatten lebten und unter diesen 6457 von denselben verlassen waren. Die Männer der 20 Jahre und weniger zählenden Frauen überragten diese meist um 6—7 Jahre, im Alter von 20—25 Jahren um 3—4, in dem von 25—30 Jahren um 2—3. Höher hinauf wird der Unterschied kleiner und vermehren sich die Fälle, in welchen der Mann jünger ist, was im ganzen bei 26 Proz. der Ehen vorkommt. Der größte Unterschied betrug 49 Jahre zu gunsten des Mannes. In den vorzugsweise von Wohlhabenden bewohnten Stadtteilen gibt es mehr Ehen mit einem ältern Mann als in den übrigen, wo die Ehen mit älteren Frauen häufiger sind. Nach einer Dauer von einem Jahre bestanden von 1000 Ehen noch 990, nach 10 Jahren 796, nach 20 Jahren 557, nach 30 Jahren 352, nach 40 Jahren 162, nach 50 Jahren noch 34. Je neuer die Stadtteile sind, um so geringer ist die Dauer der Ehen. In den ärmeren Stadtteilen sind die kinderlosen Ehen am seltensten (12—16 Proz.), in den reicheren häufiger (22—25 Proz.). Die Hälfte der Ehen hatte mehr als 2, $^3/_8$ 4 und mehr, $^1/_8$ 6 und mehr, $^1/_{50}$ 10 und mehr Kinder. Die höchste Fruchtbarkeit weisen die Ehen auf, in denen der Mann bis zu 5 Jahren älter war; bei größerm Unterschiede nimmt

*) Herausgegeben vom Direktor R. Böckh, Berlin 1891. Beil. z. A. Z. 1892, Nr. 65.

die Kinderzahl ab. Die Durchschnittszahl der Kinder betrug 4 auf die Ehe. Leixner*) berichtet, der Kinderreichtum nehme ab, nachdem „gewisse Lehren der Malthusianer ihren Weg schon zu den kleinen Leuten Berlins gemacht", und „wir steuern langsam dem Zweikindersystem zu". Die Frauen der Arbeiter, sagt er, haben ein hartes Leben und keine Ruhe am Tage, sind aber trotzdem nicht verbittert und sind stets bereit, in Notfällen den Hausgenossen zu helfen; ja sie zeigen „sittliche Kraft und Größe", wenn die Trunksucht des Mannes sie zu Martyrinnen macht. Leider besteht ihre geistige Kost meist in schlechten Kolportage-Romanen. Die Religion ist für sie meist nur Formsache; denn die Geistlichen stehen dem Volke zu fern. Trotzdem haben sie Bildungstrieb und bringen oft (für sie) schwere Opfer für die Erziehung der Kinder; oft setzt gerade die Mutter das Studium des Sohnes oder die höhere Schule für die Tochter durch. Leider aber hat die sozialdemokratische Agitation das Familienleben schon „tief unterwühlt, ja vernichtet", namentlich das der Fabrikarbeiter, deren Kinder die gleiche „Laufbahn" ergreifen. In den Fabriken verlieren die Mädchen sehr bald ihre Reinheit und ergeben sich der Putzsucht. „Wilde Ehen greifen um sich — oft unter den Augen der Eltern", nicht aus die Ehe erschwerenden, sondern geradezu aus Gründen, welche den sozialdemokratischen Ansichten über die Ehe entstammen. „Sie geht mit ihm", ist das bekannte geflügelte Wort geworden. Oft freilich folgt eine Ehe nach, oft aber tritt die „Engelmacherei" auf die Bildfläche, und nach höchstens zwei Jahren geht das Paar auseinander, nicht selten der weibliche Teil unter die Kontrole der Sittenpolizei oder auch ohne diese ins Verderben. Der ehemalige „Bräutigam" wird oft zum Zuhälter. Die Verderbnis beginnt oft schon mit elf Jahren —, eine Folge der schlechten Wohnungsverhältnisse, bei denen das „Schlafburschentum" vergiftend wirkt. In Gegenwart der Kinder scheuen viele Eltern nicht vor unanständigen Reden zurück. Der Alkoholteufel ist aber die häufigste Ursache der Familienzerrüttung. Wo noch etwas zu retten, ist es meist das Verdienst der Frau, die dem „sozialdemokratisch-atheistischen Geist" mißtrauisch oder ablehnend gegenübersteht.

Ebenso tüchtig sind durchschnittlich die Frauen des Mittelstandes (die der Beamten, Lehrer, Offiziere, mittleren Kaufleute u. s. w.). Leider bleibt die Ernährung vielfach hinter den Ausgaben für „standesgemäßes" Auftreten in Wohnung, Kleidung und Geräten zurück. Manche dieser Frauen und ihre Töchter arbeiten für Ausstattungsgeschäfte (meist mit einem Verdienst von höchstens 1 Mark täglich), ja sogar künstlerisch und litterarisch für geringen Lohn. Das Familienleben ist im allgemeinen erfreulich; aber bei dem jüngeren Geschlechte nimmt die Ver-

*) Soziale Briefe aus Berlin, S. 113 ff.

gnügungssucht zu, wenn auch die sittliche Haltung gut bleibt, wie Leixner sagt „besser als in mancher andern Weltstadt“. Namentlich ist der Eifer zur Mitwirkung für wohltätige Zwecke ein großer, oft mit nicht geringen Opfern.

Auf die Verhältnisse der Frauenwelt im übrigen abendländisch gebildeten Europa werden wir gelegentlich zurückkommen.

Mit dem abendländischen Europa hängt, enger als das morgenländische, seine amerikanische Kolonie zusammen, die gleich ihm von Germanen und Romanen, nur selten von Slawen oder anderen Osteuropäern besiedelt ist. Doch entwickeln sich hier unter der Frauenwelt Verhältnisse, welche, wenn man etwa von London und Paris absieht, an Emanzipationslust weit über das im Abendlande der Alten Welt statthafte oder als statthaft geltende hinausgehen.

Man schrieb aus Neu-York im Jahre 1882*) folgendes:

„Daß junge Männer ihr bequemes und gastfreies Elternhaus verlassen, um mit einem gemeinschaftlichen Freunde nach kollegialer Weise, ohne Einschränkung oder Aufsicht zu leben, ist in Neu-York nichts Neues mehr. Der „Fortschritt“, ein von einer Dame, Frau Metz-Bylandt, herausgegebenes Wochenblatt, weist darauf hin, daß jetzt auch junge Damen den Versuch machen, allein zu hausen. „Heimatlose Frauen von jedem Alter,“ so schreibt das Blatt, „die das Unglück haben, der Gesellschaft und des Schutzes der Eltern entbehren zu müssen, die es verachten, eine „Mariage de convenience“ einzugehen, haben das Recht, eine Heimat zu gründen und ihre Freunde gastfreundlich zu bewillkommnen; aber daß die jungen Mädchen ihre Heimat verlassen und um die Ecke ziehen, um allein zu hausen, nur weil es englische Mode ist, scheint uns nicht recht zu sein.“ . . . Ein weiteres Beispiel von Selbständigkeit amerikanischer Damen tritt uns in folgender Tatsache entgegen: Minnie Madden und Grace Crary, zwei achtzehn-, beziehungsweise neunzehnjährige Mädchen aus Illinois, machen jetzt im Westen eine Vergnügungs- und Erholungsreise auf dem Veloziped. Sie verließen ihre Heimat Anfangs Herbst und befanden sich in Texas, als sich im Norden die Kälte eingestellt. Sie beabsichtigten, bei Beginn des Frühlings in Florida zu sein und längs der Küste nach dem Norden zu kommen. Sie werden von einem Diener begleitet, und ihr Gepäck wird auf der Eisenbahn vorausgeschickt. — Was das Kapitel der Eheschließungen betrifft, so ist es merkwürdig, wie viele leichtsinnige, nein, sündhafte Prediger es gibt, die junge Mädchen mit alten Männern, Knaben mit alten Frauen, oder zwei unwissende, närrische Kinder, die nicht wissen, was sie tun, mit einander verbinden. In Westevoir, Somerset County, Maryland, vermälte ein Pfarrer Bowen ein zwölfjähriges Mädchen mit ihrem 60jährigen Stiefvater Namens Shores. Beide Männer sind ins Gefängnis geworfen und bestraft worden. Das Kind wurde von dem Alten geschieden, ließ sich aber leider nach ein paar Tagen mit einem sechszehnjährigen Knaben trauen.“

Von Europas Abendland und Amerika ist, durch Herkunft, Sprache und Sitte, mehr oder weniger scharf geschieden (wenn man nämlich das Französisch-Parlieren der sog. höheren Stände ausnimmt) die Erdgegend, welche Karl Emil Franzos treffend „Halbasien“ benannt

*) Wiener Allg. Zeitung, 16. März 1882.

hat, nämlich was etwa im Osten der Weichsel und der Leitha liegt. Bei Albanesen und Südslawen ist die Frau noch heute Sklavin, beim gemeinen russischen und polnischen Volke nicht viel mehr; höher stehen die Ungarin, Rumänin und Griechin. Durch eine unausfüllbare Kluft sind von dem „Volke“ dieser Gegenden die Gebildeten getrennt, soweit man sie so nennen darf.

„Die Frau der vornehmen Stände ist bei all diesen verschiedenen Völkerstämmen vollkommen gleich. Die reiche Russin, wie die Griechin, die Polin wie die Rumänin tun den ganzen lieben Tag weiter nichts, als daß sie starke Cigaretten rauchen und sich mit noch stärkerer Lektüre die Zeit vertreiben. Um ihren Mann und um ihre Kinder kümmert sich die vornehme Halbasiatin wenig, am allerwenigsten um ihren Haushalt. Die Pariserin ist ihr Ideal, Paris das Mekka all ihrer Wünsche und Hoffnungen. Wer das Geld dazu hat, geht selbst nach Paris und studirt die neuesten Moden an der Quelle; wer das nicht kann, nimmt sich einen französischen Gouverneur oder eine Gouvernante ins Haus und sucht möglichst Alles nachzuäffen, was ihm als französisch geboten wird. Was dabei herauskommt, ist freilich weiter nichts als eine häßliche Karikatur der Pariserin. Pariser Moden kann man nachmachen, aber der Geschmack läßt sich nicht einimpfen; die französische Sprache kann man erlernen, aber der Esprit findet sich nicht so von selbst dazu. Die vornehme Halbasiatin heiratet eigentlich nur, um die Ehe zu brechen, und der Verleger Zola's verkauft ein Viertel aller seiner Auflagen nach Halbasien. Wie sind aber diese Frauen das geworden, was sie sind, wie sind sie aus dem Zustand der Barbarei in den noch schlimmeren dieser Halbkultur übergegangen? Auch die vornehme Frau war ursprünglich die Sklavin ihres Mannes, bis plötzlich die Sehnsucht nach Freiheit und Kultur auch in jenen barbarischen Völkerschaften sich Bahn brach und nun Alles danach strebte, die Kultur des Westens sich so schnell als möglich anzueignen. Die vornehme Halbasiatin war nicht freigeboren, sondern nur freigelassen und machte nun von ihrer neuen Freiheit den zügellosen Gebrauch, den Alle nicht zur Freiheit Geborenen davon machen. Eine glühende Hast des Vorwärtsstrebens kam über sie, und sie fühlte die ganze Leere und Inhaltlosigkeit ihres Daseins und suchte nun um jeden Preis nach einem Inhalt für ihr Leben. Daher kommt es, daß so viele dieser Halbasiatinnen sich in die Hörsäle der Universitäten, vor Allem in die Secirsäle drängen, daß so Viele in das nihilistische Lager übergehen. Sie wollen irgend etwas sein und sei es selbst um den Preis eines Verbrechens. Die Doktorin, wie die Nihilistin oder die politische Agentin, alle sind im Grunde weder zu bewundern, noch zu bedauern, sondern nur zu bemitleiden. Sie alle schreiten auf falschen Wegen einem falschen Ziele entgegen. Hoffentlich halten jene Länder Halbasiens noch bei Zeiten auf ihrem gefährlichen Wege ein und wenden sich der wahren, zwar langsam, aber sicher fortschreitenden Kultur zu.“ *)

Ein Artikel in einem Berliner Blatte von 1880 enthielt u. a. folgende Mitteilungen über die Stellung der Frau in Rußland:

„Die griechische Kirche hat die Vielweiberei des Orients als nicht berechtigt anerkannt, sie hat einer legitimirten Frau die bevorzugte Stellung im Hause eingeräumt; aber sie hat sich nicht im Mindesten positiv gegen die Abschaffung des Gebrauchs gerichtet, einen Harem dienender Frauen um sich zu haben, so groß als ihn der Mann ernähren kann.

---

*) Frankfurter Zeitung, 22. März 1882.

„Durch die Abschaffung der Leibeigenschaft ist die Gefahr eine noch dringendere geworden. Von den Dienenden des Hauses weiß jede Frau, daß sie selbstverständlich dem Manne zu Gebote stehen, denn sie werden nicht gemietet, sondern durch glänzende Versprechungen angelockt, die Niemand zu halten gedenkt, oder bereits an Körper und Seele gebrochen eingeführt, um ernährt zu werden. Das einzig Gute in dieser traurigen Korruption ist die wenigstens nicht seltene Ehren-Vorstellung des Mannes, für die Ernährung der armen Opfer sorgen zu müssen. Hat das einerseits die Folge, daß Rußland kein solch massenhaftes weibliches Elend kennt, welches die Frau in weitere Schuld treibt, so tritt die Gefahr für die verheirateten Frauen ein, in ihrem eigenen Hause durch irgend ein Herrschtalent in den Hintergrund gedrängt zu werden. Diese Gefahr ist durchaus keine geringe; denn weder Gesetz noch Sitte geben der Frau ein Recht, auch nur ihr eigenes Vermögen gegen den Verbrauch sicher zu stellen, oder gar sich der unliebsamen Gesellschaft zu entziehen. Sie haben es gelernt oder lernen müssen, gute Miene zum bösen Spiel zu machen und nur darauf ihr Augenmerk zu richten, keine unbequemen Gefährtinnen zu erhalten. Deshalb ist es nicht einmal Ausnahme zu nennen, wenn reiche Russinnen selbst junge Mädchen für ihre Männer anlocken, weil sie gerade dadurch glauben, diese in abhängiger Stellung erhalten zu können."

Graf Leo Tolstoi läßt in seiner „Anna Karenina" deren Geliebten, den Lebemann Fürst Wronsky denken, daß in den Augen der „Gesellschaft" die Rolle eines unglücklichen Liebhabers eines Mädchens und überhaupt einer unverheirateten Frau lächerlich sei, daß aber die Unternehmung eines Menschen, welcher einer verheirateten Frau nachstellt und um jeden Preis sie zu einer Liebschaft zu verführen sucht, für die Welt etwas Imponirendes, Majestätisches, Verführerisches habe und niemals lächerlich werden könne. Bei diesem „Helden" standen folgende „Grundsätze unerschütterlich fest": Der Kartenspieler mußte bezahlt werden, der Schneider aber nicht, den Männern gegenüber durfte er nicht lügen, den Frauen gegenüber war es gestattet, — Betrug war verpönt, aber einen Ehemann zu betrügen war erlaubt, — eine Beleidigung durfte man nicht verzeihen, aber selbst zu beleidigen war gestattet. In Wronskys Petersburger Welt teilten sich die Menschen in zwei verschiedene Arten. Die eine, die geringere Sorte, bestand aus einfachen, dummen und vor allem lächerlichen Leuten, welche der Meinung sind, ein Mann müsse mit einer Frau leben, mit der er verheiratet ist, ein Mädchen müsse unschuldig, eine Frau keusch und ein Mann männlich, enthaltsam und von festem Charakter sein, man müsse sich der Erziehung der Kinder widmen, sein Brod verdienen, seine Schulden bezahlen, und noch andere solche Dummheiten. Das sind altmodische, lächerliche Menschen. Aber es gab noch eine andere, vernünftige Art von Menschen. Um sich zu diesen zu rechnen, mußte man vor allem elegant, großmütig, dreist und heiter sein, sich jeder Leidenschaft, ohne zu erröten, hingeben und über alles andere lachen! Tolstoi geißelte damit, wohl ohne es zu wissen, die Nietzsche'sche Lehre vom Uebermenschen, von der Herren- und Sklavenmoral. Den Stand-

punkt völliger moralischer Verkommenheit zeichnete er in dem verwahrlosten Nikolai Lewin, der seinem wackern Bruder Konstantin seine Mätresse mit den Worten vorstellt: „Dieses Mädchen ist meine Lebensgefährtin, Maria Nikolajewna. Ich habe sie aus einem Hause genommen, aber ich liebe und verehre sie, und alle, welche mit mir umgehen wollen, müssen sie lieben und achten. Sie ist ganz wie meine Frau. Nun weißt du, mit wem du zu tun hast, und wenn du zu stolz bist, so steht es dir frei zu gehen." Und weiter: „Rede sie nicht mit ‚Sie' an, davor fürchtet sie sich, Niemand hat sie mit ‚Sie' angeredet, außer der Friedensrichter, der sie dafür bestrafte, daß sie aus dem Hause des Lasters fort wollte." Das hinderte aber den Unglücklichen nicht, sie fortzujagen, worüber er zu seinem Bruder einfach bemerkte: „Du weißt, ich habe dieses Frauenzimmer entlassen." Und auf dessen verwunderte Frage nach dem Grunde: „Ach, sie ist ein nichtswürdiges Frauenzimmer und hat mir immer eine Menge Unannehmlichkeiten verursacht." In Wahrheit aber war es geschehen, weil der Thee zu schwach war und weil sie ihn pflegte wie einen Kranken!

Von einem Arzte heißt es in dem Romane: „Mit besonderm Vergnügen sprach er davon, die mädchenhafte Schamhaftigkeit sei nur ein Ueberrest von Barbarei. Er fand es ganz natürlich, wenn ein noch nicht alter Arzt den halbnackten Körper eines jungen Mädchens betastete, weil er das jeden Tag tat, und darum sah er die weibliche Schamhaftigkeit nicht nur als einen Rest von Barbarei, sondern auch fast als eine persönliche Beleidigung an."

### 3. Die Frau in der Litteratur.

Wie in der sozialen Frage, so hat sich auch in der Frauenfrage das berechtigte Streben nach einer besonnenen Reform in dasjenige nach einer blinden Umwälzung in der Stellung der Frauen verirrt. Dichter und Dichterinnen haben dieser falschen Richtung ihre Federn geliehen und das Zerrbild einer „neuen Frau" gemalt, welche sich eigenmächtig und einseitig nicht nur aus demütigender Lage, sondern geradezu aus allen Banden der Zucht und Ordnung loslöst. Den Anfang mit diesem Treiben machte (1879) Ibsens Nora, die unwahrscheinlichste Figur, die man sich denken kann, welche Jahre lang zu gleicher Zeit Aufopferung aus Liebe zum Gatten übt und sich doch gefallen läßt, als Puppe behandelt zu werden, ihre Kinder ebenfalls wie Puppen aufwachsen läßt und sich unnötiger Weise in ein Riesengewebe von Lügenhaftigkeit und Verschwendung verwickelt. Nora ist überall im Unrecht; selbst aus Liebe darf man keine Fälschung begehen, selbst durch das Gefühl der Entfremdung vom Manne sich nicht bestimmen lassen, willkürlich ihn und die Kinder zu verlassen.

Sie hat dem Gatten durchaus nichts vorzuwerfen, was sie nicht auf andere Weise selbst tat, und gegenseitige Versöhnung wäre das einzig Vernünftige gewesen. Durch geflissentliche Ignorirung von Gesetz und Recht ersteht keine „neue Frau“, sondern nur durch sittliche Stählung. Ebenso wenig wie die kopflose Nora waren zu einer „neuen Frau“ geschaffen die verbitterte Frau Alving (Gespenster), die verbrecherische Rebekka (Rosmersholm), die hypnotisirte Ellida (Frau vom Meer), deren tragikomische Fortsetzung, ihre Stieftochter Hilda Wangel (Baumeister Solneß) und am wenigsten die kalt berechnend egoistische Hedda Gabler, die das Fehlschlagen ihrer frevelhaften Rechnung mit Selbstmord büßt.

Neben Ibsens zügellos ins Blaue schweifender „neuer Frau“ schuf sein Nebenbuhler Björnson die lieblos prüde Swawa, Peter Nansen die hingebende Maria und die echt weibliche Grethe, der Misogyn Strindberg das „dekadente Weib“, die „verlogene Salondame“.*) In Tolstois „Anna Karenina“ ist die haltlose, verzogene Russin geschildert, welche blind ins Verderben stürzt, leider ohne den ehrlosen Verführer nachzuziehen.

Als eine Prophetin im Kampfe für die sog. Emanzipation des Weibes gibt sich Laura Marholm (jetzt Frau Ola Hansson) mit ihrem „Buch der Frauen“ **), in welchem wahrlich mehr gesucht werden dürfte als die Besprechung von sechs zum Teil früh dahingeschiedenen Künstlerinnen untergeordneten Ranges, — Typen derer, welche alle „krank waren an einer innern Spaltung, die erst mit der Frauenfrage in die Welt gekommen ist, an einer Spaltung zwischen ihrer Verstandesrichtung und der dunkeln Basis ihrer Weibnatur.“ ***) So sagt die Verfasserin selbst und fährt fort: „Die Meisten gingen daran zu Grunde. Das Weib, das auf dem gegenwärtigen Wege in der Selbständigkeit seine Befreiung sucht, ist eine vor den Leiden des Weibes fliehende. Sie will sich immer der Vormundschaft, oft der Mutterschaft, gewöhnlich der Gebundenheit, der Unpersönlichkeit des Weibes entziehen. Aber sie stößt sich damit aus ihrem Weibsein selber hinaus und weiß es nicht.“ Unter diesen sechs Frauen befindet sich bezeichnender Weise keine Deutsche. Es sind die russische Malerin Marie Baschkirtzew, die gelehrte Mathematikerin Sonja Kowalewska, die englische Schriftstellerin George Egerton, die schwedischen Dichterinnen Charlotte Edgren-Leffler und Amalie Skram und die italienische Schauspielerin Eleonore Duse. Das sind nicht Typen einer „Frau der Zu-

*) Lily v. Gizycki, Die neue Frau in der Dichtung. Stuttgart 1896, S. 23 ff.

**) Zeitpsychol. Porträts. Paris und Leipzig 1895.

***) Ohne Vorurteil? Beil. z. A. Z. 1895, Nr. 54 u. 55.

kunft“, sondern einer Krankheit der Gegenwart, die aus dem Widerspruch hervorgeht, sich vom Manne emanzipiren zu wollen und sich ihm schließlich doch zu unterwerfen. Es sind nur Entartungen, über welche die Kulturgeschichte zur Tagesordnung schreitet.

In einem zweiten Buche „Wir Frauen und unsere Dichter“ (Wien und Leipzig 1895) läßt Laura Marholm unausgesprochen, ob sie die Dichter meint, welche von den Frauen gelesen werden, oder die, welche selbst die Frauen feiern. Es ist eine Kritik der Frauengestalten, welche Paul Heyse und Gottfried Keller, Ibsen und Björnson, Strindberg, Tolstoi u. A. schufen. Die Verfasserin kommt immer darauf zurück, daß das Weib des Mannes nicht entraten könne, und das bewies sie ja selbst an sich. Ihr eigenes Ideal schildert sie in der Künstlerin Karla Bühring, einer Selfmade Woman; aber das Bild ist verfehlt; sittlicher Fall und Selbstmord taugen nicht zum Ideal. Die Verfasserin erhebt sich nirgends über die Sinnlichkeit hinaus zur wahren Liebe.

Im neuesten englischen Roman treibt das wilde Gewächs der „neuen Frau“ ebenfalls sonderbare Blüten. Die „lauteste Ruferin im Kampfe gegen die Männerherrschaft in der Welt“ ist hier Miß Sarah Grand*), welche in ihrer Novellensammlung „our manifold nature“ mit Vorliebe Ibsens verfehlte Vererbungstheorie breit tritt und sozialdemokratische Tendenzen pflegt. Sie stellt die „weibliche“ (d. h. eine Karikatur der bisherigen) und die „moderne“ Frau einander gegenüber. Letztere ist lediglich eine moderne Amazone, welche selbst um den Mann wirbt. Gleich Ibsen kennt sie nur den schwächlichen Mann. „Die Dichterin, sagt ihr Kritiker, hat wol Phantasie, aber keine Seele.“ Grant Allen übertreibt noch die Lehre der Marholm in „the Woman who did“ (die Frau, die es tat, d. h. sich über alle Rücksichten hinwegsetzte). Die bisherige Frau ist nach diesem Buche eine Sklavin (was gerade in England nicht der Fall ist), und diesen Zustand wähnt der Verfasser durch die „freie Liebe“ zu überwinden, sagt aber nicht, was aus den Kindern werden soll. Die Heldin verschmäht die Ehe, verschmäht die Adoption ihres unehelichen Kindes durch den Vater des gestorbenen Geliebten, erntet das Elend und die Abneigung ihrer um den ehrlichen Namen gebrachten Tochter und endet durch den beliebten Selbstmord. Grant Allen konnte keine bitterere Satire auf die eigenen Grundsätze schreiben als dieses Buch, und er merkt es nicht einmal. Die „Geschichte eines modernen Weibes“ von Ella Hepworth Dixon stellt endlich die Frau höher als die bisher genannten Schriftsteller taten, obschon sie nicht von Einseitigkeiten frei ist, an der englischen Zwangsetikette klebt und den tüchtigen Mann nicht kennt. Die Heldin

---

*) Moderne Frauen in England. Beil. z. A. Z. 1895, Nr. 178, 180 u. 183.

träumt von einem Bunde der Frauen gegen die Männer und fällt doch immer wieder in echt weibliche Gefühle zurück. Noch höher steht Mrs. Mary Humphry Wards Marcella. Tochter eines anrüchigen Vaters und einer kalten Mutter, erfüllt von den Ideen eines hoch aufgefaßten Sozialismus und gegen die Todesstrafe eifernd, löst sie die Verlobung mit einem vortrefflichen jungen und reichen Lord, der ihre Ideen nicht teilt, lebt unter dem Volke als barmherzige Schwester, lernt aber die Selbstsucht der Agitatoren kennen und kehrt schließlich enttäuscht zu dem edeln Verlobten und sie noch immer Liebenden zurück.

Im französischen Roman scheint (endlich) „das junge Mädchen die Ehebrecherin mehr und mehr verdrängen zu wollen“ *), welcher letztern die Gestattung der Ehescheidung (1884) den Boden entzogen hat. Der früher die Franzosen beherrschende Wahn, unschuldig könne nur ein unwissendes Mädchen sein, ist eben geschwunden; die Mädchen lernen jetzt allerlei Wissenschaften und treffen junge Männer nicht mehr auf dem Ball allein; sie machen Examina und fahren auf dem Zweirad. Doch sind die Dichter mit dieser Entwickelung nicht immer zufrieden. Der klerikale Marcel Prevost nennt das emanzipirte Mädchen eine „Halbjungfrau (Demi-vierge)“, „welche weder ihr eigenes, noch das Glück eines Mannes begründen kann“, und empfiehlt daher die Rückkehr zur frühern Klostererziehung, wozu aber seine lüsternen Schilderungen so wenig passen, wie der Umstand, daß seine „Halbjungfrau“ mehr Sympathie erweckt als das unwissende Landedelfräulein, das er ihr als sein Ideal entgegenstellt. Mit ihm stimmt der protestantische Genfer Adolphe Chenevière in seiner „Fausse Perle“ überein und findet, die Emanzipirung treibe die jungen Damen „zu einer innerlichen Verlogenheit, deren Opfer nur sie selbst sind“; er leiht aber dem bevorzugten Gegenbild seiner „falschen Perle“ ebenfalls emanzipirte Züge und läßt die Angefochtene auf edle Art enden. Albert Cim will in seinen „Demoiselles à marier“, einer leidenschaftlichen Anklageschrift gegen alle gebildeten jungen Damen, wissen, die Tätigkeit der weiblichen Bureau-Angestellten vernichte ihre physische und moralische Gesundheit und stifte geschäftlich mehr Schaden als Nutzen. Doch hatte dieser Angriff nur negativen Erfolg, und die schriftliche Beschäftigung von Mädchen nimmt zu! Einen — zweifelhaften — Verteidiger fand dagegen das moderne junge Mädchen in dem (obschon schweizer. Freiburger) französischen Chauvinisten Victor Tissot, der seine Heldin Anatomie (!) studiren, turnen und (als Millionärstochter) mit einem Arbeiter durchbrennen läßt. Skandalöse Abenteuer suchen die beiden Schwestern auf, die Dubut de Laforest in den petites Rastas schildert. Eine hochadelige Verwandte der Mirabeaus, die unter dem Kriegs-

*) Beil. z. A. Z. 1894, Nr. 191 u. 192.

namen Gyp schreibt, wählt zur Heldin ein „reizendes enfant terrible“ unter dem Spitznamen Chiffon und zeichnet in ihr amüsant das emanzipirte Mädchen. — Diese Dichtungen sind unläugbar von großer Bedeutung für die Kulturgeschichte der französischen Frauenwelt jüngster Zeit.

## B. Die Erhebung der Frauen.

### 1. Frauenarbeit.

Wie bereits angedeutet, ist die natürliche Arbeit der Frau: das Hauswesen zu leiten, die Kinder sittlich zu erziehen und dem Manne mit Rat und Tat beizustehen. Die sozialen Verhältnisse haben — in der civilisirten Welt zu allen Zeiten, aber ganz besonders in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, diesen Kreis der Tätigkeit — immerhin als Ausnahme — erweitert. Vor allem trug dazu das größere Anwachsen der weiblichen Bevölkerung bei, welches früher geringer war. Im Deutschen Reiche beträgt ihr Uebergewicht (1882) beinahe eine Million, heute also wahrscheinlich mehr als diese. Unter den wenigstens 15 Jahre zählenden Einwohnern waren rund 7³/₄ Millionen jedes Geschlechts verheiratet und 5¹/₂ Million ledig, in beiden Gruppen mehr Männer, was sich dadurch ausglich, daß die Zahl der Witwen fast 2 Millionen, die der Witwer aber nur 700 000 betrug. Es könnte also scheinen, daß die Witwen eher das Bedürfnis einer Beschäftigung hätten als die Jungfrauen, und doch ist es umgekehrt, was teils in dem spätern Heiratsalter der Männer, teils in der wachsenden Abneigung derselben gegen die Ehe seinen Grund haben muß. Aehnlich wie hier liegen die Verhältnisse bei allen Kulturvölkern.*) Wie gesagt, sind es aber die sozialen Mißverhältnisse — nicht das weibliche Uebergewicht, — welche die Frauenfrage hervorriefen; denn diese bezieht sich nicht nur auf die überzähligen, sondern auch auf die verheirateten Frauen.

Die Erfindung der Dampfmaschinen hat das meiste dazu beigetragen, die Arbeitskraft der Frauen aus dem Hause nach der Fabrik zu ziehen. Diese Entwickelung nahm in England ihren Anfang und verbreitete sich von dort aus nach den Reichen des Festlandes. Im Königreich Sachsen beschäftigten die Fabriken 1883 154 800 Männer und 82 600 Frauen, 1889 aber 226 700 Männer und 113 800 Frauen.

Aber auch in der Landwirtschaft nahm die weibliche Betätigung zu, namentlich in der Gestalt alljährlicher Wanderung ländlicher Arbeiter

---

*) Frauenarbeit und Frauenfrage, v. Jul. Pierstorff, Handw. d. Staatsw., Bd. III, S. 641 ff., I. Suppl.-Bd., S. 322 ff.

beider Geschlechter aus übervölkerten oder armen Bezirken nach besonders fruchtbaren Gegenden, welchen es an einheimischen Landarbeitern in hinlänglicher Anzahl gebricht. So führt die sog. Sachsengängerei jährlich eine Anzahl von Leuten (1890 etwa 75 000, jetzt wohl an 100 000), unter welchen bereits die Mehrzahl weiblichen Geschlechtes ist, aus Ost- und Westpreußen, Hinterpommern, Posen, Oberschlesien und dem Eichsfelde nach Mittel- und Niedersachsen im alten Sinne, d. h. den Provinzen Sachsen und Hannover nebst den von diesen eingeschlossenen Kleinstaaten, besonders zum Betriebe der Rübenkultur.*) Sie werden von Agenten angeworben, die sie auch bei der Arbeit beaufsichtigen. Aeltere Arbeiterinnen dienen auch als Unteragenten. Man hat eine Art von Kasernen mit nach Geschlechtern getrennten Schlafsälen für sie errichtet, was die früher nicht sehr sittlichen Verhältnisse wesentlich gebessert hat. Der Arbeitgeber trägt die Reisekosten, und die Leute haben es überhaupt weit besser als in ihrer Heimat (vergl. übrigens oben S. 121 f.).

Dieser norddeutschen Erscheinung läßt sich die süddeutsche Schwabengängerei gegenüberstellen, welche Arbeiter, namentlich viele Kinder, aus der Schweiz, Tirol u. s. w. nach den Korndistrikten Würtembergs und Bairisch-Schwabens führt.

Die Fabrikarbeit ist für die Frauen nachweislich nicht vorteilhaft, weder in gesundheitlicher, noch in sittlicher Beziehung. In den Jahren 1880—1890 betrugen die Erkrankungen von Arbeiterinnen in der Schweiz 111 bis 139 auf 100 Fälle von Arbeitern, die Krankheitstage sogar 125—180 auf 100. In Elsaß-Lothringen kamen in der gleichen Zeit ohne Nachtarbeit 309—328 und mit teilweiser Nachtarbeit 413—429 Erkrankungen auf 1000 Arbeiterinnen (die Krankheitstage stiegen ohne Nachtarbeit auf 5600—5800, mit Nachtarbeit auf 8700—8800 im Jahre).

Im Deutschen Reiche nahm die weibliche Arbeit 1880—1882 von 23 Millionen Seelen 4¼ Million für Gewerbe und 1¼ Million für Dienstverhältnisse in Anspruch, zusammen ein Viertel der weiblichen Bevölkerung. Deutschland stand sonach mit 24 Proz. abhängig beschäftigter Frauen etwa in der Mitte zwischen den Extremen Amerikas mit 10,7 und Italiens mit 40,5 Proz. Nahe dieser erschreckenden Zahl kamen Oesterreich mit 39,5 Proz. und die Schweiz mit 34,7 Proz. Unter den in Industrie, Handel und Landwirtschaft beschäftigten Deutschen waren fast 4 Millionen weiblichen und 12¼ Million männlichen Geschlechts; von jenen standen aber 74 und von diesen nur 63 Proz. in niederen Stellungen. Selbständig waren dagegen 34 Proz. Männer und nur 25 Proz. Frauen. Die Landwirtschaft zählte 2¼ Million

*) Sachsengängerei, v. Kaerger, Handw. d. Staatsw., Bd. V, S. 473 ff.

weibliche Gehilfen und Arbeiter, die Industrie mit Bergbau und Bauwesen über eine halbe Million (männliche in beiden Zweigen 3 1/2 Million), Handel, Verkehr und Wirtschaftsgewerbe 144 377 neben 582 885 Männern. Die höchsten Prozentsätze weiblicher Beschäftigung in den einzelnen Textil-Industrien zeigt die Strickerei mit Häkelei und Spitzenbereitung (84 Proz.), die geringsten die Leinenweberei (22,6 Proz.). In der Hausindustrie sind unter 476 080 Arbeitnehmern 208 794 und unter 544 980 Arbeitgebern 247 654 weiblichen Geschlechts. Unter den weiblichen Erwerbstätigen befanden sich 2 1/2 Million Ledige (und Geschiedene), fast 700 000 Verheiratete und über 800 000 Witwen.

Im J. 1892 zählten die Fabriken des Deutschen Reiches 567 234 erwachsene Arbeiterinnen. Die Zahl der in Gewerben beschäftigten Frauen nahm von 1875—1882 um 35, die der Männer nur um 6,4 Proz. zu. Von 1881—1891 aber verminderte sich der Abstand; die weiblichen Arbeitskräfte wuchsen nur um 16,7 und die männlichen um 14,6 Proz. Im Handel und Verkehr dagegen nahm in dieser Periode die Frauenarbeit um 81,6, die der Männer nur um 42,2 Proz. zu. In der Landwirtschaft nahmen beide ab und zwar die der Frauen mehr.

Die Berücksichtigung der übrigen Länder Europas und der mit Europa analogen Vereinigten Staaten Amerikas würde uns zu weit führen. Wir erwähnen hier nur, daß in der Textilindustrie der Schweiz 1880 auf 100 Männer nicht weniger als 195,8, in Kleider- und Putzmacherei 186,7, im Maschinenfache aber nur 23,9 Frauen kamen. Weibliche Fabrikinspektoren gibt es seit 1874 in Frankreich (15, davon 10 in Paris, 5 auswärts) und seit 1893 in England (4).

Die industrielle Frauenarbeit hat aber nicht nur die alte und neue, sondern auch die jüngste Welt erobert. Die australische Kolonie Victoria zählte 1886 neben 28 479 Männern 11 027, und 1889 neben 34 850 Männern 12 373 in Fabriken beschäftigte Frauen, in Kleidungsgeschäften allein aber 4617 Frauen neben 1502 Männern. Im britischen Indien waren 1880 im Ackerbau 18,8 Millionen weibliche und 51 Millionen männliche, in der Industrie 7 289 000 weibliche und 9 197 000 männliche Arbeiter beschäftigt.

Die Bewegung zum Zwecke, die Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechtes zu fördern, begann 1860 in England durch Lord Shaftesbury, in den nächsten Jahren darauf in Frankreich durch Mad. Allard und Jules Simon, und gewann in Deutschland 1866 Gestalt durch den später so genannten Lette-Verein (Bd. VI, S. 136). Dieser besaß 1890 eine Handels-, Gewerbe-, Zeichen- und Modellirschule mit 1716 Schülerinnen, eine photographische Lehranstalt, eine Setzerinnenschule, ein Kunstarbeitatelier, eine Restauration und Kochschule, eine Haushaltungsschule mit 247 Schülerinnen, eine Waschanstalt, eine Wasch-

und Plättlehranstalt, den Victoria-Bazar und das Victoriastift (1889 mit 138 Bewohnerinnen), endlich ein Arbeitsnachweis- und Vermittlungsbureau, welches (1890) 1440 Stellen vermittelte. Der Lette-Verein leitet auch den 1869 entstandenen Verband deutscher Frauenbildungs- und Erwerbvereine, als dessen Organ der „Frauenanwalt" erscheint.

Der 1865 in Leipzig gegründete „allgemeine deutsche Frauenverein" „dient einer Fülle von Lokalvereinen, die verschiedene Einzelzwecke verfolgen, als Sammel- und Vereinigungspunkt" und gibt die Zeitschrift „Neue Bahnen" heraus. In Weimar entstand der Verein „Reform" mit ähnlichen Bestrebungen, die in der Zeitschrift „Frauenberuf" vertreten sind. Ebenfalls in den Sechsziger Jahren entstanden in Würtemberg die zugleich der hauswirtschaftlichen Ausbildung dienenden Fortbildungsschulen, in welchen 1888—89 73 Lehrer und Lehrerinnen 676 Schülerinnen unterrichteten, und von Reutlingen aus gingen die Frauenarbeitschulen, welche im gleichen Jahre 98 Lehrer und Lehrerinnen und 1594 Schülerinnen zählten. Im J. 1894 wurde der allgemeine „Bund deutscher Frauenvereine" gegründet, und zwar nach dem Vorbilde des 1891 geschaffenen amerikanischen National Council of Women.

In neuester Zeit haben Frauen und Mädchen folgende, nicht zu den gelehrten gehörige Berufsarten erobert (die Zahlen zeigen ihre Vertretung in Deutschland 1882): Krankenpflege (17 661 gegen nur 5478 Männer), religiöse Anstalten (8617), Staats-, Hof- und Gemeindedienst, sowie gutsherrliche Verwaltung (1793), Schriftstellerei und Redaktionen (350), Eisenbahndienst (1302), Post- und Telegraphendienst (1012, in Frankreich 6991 neben 25 375 Männern). In Berlin entstand 1889 ein kaufmännischer und gewerblicher Hilfsverein für weibliche Angestellte mit 6000 Mitgliedern.

## 2. Frauenstudium.

In den Berufsarten, welche wissenschaftliche Kenntnisse erfordern, sind die Lehrerinnen die Vorläuferinnen weiterer Ausdehnung jener Berufsarten auf das weibliche Geschlecht. Im J. 1882 zählte Deutschland 48 000 Lehrerinnen und 127 614 Lehrer. Oesterreich beschäftigte im Lehrfach (1880) 14 809 Frauen und 41 120 Männer, Italien (1881) 46 887 Frauen und 32 908 Männer, Frankreich (1886) 67 015 Frauen und 85 586 Männer, England (1881) 123 995 Frauen und 47 836 Männer, Nordamerika 154 375 Frauen und 73 335 Männer. In der Schweiz kommen auf 100 Lehrer 75 Lehrerinnen.

Ein Verein deutscher Lehrerinnen entstand 1890; Ende 1894 zählte er bereits 49 Zweigvereine mit über 7000 Mitgliedern.

Das Studium höherer Berufe nahm für Frauen seinen Anfang im Wintersemester 1864—65 an der Universität Zürich.*) Die Damen (meist Ausländerinnen) besuchten vorzugsweise die medizinische Fakultät, in der Folge auch an den übrigen Hochschulen der Schweiz, in welcher sie seit 1871 zum medizinischen Staatsexamen zugelassen werden. Die Zahl der Studentinnen des Landes stieg von 1887 bis 1890 von 121 unter 1921 Studirenden auf 229 unter 2315, und im Winter 1893/4 auf 335 unter 2903. Von 322 im Sommersemester studirenden Damen waren 283 Ausländerinnen.

Es folgten mit der Zulassung weiblicher Studirenden 1870 Schweden, 1875 Dänemark, 1876 Italien, 1878 Rußland, 1880 Belgien, die Niederlande und Norwegen, 1881 England, 1888 Rumänien, 1892 Schottland. In Frankreich erhielten bereits seit 1866 Damen akademische Grade (1866—1882: 109). In Spanien, Portugal und Amerika war das Frauenstudium nie beschränkt. In Oesterreich wurden seit 1878 in einzelnen Fällen weibliche „Hörer" zugelassen. Am sprödesten hat sich bisher merkwürdiger Weise Deutschland verhalten. Doch hat hier in den letzten Jahren das Frauenstudium Fortschritte gemacht. Baden gestattete 1891 die Zulassung von Frauen an der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultät in Heidelberg. In Leipzig studiren schon seit 20 Jahren einzelne Damen als geduldete Hörer. In Preußen werden sie in einzelnen Fällen durch den Kultusminister bei den philosophischen Fakultäten zugelassen, soweit die Docenten zustimmen. Ihrer 20 studirten 1895 in Göttingen (meist Ausländerinnen).

Das genannte Ministerium beschloß 1894 eine erweiterte Verwendung von Oberlehrerinnen an den höheren Mädchenschulen, was zu einer Ausdehnung des Frauenstudiums drängen muß. Zur Vorbereitung auf dieses dient das 1868 von Miß Archer gegründete Victoria-Lyceum in Berlin, welches seit 1888 Gelegenheit zur höheren Prüfung bietet und ein gewisses Maß staatlicher Anerkennung genießt. Dasselbe gilt von den wissenschaftlichen Fortbildungskursen für Lehrerinnen in Göttingen, Straßburg und Königsberg. Die seit 1878 bestehende Humboldt-Akademie in Berlin bezweckt solchen Personen, welche die Universität nicht besuchen können oder sie bereits verlassen haben, durch systematische Vortragscyklen Gelegenheit zu einer höhern harmonischen wissenschaftlichen Weiterbildung zu geben und sie im Zusammenhange mit den Fortschritten der Wissenschaft zu erhalten. Ein Drittel der Hörer sind Damen.

---

*) Dr. Arn. Dodel, Aus Leben und Wissenschaft. 2 Lief. Stuttgart 1893, S. 218 ff. — Vergl. Allgem. Kulturgesch., Bd. VI, S. 136 ff. — Handw. d. Staatsw., Bd. III, S. 656 ff.; I. Suppl.-Bd., S. 324 ff. — Dr. Käthe Schirmacher, Züricher Studentinnen. Leipzig und Zürich 1896.

Zur Vorbereitung auf das Frauenstudium dienen aber hauptsächlich die Mädchengymnasien. In Berlin wurden 1893 die ersten Gymnasialkurse unter Helene Lange eröffnet. Hervorgegangen sind sie aus den seit 1889 eingerichteten Realkursen für Frauen, welche auch in Danzig abgehalten werden. Jene Gymnasialkurse entsprechen den preußischen Gymnasien und bereiten zur Universität vor. Ihrem Beispiele folgten 1894 diejenigen in Leipzig unter Dr. Käthe Windscheid, und nach dem Vorbilde beider wird in München die Gründung eines Mädchengymnasiums vorbereitet. Ein solches wurde bereits 1893 von dem Vereine „Frauenbildungs-Reform" in Karlsruhe mit 6 Klassen eröffnet. In Wien besteht eine Lateinschule von demselben Umfange seit 1892, in Rom ein Mädchengymnasium seit 1891. An einigen Orten der Schweiz besuchen einzelne Mädchen die Knabengymnasien.

Bisher ist der ärztliche Beruf, abgesehen von den Lehrerinnen, der von Frauen am meisten gesuchte. Es wurden 1880 in Oesterreich 52, in England 25, in Rußland 550 weibliche Aerzte gezählt. In der Schweiz kommen ihrer 6 auf je 500 männliche Aerzte, auf 1778 im J. 1895 gezählte Aerzte also wahrscheinlich 21—22. Die meisten weiblichen Vertreter gelehrter Berufsarten zählt Amerika, nämlich 2172 Aerztinnen, 61 Zahnärztinnen, 165 Geistliche (!), 75 Advokatinnen, 320 Schriftstellerinnen und 288 Journalistinnen. In Australien war 1892 ein Drittel der Kandidaten gelehrter Berufe weiblich. In Britisch-Indien wurden 1893 von weiblichen Aerzten 12500 Kranke in Spitälern und 600 000 auswärts behandelt. Es wurden dort im genannten Jahre in 57 Frauenkliniken 334 Aerztinnen und an 11 medizinischen Hochschulen 261 Studentinnen gezählt.

Ueber die Zweckmäßigkeit des Frauenstudiums im Allgemeinen sowol, als was die einzelnen Wissenschaften betrifft, walten sehr verschiedene Meinungen. Viele Urteile stützen sich lediglich auf das Benehmen der weiblichen Studirenden. Darüber läßt sich aber durchaus nichts allgemein gültiges behaupten.*) Man predigte gegen die eine Zeitlang in Zürich und Genf vorwiegenden Russinnen als Apostel des Nihilismus. Sie sind aber nur ein Teil der Erscheinung, um die es sich handelt. Man fand das Frauenstudium überhaupt unweiblich, sogar unmoralisch. Man warf den studirenden Damen ungenügende Vorbildung, Oberflächlichkeit vor. Es sind dies Vorurteile oder unberechtigte Verallgemeinerungen. Tatsache ist, daß die „Studentinnen" weit fleißiger und gewissenhafter lernen als der größere Teil der Studenten. Richtig ist dagegen, daß die meisten von ihnen die Hoch-

---

*) Bemerkungen zum Frauenstudium. Beil. z. A. Z. 1892, Nr. 92 u. 93. — Ueber die Zulassung der Frauen zu den höheren Berufsformen des Mannes. Von Dr. med. Kaiser. Ebendas. 1891, Nr. 41. — Die akad. Frau. Gutachten hervorrag. Professoren u. s. w., herausg. von Arth. Kirchhoff. Berlin 1897.

schule ohne Prüfung verlassen, weil sie den Mut und die Ausdauer verloren haben. Es kommt aber auch bei den Geprüften, so gutes sie sonst leisten, zu keiner ausgezeichneten wissenschaftlichen Stellung; es ist noch keine berühmte Aerztin aufgetreten seit den 30 Jahren des Frauenstudiums, — zu schweigen von den sehr vereinzelten Fällen, in welchen Damen andere Fakultäten wählten. Die Aerztinnen wagen, wie von berufener Seite versichert wird, keine Operationen, selbst keine geburtshülflichen. Viele studirende Damen sind lediglich Schriftstellerinnen geworden, vielleicht die meisten.

Wir möchten aber die fleißigen Studentinnen keineswegs entmutigen. Weibliche Aerzte sind für Frauen- und Kinderkrankheiten gewiß oft empfehlenswert, — die Frau ist ja die geborene Krankenpflegerin. Ganz unentbehrlich sind sie im Gebiete des Islam, dessen Harems kein Mann betreten darf, aber auch vielfach bei schamhaften Christinnen. Manche Teile der Anatomie, Physiologie und Pathologie kann man sich kaum ohne Widerstreben von Zuhörern beider Geschlechter besucht denken. Es sind deshalb, und wol mit Recht, entsprechend den Mädchengymnasien, Frauen-Universitäten vorgeschlagen worden. Von den übrigen Wissenschaften möchten wir als passend für das weibliche Studium: Botanik, Sprachwissenschaft, Kunstgeschichte, als unpassend (wenigstens in der Regel) Staats- und Rechtswissenschaft, politische Geschichte und Philosophie bezeichnen und den Rest unentschieden lassen.

### 3. Frauenrechte.

So berechtigt das Studiren der Frauen, so unberechtigt ist nach unserer Ansicht das Verlangen politischer Stimm- und Wahlrechte für die Frauenwelt. Es gibt keine Rechte ohne Pflichten. Dem männlichen Stimmrechte entspricht die militärische Dienstpflicht. Wollen die Anwälte des Frauenstimmrechts etwa den Frauen auch die Waffenführung überbinden? Das genannte Verlangen ist nicht nur unbillig, sondern auch geeignet, die politischen Parteizwiste in die Familien hinein zu tragen. Die Sozialdemokratie weiß wol was sie will, wenn sie jenes Verlangen stellt; ist ja die Zerstörung der Familie ein Hauptziel dieser Richtung, deren größtes Hindernis eben die Familie bildet (s. oben S. 135 f.).

Dieses Streben begann 1865 in England laut zu werden, jedoch nur zu Gunsten der selbständig gestellten Frauen.*) John Stuart Mill beantragte 1867 ohne Erfolg das Parlaments-Wahlrecht für sie. Im J. 1869 erhielten in England, 1881 und 82 in Schottland die

*) Handw. d. Staatsw., Bd. III, S. 657 f.; I. Suppl.-Bd., S. 327 f.

weiblichen Hauseigentümer das Gemeindewahlrecht, 1870 in England die Frauen das Stimm- und Wahlrecht für die Schulbehörden, und 1880 die Haus- und Grundbesitzerinnen das aktive und 1894 das passive Grafschaftswahlrecht. 1892 fehlten ihnen zum Parlaments-Wahlrechte nur wenige Stimmen. Gleichgestellt sind die Frauen den Männern seit 1869 in Utah, Wyoming, Kalifornien (denen 1893 Colorado, wo 70 000 Frauen davon Gebrauch machten, Arizona und Minnesota folgten), seit 1876 in Chile und seit 1893 in Neuseeland (wo mehr Frauen als Männer stimmen). In der lokalen Selbstverwaltung ist dies der Fall in den englischen Kolonien, in Schweden, Irland, Finland und Rußland, in mehreren der Vereinigten Staaten. In Deutschland und Oesterreich ist den Grundbesitzerinnen das aktive Gemeindewahlrecht gewährt. Für die Schulverwaltung sind die Frauen gleichberechtigt in Norwegen, in Stockholm und in 22 Unionsstaaten, für die Armenverwaltung in Schweden und Finland.

Es ist möglich, ja wahrscheinlich, daß diese Bewegung weiter fortschreitet, aber auch, daß sie wieder rückgängig wird. Die Vernunft muß auch hier den Gang der Dinge regeln. Ein Stimmrecht der Frauen in Schul- und Armensachen ist nicht gerade zu verwerfen. Aber mit der Politik verschone man sie und — unsern Hausfrieden!*)

Vor wenigen Jahren schrieb ein aufrichtiger Verehrer der Frauen:**) „Werden in diesen Kampf (den Meinungs- und Prinzipienkampf) die Frauen mit hineingezogen, so würde das ungefähr gleichbedeutend sein mit dem Ruin von Staat und Familie. Keinem denkenden Manne wird es einfallen, den Bemühungen für eine umfassende geistige Heranbildung des weiblichen Geschlechtes, einschließlich des tiefern Verständnisses für die großen Fragen des Staatswesens, in den Weg zu treten; es kann nur in unserm Interesse liegen, wenn auch die Frauen sich immer mehr und mehr darüber klar zu werden suchen, welche Faktoren, Strömungen oder auch Persönlichkeiten dem staatlichen Gemeinwesen schaden oder nützen, welche politische Verfassung für den Staat Segensreiches oder Unheilvolles gewirkt hat. Wir wissen sehr wol, daß in den Zeiten politischer Intrigue und brutaler Verfolgung die bedeutenden Frauen sich mit den Gründen der sie umgebenden Erscheinungen beschäftigt und in vielen Fällen die Herzen der Männer gehoben und gekräftigt haben zum ausdauernden Kampfe gegen Ungerechtigkeit und Unterdrückung.“

*) Die von Isa v. d. Lütt (Frauenrechte — Frauenpflichten, Stuttgart 1896, S. 59 ff.) als Gegenstück des Militärdienstes vorgeschlagene Krankendienstpflicht der Frauen wäre wol kaum durchführbar.

**) Richard Wulkow, Die Frauen und die Politik. Beil. z. A. Z. 1890, Nr. 251.

Eine Beschäftigung mit den bekanntlich allzu oft leidenschaftlich erregten politischen Fragen würde die Frau von der Besorgung des Hauswesens und der Erziehung der Kinder abhalten. Sie würde ihre Freude an dieser stillen Tätigkeit zerstören. Man denke sich den Fall, daß Mann und Frau sich verschiedenen Parteien anschlössen und male sich dann das Bild einer solchen Ehe aus. Es ist wahrlich genug an sonst schon vorkommenden Zwistigkeiten. Wie Karl Blind bezeugt, haben in England bereits „eine Menge von Unvorsichtigkeiten und Uebereilungen einen argen Rückschlag gegen die Frauenbewegung hervorgerufen“. Maßte sich ja 1889 ein Damenmeeting in London an, die Bewerber um Parlamentssitze einer Prüfung ihrer „sittlichen Führung“ zu unterwerfen. Liberale englische Schriftsteller haben dagegen protestirt, daß Frauen in ihren besten Jahren mit der schweren politischen Verantwortung des Stimmrechts belastet werden. Die Führerinnen dieser Bewegung sind so fanatisch, und auch Teilnehmerinnen an Volksversammlungen in Berlin und anderswo waren es so sehr, daß eine förmliche Einführung dieser Anomalie nur mit Grauen ins Auge gefaßt werden kann. Ja es kann mit Sicherheit angenommen werden, daß ihr bald eine heilsame Reaktion folgen würde. Bereits erklärten zahlreiche Damen der besten Kreise Englands in der Zeitschrift „XIX[th] Century“, daß sie sich einer Bewegung widersetzen, welche den Beitrag der Frauen zur Wohlfahrt des Gemeinwesens schwer zu schädigen geeignet sei. In Frankreich hat diese Bewegung noch wenig Erfolg gehabt. Eine Mitte September 1889 von den Damen de Valsayre und St. Hilaire in Paris veranstaltete und von etwa tausend Personen besuchte Versammlung, welche die Gleichstellung der Frauen mit den Männern in der Politik anstreben sollte, scheiterte an der Abneigung der großen Mehrheit gegen diese Tendenz.

Ebenso unberechtigt ist das Extrem einer Herabsetzung der Frauen, wie sie in den achtziger Jahren eine deutsche Zeitschrift „Der Frauenfeind“ versuchte, die auch bald wieder einging.

Berechtigter als in der Politik ist ein Streben nach Gleichstellung der Frauen mit den Männern im bürgerlichen Rechte. Der erste Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich gab zu vielfachen Angriffen Anlaß, deren Urheber entweder den Grundsatz der Gütergemeinschaft oder den der Gütertrennung zwischen den Eheleuten verfochten und von beiden Seiten den Entwurf im Unrechte fanden.*) Diese Angriffe sind dahin gefallen schon durch den Kommissionsentwurf, noch mehr aber durch das zu Ende beratene und angenommene Gesetz-

---

*) Die Ehefrau im deutschen Zukunftsrecht, von Dr. Jul. Lubszynski. Beil. z. A. Z. 1892, Nr. 52. — Die Stellung der Ehefrau nach Recht und Sitte, von G. Pfizer. Ebendas. Nr. 68.

buch, welches, soweit wir es beurteilen können, den berechtigten Ansprüchen von beiden Seiten gerecht wird. Eine volle Gütertrennung, wie sie nach dem Geschmacke der extremen Emanzipationisten wäre, würde das Mißtrauen zur Grundlage jeder Ehe, in welcher jeder Teil Vermögen besitzt, machen. Eine unbedingte Gütergemeinschaft kann unter Umständen den einen oder andern Teil um das seinige bringen. Eine Ehe aber, welche nicht auf unbedingtem beiderseitigem Vertrauen beruht, verdient ihren Namen nicht. Zur allseitigen Zufriedenheit dürfte auch die Frage der Ehescheidung im neuen Gesetzbuche geregelt sein.*)

## C. Die Erniedrigung der Frauen.

### 1. Die Mißachtung des weiblichen Geschlechtes.

Hat die Frau ihre Erhebung zu besseren Zuständen, und sind es auch oft nur scheinbare, oft auch nur vermehrte Anstrengung und Arbeit, die ihr aber zur Ehre gereichen und Anerkennung verdienen, — nächst den sozialen Verhältnissen *sich selbst*, so hat sie dagegen alle ihre Erniedrigung, und ist es auch eine solche in goldenen Ketten und diamantenen Banden, — ausschließlich dem *Manne* zu verdanken. Wir sind ungeachtet aller Gesetze, welche die Frau zu schützen und ihre Rechte zu wahren — scheinen, in dem konservativsten aller Gebiete, in der „öffentlichen Meinung“ so weit zurück, daß der Durchschnittsmann, und ist er noch so elegant gekleidet, ja nicht selten noch so unterrichtet, die fixe Idee in seinem Kopfe mit sich herumträgt, die Frauen seien nur zu seiner Unterhaltung auf der Welt. Der Jüngling dieser Art beginnt damit, jede weibliche Person, welche nicht gerade einen Mann zu ihrem Schutze bei sich hat — gleichviel ob hoch, ob niedrig, ob reich, ob arm, sofern sie ihm in die Augen sticht, anzuglotzen. Bald frecher geworden, verfolgt er sie durch die Straßen, wagt es, sie anzureden, ja anzupacken. Seine Mitreisenden weiblichen Geschlechtes belästigt der „Herr der Schöpfung“ durch zudringliche Fragen, zotenhafte Bemerkungen, ja sogar — Handlungen (tatsächlich!) und lacht über ihre Scham, über ihre Entrüstung.**) Doch, das ist nur die Vorschule. Der hoffnungsvolle Staatsbürger geht auf Verführung aus, knüpft intime Verhältnisse an, macht Frauen ihren Männern untreu, untergräbt die Ehren- und Schamhaftigkeit junger

---

*) Das Ehescheidungsrecht nach dem Entwurf II. eines bürgerl. Gesetzbuchs f. d. Deutsche Reich, Beil. z. R. Z. 1895, Nr. 264 u. 265.

**) Vergl. Dr. Käthe Schirmacher, Herrenmoral und Frauenhalbheit. Berlin 1896.

Mädchen, und wenn das „Verhältnis“ Folgen hat, so läßt er die „Geliebte“ sitzen und diese fatalen Folgen selbst tragen.

Gegenüber solchen gewissenlosen Individuen ist die gesamte Frauenwelt — vogelfrei. Am traurigsten aber steht es mit denjenigen Mädchen, welche den Beruf der Kellnerinnen ergreifen. Neben dem Teufel der Wollust wirkt da der Teufel Alkohol mit, und beide helfen jener nichtswürdigen „öffentlichen Meinung“, die Unglücklichen ohne Skrupel ins Verderben zu stürzen. Erst seit dem Beginne der hier behandelten Periode kennt man die „Kneipen mit weiblicher Bedienung“ (obschon es längst vor dieser Zeit Kellnerinnen, aber ohne die Verhältnisse, unter denen sie heute zu leiden haben, gab), in dem dieser Bezeichnung anhaftenden eigentümlichen Sinne nämlich.*) Berlin soll dieser Anstalten, die Leixner einen Krebsschaden nennt, um 1890 zwölf- bis fünfzehnhundert mit mindestens zehntausend Kellnerinnen gezählt haben, und zwar in den verschiedensten Abstufungen von der höchsten Eleganz bis zur tiefsten Verkommenheit, wonach sich der Stand der Besucher vom Elegant jedes Berufs und Alters, Ehemänner und Knaben nicht ausgenommen, bis zum Strolche richtet. Weder diese Häuser, noch ihre Wirte sind geachtet, und dennoch sind sie gesucht und hintergehen die Polizei Tag und Nacht, besonders bei letzterer. Meist ohne Lohn und auf Trinkgelder angewiesen, werden die bedienenden Mädchen so zu sagen gewaltsam dem Laster in die Arme gestoßen. Sie sind die Anfänge der „weißen Sklavinnen“, die wir in noch schlimmeren Graden werden kennen lernen. Ihre Beschäftigung liefert sie natürlich viel leichter und viel anhaltender dem zotenhaften Gebahren der „Donjuane“ aus. Diese, um dem „Vergnügen“ nachzugehen, machen Schulden, bestehlen Angehörige, unterschlagen anvertraute Gelder, — ruiniren ihre Gesundheit und tun die ersten Schritte auf der Bahn zum Zuchthaus oder Selbstmord. Hier ist auch die Hochschule der sog. „jüngsten Litteratur“, deren Motto die Zote ist. Hier werden die Charakterbilder zu den Schmutzromanen und Schmutzdramen gesammelt, welche angeblich die Welt vorstellen wie sie ist (?).

Eine Abart dieser Kneipen sind die jetzt außer Mode gekommenen „Tingeltangel“ in den siebziger Jahren gewesen, deren „Sängerinnen“, meist jedoch verblühte und geschminkte „Schönheiten“, allen Nationen Europas angehörten.

Vor wenigen Jahren sind in Berlin amtliche Schritte gegen jenen „Unfug“ getan worden; ihre Erfolge sind jedoch noch nicht sicher bekannt. Was von den Kellnerinnen, gilt auch in ähnlichem Grade von schlecht bezahlten Arbeiterinnen und Verkäuferinnen verschiedener Geschäfte, die auch vielfach vom Wege der Ehre abzuweichen gezwungen werden.

*) Leixner, Soz. Briefe, S. 67 ff.

Nicht ohne Schuld an dem Treiben der sog. Herren gegenüber den Frauen, ist die sog. feine Gesellschaft, die auf die Verführte alle Schmach häuft, den Verführer aber nachsichtig, liebenswürdig, ja sogar bewundernd behandelt. Nicht ohne Schuld sind die Damen selbst, welche, selbst die in eigener Person auf der Straße oder in der Eisenbahn Beleidigten, es nicht über sich gewinnen, zusammenzutreten und dem Unwesen entgegenzuarbeiten.

## 2. Die Prostitution.

Von der vereinzelten Verführung kommen wir auf die massenhafte, die ins Große getriebene, welche man mit Recht den dunkelsten Fleck in unserer modernen Kultur nennen kann.*) Beständen die ihr dienenden Heere aus Freiwilligen, wie Jene behaupten, die an ihrer Ausbreitung und Machtausübung ein Interesse haben, so wären sie im Vergleiche zu ihren wirklichen heutigen Zuständen verhältnismäßig harmlos zu nennen. Die unglücklichen Opfer der Prostitution sind aber meistens nicht Freiwillige, sondern mit List oder Gewalt in diese Sphäre gebrachte Mädchen, die vorher ebenso unschuldig waren, wie diejenigen, welche sie verachten, statt dieses Gefühl denjenigen Menschen zuzuwenden, die ihnen dieses Schicksal auferlegt haben, um den Gelüsten der Donjuane Befriedigung zu verschaffen.

In unserer Zeit bekämpfen sich mit Bezug auf die Prostitution dreierlei Systeme oder Ansichten: 1. die bordellfreundliche, 2. die der sittenpolizeilichen Kontrole und 3. die abolitionistische.

Obschon der bordellfreundlichen Ansicht wol die meisten Aerzte, freilich aus Unkenntnis der wirklichen Verhältnisse, huldigen, darf sie doch mit Fug und Recht nicht nur eine verabscheuungswürdige, sondern geradezu eine verbrecherische genannt werden. Die Herren, welche sie verteidigen, wie Dr. Hülsmeyer in Berlin („Staatsbordelle", Hagen i. W. 1892) und Dr. Brennecke in Magdeburg („Welche Mittel stehen uns zu Gebote im Kampfe gegen die öffentliche Sittenlosigkeit?", Magdeburg 1893), wissen weder, auf welche Weise die Insassinnen der Bordelle rekrutirt werden, noch bedenken sie, daß die Leiter oder Leiterinnen solcher Anstalten niemals anständige Leute sein können. Riesig geradezu ist das Sündenregister der Bordelle. Sie verbreiten die ansteckenden Geschlechtskrankheiten, sie machen jede ärztliche Untersuchung vermöge der übermäßigen Benutzung ihrer Bewohnerinnen illusorisch, sie bieten den meisten Anlaß zur Verführung der männlichen und zur Ueberlistung und Vergewaltigung der weiblichen Jugend und

---

*) Siehe des Verfassers Buch „Die Gebrechen und Sünden der Sittenpolizei aller Zeiten, vorzüglich der Gegenwart". 2. Aufl. Leipzig 1897.

zu Skandalen der rohesten Art, sie befördern die Ausübung der Trunk-, Spiel- und Raufsucht, sowie Diebstähle und Unterschlagungen der Besucher, sie untergraben die Ruhe, Ordnung und Sicherheit der Stadtteile, in denen sie liegen, vermindern den Wert der benachbarten Grundstücke, verletzen die Gefühle ihrer Bewohner und verpesten die Erziehung ihrer Kinder; sie haben noch niemals und nirgends die neben ihnen bestehende geheime und vereinzelte Prostitution geschwächt oder gar verhindert (diese ist vielmehr überall ihnen zum Trotz gewachsen), sie halten ihre Bewohnerinnen stets in der betrügerischen und diebischen Schuld der Besitzer, würdigen sie zu Sklavinnen herab und überliefern sie einem frühen Tode. Sie sind kurz gesagt Räuber- und Mörderhöhlen. Eine Verbesserung ist unmöglich; denn ohne die Beihilfe von Spitzbuben und Megären sind sie schlechterdings nicht zu halten.

Dem steht glücklicher Weise der Trost gegenüber, daß die Bordelle, wo solche bestehen (besonders in Frankreich und Belgien), wie statistisch nachgewiesen ist, an Zahl jährlich abnehmen. Sie haben ihre Zeit gehabt, und sie geht vorüber. Ihre Verteidiger leben daher in einem beschämenden Anachronismus und möchten eine Sache (wo sie nicht schon besteht) neu einführen, die bereits da, wo sie besteht, dem Untergange geweiht ist.

Die sittenpolizeiliche Kontrole ist ein ärmlicher Notbehelf; sie erreicht stets nur einen kleinen Teil der vereinzelten Prostitution und verhindert weder deren Ausdehnung, noch schützt sie die Unschuld vor dem Versinken in das Laster. Auch häuft sie alle Schmach auf die ihr unterworfenen Personen und läßt die wahren Schuldigen, die Verführer und Verkäufer jener Unglücklichen ungeschoren.

Die abolitionistische Ansicht ist die allein konsequente. Sie will kurz und gut Schließung der Bordelle und Unterdrückung der geheimen Prostitution soweit dies möglich ist, vor allem aber Abschaffung jeder Anerkennung der Prostitution als eines sog. notwendigen Uebels, durch welche in Wahrheit nur das Laster privilegirt und ermutigt wird, bis zum Verbrechen zu schreiten*), — und strengste Verhinderung jedes geschlechtlichen Skandals.

Nur als Curiosum sei hier der Vorschlag eines Schriftstellers, welcher sich Otto Tristan nennt, erwähnt.**) Die schon dem Drucke nach als Reklame auftretende Flugschrift, deren Kern (S. 18 f.) ziem-

*) Vergl. Dr. med. F. W. Müller, Ein ernstes Wort über die sittl. Mängel unserer Zeit. Regensburg 1891. — Derselbe, Die Prostitution in Deutschland am Ende des 19. Jahrh. Ebendas. 1892. — Vorwort zu Brennecke a. a. O. — Prostitution, von Prof. Renk, H. d. St., V, S. 302 ff.

**) Das Ei des Columbus oder Das Ende aller Prostitution u. s. w. Berlin 1893.

lich versteckt ist, während bloße Phrasen mit der größtmöglichen Schrift gedruckt sind, meint, man (wer?) solle jeden Aufsucher einer Dirne zwingen, sie entweder zu heiraten oder ihr den vierten Teil seines Vermögens oder Einkommens zu geben! Das gäbe saubere Ehen und merkwürdige Gerichtsverhandlungen. Ebenso unausführbar wäre die von „Veritas" (Leipzig 1893) verlangte Bestrafung aller Ansteckungen. —

Knüpfen wir nun an die im vorigen Bande (S. 139 ff.) enthaltene Darstellung den Bericht über die jüngsten Vorfälle auf dem schlüpfrigen Gebiete der Prostitution in den einzelnen Ländern an.

Frankreich ist das Heimatland der modernen Prostitution und zugleich aller Reglementirung dieses Gegenstandes. Wie es gegenwärtig dort zugeht, zeigt Yves Guyot*) in drastischen Bildern. Er zeichnet die Pariser Sittenpolizei als eine Maschine der Willkür und Roheit, wie man sie nicht in dem „Haupte der Civilisation" suchen würde. Diese Sittenpolizei nimmt verkommene Subjekte in ihren Dienst, welche dann durch Verhaftungen mit oder ohne Grund sich empor zu schwingen suchen und sich von denen, welche eine Strafe verdient hätten, bestechen lassen. Dirnen und Zuhälter dienen dieser Anstalt als Spione und Agents provocateurs. Jede Frau, die keine Dirne ist und Nachts allein ausgeht (z. B. um einen Arzt zu holen), wird verhaftet und gewaltsam untersucht, während die Dirnen unbelästigt bleiben. Im J. 1885 wurden 1208 und im folgenden 1055 Personen in Paris zwangsweise als Dirnen eingeschrieben. Es bedarf nicht einmal des Alleingehens; anständige Damen wurden wiederholt ihren Begleitern entrissen. Begreiflich, daß Gauner dies nachahmen und Liebespaare mißhandeln und ausrauben. Nach Guyot gibt es in Paris und anderen Städten „Mädchenbörsen", welche für den „Bedarf" der Prostitution sorgen. Die Prostituirten sind aber, ungeachtet der Liebenswürdigkeit, welche die Sittenpolizei ihnen erweist, Sklavinnen in des Wortes verwegenster Bedeutung. Widerspenstige werden mit Hilfe der Polizei gebändigt, solche, die ausscheiden möchten, mit derselben Hilfe festgehalten. Je nach Umständen läßt man die Armen spurlos verschwinden.

Dieses System großgezogen zu haben, ist das „Verdienst" des gewesenen Polizeipräfekten Louis Andrieux, welcher auch darin sehr gewandt war, Skandalprozesse, in welche reiche und hochstehende „Herren" verwickelt waren, niederzuschlagen.**)

In Paris sind die Bordelle in der Zeit von 1843 bis 1891, in welcher sich die Bevölkerung verdreifachte, von 235 auf 60 und die Zahl ihrer Bewohnerinnen ist von 1450 auf 597 herabgeschmolzen.

---

*) La Prostitution, Paris 1882.

**) Näheres über solche Fälle, s. unsere „Sittenpolizei", S. 75 ff.

Den dieser Verminderung entsprechenden Gewinn hatte natürlich die vereinzelte Prostitution.

Die „gewissenhafteste“ Nachahmung, ja sogar Ueberbietung fand das französische System in Belgien, das man den Bordellstaat par excellence nennen kann. Im J. 1882 erhielt die Gemeinde St. Nicolas vom Gouverneur in Gent einen Verweis dafür, daß sie kein Bordell dulden wollte. In Brüssel, vielleicht der sittenlosesten Stadt Europas, treiben sich 14 und 15 Jahre alte Mädchen als Dirnen herum. Die Polizei steckt dort mit der Prostitution unter einer Decke, und der Polizeikommissär Lenaers erließ 1877 ein Reglement, welches die Prostitution von Mädchen und Frauen ohne Einwilligung ihrer Eltern oder Gatten gestattete (Weiteres s. Sittenpolizei, S. 91 ff.).

Die Bordelle Belgiens haben gleich denen Frankreichs (allerdings zum Vorteile der vereinzelten Prostitution und ungeachtet ihrer Begünstigung durch die Polizei) stark abgenommen. In Brüssel sanken sie 1856 bis 1891 von 42 auf 7, in Antwerpen 1885—1888 von 29 auf 15, in Gent 1872—1888 von 25 auf 9 herab. In den vlämischen Städten ist die Abnahme stärker als in den wallonischen.

Eine weitere gehorsame Tochter erhielt die französische Reglementirung in Italien. Man hat es erlebt, daß eine in ein Kloster geflohene Prostituirte wegen ihrer Schuld bei der Bordellhalterin (in Genua) auf Befehl des Quästors in das Bordell zurückkehren mußte! Das Kloster verhinderte diese Schmach nicht! —

In Neapel wurden schuldlos verhaftete Mädchen von den Polizeibeamten mißbraucht. In Rom sind 1870—1874 die eingeschriebenen Dirnen von 180 auf 526 und die syphilitischen Erkrankungen von 110 auf 1276 gestiegen; nicht eingeschrieben sollen aber gegen 4000 Dirnen geblieben sein. In ganz Italien waren 1878 nur 10 000 solche eingeschrieben, darunter 2455 unter 21 und 251 über 40 Jahre alt! In der Schweiz ist Genf mit dem französischen System beglückt (über Skandale hier, in Bern und Zürich s. Sittenpolizei, S. 99 ff.). Ueber Deutschland hat unser VI. Band a. a. O. (S. 142 ff.) gehandelt und ist keine Aenderung zu verzeichnen.

Eine ganz sonderbare „Reform“ ist in England 1864 eingeführt worden, indem der erste Sekretär der Admiralität (Marineminister), Lord Clarence Paget, im Parlament, ohne Widerstand zu finden, die „Akte zur Verhütung der ansteckenden Krankheiten“ (Contagious diseases prevention act) durchsetzte, welche 1869 eine weitere Ausdehnung erhielt. Danach sind in gewissen Garnisons- und Seestädten des britischen Reichs und seiner Kolonien die Richter, welchen von der Polizei Personen als Dirnen verzeichnet sind, ermächtigt, diese Frauen einer periodischen ärztlichen Untersuchung zu unterwerfen, was diese Personen auch freiwillig tun können, und wenn sie wegbleiben,

zum Gefängnis zu verurteilen. Dieses Gesetz hat die unheilvollsten Folgen gehabt. Die Behörden schienen von einem wahren Fanatismus für die Vermehrung der Objekte des „Vergnügens“ ihrer Soldaten und Matrosen befallen zu sein, und es kamen die gewalttätigsten Maßregeln gegen angeblich verdächtige Personen vor (Sittenpolizei S. 122 ff.). Seit der Geltung des Gesetzes vermehrten sich die geschlechtlichen Krankheiten (1866—1874) durchschnittlich von 24 auf 46 vom Tausend, die Todesfälle in deren Folge von 9—10 auf 23 vom Tausend.

Im J. 1876 begannen Sir Harcourt Johnstone und der Parlamentarier James Stansfeld eine energische Agitation gegen die Akte, deren Verteidiger die Tories waren; aber das Parlament hielt das Gesetz aufrecht. Endlich wurde es 1886 und in mehreren Kolonien 1887 abgeschafft. In Indien bestand es fort, und es bemühen sich dort die englischen Behörden unsäglich, für ihre Soldaten und Beamten Dirnen anzuwerben, welche die Hindus „Damen der Königin“ nennen. Die Syphilis erreichte in Folge dessen bei den britisch-indischen Truppen eine Stärke von 757 vom Tausend! Professor James Stuart brachte den Skandal im Parlament zur Sprache, und obschon der Unterstaatssekretär John Gorst nichts davon zu wissen versicherte, wurde 1888 die Reglementirung in Indien förmlich verurteilt; — aber der Beschluß wird dort einfach umgangen.

Der schreiendste Uebelstand in England ist aber die Prostitution 14 bis 16jähriger Kinder, welche die Straßen Londons unsicher machen (Sittenpolizei S. 129 f.). — Unter den Kolonien hat Hongkong mit 123 gestatteten chinesischen Bordellen und 1358 Dirnen darin schaudervolle Zustände.

Ein namenloser Greuel wird in Rußland betrieben, wo unter den nach Sibirien Verschickten (s. oben S. 108 f.) die verworfensten Bösewichte eine Schreckensherrschaft ausüben und neben anderen Schandtaten die Frauen vergewaltigen, sowol jene, welche selbst verschickt sind, als jene, welche freiwillig ihre Angehörigen begleiten oder ihnen unter polizeilicher Eskorte nachreisen. Anders geht es nämlich nicht, und anders auch nicht, wenn schutzlose Mädchen zu ihren Eltern reisen, um — als Ruinen anzukommen.*)

### 3. Der Mädchenhandel.

Die so eben erwähnten Zustände sind wohl schaudererregend, aber noch nicht das ärgste, was der Fluch der Prostitution im Gefolge hat. Man glaubte naiver Weise früher, die Bordelldirnen gingen, weil sie gefallen oder ohne Existenzmittel wären, freiwillig in diese Häuser

*) Lanin, Russ. Zustände, I, S. 244 ff.

und bäten um freundliche Aufnahme. Viele, selbst Aerzte, scheinen diese kindliche Ansicht noch heute zu teilen. Es handelt sich hier aber einfach um einen Handel mit weißen Sklavinnen. Erst am Ende der siebziger Jahre wurde dieser schmachvolle Schacher mit europäisch-christlichen Mädchen entdeckt. Es sind meist arme und ungebildete Naturkinder, bisweilen aber auch unterrichtete junge Damen aus guten Familien, welchen von Gaunern, die sich den Anschein von Geschäftsagenten geben, gute Anstellungen von der Köchin und Kellnerin bis hinauf zur Erzieherin und Gesellschafterin vorgespiegelt werden. Diese Gauner bilden eine eng zusammenhängende Gesellschaft mit eigenem Jargon und gewissen Geschäftskniffen. Haben sie das stellesuchende Opfer in Händen, so wird es auf die Reise genommen und in ein Haus gebracht, in welchem sich angeblich die gute Stelle, in Wirklichkeit aber ein Bordell oder die Station auf dem Wege zu einem solchen befindet.*) Die Hauptmärkte dieses Sklavenhandels sind im französischen Quartier von London für englische, in Hamburg für deutsche Mädchen. Sie werden dort und weiter von Hand zu Hand gegen bares Geld oder auf Rechnung verkauft und gelangen so nach Nord- und Südamerika, Indien, China, Japan, selbst nach Sibirien.

Entdeckt wurde der Mädchenhandel bei Anlaß wiederholter Anzeigen aus Belgien an die Adresse der englischen Regierung seit 1874, dahin lautend, daß in Brüssel und Antwerpen junge Engländerinnen in Bordellen gefangen gehalten wurden. Endlich, im J. 1880 sandte Sir William Harcourt den Barrister Snagge nach Brüssel, um die Sache zu untersuchen.**) Es ergab sich, daß ein gewisser Klyberg derartige Geschäfte gewerbsmäßig betrieb, englische Mädchen an sich lockte und in Belgien (auch nach Holland und Frankreich) an Bordelle verkaufte. Es wurden Geschäftsbriefe von ihm und an ihn beigebracht, welche zeigten, daß er für „das Stück“ („Colis“) 250—300 Frcs. erhielt. Es tauchten noch eine Anzahl anderer solcher Schurken an das Tageslicht, auch weibliche Scheusale von Kupplerinnen, welche die Opfer selbst „untersuchten“ oder durch zweifelhafte Aerzte (Quacksalber) untersuchen ließen. Nur der Umstand, daß in den „Bordellstaaten“ die sittenpolizeiliche Einschreibung von Personen unter 21 Jahren verboten ist, gab den Anstoß dazu, daß in Brüssel seit 1879 gerichtliche Verfolgungen wegen Uebertretung jener Vorschrift stattfanden und damit endeten, daß 1880 und 1881 achtzehn Personen zu Gefängnis bis zu sechs Jahren und zu Geldbußen bis auf 1300 Frcs. verurteilt wurden.

---

*) Näheres s. Sittenpolizei, S. 136 ff.

**) Clarissa, Aus dunkeln Häusern Belgiens. Nach dem Franz., mit einer Einleitung von O. H. a. R. 4. Aufl. Leipzig 1897.

Neue Skandale enthüllte bekanntlich der Direktor der Londoner Pall Mall Gazette, Mr. Stead 1884.*) Sie betrafen dortige Verhältnisse, welche er, mit verdankenswerter Unterstützung durch die Heilsarmee, eifrig untersucht und studirt hatte. Die Betroffenen brachten ihn ins Gefängnis, aus welchem er nach verbüßter Zeit von einer unermeßlichen Menschenmenge im Triumf abgeholt wurde. Es wurde durch diese Enthüllungen bekannt, daß hochstehende Herren mit Hilfe von Kupplerinnen die Spezialität übten, nur jungfräuliche Mädchen bis zum Kindesalter herab regelmäßig in ihre Gewalt zu bringen und zu mißbrauchen. Der Preis für „das Stück" betrug 5—20 Pfund St. je nach der „Güte der Ware"; natürlich erhielt ihn die Kupplerin und gab dem Opfer eine Kleinigkeit davon als „Geschenk". Um Widerstand und Schreien zu verhindern, wurden die Unglücklichen durch Getränke betäubt, von den Furien festgehalten oder an den vier Pfosten des Bettes angebunden, Türen und Fenster aber dicht verhängt.

Aehnliche Greuel wurden bald aus allen mehr oder weniger „civilisirten" Ländern ruchbar, so namentlich aus Ungarn, Rußland und der Türkei, wo vorzugsweise rumänische Mädchen nach Konstantinopel verhandelt, dort versteigert und oft über Aegypten bis nach Indien geschleppt wurden. Geheime Mädchenmärkte bestanden in Budapest, Belgrad und Bukarest. Ein Prozeß in Lemberg 1892 brachte haarsträubende Tatsachen über den Mädchenhandel zwischen Unvar, Goldenstein u. Comp. dort und Jakob Itzig u. Comp. in Pera, welcher massenhaft Mädchen verschwinden ließ, zu Tage. Japanische Mädchen brachte man in Menge nach Kalifornien.

„Wann wird der Rächer kommen diesem Elend?" fragten wir am Schlusse des Buches über die Sünden der Sittenpolizei, welche in diesem Schmachhandel ihre völlige Unfähigkeit an den Tag gelegt hat. Noch ist von keinen wirksamen Maßregeln gegen den Mädchenhandel irgend etwas bekannt geworden. Dagegen gearbeitet hat nur und arbeitet noch heute der allgemeine Bund (Fédération) für die Abschaffung der reglementirten Prostitution und die von ihm und durch sein Beispiel in allen Ländern Europas und in Amerika gegründeten Sittlichkeitsvereine**), vorzugsweise durch die edle und aufopferungsfähige Mrs. Josefine Butler, Prof. James Stuart, Prof. Aimé Humbert u. A. Im J. 1882 wurde in Berlin der „Verein zur Hebung der öffentlichen Sittlichkeit", 1888 daselbst der „Männerbund zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit" gegründet. In Halle fand

*) Les scandales de Londres dévoilés par la Pall Mall Gazette. Trad. littérale. Paris 1885.

**) Siehe dessen Veröffentlichung: le Bulletin continental (früher in Neuenburg, jetzt in Genf erscheinend), 1. bis 21. Jahrgang, 1876 bis 1896.

1890 eine große Konferenz der deutschen Sittlichkeitsvereine statt. Der Verein in Dresden zählte 1892 gegen 300 Mitglieder. Die Tötung einer Prostituirten in Leipzig durch deren Liebhaber und der dortige Zustand der Prostitution, welche längst nicht mehr auf Bordelle beschränkt ist*), führten 1891 daselbst zu einer energischen Bewegung gegen die Unsittlichkeit und 1892 zur Gründung eines „Vereins zur Hebung der Sittlichkeit". Leider streitet man sich in diesen Vereinen noch um die Frage einer „Kasernirung" der Prostitution (wie der euphemistische Ausdruck für Privilegirung der Unzucht lautet); Vorkämpfer der Sittlichkeit wollen also immer noch nicht einsehen, daß der Staat weder ein Recht hat, die Bewohner gewisser Stadtteile und ihre Kinder zu zwingen, Nachbarn und Augenzeugen des Lasters zu werden, noch ein Recht hat, das Laster zu autorisiren! Wodurch wollen diese sonderbaren Schwärmer die Mittel zur „Kasernirung" aufbringen, woher sodann die Bordellhalter nehmen, wenn nicht aus den Reihen der Verbrecher und anderer Schurken, — auf welche Weise endlich die Insassen dieser Häuser gewinnen, wenn nicht durch den fluchwürdigen Mädchenhandel oder andere Zwangmittel (freiwillig geht doch gewiß Niemand in ein Gefängnis)? Für solche „Vorkämpfer der Sittlichkeit" bedanken wir uns schönstens und können ein Heil nur in der strengsten und unnachsichtigsten Unterdrückung des Lasters in jeder Gestalt erblicken, wenigstens soweit es sich an die Oeffentlichkeit wagt. In geschlossenen Räumen ist ihm ja leider meistens nicht beizukommen. Eng hängt damit die Lösung der sozialen Frage und die Erleichterung und Vermehrung der Heiraten zusammen (s. oben S. 169 f.)!

Die Erniedrigung des weiblichen Geschlechtes, von dessen bloser Mißachtung bis zu seinem schimpflichen Mißbrauch und schließlich zur Verschacherung seiner Angehörigen im empörenden Mädchenhandel gehört bereits unter die Kennzeichen einer Entartung im Schoße des Menschengeschlechtes und unter dessen Verbrechen und Laster, deren übrige Aeußerungen der nun folgende Abschnitt darzustellen hat.

---

*) Dr. Max Oberbreyer, die Leipziger Sittlichkeitsbewegung. Leipzig 1892.

## Zweiter Abschnitt.

# Die Entarteten.

### A. Die Entartung des Geschlechtstriebs.

Nachdem in den Jahren 1864 bis 1871 die elf Schriften von K. H. Ulrichs, hannoverschem Amtsassessor a. D. (und nachträglich eine zwölfte 1879—80) unter dem gemeinsamen Titel „Forschungen über das Rätsel der mann=männlichen Liebe“ erschienen waren*), verstummte das Aufsehen, welches diese pikanten Enthüllungen, verbunden mit einer originellen Theorie der sexuellen Empfindungen, erregt hatten, für geraume Zeit. Freilich, die Urningsliebe, wie sie Ulrichs getauft hatte (verderbt aus „uranischer Liebe“), bestand fort, wie sie von Alters her bestanden hatte, einerseits als „griechische“ zwischen angeblich weiblich fühlenden Männern, anderseits als „lesbische“ zwischen angeblich männlich fühlenden Frauen und (in beiden Fällen) ihren dort männlichen, hier weiblichen Lieblingen. Die Ulrichs'sche Theorie hatte wol außerhalb dieses Kreises pervers liebender Menschen wenig oder keinen Anklang gefunden und durfte um 1880 bis 1886 als vergessen betrachtet werden.

Im letztgenannten Jahre erschien Prof. Freih. v. Krafft=Ebing's, des berühmten Kriminalpsychologen, Psychopathia sexualis, welche bis 1894 9 Auflagen erlebte, und welcher (Leipzig und Wien 1895) „Der Konträrsexuale vor dem Strafrichter“ und 1891 Dr. Albert Moll's „Konträre Sexualempfindung“ folgten. Bald bemächtigte sich auch die sensationelle Litteratur der Sache, zuerst mit O. de Joux,**) welchem weitere pikante Enthüllungen des vergessenen Gegenstandes folgten.

Bleiben wir hier bei der wissenschaftlichen Auffassung. Prof. v. Krafft=Ebing schreibt die Erscheinung, daß eine „nicht geringe Quote von Mitmenschen“ sich „sexuell zu Personen des eigenen Geschlechts hingezogen und von solchen des anderen abgestoßen fühlen“, einer „degenerativen Veranlagung“ zu. Er nennt sie Konträr= oder Homosexuale im Gegensatze zu den gewöhnlichen Menschen, den Normal= oder Heterosexualen, und beklagt, daß eine unglückliche perverse Natur=anlage sie des Ehe= und Familienglücks beraube und in der vor=urteilsvollen traditionellen Meinung ihrer Mitbürger zu Wüstlingen stempelt, indem diese „einfach für Laster halte, was doch nur als

*) Des Verf. Kulturgesch. d. neueren Zeit, Bd. III, S. 149 ff.
**) Die Enterbten des Liebesglücks. Leipzig 1893.

unverschuldetes Gebrechen im Lichte der Wissenschaft dasteht und ihnen statt des ihnen gebührenden Mitleids Spott, Hohn und Verachtung biete". Gesetzgebung und Rechtsprechung verbinden sich mit diesen Vorurteilen, „brandmarken diese Unglücklichen als Verbrecher" und „berauben sie ihrer bürgerlichen Ehre, sozialen Stellung und Freiheit". Diese Verfolgten seien aber, fährt er fort, nicht die Schlechtesten, Mindestwertigen der Gesellschaft und besitzen oft glänzende Gaben des Geistes. Zu ihnen gehören berühmte Helden, Staatsmänner, Fürsten, Heroen der Kunst und Wissenschaft. Es liegt hier nach den Forschungen der Wissenschaft nicht eine Schuld des Individuums, sondern eine solche der Natur in Gestalt einer krankhaften, meist erblich degenerativen Veranlagung zu Grunde. Dieser wissenschaftlichen Ueberzeugung widersetzen sich fortwährend sowol die Strafrechtspflege als die Masse des Volkes. Prof. v. Krafft-Ebing hat sich das Ziel gesetzt, „zur Ehrenrettung und zum Schutze unglücklicher Menschen auf die Reformbedürftigkeit von Gesetzen hinzuweisen, welche auf Irrtümern beruhen, mit der wissenschaftlichen Wahrheit und der Humanität im Widerspruche stehen, wenig nützen, viel schaden, Erpressung und Betrug Vorschub leisten und unglückliche, vielfach ganz unschuldige Menschen in Schande, Not und Tod stürzen." *) Er will daher dreierlei Vorurteile widerlegen: 1. daß der Drang zu sexueller Befriedigung am eigenen Geschlechte Laster, nicht Krankheit sei; 2. daß solche Homosexuale der Päderastie huldigen und 3. daß sie Knaben nachstellen. Die betreffende Empfindung erscheint nicht selten schon in den Kinderjahren, wächst stark an, beherrscht in krankhafter Weise das ganze Denken und Fühlen des oder der mit ihr Behafteten und wird zeitweise geradezu unwiderstehlich. Diese Leute fühlen sich, wenn männlich, dem Manne gegenüber als Weib, wenn weiblich, dem Weibe gegenüber als Mann. Bei den männlichen Konträrsexualen ist aber die Päderastie eine seltene Ausnahme in Fällen tiefstehender Moralität und krankhaften Triebes, und keineswegs ein Kennzeichen dieser Kranken

*) In unserm Jahrhundert hat die Strafverfolgung gegen die „widernatürliche Unzucht" aufgehört in Italien, Frankreich, Belgien, Holland und Luxemburg. v. Krafft-Ebing weiß in Folge dessen von keiner Aenderung in den Sitten der Bewohner jener Länder zu berichten. Am schärfsten ist die Verfolgung in Rußland. Deutschland und Oesterreich üben sie in milderm Maße. Moll und v. Krafft-Ebing finden die Bestrafung nur in den Fällen der Jugendverführung, der Prostitution und des öffentlichen Aergernisses statthaft. Wie strenge in dieser Beziehung England ist, hat jüngst der Fall des Schriftstellers Oskar Wilde gezeigt, welchem nichts anderes bewiesen wurde, als daß er mit jungen Männern, teilweise allerdings von niederer Herkunft, Stellung und Bildung, aß und trank, der aber am 25. Mai 1895 vom Richter Wills in London zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt wurde (Der Fall Wilde und das Problem der Homosexualität; ein Prozeß und ein Interview von Os. Sero. Leipzig 1896).

an sich. Was sie dagegen meist tun, soweit sie ihre Neigung in Handlungen äußern, sind allerhand Nachahmungen des Coitus, in denen sie mehr erfinderisch als reinlich sind. Ebenso selten sind bei den Konträrsexualen, welche in der Regel nur reife Personen lieben, Vergehen gegen Knaben. Die das andere Geschlecht Vorziehenden haben ihnen großenteils in der Auswahl und Art ihrer „Befriedigungen“ nichts vorzuwerfen. Denn abgesehen davon, daß beide Arten von Neigungen, die zum eigenen und die zum anderen Geschlechte, nicht selten bei derselben Person vorkommen, beziehungsweise abwechseln, finden sich auch bei den Normalsexualen oft höchst perverse Gelüste. Man erfand in jüngster Zeit die Namen des Sadismus (krankhafte Sucht zu gewalttätigen geschlechtlichen Handlungen, benannt nach dem scheußlichen Schriftsteller Marquis v. Sade im vorigen Jahrhundert) und des Masochismus (krankhafte Neigung zur Passivität, ja zum Mißhandeltwerden durch die geliebte Person, benannt nach Leopold von Sacher-Masoch), und man fand in den Kriminalakten Beweise eines oft tragikomischen Fetischismus, dessen Vertreter durch Kleidungsstücke, Haare, sogar Stiefel und Schuhe von Frauen in geschlechtliche Aufregung gerieten.*)

Alle diese Fälle, alle diese bizarren Neigungen homo- und heterosexualer Personen tragen durchaus den Charakter einer krankhaften Monomanie, eines teil- oder zeitweisen Irrsinns, und ihre Urheber können vernünftiger und gerechter Weise, so lange sie keine Rechte verletzen und ihre Genossen freiwillig handeln, so wenig strafrechtlich verantwortlich gemacht werden, wie Klepto- oder Pyromanen, oder völlige Geisteskranke. Es handelt sich eben um eine Entartung, sei sie nun ererbt oder nicht, und zwar nicht nur um eine solche unserer Zeit, sondern eine, die so alt ist wie die Menschheit.

## B. Die Entartung des Handelns.

### 1. Das Verbrechen.

Es ist die hier zu behandelnde Zeitstrecke, in welcher die Persönlichkeit der Verbrecher und damit die psychologische Erklärung der verbrecherischen Handlungen zum Gegenstande wissenschaftlicher Forschung wurde. Die erste bedeutende Arbeit, welche diesem Studium gewidmet

*) Beispiele bei: Krauß, Psychologie des Verbrechens, Tübingen 1884, S. 181 ff. — Lombroso, Der Verbrecher in anthropolog., ärztl. und jurist. Beziehung, deutsch v. M. O. Fränkel, Hamburg 1887—90, Bd. I, S. 116 ff. u. II, S. 160 ff. — v. Krafft-Ebing, Der Konträrsexuale, S. 41 f., 50 f., 52 ff., 58 ff.

wurde, war das 1841 erschienene Werk von Lauvergne, dirigirendem Arzte am Gefängnis-Hospital in Toulon, „les forçats“ betitelt.*) Es stand jedoch, bei allem Verständnis für die Natur des Verbrechens, zu sehr unter dem Einflusse der veralteten Phrenologie (s. Bd. VI, S. 524 f.). Doch begann mit ihm die Auffassung der Sträflinge als körperlich oder geistig kranker Menschen. Unter seinen Nachfolgern hielt Dally Irre und Verbrecher für gleich unzurechnungsfähig, — ähnlich weitere französische Schriftsteller, unter welchen Morel (des dégénérescences, 1857) das Verbrechen als eine bestimmte Form erblicher Entartung betrachtete, deren Ursachen er in Trunksucht, Hungersnot, Armut, schlimmer Gesellschaft, ungesunden Beschäftigungen, Erblichkeit u. s. w. suchte. Die „psychologie naturelle“ von Despine (1868) bewies, daß „der sog. instinktive Verbrecher in psychischer Beziehung eine Anomalie, eine Monstrosität darstelle“, hielt ihn zwar nicht für notwendig geisteskrank, aber für „moralisch irre“ und unzurechnungsfähig, und eine Besserung durch Unterricht und Belehrung für möglich, — ähnlich der Engländer Maudsley in dem Buche „Responsibility in mental disease“. Broca, Gründer der anthropologischen Gesellschaft in Paris (1859), und Wilson (1869) begannen die Schädel von Verbrechern zu untersuchen und fanden einen bedeutenden Teil dieser Leute mehr oder weniger invalide. Bruce Thomson, Arzt der Strafanstalt in Perth (1870), und Dr. Nicholson (1873—75) erweiterten die Beobachtungen über das krankhafte Seelenleben der Verbrecher.

Einen größeren Aufschwung aber nahm die hier in Frage stehende Wissenschaft, die Kriminal-Anthropologie, in Italien durch Cesare Lombroso (geb. 1832 aus venetianischer Familie), seit 1862 Professor der Psychiatrie in Pavia, später Irrenarzt an verschiedenen Orten, jetzt Professor in Turin, von Darwin, Broca und Virchow beeinflußt. Sein Hauptwerk, „Uomo delinquente“ (der Verbrecher), erschien 1876, der zweite Band erst 1889, und erregte ungemeines Aufsehen in ganz Europa. Lombroso zeigte, „daß der Verbrecher nicht nur psychisch, sondern auch organisch, d. h. anatomisch und physiologisch abnorm“ sei, und suchte dies durch Messungen und Wägungen zu beweisen. Er sah die ersten Anfänge des Verbrechens schon in den insektenfressenden Pflanzen (!) und in zahllosen Beispielen aus der Tierwelt, verfolgte sie dann weiter bei den sog. Wilden und Urvölkern, deren Spuren sich auf den untergeordneten Stufen der Kultur noch bis in die neueste Zeit verraten, und legte endlich auch bei den Kindern, wie bei Jenen, die Einwirkungen des Atavismus dar. Er

*) Havelock Ellis, Verbrecher und Verbrechen, deutsch v. Hans Kurella. Leipzig 1895, S. 35 ff.

teilte sodann seine Untersuchungen über Schädel und Gehirn, Körpermaße und Gesichtsausdruck der Verbrecher mit, schilderte die Manie bei Verbrechern, sich tätowiren zu lassen, ihre Gleichgültigkeit gegen Schmerzen, die Schärfe ihrer Sinne, ihre Gewohnheiten, Gefühle, Gemütszustände, Religion, Geistesgaben, Sprache und Schrift, ihre Neigungen zu Körper- und Geisteskrankheiten, zum Selbstmord u. s. w. Der zweite Band klassifizirt die Verbrecher in Leidenschaftliche, Irrsinnige und Gelegenheitsverbrecher. Lombrosos Werk ist nicht ohne Schwächen und Einseitigkeiten und wurde auf der einen Seite, immerhin mit Anerkennung seiner Genialität, ebenso heftig angegriffen (so von Mantegazza und Colajanni als kritiklos), wie auf der anderen Seite in den Himmel erhoben. In seinem Sinne arbeiteten weiter Enrico Ferri, Professor in Pisa, in seiner Sociologia criminale, Garofalo, Gerichtspräsident in Neapel, in seiner Criminologia, Antonio Marro, Gefängnisarzt in Turin, in den Caratteri dei delinquenti (1887) u. m. A. In Italien wurde auch die Idee eines internationalen Kongresses für Kriminal-Anthropologie reif, dessen erste Versammlung 1885 in Rom stattfand, die zweite 1889 in Paris, die dritte 1892 in Brüssel.

In Frankreich erhielt Lombroso zu Nachfolgern den Untersuchungsrichter Tarde, den gerichtsärztlichen Sachverständigen Lacassagne in Lyon u. A.

Selbständiger traten die deutschen Gelehrten auf. Prof. v. Krafft-Ebing ließ 1872, also schon vor Lombroso, in 2. Auflage 1882 (in Stuttgart) seine „Grundzüge der Kriminalpsychologie" erscheinen, worin er seine reichen Erfahrungen niederlegte, um richterlichen Personen einen Leitfaden in schwierigen Fragen zu bieten und die Mängel des strafrechtlichen Verfahrens gegenüber möglicher Weise geisteskranken Angeklagten zu kennzeichnen, wobei er die Zurechnungsfähigkeit bei in pathologischem Affekte verübten Handlungen als fraglich, selbst als aufgehoben zu erkennen verlangte. In der „Psychologie des Verbrechens", einem Beitrage zur Erfahrungsseelenkunde (Tübingen 1884), stellte sich Dr. A. Krauß auf den rein ethischen Standpunkt. Er erblickte die Ursachen der Verbrechen durchweg in sittlichen Mängeln und verlangte daher, daß der Staat dem Sittengesetze in dessen schwerem Kampfe mit der Selbstsucht mit Strenge zu Hilfe komme und die Verbrechen möglichst verhindere, da ein jedes wieder andere hervorrufe.

Standen diese Forscher der Hypothese Lombrosos vom „geborenen Verbrecher" fern, welche dagegen Dr. Hans Kurella in seiner „Naturgeschichte des Verbrechers" (1893) unterstützte, so erstand dem geistreichen Italiener in Sanitätsrat A. Baer, Oberarzt in Plötzensee und Bezirksphysikus in Berlin, ein ganz entschiedener Gegner, der in seinem bedeutenden Werke „Der Verbrecher in anthropologischer Be-

ziehung“ (Leipzig 1893) aussprach: „Es gibt keine charakteristische Eigentümlichkeit in der Gesamtbildung des Menschen, aus deren Vorhandensein wir mit einiger Bestimmtheit auch nur behaupten können, daß der Träger dieser individuellen Deformität ein Verbrecher sein müsse.“ Es weist nach, daß viele Verbrecher, sogar schwere, rückfällige und von Jugend auf gewesene, gar keine Anomalie in ihrer körperlichen und geistigen Gestaltung, und umgekehrt Menschen mit solcher keinerlei verbrecherische Neigung gezeigt haben (S. 394). Und dies, nachdem Baer alle nur denkbaren Verhältnisse, die bei Verbrechern vorkommen, mit eben derselben Genauigkeit und Vollständigkeit durchforscht hat wie Lombroso! Baer verwirft somit einfach die Kriminal-Anthropologie als Wissenschaft, wie sie schon Topinard verworfen hatte, — wenn er auch Lombrosos Arbeit bewundernswert findet. Nach ihm ist der Verbrecher als solcher weder geboren noch erblich belastet, sondern ist es durch soziale Verhältnisse geworden; ist aber das Verbrechen in einem kranken Geistesleben begründet, dann ist der Täter eben kein Verbrecher, sondern ein Geisteskranker (S. 410; ähnlich hatte sich schon Maudsley geäußert).

Daraus folgt aber keineswegs, daß der Verbrecher als solcher nicht Gegenstand der anthropologischen Forschung sein dürfe. Ist er auch nicht als solcher geboren, so ist er doch da, und seine Beschaffenheit kann zu wertvollen statistischen und psychologischen Ergebnissen führen. Jedenfalls ist die Wissenschaft auf diesem Gebiete in den verschiedenen Ländern Europas und Amerikas wesentlich gefördert worden, und es haben sich dabei immer mehr vielseitige Standpunkte geltend gemacht. Eine vermittelnde Stellung nimmt denn auch Dr. Havelock Ellis in seinem Buche „Verbrecher und Verbrechen“ (deutsch von Kurella, Leipzig 1895) ein und geht in seinen Ansichten „vorsichtig und tastend“ vor. Er zeigt, daß der Begriff des Verbrechens nach Zeit und Art höchst schwankend sei, ist aber der Ansicht, daß „man im Verbrecher psychische sowol als physische Elemente findet, die eigentlich primitiveren Zeitaltern angehören“ (S. 226). Es handelt sich bei ihm um einen kulturgeschichtlichen Atavismus, der mit unserer Ansicht übereinstimmt, daß das Schlechte, Häßliche und Unwahre nur Unvollkommenheiten sind und niedere Kulturstufen darstellen.*) Nicht mit Unrecht sagen Prof. Prins in Brüssel und Colajanni, der Verbrecher von heute sei der Held der Urzeit oder: der letztere würde heute vielleicht im Zuchthause sitzen.

Da nun die Kinder der civilisirten Welt in vielen Beziehungen den erwachsenen Wilden entsprechen, so kommen auch schon bei ihnen,

*) Die Kultur der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Danzig 1890, II, S. 455 f.

falls ihre Erziehung vernachlässigt oder fehlerhaft oder gar keine solche vorhanden ist, Verbrechen vor, oft ohne daß sie eine Ahnung von diesem Charakter ihrer Handlungsweise haben, — ein Gegenstand, welchem Lombroso und Ellis besondere Aufmerksamkeit geschenkt haben. „Das Kind, sagt Ellis (S. 231), denkt nicht an die Zukunft und gibt sich daher um so leichter seinen Neigungen und Instinkten hin.“ . . „Kinder sind Egoisten; sie begehen oft die unbegreiflichsten Dinge, um ihre selbstsüchtigen Genüsse zu vergrößern“; daraus entwickeln sich Lüge, Dieberei, Grausamkeit u. s. w., welche eben zu bekämpfen sind, wenn die Erziehung, die stets ein schweres Stück Arbeit ist, ihren Zweck erfüllen soll. Auf dieser Stufe des seelischen Lebens bleiben dann oft schlecht oder nicht erzogene Menschen auch im reifen Alter stehen, und so kommt es, daß umgekehrt Verbrecher oft wie Kinder handeln.*)

Beide Fälle, die in unserer Zeit sehr eifrig studirt worden sind, hat man mit dem zuerst von Prichard (1835) gebrauchten Ausdrucke „moral insanity“ (moralischer Irrsinn) bezeichnet. Ein Beispiel dieses Zustandes, welches in der ganzen civilisirten Welt großes Aufsehen erregte, ist das der Marie Schneider in Berlin, vaterloser Tochter einer Fabrikarbeiterin, welche, 12 Jahre alt, 1886, obschon des Begriffs eines Verbrechens vollkommen bewußt, ein $3^1/_2$ Jahre altes Mädchen durch einen Stoß aus dem Fenster tötete, um dessen Ohrringe, die sie ihm vorher weggenommen, zum Kaufe von Kuchen zu verwenden, worüber sie nicht die geringste Reue empfand.**) Sie erhielt acht Jahre Gefängnis, anstatt in eine Besserungsanstalt gebracht zu werden; denn von Zurechnungsfähigkeit kann hier keine Rede sein.

Ohne Zweifel haben Kinder schon in früherer Zeit Verbrechen begangen; nur wurde diesem Umstande nicht die heutige Aufmerksamkeit zu teil. Für eine Zunahme jugendlicher Verirrungen in jüngster Zeit spricht nichts als die Behauptungen reaktionärer Parteien, welche es nicht eingestehen mögen, daß die ultramontane und orthodoxe Erziehung früherer (und noch vielfach jetziger) Zeit keine besseren Resultate geliefert hat.***)

---

*) Ellis, S. 233, mit Anführung Dostojewskijs.

**) Verbrechen oder Wahnsinn? Von Paul Lindau. Anhang zur deutschen Uebers. von Lombroso (I, S. 539 ff.).

***) Ein Urteil über die Jugend zu Anfang unseres Jahrhunderts lautet: „Es ist nichts Seltenes, daß Kinder ihre Eltern beherrschen, daß jene ihren Eigenwillen, ihre Launen, Begierden durchsetzen und diese dazu schweigen müssen. Es ist nichts Ungewöhnliches, daß man Väter und Mütter klagen hört, ihre Achtung und ihr Ansehen sei bei ihren Kindern so gänzlich gesunken, daß sie nichts mehr über dieselben vermöchten, und es sei dahin gekommen, daß diese sie nicht nur ganz vernachlässigten, nicht nur fast keine Notiz mehr von ihnen nähmen, sondern sie auch hart und lieblos behandelten. Wie selten ist jetzt noch jene Ehrerbietung

Ein Gegenstand im Bereiche des Verbrechertums aber, der erst in dem hier behandelten Zeitraume größere und der Beobachtung würdige Dimensionen angenommen hat, ist die von Lombroso und Baer*) ausführlich behandelte Tätowirung bei Verbrechern, auch

---

gegen das Alter und jene zarte kindliche Anhänglichkeit an die Eltern, welche die Alten Pietät nannten, worunter sie jedes Abhängigkeitsgefühl, jede heilige Scheu vor dem, was sie über sich fühlten, verstanden und womit sie eben deswegen auch Frömmigkeit und Gottesfurcht bezeichneten. Diese Pietät ist von jeher bei den kultivirtesten Nationen des Erdbodens hoch gehalten worden und man fing erst an, leichtfertiger darüber zu denken, wenn Sitte und Sittlichkeit sank." So 1810, und heute? Zum 18. Jahrhundert übergehend, ergiebt sich aus den Ratsprotokollen von Zug und Schwiz, daß damals schon, obgleich die „Bundesschule" die Jugend noch nicht verderben konnte und die Lehrer jedenfalls den Vorwurf der Irreligiosität nicht verdienten, insofern Kirchengehen und Mitmachen ritueller Gebräuche mit Religion identisch sind, Ausschreitungen, Roheiten u. s. w. an der Tagesordnung waren, so gut als heute. Bald sind es Klagen der Geistlichkeit, bald der Bürger, die den Rat veranlassen, sich mit der Jugend im allgemeinen oder mit der Bestrafung einzelner Uebeltäter zu befassen. „Sie sollen mit Ruten gestrichen werden", oder, „sie werden ½ bis mehrere Tage in den Turm erkennet".

Ein zürcherisches Sittenmandat aus dieser Zeit klagt über kontinuirlichen Nachtfrevel, Verderben junger Bäume, Abschneiden der Weinreben, Vollsaufen die ganzen Nächte, nächtliches Brüllen, viehische Unzucht; man lebe wie unter einer Rotte von Aufrührern und Lotterbuben. (Finsler.)

Einen Beitrag aus Deutschland liefern uns die Erlasse einer fürstlich nassauischen Behörde. Die letztere erließ 1749 eine scharfe Verordnung gegen die Zügellosigkeit der Jugend; dieselbe wird wiederholt verschärft, so 1750, 51 und 76, ohne den gewünschten Erfolg, so daß 1777 der Kurfürst selber einschritt. „Um dem so sehr eingerissenen Mutwillen der Jugend auf öffentlichen Plätzen und Straßen zu steuern, ermächtigt er die Polizeideputation, dergleichen ungezogene Knaben auf Betreten eines sträflichen Vergehens mit einer diesem und dem Alter des Knabens angemessenen Leibesstrafe zu belegen."

Noch schärfer und mannigfaltiger sind die Klagen aus dem 17., 16. und 15. Jahrhundert. Die junge Generation Salzburgs muß ganz geartet gewesen sein nach dem Sprichwort: „Jugend hat keine Tugend". Sie wird geschildert als „vast geneigt zu aller Yppigkeit, zum Liegen und Betriegen, Spillen, Fluchen, Schwören, zum Uebelnachreden und dergleichen mehr Lastern".

Berichte aus verschiedenen Zeiten über die Fürstenschule zu Meißen geben ein gar trauriges Bild von dem moralischen Zustande der Besucher dieser Bildungsstätte; aus den Verordnungen geht hervor, daß die Disciplin eine schauderhafte war und die Schüler sich Vergehen aller möglichen Art zu schulden kommen ließen. Da fand man einst an einem verborgenen Orte einen ganzen Vorrat von instrumentis nequitiae, Tabakspfeifen, Karten, ja selbst Brechstangen, Feilen, Dietriche, große lange Strickleitern zum Einbrechen bei Bürgern in der Stadt. Schlägereien, Verwundungen, ja selbst Morde kamen vor.

„In den vom Magistrat von Nürnberg wiederholt erlassenen Schulgesetzen werden den Schülern Verachtung des Gottesdienstes, Gotteslästerung, fortwährende Verhöhnung der Schulzucht, hartnäckiger Unfleiß, Widersetzlichkeit gegen die Lehrer u. s. w. zum Vorwurf gemacht; überhaupt legen diese Gesetze der Jugend ein barbarisch rohes, wildes, wüstes, viehisches und sündhaftes Leben zur Last."

*) Lombroso, I, S. 254 ff. und Baer, S. 225 ff. (4 Taf. Abbild. am Schlusse).

ein Zeichen des bei ihnen hervorbrechenden Atavismus in Bezug auf frühere Kulturstufen. Wahrscheinlich haben die vermehrten Weltreisen, besonders im Stillen Ozean, dazu beigetragen, daß, wie Baer sagt, diese Neigung vor 20 Jahren noch eine große Seltenheit, ja noch früher in unseren Ländern unbekannt war, wofür der Umstand spricht, daß Avé-Lallement in seinem „Deutschen Gaunertum" (Leipzig 1858 bis 1862, A. K. Bd. VI, S. 157 ff.) vom Tätowiren in Europa nichts weiß. Allerdings sind es nicht blos die Verbrecher, welche dieser Mode huldigen, die besonders bei Matrosen, Soldaten, Hirten, Handarbeitern und Bauern, aber ganz auffallend oft bei den eines Verbrechens angeklagten oder überwiesenen Personen vorkommt, und zwar bei beiden Geschlechtern, namentlich auch bei den Prostituirten. Lombroso sammelte 1863—85 in Italien und Frankreich Angaben über 11 572 Tätowirte, unter welchen 5343 Verbrecher, 2343 Irre und nur 3886 ehrliche und gesunde Leute waren. Ferner befanden sich darunter 2924 Frauen (meist Dirnen) und 335 Kinder. Er fand, daß diese „Sitte" bei den Verbrechern zu-, bei anderen Leuten aber abnahm und daß sie bei Militär-Gefangenen achtmal so oft vorkam als bei freien Soldaten. Den Gegenstand der Zeichnungen bildeten Liebe, Krieg, Religion und Gewerbe, den Ort meist die Arme, dann die Brust, weniger andere Teile; doch kam bei lange Zeit Gefangenen auch Bemalung fast des ganzen Körpers vor. Nach Lombroso waren unter 2480 Tätowirungen 292 obscöner Art, sogar auf den Genitalien selbst angebracht. Weniger Angaben, doch hinlängliche Beweise für die Allgemeinheit dieser Erscheinung hat man aus Spanien, England, Dänemark und Deutschland.*) Die Ursachen sind (bei religiösen Gegenständen) Glaubenseifer, sonst, namentlich in Gefängnissen und Kasernen (wo die Mode besonders oft betrieben wird) Nachahmungssucht, Langeweile, Eitelkeit, Corpsgeist, Erinnerungen u. s. w., und die Sache verrät jedenfalls einen hohen Grad von Unempfindlichkeit gegen körperlichen Schmerz.

Das pathologische Element im Verbrechertum ist, soweit auch die hierauf bezüglichen Ansichten auseinander gehen, von großer Bedeutung für die Wissenschaft, die Strafrechtspflege und die sozialen Verhältnisse überhaupt. Ellis hat (S. 249) gefunden, daß zwischen dem Verbrechertum als ganzem und den Geisteskranken als solchen „keine große Aehnlichkeit auffällt, vielmehr in mancher Beziehung ein entschiedener Kontrast besteht". Mit Lombroso findet er aber eine Aehnlichkeit zwischen Verbrechern und Epileptikern, wie auch zwischen jenen und Idioten, welche beide Eigenschaften die Tendenz der Vererbung haben

*) Nach Baer, Tafel 4, trug in Plötzensee ein viermal bestrafter Kuppler und Dieb ein tätowirtes Kruzifix auf der Brust!

sollen. Ein Viertel der Idioten soll epileptisch sein. Doch geht keiner dieser Zustände notwendig in den andern über. Ellis macht auf die wachsende Neigung aufmerksam, statt von moralischem Irrsinn, von moralischem Schwachsinn (Imbezillität) zu sprechen, d. h. „einer Unfähigkeit, so zu fühlen und zu handeln, wie es den ethischen Bedingungen der menschlichen Gesellschaft entspricht“. Doch ist in diesen Dingen noch vieles unaufgeklärt.

Unklar ist auch die Ursache der in jüngster Zeit vielbeklagten Zunahme der Verbrechen. Mit der Untergrabung des religiösen Glaubens ist man als Erklärung dieser bedauerlichen Tatsache schnell bei der Hand. Aber auch abgesehen davon, daß ein Glaube, der untergraben werden kann, ohne Wert ist, fehlen alle Beweise eines Zusammenhanges zwischen beiden Umständen, so lange nicht dargelegt ist, daß Ungläubige und Verbrecher genau oder in der Regel zusammenfallen. In vielen Ländern dürfte sich vielmehr unbedingte Gläubigkeit der Verbrecher ergeben.

Im Deutschen Reiche betrugen im Jahre 1888 die Verurteilungen nach dem Strafgesetzbuche 342 450 und nach anderen Reichsgesetzen (welche keine Verbrechen betreffen) 8215; im Jahre 1893 lauteten diese Zahlen: 414 657 und 15 746. Danach hat die Zahl der Vergehungen gegen das Strafgesetzbuch in jenen 6 Jahren um 21 Proz. zugenommen, während die Bevölkerung nur um 7 Proz. stieg. Am meisten zugenommen haben die Beleidigungen (ein sehr schwankender Begriff) und Körperverletzungen (Alkoholismus!), weniger die Sittlichkeitsvergehen, abgenommen dagegen alle Verbrechen gegen das Eigentum. Dies Verhältnis wird aus dem in Deutschland besonders starken Nachwuchse der „kriminalfähigen“ männlichen Personen erklärt (1890 waren 15 bis 18 Jahre alte junge Männer über 2 Millionen, 1885 erst 1 700 000 vorhanden).*) Noch mehr werden die sozialen Mißverhältnisse, die beständige politische Aufregung, die systematische Aufreizung zur Unzufriedenheit ohne positive Leistungen der Aufreizer, die Lebhaftigkeit des Verkehrs, mit welcher vermehrter Genuß geistiger Getränke notwendig verbunden ist, und besonders das Ueberwiegen des Dogmatismus und Formalismus in Schule und Kirche gegenüber dem Moralismus zu jenen schlimmen Resultaten beitragen. Unser Ceterum censeo muß stets sein: Weniger Glaubens- und mehr Sittenlehre; namentlich aber Untergrabung des Alkoholismus!

Aus England haben wir besondere statistische Angaben über die rückfälligen Verbrecher. Im J. 1893 fanden 9694 Verurteilungen

---

*) Der Zug des Verbrechens im J. 1893, von Georg v. Mayr. B. A. Z. 1895, Nr. 5 u. 6. — Kriminalität und Altersaufbau der Bevölkerung, von dems. Ebendas., Nr. 154 (hier scheinen die Freigesprochenen mitgezählt zu sein).

statt (die Polizeigerichtsfälle ausgeschlossen), darunter erste Verurteilungen 4359 (45 Proz.), solche von Rückfälligen aber 5335 (55 Proz., in den einzelnen Grafschaften 47—79 Proz., zum sechsten Male verurteilt waren 79 Proz. der zum fünften Male Verurteilten).*)

Charakteristisch für die Verbrecherwelt unserer Zeit möchten wir folgenden Fall nennen:

Die beiden Mörder der Baronin Valley-Montbel in Paris, Kiesgen und Ferran, waren intime Freunde des jungen Levasseur, der ein Genosse von ihnen geworden wäre, wenn ihn nicht vor wenigen Wochen der eigene Vater erdrosselt hätte. Man erinnert sich jener Nachricht, daß der Weinschänker Levasseur seinen siebzehnjährigen Sohn im Walde von Vincennes, wohin er ihn gelockt hatte, erwürgt habe. Der Vater und ein Komplize, ein Verwandter Namens Boucher, wurden verhaftet, und der alte Mann sagte zu seiner Rechtfertigung, er habe den Sohn ermordet, weil er fürchten mußte, daß er dem ehrlichen Namen, den er trug, Schande machen werde, da sein Leben ein wüstes gewesen sei und die ärgsten Befürchtungen gerechtfertigt habe. Nach dem Verhöre gelang es dem alten Levasseur, sich vom Fenster des Justizpalastes herabzustürzen. Er blieb mit zerschmettertem Schädel tot liegen. Die Gattin Levasseurs, welche in kaum vierundzwanzig Stunden den Sohn und den Mann verloren hatte, billigte entschieden den Mord, den der Mann begangen, und seinen Selbstmord; „er hätte mit dieser Geschichte noch viel zu tun gehabt", sagte sie, „ich riet ihm selbst, sich umzubringen; nur ist zu bedauern, daß sich der Mitschuldige meines Gatten nicht auch umgebracht hat; dann wäre die ganze Geschichte aus und käme nicht mehr vor Gericht". Dieser junge Levasseur war der Freund der beiden jungen Verbrecher, die jetzt ihrer Strafe entgegensehen. Der Mann, welcher als Mörder seines Kindes endete, wird nicht mehr vor dem irdischen Richter seine Tat verantworten, aber seinem Genossen, der demnächst wegen Mitschuld an dem Morde im Walde von Vincennes vor der Jury wird Rede stehen müssen, dürfte es zu statten kommen, daß das Motiv, welches den Vater veranlaßte, seinen Sohn zu töten, sich als richtig herausstellte. Die bevorstehenden Gerichtsverhandlungen werden entsetzliche Bilder aus dem Leben von Paris enthüllen.

Entfernen wir uns weiter von den Mittelpunkten der modernen Kultur, so stoßen wir noch immer auf verbrecherische Brüderschaften, welche aber in den Augen ihrer Umgebung keineswegs diesen Charakter tragen. Zwar haben die Camorra in Neapel und die Mafia auf Sicilien viel von ihrer früheren Macht verloren, üben aber ihre Schreckensherrschaft mit Mord und Raub immer noch in gewissem Grade aus. Wie es heute damit steht, ist nicht mit Sicherheit bekannt; aber im Jahre 1880 wurde noch erzählt**), daß die Camorra Tribut von der Verwaltung der Pferdebahn beziehe, wenn nicht deren Wagen und Pferden Unglücksfälle begegnen sollten, daß sie sich für den eingeführten Centner Früchte 50 cent. über die Taxe geben lasse, daß sie zur Anstellung ihrer Glieder und Absetzung ihrer Gegner in Aemtern zwinge, daß sie Verräter ihrer Taten ermorde u. s. w., und

*) Gefängniswesen in England. B. A. Z. 1895, Nr. 161.
**) Frankf. Zeitung vom 23. Febr. und 10. März.

daß die Mafia die ganze Gendarmerie im Schach halte und es zu stande bringe, daß die Landbevölkerung auf ihrer Seite stehe und die der Städte ihnen gegenüber nicht zu mucksen wage. — Doch offenbar Atavismus überwunden geglaubter Kulturstufen!

Was in Süd-Italien in der Hefe der Bevölkerung, das spielt im verrotteten Türkenreiche an der Spitze der Räuberbande, die als sogenannter Staat vom gebildeten christlichen Europa durch dick und dünn geschützt wird, weil keine Macht der andern die Beute gönnt. Sultan Abdul Hamid II., ein geriebener Spitzbube auf dem Throne, von zweifelhafter Herkunft, doch vieler seiner blutigen Vorgänger würdig (s. oben S. 32), hat, wie Kleanthi Scalieri, ehemaliger Günstling des schmählich gestürzten Murad*), erzählt, ihn als unbequemen Zeugen der begangenen Gewalttat wiederholt aus dem Wege zu räumen gesucht; er hat, wie in Konstantinopel alles weiß, als er noch Prinz war, seine Lieblingssklavin Thyralisse eigenhändig umgebracht; er hat seine Gehülfen bei der Entthronung und Ermordung des Sultans Abdul-Asis und bei der Entthronung und Einsperrung des Sultans Murad durch Verbannung oder Ermordung unschädlich gemacht; er hält in seinem Palaste (vielmehr Versteck) Yildiz Massen von Staatsgefangenen in unterirdischen Kerkern, die dort ohne gerichtliches Urteil eingesperrt wurden und den abscheulichsten Foltern unterworfen sind; er ließ eine Menge angeblicher Verschwörer in zugenähten Säcken im Bosporus ertränken. Wie lange läßt man diese Spottfigur noch eines der schönsten Länder der Welt durch Verleugnung aller Kulturfortschritte beflecken?

## 2. Das Laster.

Es hat nicht an Versuchen gefehlt, die Moralität unserer Zeit zu schildern. Zuerst erhob Max Nordau**) den Anspruch, „die Anschauungen der meisten auf der Höhe der zeitgenössischen Bildung stehenden Menschen getreu wiederzugeben". Als die schwere Krankheit der Zeit bezeichnete er die Feigheit, weil man nicht wage, für seine Ueberzeugungen einzutreten. Er zeichnete die heutigen Zustände mit dem finstersten Pessimismus. Ueberall fand er Lüge und Heuchelei, in allen civilisirten Ländern, in allen Kreisen der Kulturmenschheit, im Staate, in der Religion, in der Ehe und Familie, in der Kunst

*) Tribüne (Berlin) vom 22. Jan., Hamburg. Korresp. vom 11. Febr. 1882. Hidayette, Abdul Hamid Révolutionnaire, ou ce qu'on ne peut pas dire en Turquie. Zurich 1896. — Abdul Hamid, von Bresnitz v. Sydacow. Berlin und Leipzig 1896. — Abdul Hamid und die Reformen in der Türkei, von Karl Küntzer. Dresden und Leipzig 1897.

**) Die conventionellen Lügen der Kulturmenschheit. 2. Aufl. Leipzig 1884.

und Litteratur, in der Wissenschaft und im Wirtschaftsleben. Allgemeine Rastlosigkeit und innere Zerrissenheit, Unzufriedenheit in allen Kreisen, Ueberhandnehmen des Selbstmords und Alkoholismus, der Betäubungssucht und des Skeptizismus sind nach ihm die Kennzeichen der Zeit. Das über 400 Seiten umfassende Buch wurde stark verbreitet und bedarf daher keiner nähern Auseinandersetzung seines Inhalts. Es blieb indessen nicht ohne Gegner. F. B. v. Wasserschleben*) bekämpfte es mit besonderer Berücksichtigung Deutschlands, auf Grund persönlicher Kenntnis der verschiedensten Stände und Kreise, und mit Bezug auf den Materialismus, von dem es diktirt sei; im Uebrigen wird man schlechterdings nicht klug darüber, was er eigentlich will. Beide Schriften zeigen, wie unfähig unsere Zeit ist, sich selbst zu erkennen und den richtigen Weg zur Beseitigung der obwaltenden Uebelstände zu finden. Sie liebt es, an die Stelle der Tatsachen Urteile zu setzen, welche von einseitigen Standpunkten diktirt sind, phrasenhafte Wünsche, statt klarer Vorschläge zur Besserung der Schäden und zur Ausfüllung der Lücken zu äußern.

Wollen wir nach der Stätte der größten Lasterhaftigkeit suchen, so müssen wir unsere Blicke über den atlantischen Ocean werfen. H. v. Holst bekennt in einem Briefe aus Nordamerika**): ein ganzer Wochenbericht Deutschlands sei nur armselige Stümperei gegen den Gerichtskalender eines einzigen Tages hier. Seit er im Lande war, „ist wol jeden dritten oder doch mindestens jeden vierten Tag ein Mord zu verzeichnen gewesen, einer immer gräßlicher als der andere“. Noch gräßlicher als die dabei bewiesene Brutalität „ist der Zug bodenloser Frivolität, der durch die große Mehrheit dieser Verbrechen geht“. Holst betrachtet diese Verderbtheit als Nachwehen der Sklaverei, in deren Bereich kein Menschenleben sicher war, welche den Pöbel zum Verbrechen heranzog und zu deren Schergen sich vor dem Bürgerkriege die Nordstaaten hergaben. Diese Nachwehen werden verlängert durch die Nachsicht, mit welcher die Geschworenen Leute freisprechen oder doch sehr mild bestrafen, die sich eine gewisse Popularität zu verschaffen wußten. Die öffentliche Meinung ist lax, die Heuchelei ein Nationallaster geworden. Auffallend oft ereignen sich Skandale, deren Träger Geistliche sind, oft genug Familienväter.

Und in unseren Tagen wird berichtet***), daß „drüben“ Rassen-, Klassen- und Massenhaß sich in einem Grade breit machen, der alle Freiheit in Frage zu stellen drohe. Der „Nativismus“ wird stets ausschließlicher gegen alle Fremden, namentlich die Deutschen, deren

---

*) Anti-Nordau. Eine Kritik des Buches u. s. w. Berlin 1885.
**) Verbrecher-Cancan und fromme Sünder. B. A. Z. 1878, Nr. 289.
***) Amerikanische Nationalsünden. B. A. Z. 1895, Nr. 217.

Verdienste um das Land in Krieg und Frieden man vergißt oder totschweigt, obschon man ihre wissenschaftlichen Leistungen gern ausbeutet. Die öffentliche Meinung wird immer noch von Brutalität und Heuchelei beherrscht. „Kirchenbesuch und Temperenz, Frömmigkeit und Mildherzigkeit wird oft nur erheuchelt.“ Man zecht hinter verschlossenen Türen Brandy und predigt dann gegen das deutsche Bier. Nach dem Dollar jagt alles, und ideale Bestrebungen sind seltene Ausnahmen.

Ein trauriges Beispiel, daß diese Heuchelei auch in der alten Welt eine Rolle spielt, ist der Prozeß gegen den Freiherrn Wilhelm von Hammerstein (geb. 1838), welcher am 22. April 1896 vor der ersten Strafkammer des Landgerichts Berlin I verhandelt wurde. Dieser Mann, Mitglied des preußischen Landtags seit 1876 und des Deutschen Reichstags seit 1881, einer der Führer des rechten Flügels der konservativen Partei, höchst orthodox, leitete seit 1881 die reaktionäre „Kreuzzeitung“ mit einem Jahresgehalte von 24000 Mark, einem Wohnungszuschuß von 6000 Mark und Einkünften von Versicherungsgesellschaften im Betrage von 20000 Mark, seufzte aber auch unter einer Schuldenlast von 126950 Mark, die sich stets vermehrte, was ihn zu Unterschlagung, Betrug und Fälschungen veranlaßte, womit er Verleumdung eines wackern Verstorbenen verband, um sich reinzuwaschen. Daneben hielt er sich Mätressen und gab sich der Flora Gaß aus Basel, welche bei ihm Beschäftigung gesucht hatte, als unverheiratet aus (während er seit 1864 verheiratet ist und zwei erwachsene Töchter hat), versprach ihr die Ehe, machte sie zur Mutter eines unehelichen Kindes und ließ sie darauf schmählich im Stiche.*) In Mitte des Jahres 1895 floh er, wurde aber am Ende desselben in Athen aufgespürt, nach Berlin gebracht und zu drei Jahren Zuchthaus und 1500 Mark Geldstrafe verurteilt.

Ein gewissenloses Treiben ist auch das systematische Versenden anonymer Schmähbriefe an dem Verfasser verhaßte Personen. Großes Aufsehen erregten in dieser Richtung die seit dem Frühjahr 1892 in Berlin an zahlreiche Mitglieder des Hofes und der Aristokratie gerichteten Schreiben mit verstellter Schrift und voll der unflätigsten Beschimpfungen, teilweise mit Beilegung obscöner Photographien, deren Zahl bis zum Sommer 1894 auf über zweihundert stieg. Auf Betreiben des ganz besonders betroffenen Ceremonienmeisters Freiherrn von Schrader wurde dessen Kollege, Leberecht von Kotze, als der Urheberschaft verdächtig, am 7. Juni 1894 verhaftet; aber die Briefe gingen weiter, und er wurde nach 10 Tagen als „nicht hin-

*) Von ihr erschien eine Verteidigung (mit Bildnis, Leipzig 1896), und gegen sie eine Schmähschrift „Herunter mit der Maske“, von Caliban (!), Leipzig 1896.

reichend verdächtig“ aus der Haft entlassen und vom Kriegsgerichte, dem er als Offizier unterstand, am 9. März 1895 freigesprochen, aber in sein Amt nicht wieder eingesetzt. Die Folge war ein Duell, in welchem Kotze den Schrader totschoß. Kotzes Verteidiger, der Rechtsanwalt Dr. Fritz Friedmann, flüchtete sich später wegen Unterschlagungen, wurde von Frankreich ausgeliefert, aber sonderbarer Weise nicht auf Grund seiner eigentlichen Vergehungen, und daher auch nicht bestraft. Die Sache ist ziemlich dunkel.*)

In einer schlesischen Zeitung von 1881 finden wir höchst beklagenswerte Mitteilungen über den Wucher in der Provinz Posen. Es heißt dort: wenn es der Gesetzgebung gelänge, den Wucher zu unterdrücken, so würde mehr als die Hälfte der dortigen jüdischen Bevölkerung zu grunde gehen. „Denn es kann nur ein gewisser Prozentsatz der Einwohnerschaft Geldgeschäfte treiben; wenn aber, wo 5 bis 10 kleine Banquiers dem Bedürfnisse genügen würden, Hunderte von Menschen Geldgeschäfte machen und Alle davon leben wollen, da müssen die ehrlichen Geldgeschäfte zur Ausnahme werden.“ Nach Schilderung der bei diesen üblichen Handlungsweise schließt der Artikel: „Wie in einer Fabrik, ohne Unterlaß Jahr aus Jahr ein, arbeitet die Subhastationsmaschine und verteilt Hab und Gut des Bauern unter die Juden, während man weiß, daß alle diese Juden in der Regel in Wahrheit entweder nichts oder vielleicht nur den zehnten Teil von dem zu fordern haben, was sie ausgezahlt erhalten. Nebenher laufen Untersuchungen. Der Bauer nämlich, um sein und der Seinigen Leben zu fristen und den Juden nicht Alles zu lassen, bringt noch Vieh bei Seite oder reißt eine Scheune ein und verkauft das Material, wobei ihm seine Nachbarn behülflich sind. Es werden alle zur Untersuchung gezogen und wegen Arrestbruchs mit Gefängnis bestraft.“

Als ein gewissermaßen mit dem Zauber der Romantik umhülltes Gegenbild des prosaischen Wuchers erscheint das freilich innerlich faule und stets von dem Damoklesschwerte der Entlarvung bedrohte Hochstaplertum, für welches folgendes Beispiel typisch sein dürfte:

Das Zuchtpolizeigericht von Angers hatte dieser Tage (Frühjahr 1896) einen verwegenen Hochstapler abzuurteilen: Rolland des Varennes, Graf von Pommard, Graf von Clermont-Tonnerre, Prinz von Caraman-Chimay, wurde unter seinem weniger prunkvollen Namen Auguste-Germain Mourier zu acht Monaten Gefängnis verurteilt. Mourier ist erst 20 Jahre alt. Mit 18 Jahren trat er als Freiwilliger in das Linien-Regiment in Lens, entlieh nach einem monatlichen Dienste 50 Fr., desertirte, um — eine Reise um die Welt zu machen. In Havre angelangt ging er stracks zum Direktor des Blattes „La Cloche“ und sagte zu ihm: „Ich habe im Cercle Royal in Paris mit meinem Vetter, Lionel Clermont-Tonnerre, die Wette abgeschlossen, die Reise um die Welt zu Fuß ohne

*) Der deutsche Kaiser und die Hofkamarilla. I. Der Fall Kotze. II. Die Revolution von Oben. Von Dr. Fr. Friedmann. Zürich 1896.

einen Sou in der Tasche, zu unternehmen". Am nächsten Tage erschien auf der ersten Seite der „Cloche" das Bild des großen Reisenden „Rolland des Varennes", worauf natürlich unser Held leicht ein Gratisbillet auf der „Normannia" zur Ueberfahrt nach Amerika erhielt. In der neuen Welt wurde er wie eine Berühmtheit gefeiert. Seine Photographien fanden rasenden Absatz, die Presse brachte spaltenlange Berichte, und junge Mädchen sandten ihm liebeglühende Verse: wußte man doch, daß er unter dem Namen „Rolland des Varennes" die Titel „Graf von Pommard" oder auch „Graf von Clermont-Tonnerre" je nach der Stadt verbarg. Schließlich fühlte er doch, daß der Boden unter seinen Füßen heiß wurde, und kehrte nach Frankreich zurück. Vorher hatte er in England einen noch glänzenderen Titel, den eines Prinzen Caraman-Chimay, angenommen. Jetzt folgten Zickzack-Reisen, durch Frankreich, Italien und die Schweiz, stets begleitet von frechen Betrügereien. In Lausanne verführte er eine junge Schneiderin und floh mit ihr nach Frankreich, nachdem er eine erhebliche Anzahl von Gimpeln gerupft hatte. In Nantes wurde das Pärchen ohne Fahrkarten von dem Schaffner angetroffen, aber der Name Rolland des Varennes ebnete alle Schwierigkeiten. Er stahl dann hie und da, bis ihn endlich das Schicksal in Angers erreichte.

Noch weit schädlicher aber als Wucherer und Hochstapler, welche blos die Leute durch deren eigene Schuld um Geld, wirken Jene, welche die Wissenschaft um unersetzliche Werke bringen, um ihre Habsucht zu befriedigen. „Wol selten hat eine Begebenheit in der gelehrten Welt ein solches Aufsehen gemacht, als die Entdeckungen der so bedeutenden Veruntreuungen aus der im Jahre 1875 aus Bibliotheken 63 aufgehobener Klöster errichteten Biblioteca Vittorio Emmanuele zu Rom. Denn die Unterschleife, welche sich Libri in den Bibliotheken Frankreichs, die Professoren Bruno Lindner in Leipzig und Alois Pichler in St. Petersburg zu Schulden haben kommen lassen, sind kaum mit jenen in Rom begangenen in Vergleich zu ziehen. Wenn hier einzelne Gelehrte, im Drange ihre Sammlungen zu vermehren, sich an dem Staatseigentum vergriffen haben, so sind es dort die Beamten (Cavaliere Castellani, Baron Podesta) und der mit ihnen bekannte Antiquar Bocca, welche sich (1877—79) des Diebstahls schuldig gemacht haben. Was jedoch die Bedeutung und die Menge (Hunderttausende) der entwendeten Bücher betrifft, so sucht dieses Ereignis vergeblich seines Gleichen, ja man kann ruhig behaupten, daß es das größte ist, das bis jetzt vorgekommen."*)

In den Spielhöllen, welche Deutschland zum Glücke beseitigt hat, finden wir Gefahren für das gesamte Gebiet der Moral und für die Ehre und das Leben der Menschen. Im J. 1893 nahm die Spielbank von Monte Carlo bei Monaco (offiziell: Gesellschaft der Meerbäder von Monaco) 23 Millionen Fr. ein, 2 Millionen weniger als 1892. Auf die Aktie von 500 Fr. kommt eine Dividende von 175 Fr. zur Verteilung, die mit 25 Fr. des Zinscoupons auf 200 Fr. steigt. Der Fürst selbst bezieht von dem Sünden- und Blut-

*) Nach Dr. Ernst Kelchner.

gelde 1 125 000 Fr., und die Presse wird mit 875 000 Fr. geschmiert. Wie weit die Reklame geht und mit welcher Schamlosigkeit sie betrieben wird, zeigt eine mit dem schreiend schwarzroten Bilde der Roulette „geschmückte" Schrift unter dem Titel „Technik des (!) Roulettes (!); Mentor (!) für Deutsche (!!) in Monte Carlo. Von Oskar Heggelsmüller. Hamburg, Verlag Henschel 1896." Der Mann agitirt geradezu für das schändliche Unternehmen und dabei indirekt auch für die Ausbeutung und den häufigen Selbstmord der dortigen Spielgäste. Dabei gibt er „wissenschaftliche" Anleitungen zu dem unmoralischen Treiben. Daß unter den Mammonsknechten „manches biedere deutsche Herz schlage", wie er behauptet, ist eine gottlob sonst unerhörte Blasphemie.

Daß es auch in dem „frommen" Belgien Spielhöllen gibt (Ostende und Spaa), und daß selbst in Ländern, wo keine eigentlichen Spielhöllen bestehen, an Gelegenheiten zu hohem und verderblichem Spiele kein Mangel ist, dürfte bekannt genug sein.

Neben dem Spiele gehen Laster einher, welche nicht nur wie dieses dem Wohlstande, sondern auch der Gesundheit in hohem Grade schädlich sind. Wir meinen den übermäßigen Genuß im Essen, im Trinken und im Gebrauche der Betäubungsmittel. In unserer jüngsten Zeit hat, namentlich in den größeren Städten, wofür besonders Berlin ein unerfreuliches Beispiel gibt, in scharfem Kontraste zu den früheren ästhetischen Thees mit dünnen Butterbrödchen ein Sybaritenleben Aufnahme gefunden, das mit zwölf Gängen und ebenso viel verschiedenen Weinen bei einer Mahlzeit selten zufrieden sein soll. Statistisches darüber läßt sich leider weniger bieten als in Hinsicht der Trunksucht. Nach amtlichen Berechnungen der Jahre 1880—1893 kommen auf den Kopf der Bevölkerung jährlich: Wein in Spanien 115, in Griechenland 109, in Bulgarien 104, in Portugal 96, in Italien 95, in Frankreich 94, in Rumänien 52, in Oesterreich-Ungarn 22, in Deutschland nur 6,4 Liter, dagegen Bier in Belgien 187, in Großbritannien 143, in Deutschland 107, in der Schweiz 45, in Holland 39, in Oesterreich-Ungarn und Dänemark 33, in Frankreich 22, in Schweden 11 Liter, und Branntwein in Frankreich 7,7, in Dänemark 6,2, in Belgien, Holland, Deutschland und Oesterreich-Ungarn 4,4, in Rußland 3,37, in Schweden 3,25, in der Schweiz 3,16 Liter.*) In Baiern rechts vom Rheine wurden noch 1807 nur 115, 1850 130, 1871 203, 1878 271, 1885 258 und 1891 279 Liter Bier auf den Kopf der Bevölkerung gebraut.**) Der Alkoholgenuß überhaupt

*) Trunksucht, von W. Bode, H. d. St., VI, S. 275 ff.
**) Bode, Kurze Geschichte der Trinksitten und Mäßigkeitsbestrebungen in Deutschland. München 1896, S. 218.

stieg in Deutschland 1844—1867 von 5,45 auf 6,86 Quart, in England von 2,01 auf 2,64, in Frankreich von 1,33 auf 4 Liter für den Kopf.*)

Von 32068 Kranken der preußischen Irrenanstalten (1886—88) waren 23 Proz., unter den Männern allein 35—40 Proz., Opfer des Trunks, von den Patienten der Charité in Berlin (1889—91) 45 Proz. Im J. 1885 kamen 8163 an Säuferwahnsinn Leidende in preußische Krankenhäuser. Dr. Schmitz in Bonn fand 1891 nicht weniger als 90 Proz. der Patienten seiner Trinkerheilanstalt erblich belastet. Kriminalstatistiker, Gefängnisdirektoren und Gefängnisgeistliche bezeugen, daß mindestens die Hälfte der wegen gewalttätiger Handlungen (Körperverletzung, Notzucht, Mord und Totschlag, Raub, Brandstiftung u. s. w.) Bestraften Trunksüchtige seien.

Das meiste zur Trunksucht tragen die leidigen Trinksitten bei, welche, im Verein mit dem unsinnigen Frühschoppen und dem verderblichen Stammtische, die Familien zerrütten und das geistige Leben untergraben.**)

Gefährlicher noch als gegen die Trunksucht ist es, gegen den Tabakgenuß aufzutreten, so lange (in allen Ländern) die Nichtraucher unter dem Schreckensregiment der Raucher stehen und deren Rauch mit einatmen müssen, wenn sie sich nicht völlig isoliren wollen oder können. Dieser nach Ansicht des Verfassers abscheuliche Genuß ist gleich dem für Andere zwar nicht lästigen, aber um so widerlichern Schnupfen und Kauen des Tabaks einer systematischen Vergiftung gleich zu setzen und seine Abnahme von der Zukunft zu erhoffen. Dazu ist vorläufig keine Aussicht vorhanden. In Frankreich ist der Tabakverbrauch 1841—1890 von 0,8 auf 1,9 Kilogramm für die Person gestiegen, in England von 13 auf 26 Unzen, in Deutschland von 0,8 auf 1,5 Kilogramm. Dagegen hat letzteres seit 1861—1892 keine wesentliche Vermehrung des Tabakverbrauchs aufzuweisen, welcher von 1,3 Kilogramm auf den Kopf der Bevölkerung nur 1871—73 und 1877—79 auf 2,6 stieg, seitdem aber sich zwischen 1,2 und 1,6 hielt. In Oesterreich sank er sogar von 1,5 auf 1,3. Eine beträchtliche Abnahme zeigt Norwegen (1882 1,02, 1892 0,84 Kilogramm).***) Es wäre geradezu töricht, diesen durchaus entbehrlichen „Genuß" nicht tüchtig zu besteuern.

---

*) Nordau, Entartung, I, S. 56.

**) Prof. Demme in Bern berichtet, daß unter 57 Kindern aus 10 Trinkerfamilien nur 10 (17,5 Proz.), unter 61 Kindern aus 10 mäßig lebenden Familien aber 50 (81,9 Proz.) normale geistige Entwickelung zeigten. (Zur Alkoholfrage. B. A. Z. 1891, Nr. 101.)

***) Tabak und Tabakbesteuerung, von Georg v. Mayr. H. d. St., VI, S. 176 ff.

Das Raffinement der Chinesen hat in Amerika den Genuß des Opiums einheimisch gemacht; nach Berichten aus der Zeit um 1880 ist er in Neu-York in Zunahme begriffen.

Neue Opium-Lokale entstehen da und dort, und vor einigen Wochen wurde auch in einer deutschen Stadtgegend von dem Chinesen Ay Tung ein Rauch-Kabinet eröffnet. Tung war vordem Wäscher, hat aber die Seife mit der Opiumpfeife vertauscht, sobald er sah, daß das Lieblingslaster seines Volkes auch unter den Weißen von Neu-York eine bedeutende Zukunft hat. In der Tat fehlt es ihm in seiner düstern Kellerwohnung nicht an Kunden. Das Rauch-Kabinet befindet sich in der Mitte des Raumes, wo zwei Lagerstätten den Rauchern zur Verfügung stehen. An den darüberhängenden Oellampen bereitet Tung das giftige Kraut für seine Gäste, die sich nebenbei nach chinesischer Art Thee ohne Milch und Zucker munden lassen. Im Allgemeinen geht es hier sehr still zu. Die Gäste sind gut gekleidet und fast ausnahmslos eingeborene Amerikaner; nur ihre glasigen, stieren Augen verraten dem Beobachter, daß sie einem verderblichen Laster fröhnen. Manche verbringen ihre ganze Zeit bei Tung und konsumiren für etwa 2 Dollars Opium im Tag. Besonders sollen Schauspieler und Schauspielerinnen, worunter manche bekannte Namen, gute Kunden von ihm sein. Auch trifft man nicht selten ehemalige Bewohner von Kalifornien in Tung's Spelunke. Ein dort anwesendes Frauenzimmer erklärte einem Reporter, sie habe San Francisco verlassen, weil das Opiumrauchen daselbst verboten sei.

### 3. Die Richtachtung des Lebens.

Zeiten und Länder von geringerer Kultur kennzeichnen sich gegenüber solchen, die weiter vorgeschritten sind, vornehmlich durch den geringen Wert, welcher dem Menschenleben zugeschrieben wird. Aber auch im letztgenannten Bereiche steht dieses Leben nicht immer so hoch, als von den Errungenschaften höherer Kultur erwartet werden sollte. Auch ganz abgesehen von den in unserer Zeit im Vergleiche mit früheren Perioden recht selten gewordenen Fällen vorsätzlicher Vernichtung fremden Lebens durch die Verbrechen des Mordes und Totschlags, wird sowol eigenes als fremdes Leben durch Gewohnheiten, welche leider allzu häufig sind, auf das Spiel gesetzt. Es sind dies: der Selbstmord, das Duell und der Krieg. Ihnen kann auch die leichtfertige und zwecklose Vernichtung tierischen Lebens beigezählt werden.

Der Selbstmord, nach den Lehren der Kirchen eine der schwersten Sünden, jedoch nach keinem uns bekannten Strafgesetzbuche ein Verbrechen, ist zu allen Zeiten vorgekommen (z. B. Themistokles, Hannibal, Cato von Utika, Brutus und Portia, Atticus, Antonius und Kleopatra), jedoch unläugbar in unserer Zeit häufiger als jemals, was wahrscheinlich am ehesten der vermehrten Lebhaftigkeit des Verkehrs und den sozialen Mißverhältnissen zuzuschreiben ist, welche naturgemäß viele Existenzen zu grunde richten und zur Verzweiflung bringen. Zurechnungsfähig sind die Selbstmörder in der Regel schwerlich. Daß

die Religionslosigkeit nicht die Ursache des Selbstmordes ist, wie von gewisser Seite gern behauptet wird, beweisen die häufigen Selbsttötungen aus religiösem Wahn. Ohne Zweifel hängt der Selbstmord eng mit dem Wahnsinn zusammen, wenn er auch nicht immer damit verbunden ist. Beide werden durch eine falsche Richtung der Zeit befördert, welche sich nur in Extremen bewegt und die Moral auf der einen Seite dem Dogma und Ritus, auf der andern dem Egoismus und der Habsucht hintansetzt.

Je weiter die Kultur, ohne diese falsche Richtung zu korrigiren, fortschreitet, desto häufiger sind die Selbstmorde, und sie sind auch folgerichtig häufiger in denjenigen Ländern, in welchen der Verkehr mannigfacher und lebhafter und wo demzufolge auch der Verbrauch geistiger Getränke stärker ist. Dies sind die protestantischen und germanischen Länder; günstiger steht die Sache in den weniger vom Verkehre durchtobten katholischen und romanischen, noch günstiger aber bei den meist von ihm abgelegenen Ländern der orientalischen Kirchen und slawischen Sprachen. Daß die Protestanten ihr Leben häufiger freiwillig enden als die Katholiken, hat in ihrer größeren Neigung zum Grübeln und in ihrer geringern Abhängigkeit von den Geistlichen seinen Grund. Noch seltener als alle Christen töten sich die Juden und noch seltener die Mohammedaner. Doch sind Konfession und Rasse nicht die einzigen Faktoren dabei. Meist leben die Katholiken und Romanen in wärmeren, fruchtbareren, die Protestanten und Germanen in regnerischen, nebligen, kälteren Ländern. Natürlich befördert ein sonniges Klima die Lebenslust, — ein trübes kann dies nicht. In Berggegenden sind die Selbstmorde seltener als in ebenen Ländern; mit den wachsenden Tagen nehmen sie zu, mit den kürzer werdenden ab. Je häufiger die Kenntnis des Lesens und Schreibens ist, desto häufiger sind die Selbstmorde, desto seltener aber die Verbrechen gegen Leib und Leben. Auf tausend Frauen, die sich das Leben nehmen, kommen in England und Skandinavien ungefähr 3000, in Frankreich 3700, in Rußland 3880, in Deutschland, Oesterreich und Italien 4—5000, in den Niederlanden 5—6000, in der Schweiz 7200 Männer. Mit dem Alter nimmt die Neigung zum Selbstmorde zu bis in das 70. Jahr, erst nachher nimmt sie etwas ab. Die Verheirateten begehen ihn am wenigsten, mehr die Ledigen, noch mehr die Witwer und Witwen. Im Süden Europas wiegt als Ursache die Not und unglückliche Liebe, im Norden der Alkoholismus und das Spiel vor. Als Arten der Tat finden dort mehr das Wasser und Feuerwaffen, hier der Strick, in England blanke Waffen Anwendung; in Frankreich ist der Kohlendampf häufiges Mittel, in England und Deutschland das Gift. — Das Merkwürdigste aber ist, daß sich die Zahl der Selbstmorde und ihre einzelnen Arten mit geradezu erstaunlicher Regelmäßigkeit wieder-

holen, was zur Annahme zwingt, daß die unseligen Opfer dieser traurigen Erscheinung unter dem Zwange eines Gesetzes handeln.*)

Die Zahl der Selbstmorde stieg in Europa 1875 bis 1878 von 20 000 auf 25 000 von einer Million (1865—1883 von 63 auf 109 von 10 000 Seelen), im ganzen auf ungefähr 50 000 im Jahre. Sachsen und Dänemark hatten die größten Zahlen, über 400 auf eine Million; das Deutsche Reich zählte 190, Frankreich 180, Oesterreich 122, England 75, Italien 42 jährliche Fälle auf eine Million Seelen. Seither haben sich diese Zahlen leider vergrößert. In Deutschland betrug 1881 die Zahl auf eine Million 198, 1883 schon 223, nahm dann aber wieder ab, sank 1888 auf 193 und stieg zwar wieder, aber bis 1893 auf nur 211; die mittlere Zahl von 1881—1890 beträgt 207; den größten Anteil unter den Einzelstaaten hat Sachsen-Altenburg mit 461, den kleinsten Elsaß-Lothringen mit 115 (Preußen steht in der Mitte mit 200).**)

Nur ein Mittel gibt es gegen diese schauervolle Epidemie, der sogar Kinder, ja Leute ohne allen Grund zum Opfer fallen, nämlich eine soziale Reform von unten bis oben, durch welche eine gerechtere Verteilung des Besitzes, ein Aufhören sozialer, politischer und konfessioneller Verhetzung und eine moralische statt der dogmatischen Religion befördert werden.***)

Man kann sagen, daß der Zweikampf, soweit er ein ernster ist, zwischen dem Selbstmord und dem Morde steht. Nach unserer Ansicht ist er ein Ueberbleibsel völlig barbarischer Sitten und Anschauungen und durchaus unsinnig. Denn er erfüllt seinen angeblichen Zweck in keiner Weise. Er stellt weder eine beleidigte Ehre her, noch verleiht er dem Recht, der Recht hat, sondern dem bessern Schützen oder Fechter oder auch dem vom Zufalle Begünstigten. Die Verblendung in dieser Hinsicht ist so weit gediehen, daß im J. 1891 von dem Fechtmeister Hergsell in Prag ein sog. Duell-Codex erscheinen durfte, d. h. eine Anleitung, die Staatsgesetze zu verletzen†), welche (Deutsches Strafgesetzbuch § 201—210, Oesterreichisches Strafgesetz § 158—162) die Herausforderung zum Zweikampf und diesen selbst mit Strafe bedrohen. Dessenungeachtet treibt das Duellunwesen, sagt 1896 die „Frkf. Ztg.“, gegenwärtig ärgere Blüten als je. „In

*) Morselli, il Suicidio, 1880, besprochen in der Frankf. Zeit. vom 20. und 21. Aug. 1880. — Dr. med. Karl Kaiser, Gedanken zur Therapie des Selbstmords. B. A. Z. 1891, Nr. 207—209.

**) Der Selbstmord in Deutschland, von Georg v. Mayr. B. A. Z. 1896, Nr. 7.

***) Vergl. G. Maisch, Durch eigene Hand. Bilder aus der Geschichte des Selbstmordes. Gotha 1891.

†) B. A. Z. 1891, Nr. 169.

der Reichshauptstadt vergeht kaum ein Tag, an dem nicht die Kunde von einem Zweikampf kommt, und was das Bezeichnendste ist, die Duelle werden gar nicht mehr heimlich betrieben, sondern vielfach Tage lang vorher angekündigt, ohne daß Polizei oder Staatsanwaltschaft gegen die Beteiligten einschreiten. Ja, es ist heutzutage schon so weit gekommen, daß der, welcher sich an die Gesetze hält und es ablehnt, sie zu verletzen, deshalb als ein Mann von minderer Ehre angesehen und, wenn er zufällig Reserveoffizier ist, aus dem Offiziersstand entfernt wird. Ein Gerichtsassessor hatte bei der Verhandlung einer Strafsache von den drei Angeklagten gesagt, sie hätten sich, indem sie über den Kläger hergefallen seien, nicht „gentlemanlike“ benommen. Einer der Angeklagten war Reserveoffizier, er forderte den Gerichtsassessor, der ebenfalls Reserveoffizier war, auf Pistolen; dieser lehnte ab, weil er in seinem Amte gehandelt, ihm anvertraute Interessen gewahrt habe und deshalb sich nicht zu schießen brauche. Der Ehrenrat des Offizierscorps ersuchte den Gerichtsassessor, die Forderung anzunehmen, und als dieser seinen principiellen Standpunkt festhielt, wurde er vor das Ehrengericht gestellt, das ihn, „weil er der Weisung des Ehrenrates nicht Folge geleistet habe“, mit schlichtem Abschiede entließ. Dieses Urteil wurde bestätigt.“

„Die Breslauer evangelische Kreissynode beschloß, bei der Provinzialsynode den Antrag zu stellen, es solle die evangelische Kirche gegenüber dem Duellunwesen entschieden Stellung nehmen. Der Historiker Prof. Kaufmann führte als Referent aus, das Duell erziehe Raufbolde und sei ein Schutz für Rowdies in Glacéhandschuhen und eine Quelle der Vergiftung und Entartung der Begriffe über Ehre und Recht. „Satisfaktionsfähig“ sei heutzutage, wer als bummelnder Student Geld vergeude, kleine Leute betrüge und Mädchen verführe; dagegen werde dem die Ehre abgesprochen, der vor dem Feinde tapfer kämpfte, aber es für unsittlich halte, sein Leben auf die Lotterie des Kugelwechsels zu setzen, wenn dies einem sittlich verkommenen „Gentleman“ beliebe. Die Synode beschloß, diese beifällig aufgenommene Rede zu drucken und als Flugblatt in weiten Kreisen zu verbreiten.“

Im März 1896 hat die deutsche Adelsgenossenschaft die Aufstellung von Ehrengerichten beschlossen, welche nicht auf Duell erkennen dürfen und vor denen die grundsätzliche Ablehnung des Duells aus ehrenhaften Gründen Geltung haben soll.

Am 21. April 1896 beschloß der Reichstag in Folge der Tötung des Ceremonienmeisters Freiherrn v. Schrader durch seinen Kollegen v. Kotze im Duell (s. oben S. 214), einstimmig eine Einladung an die Reichsregierung, diesem Unwesen zu steuern.

„Wie weit die Verwirrung der Begriffe durch den Dämon der Standesanschauungen gediehen ist, beleuchtet, was nach den zweitägigen

Debatten des Reichstages und nach aller Diskussion der erregten öffentlichen Meinung das deutsche „Militärwochenblatt" sich leistet. Es tritt im nichtamtlichen Teile so entschieden als nur möglich für die Notwendigkeit des Duells im Heere als „eines der Erziehungsmittel für das deutsche Offizierscorps" ein. Das Interessanteste sind die Ausführungen, daß das Duell auch nicht gegen die Bibel verstoße. Die Obrigkeit trage nach der Bibel „das Schwert nicht umsonst" und könne deshalb auch erlauben, die Waffe anzuwenden als Notwehr zur Verteidigung der Ehre! Wie der Offizier zu handeln habe, das sei ihm vorgeschrieben durch Befehle, Verordnungen und die festen Sitten und Traditionen des Standes. „Das sind unsere Gesetze, das ist unsere Obrigkeit." Der Artikel schließt: „Wer nach aufrichtiger Selbstprüfung, frei von Haß und Zorn, sich zum Zweikampf entschließen muß, tue es in der Ueberzeugung, daß er damit nicht gegen Gottes Wort, gegen die Verordnungen für die Ehrengerichte und die maßgebenden Sitten verstößt. Wie in die Schlacht, so möge er in den ihm durch die Umstände aufgedrungenen Zweikampf mit dem festen Glauben gehen: „Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn!" Gewiß eine unerhörte Blasphemie!

Völlig zum frivolen Spiel mit Waffen wird aber das Studentenpauken mit Schlägern, und den Unsinn auf die Spitze treiben die sog. Bestimmungsmensuren, bei denen Leute, die einander niemals beleidigt, ja sogar meist niemals gesehen haben, sich das „Vergnügen" machen, einander zum Zwecke des Renommirens die Gesichter durch Narben zu entstellen.*) Es ist zu hoffen, daß auch diese Krankheit ein Ende nehmen werde.

Dasselbe hoffen wir von den leider im Militärleben hergebrachten Mißachtungen, wenn auch nicht immer des Lebens, so doch sehr oft der Gesundheit und des Rechtes auf körperliche und seelische Unverletztheit. Die Soldatenmißhandlungen durch Vorgesetzte sind, leider besonders in Deutschland, zu einer Kalamität geworden, wenn wir auch nicht die verschiedenen in dieser Richtung erschienenen Anklageschriften als absolut glaubwürdig bezeichnen möchten. Unzweifelhaft wird aber den Militärpersonen ein Recht eingeräumt, das sie höher stellt als die Civilisten und ihnen Vergehen und sogar Verbrechen leichter hingehen läßt als diesen. Ein Fall dieser Art ist der vom 10. Oktober 1896, an dessen Abend in Karlsruhe der Lieutenant v. Br. dem Techniker S., der in einem Gasthause aus Versehen an seinen Stuhl gestoßen war und sich nicht entschuldigen wollte, in den Hof nachging, trotz nachträglicher Bitte um Verzeihung den Säbel zog und den Gegner kurzweg

*) E. Thesing, Sec.-Lieut. a. D., stud. med., Duell — Ehre — „Ernst!" Marburg 1896.

totstach! — Daß Solches in civilisirten Ländern vorkommen kann, ist einfach empörend! Br. wurde aus dem Heere gestoßen und zu dreijährigem Gefängnis verurteilt.

Während unserer Periode ist Gottlob Mitteleuropa vom Kriege, dem Duell im Großen, in Massen, verschont geblieben, während dagegen der Orient sich in blutigen Schlachten zerfleischte. In jenem Kriege (1877—78) sind auf russischer und türkischer Seite menschenunwürdige Grausamkeiten vorgekommen. Vor Plewna haben die türkischen Soldaten schonungslos Verwundete niedergemetzelt und Tote verstümmelt und in gleicher Weise die Tapferkeit der stürmenden und bataillonsweise niedergemähten Rumänen belohnt. „Schaudererregend" war aber auch, was die Russen im Rhodope-Gebirge verübten, wo sie mit den Häusern alte Frauen verbrannten und die Kosaken die Mädchen zu Tode schändeten!*)

Dies alles wird jedoch weit in Schatten gestellt durch das, was die entmenschten Türken in unseren Tagen auf Kreta, in Makedonien, in Armenien, in Syrien und in Konstantinopel selbst sich zu schulden kommen ließen.

Ueber die Metzeleien im Norden und Nordosten des Vilajets Aleppo zu Ende 1895 und Anfang 1896 wurden erst Mitte letztern Jahres Einzelheiten bekannt, und zwar aus dem jedenfalls der Wahrheit entsprechenden Berichte des englischen Konsuls G. H. Fitzmaurice, der die türkische Untersuchungskommission begleitet hat. Es ist eine schauerliche Liste. In Adiaman, wo das Blutbad drei Tage dauerte, wurden 410 Personen niedergemacht, in dem Orte Severek von 1500 erwachsenen Christen 800 getötet. Am fürchterlichsten hat der Fanatismus in Urfa gewütet, wo auf etwa 40 000 Muhammedaner 25 000 Christen kommen. Am 28. Dezember ließ der Befehlshaber der dortigen türkischen Truppen, Nazif Pascha, der schon an der Niedermetzelung der Bulgaren im Jahre 1876 teilgenommen hatte, den nichtarmenischen Christen sagen, sie sollten sich in ihren Kirchen versammeln, dieselben nicht verlassen und unter keinen Umständen einen Armenier beschützen — dann würde ihnen nichts geschehen. Die Truppen wurden außerhalb des armenischen Quartiers aufgestellt. Am Morgen dieses Tages sah man Muhammedaner auf den Minarets und Frauen auf den Dächern und Basteien der Festung, wo sie auf das bevorstehende Schauspiel warteten. Auf ein gegebenes Signal begann nun eine beispiellose Schlächterei. Die unglücklichen Armenier wurden wie Schlachtvieh herbeigeschleppt und niedergemacht. Ein Scheikh schlachtete neben der protestantischen Kirche gegen 100 Armenier, die gefesselt auf dem Rücken lagen, unter Absingung von Koranversen, indem er ihnen wie Schafen die Gurgel durchschnitt. Unterdessen plünderte der Pöbel und steckte die Häuser in Brand. Der darauf folgende Sonntag überbot aber an Scheußlichkeiten alles Vorangegangene. Die große Hauptkirche, wo 300 Armenier Zuflucht gesucht hatten, wurde gestürmt und geplündert, alle Männer sofort ermordet, dann die Zugänge zu den Galerien, wo Frauen und Kinder Zuflucht gesucht hatten, mit petroleumgetränktem Bettzeug u. s. w. verbarrikadiert und das Gotteshaus mit allen darin Befindlichen niedergebrannt. Mindestens 8000 Armenier kamen in

---

*) Fel. Bamberg, Geschichte der oriental. Angelegenheit. Berlin 1892, S. 536, 547 f., 599 Note 1.

den beiden Tagen um, darunter 126 Familien, von denen weder Frauen noch Säuglinge verschont blieben.

Unter dem Titel „Die Wahrheit über Armenien“ hat Dr. Johannes Lepsius, ein Sohn des bekannten Aegyptologen*), auf Grund nicht blos des Berichtes der Botschafter an den Sultan, sondern auch der Berichte europäischer Augenzeugen, Konsuln, Reisenden u. s. w. eine Darstellung der armenischen Metzeleien abgefaßt, die ein wahrhaft entsetzliches Bild entrollt, entsetzlicher noch, als man es schon kannte. Es erscheint darnach ganz glaubwürdig, daß in Armenien mindestens 100 000 Menschen hingemordet worden sind. Die Metzeleien stellen eine wirkliche Christenverfolgung dar, geleitet von den türkischen Behörden.

Die Frage, wer der Schuldige sei, beantwortet der Verfasser auf Grund zahlreicher Indizien klipp und klar dahin, „daß die armenischen Massacres nichts anderes gewesen sind als eine administrative Maßregel, welche im Namen des Sultans von Seiten der Centralregierung angeordnet, mit nur allzugroßer Bereitwilligkeit von den Provinzialbehörden ausgeführt wurde“. In Bezug auf Ort, Zeit, Nationalität der Opfer und sogar Methode des Mordens und Plünderns sei der Gesamtheit der Metzeleien ein einheitlicher Plan zu Grunde gelegen. Betroffen wurden diejenigen Bezirke, in denen Reformen eingeführt werden sollten, und der Schlag sollte nur die Armenier treffen; es war wiederholter strenger Befehl ergangen, die anderen Nationen zu schonen, namentlich die Griechen, weil man es sonst sofort mit Rußland zu tun bekommen hätte. Die gesamte türkische Bevölkerung, die Straflosigkeit zugesichert erhalten hatte, sei sich bewußt gewesen, auf Befehl und im Namen des Sultans zu handeln; nachweislich war ihr auch mitgeteilt, daß das Vorgehen gegen die Christen auch die Billigung des Scheik-ül-Islam besitze.

Die Frage, ob der Befehl von der persönlichen Initiative des Sultans ausging oder ob er durch die verschlagene Kunst der Palastkamarilla und gefälschte Berichte dazu vermocht worden sei, will der Verfasser offen lassen; aber der autokratische Monarch trage die volle Verantwortlichkeit für die Metzeleien, und die Stimme der Türken bezeichnet ihn auch unwiderrufen als den letzten Urheber der Massenmorde und Plünderungen. „Das Urteil der Geschichte,“ schließt der Verfasser, „wird kaum ein anderes sein können; denn durch zuviel Handlungen hat sich dieser Mann als den ersten Repräsentanten des alttürkischen Fanatismus erprobt. Durch die Uniformierung kurdischer Räuberbanden, welche nun als Hamidieh-Regimenter nach seinem Namen genannt werden, hat er die vornehmlichsten Werkzeuge zur Vernichtung seiner christlichen Untertanen geschaffen, und durch die Dekorierung und Beförderung der am meisten in den Massacres kompromittierten Regierungsbeamten hat er die Urheber der größten Schandtaten als die auserwählten Rüstzeuge seiner Politik bezeichnet und durch die Straflosigkeit von allem und jedem, was in dieser Schreckenszeit geschehen, sein kaiserliches Siegel unter ein Regiment des Mordes und des Vandalismus ohne gleichen und unter eine der größten Christenverfolgungen aller Zeiten gesetzt.“

Die Armeniermorde in Konstantinopel sind in noch zu frischer Erinnerung, um hier besonders erzählt zu werden.

Je weiter man von Norden nach Süden (auf der nördlichen Halbkugel der Erde nämlich) kommt, desto ärger werden die Tiere mißhandelt. Italien hat seinen systematischen Vogelmord; auch werden dort Singvögel geblendet, angeblich um besser zu singen, und die Behandlung der Zugtiere ist unter aller Kritik. Spanien und die an-

*) Armenien und Europa. Eine Anklageschrift. Berlin-Westend 1896.

grenzenden Länder (auch Mittel- und Südamerika) „erfreuen" sich der Stiergefechte. Im Laufe des Jahres 1895 wurden in Spanien, Portugal und Frankreich 731 Stierkämpfe veranstaltet. In denselben fanden 3657 Stiere und eine noch größere Anzahl von Pferden ein trauriges Ende. Die von französischen und spanischen Blättern veranstaltete Statistik verschweigt leider die Zahl der Menschenleben, die geopfert wurden, um einen der niedrigsten „menschlichen" Instinkte zu befriedigen. Die Südfranzosen suchen darin geradezu die Spanier noch zu überbieten (die Stadt Dax ausgenommen, welche dagegen protestirte) und verlangen mit fanatischer Wut den (umsonst verbotenen) Tod der Stiere. In unseren Tagen steckte in Marseille, als diesem Verlangen nicht entsprochen wurde, der Pöbel die Arena in Brand! Im Orient soll die Tiermißhandlung noch ärger sein. In Indien schützen Brahmanismus und Buddhismus, welche die Tötung der Tiere verbieten, diese nicht vor Mißhandlung.

Im kühlern Teile Europas ist es in dieser Hinsicht besser bestellt, wenn schon nicht so wie es sein sollte. Verstümmelt man ja Hunde und Pferde dem Sport zulieb! Zahlreiche Tierschutzvereine tun teils wenig, teils nützen sie nicht viel. Das deutsche Strafgesetzbuch (§ 360, 13) bestraft nur öffentliche und Aergernis erregende Tierquälerei. Manche Tierschutzvereine arbeiten gegen die Vivisektion, welche allerdings teilweise mit unmenschlicher Grausamkeit und ohne nachgewiesenen Nutzen arbeitet; andere protestiren dagegen im Namen der Wissenschaft, und an zehn Kongressen, deren letzter in Bern stattfand, haben die Vivisektoren das letzte Wort behalten.*) Ob mit Recht oder Unrecht, sowie in welchem Grade und unter welchen Umständen die Sache zu gestatten sei**), wollen wir so wenig entscheiden als bezüglich jenes Beschlusses des Schweizervolkes vom 20. Aug. 1893, welcher (mit Bezug auf das Schächten der Juden) alles Schlachten ohne vorherige Betäubung verbot. Jedenfalls ist gegen die Tierquälerei ernster einzuschreiten als bisher. Meist haben mit ihr die Mörder ihre Laufbahn begonnen.

Diese Tatsache ist aktenmäßig durch Kriminalprozesse gegen Mörder und Mörderinnen erwiesen.***) Die jugendliche Mörderin Marie Schneider (oben S. 206) war in diesem Falle. Ein in Sachsen verurteilter Mörder hatte schon mit 16 Jahren eine Katze gekreuzigt und damit noch Religionsverhöhnung verbunden, obschon er Religionsunterricht genossen hatte. Der eben citirte Artikel schreibt

*) Rud. Bergner, Gar mächtig ist im Menschen die Bestie. Graz 1896.

**) Durch ein englisches Gesetz (cruelty to animal act) von 1876 ist die Vivisektion an eine besondere behördliche Bewilligung, die stets widerruflich ist, gebunden, öffentlich aber absolut verboten.

***) Tierschutz und Volkserziehung. B. A. Z. 1892, Nr. 167.

eine Schuld dieser Erscheinung wol mit Recht öffentlichem Schlachten der Tiere zu.

Ohne Zweifel haben die Tiere auch ein Recht.*) Im Mittelalter war es anerkannt, und es wurden nicht nur Menschen wegen Unrechts gegen Tiere, sondern Tiere selbst wegen „Verbrechen" verurteilt und damit als zurechnungsfähig anerkannt. Beides wurde miteinander in der Neuzeit aufgegeben, und damit ging man zu weit. Das Tier ist nicht zurechnungsfähig, aber schutzberechtigt, und zwar immer und überall. Jedenfalls muß die Gesetzgebung gegen Tierquälerei weiter ausgedehnt werden.

Was speziell den Vogelschutz betrifft, so gibt es in dieser Hinsicht viele abweichende Meinungen, die sich auf dem ersten internationalen Ornithologenkongreß in Wien 1884 und auf dem zweiten in Budapest 1891 nicht vereinigen konnten. Es wurde geltend gemacht, daß der Vogelfang im Süden der Alpen tief in alle alten Sitten und Gebräuche verwachsen sei! So hat auch die Uebereinkunft von 1875 zwischen Oesterreich-Ungarn und Italien zum Schutze der Wandervögel nichts genützt.**) Das deutsche Reichsgesetz von 1888 zum Schutze nützlicher Vögel hat sich als ungenügend erwiesen, weil der Fang der Krammetsvögel freigegeben ist, und man ißt in Deutschland hier ausgebrütete, in Italien getötete und von dort her eingeführte Vögel. Man ist eben nicht einig darüber, welche Vögel nützlich und welche schädlich sind.

Zur Tierquälerei paßt die systematische Tierausrottung. In der Schweiz sind die Steinböcke, Rehe und Hirsche fast ganz ausgerottet; zum Schutze der Gemsen, um ein gleiches zu verhüten, wurden Gesetze gegeben. Leider läßt man aber überall der Jagd, die ein ebenso unnützes wie grausames „Vergnügen", namentlich der höchsten Herrschaften ist, was meist auch von der Fischerei (auf Fische, Frösche, Krebse u. s. w.) gilt, viel zu großen Spielraum; vernünftig ist die Jagd nur gegenüber schädlichen Tieren, wie Löwen, Tigern, Bären, Wölfen, Geiern, Krokodilen, Riesen- und Giftschlangen u. s. w. In Afrika rottet man die Elefanten aus, statt sie, wie in Indien, zu Haustieren zu züchten. In Nordamerika sind die Büffel (Bisone) bereits vernichtet, ausgenommen im Yellowstone-Nationalpark. Sie teilen indessen nur das Schicksal der von den Weißen durch Branntwein und andere Kulturmittel (?), aber auch geradezu durch Mord dem Untergange geweihten Farbigen. Bergner (a. a. O., S. 21) erinnert an

---

*) Tier-Ethik und Tier-Recht, von Ignaz Bregenzer. Bamberg 1894. Besprochen B. A. Z. 1894, Nr. 221.

**) Zur gesetzl. Regelung des Vogelschutzes, von Dr. Karl Ruß. B. A. Z. 1891, Nr. 193.

die wunderbaren und unerklärten Leistungen von Hunden, Brieftauben, Pferden und Elefanten. Vornehme Herren aber schießen zum Vergnügen hunderte zahmer Tauben tot (so jüngst in Bosnien mit ministerieller Unterstützung) und hetzen Pferde in Distanzritten und Wettrennen zu Tode. Konsequenter Weise würde indessen der streng durchgeführte Tierschutz auch das Schlachten und damit das Fleischessen ausschließen. Nach unserer Meinung wäre dies kein Schade. Der Mensch kann nicht nur ohne Fleisch leben; viele Millionen tun es tatsächlich!

## C. Die Entartung des Denkens.

### 1. Die Irrungen im Irrenwesen.

Ein Wiener Irrenarzt soll gesagt haben: „Was wir Psychiater sagen, steht fester als der Felsen Petri. Kein Kaiser, kein Papst kann daran rütteln. Wenn wir einmal sagen, der oder der ist krank, so bleibt er krank, mag er auch hundertmal gesund sein. Wir wären schlechte Psychiater, wenn wir den, welchen wir krank erklären wollen, nicht auch krank erklären könnten, und wir erscheinen dabei doch als die ehrlichsten Männer, die nach ihrer Ueberzeugung handeln." Sollten auch diese schmählichen Worte nicht so gesprochen worden sein, so wird doch heute, am Ende des 19. Jahrhunderts, danach gehandelt. Vor etwa 30—40 Jahren war alle Welt darüber entrüstet, daß in England gesunde Leute von mißgünstigen Verwandten in Irrenanstalten gesperrt wurden. Heute ist diese Klage verstummt; aber an die Stelle Englands sind leider Deutschland und Oesterreich getreten, und zwar ohne daß sich, mit Ausnahme der Betroffenen und ihrer wenigen Verteidiger, Jemand darüber ereifert. Es ist ein förmlicher Sport geworden, diejenigen Personen, welche ihr Recht suchen, ohne beim ersten vergeblichen Versuche davon abzustehen, auf das Gutachten von Aerzten, die von der Seelenheilkunde keine blasse Ahnung haben, als sog. Querulanten wahnsinnig zu erklären und in Irrenanstalten zu sperren. Die Klagen hierüber begannen um 1890. Damals (oder schon vorher) wurde der österreichische Husarenoffizier Karl Herrmann durch seine Frau und Schwiegermutter des Irrsinns verdächtigt, in den Irrenhäusern Klosterneuburg und Ybbs und viermal in dem von Wien internirt, entfloh viermal, wurde viermal wieder eingesperrt und entkam schließlich nach Berlin, wo ihn Prof. Eulenburg geistig gesund erklärte.*) Nach seiner Angabe war solche Handlungsweise in Oesterreich sehr häufig. Um dieselbe Zeit aber hat dieser Sport auch im

*) B. A. Z. 1891, Nr. 7, S. 4.

Deutschen Reiche Eingang gefunden. Die Presse, die Theater, die Polizeiberichte, die Gerichtssäle, alles wurde voll von Irrenwesen und Irrengeschichten, leider nicht im Sinne der Humanität, sondern meist in dem des Scherzes dort, der Verfolgung von „Querulanten" hier. Der Wahnsinn nahm eine immer breitere Stelle in der Litteratur ein, sowol auf Seite der Romanhelden, als der Schriftsteller selbst. Es wurde allgemein üblich, politische und religiöse Gegner als verrückt zu erklären. Dies geschah u. a. dem Geheimrat Geffcken, den Sozialdemokraten Bebel und Singer, dem Ex-Jesuiten Graf Hoensbroech, dem Antisemiten Ahlwardt und sogar höchsten Persönlichkeiten, ja ganzen Parteien, Ständen und Nationen! Nur wenige Männer hatten den Mut, mit Ernst und Sachkenntnis gegen diese Uebelstände aufzutreten, seit 1890 der Jurist Ed. Aug. Schroeder in Teschen, seit 1891 Fr. Kretzschmar in Berlin, seit 1892 Dr. Rud. Goetze, Spezialarzt für Nerven- und psychisch Kranke in Leipzig.*)

Diese Schriftsteller beschuldigen die große Masse der Aerzte völliger Unwissenheit und Unfähigkeit auf dem Gebiete der Psychiatrie, was übrigens begreiflich ist, da (Kretzschmar S. 70) eine ordentliche Vorbildung der Aerzte in diesem Fach unbegreiflicher Weise in Deutschland nicht existirt (in auffallendem Gegensatze zu Frankreich und Rußland!).

Der Fälle, welche die Verfasser der genannten Schriften aufzählen, der Fälle nämlich, in welchen gesunde Menschen in Irrenanstalten gesperrt oder als „Querulanten" verfolgt wurden, ist eine sehr stattliche Anzahl, einer immer empörender als der andere, einer für Rechtsanwälte und Aerzte immer kompromittirender als der andere. Eine Anzahl von Flugschriften hat der Fall des würtembergischen Bauers Wilhelm Kuhnle erzeugt, welcher 1888, ohne entmündigt zu sein, in Winnenthal und später in anderen Anstalten eingesperrt wurde, weil er sich gegen brutale Mißhandlung durch einen Polizeidiener und mehrere Gemeinderäte beschwert hatte. Der Oberbürgermeister (früher Staatsanwalt) Hegelmaier von Heilbronn wurde 1892 wegen Streitigkeiten mit der Bürgerschaft als geisteskrank erklärt und von der Regierung suspendirt, wogegen sich das ganze Land mit Inbegriff seiner früheren Gegner auflehnte; später wurde er als geistig gesund erkannt und in sein Amt wieder eingesetzt! Pastor Karl Witte in Berlin wurde, weil er in Streitigkeiten verwickelt war, die ursprünglich daraus entstanden, daß er ein Gegner des Hofpredigers Stöcker war, suspendirt; ein Gutachten des Sanitätsrates Mittenzweig lautete

*) Schroeder, Das Recht im Irrenwesen, Zürich und Leipzig 1890, und Zur Reform des Irrenrechts, ebendas. 1891, S. 44 ff. — Kretzschmar, Die Irrenfrage am Ausgange des 19. Jahrh. Großenhain i. S. 1896. — Goetze, Pathologie und Irrenrecht. Leipzig 1896.

auf „beginnenden Querulantenwahnsinn" (bisher ganz unbekannt in der medizinischen Welt, Kretzschmar S. 155); ein Obergutachten der Medizinalräte Dr. Sander und Dr. Wehmer stieß dieses Gutachten um; aber trotzdem wurde Witte 1895 vom Konsistorium in Breslau, dem die Disciplinar-Untersuchung vom Oberkirchenrat übertragen war, entsetzt. Der „ärztliche Centralanzeiger" vom 14. Mai 1892 teilte mit, daß ein und derselbe Arzt in einem Erbschaftsprozesse der einen Partei bezeugt hatte, der Erblasser sei unzurechnungsfähig, und der andern Partei, er sei zurechnungsfähig; zur Rechenschaft aber wurde er nicht gezogen! Ebenso blieb ein Bezirksarzt straflos, der einen Schneider in Würzburg, ohne ihn gesehen zu haben, auf die Aussage seiner Frau, daß er trinke und sie mißhandle, zur Untersuchung in ein Irrenhaus schleppen ließ (Goetze S. 8 ff. und 34).

Der Hauptmann a. D. von Broecker hatte wegen mütterlichen Erbteils einen Prozeß mit seinem Vater und wurde wegen weiterer gerichtlicher Klagen 1892 auf Gutachten von Dr. Falk und Dr. Mittenzweig als geisteskrank erklärt (natürlich wieder Querulantenwahn), welchem Gutachten gegenüber die Professoren Dr. Arndt in Greifswald und Dr. Eulenburg das Gegenteil bezeugten, so daß das Landgericht I in Berlin die beantragte Entmündigung 1893 ablehnte! Er veröffentlichte den Fall in der Druckschrift „Allgemein üblich" (Goetze, S. 18 ff).

Allgemeines Aufsehen aber erregte erst der Fall von Mariaberg bei Aachen, und zwar ohne Zweifel nur deshalb, weil es Mönche oder Klosterbrüder waren, welche den schottischen Geistlichen Forbes auf Verlangen seines Bischofs in ihrer „Irrenanstalt" drei Jahre lang als irrsinnig gefangen hielten und doch Messe lesen ließen. Entweder also Menschenraub oder Kirchenschändung, ein Drittes gibt es nicht. Die Flugschrift des Gastwirtes Mellage*) aus Iserlohn deckte den Skandal auf und führte zu der bekannten Gerichtsverhandlung gegen Bruder Heinrich und Consorten, welche die scheußlichsten Mißhandlungen der Kranken enthüllte und mit der moralischen Niederlage der „Brüder" und ihres Anstaltsarztes (leider nicht mit empfindlicher Strafe) endete. Die nämlichen Mißhandlungen erzählt mit Bezug auf die würtembergische Irrenanstalt Schussenried der dort als Querulant zweimal (zusammen 7 Jahre lang) eingesperrte Schuhmacher Schmezer aus Widdern. Und diesen Tatsachen gegenüber hatte das — fortschrittlich-freisinnige — „Berliner Tageblatt" (Goetze S. 22), bei Anlaß des Falles Schneider in Würzburg, den traurigen Mut, zu erklären, das Irrenwesen bedürfe keiner Reform!

---

*) 39 Monate bei gesundem Geiste eingekerkert. Erlebnisse des ..... Forbes im Alexianerkloster in Aachen. Hagen 1894.

Auch aus nicht deutschen Ländern (Ungarn, Belgien, Frankreich, England, Italien, Spanien, Rußland, Amerika) werden ähnliche Fälle berichtet.

Bezüglich der Frage, wie diesen Uebelständen abzuhelfen sei, verweisen wir auf die Schriften von Schroeder, Kretzschmar und Goetze.

## 2. Der Irrsinn im öffentlichen Leben.

Aus dem vorstehenden Paragraphen lassen sich allerlei für unsere Zeit höchst unangenehme und unbequeme Konsequenzen ziehen. Es ist eine Frage mit sehr unsicherer Antwort geworden, die Frage nämlich: „Was ist Irrsinn?" Ist es eine individuelle Krankheit oder nicht vielmehr eine sich über ganze Gesellschaftskreise erstreckende Epidemie? Eine Krankheit der Zeit? Es ist vielleicht mehr als ein bloßes Paradoxon, wenn man z. B. sagte: nicht die als Querulanten verfolgten Leute sind irrsinnig, sondern Jene, welche überall Querulantenwahnsinn wittern, sobald Jemand mit Beharrlichkeit sein gutes Recht sucht. Es ist ihnen nicht als Bosheit anzurechnen; sie handeln unter dem Zwange einer die Zeit erfüllenden psychischen Ansteckung.

Wenn man erlebt, wie ein anarchistisches Attentat andere nach sich zieht, wenn plötzlich Anarchisten wie aus der Erde wachsen, welche wol ohne die verrückten Taten eines Ravachol, Vaillant, Caserio u. s. w. nicht daran gedacht hätten, das Leben Anderer der eigenen Sucht nach Herostratentum zu opfern, so muß man, ohne an die Abstammung des Menschen vom Affen zu glauben, in dem Durchschnittsmenschen eine affenhafte Anlage annehmen, eine Anlage zur Nachahmung, die sich ja schon in den Kindern und Wilden in hohem Grade äußert. Auf das unglückliche Ende König Ludwigs II. von Baiern folgte eine Reihe von Selbstmorden am Starnbergersee. Das ungarische Städtchen Oroshaza hatte 1893 eine Selbstmordmanie unter den jungen Mädchen aufzuweisen. Selbstmorde von Liebespaaren kamen zur selben Zeit mehrere bei Neumarkt in der Oberpfalz vor.*) Auch Mordepidemien, sowie andere Verbrechen aus Nachahmungssucht, sind wiederholt vorgekommen, weiter Manien des Predigens, des Tanzens, der Hysterie. Dahin gehören auch die in unserer Zeit ausgebrochenen (weiter unten zu besprechenden) Manien des Spiritismus, Occultismus, Hypnotismus. Das weit mehr als notwendig betriebene Radfahren und manch anderer Sport sind ebenfalls nicht frei von diesem krankhaften Treiben, welchem die Tagespresse möglichsten Vorschub leistet. Wenn Sensationsblätter anarchistische Höllenmaschinen genau beschreiben, Rezepte zu Bomben veröffentlichen, Mordtaten mit allen Umständen schildern, von Sittlich-

*) Ueber psychische Ansteckung, von Dr. M. Offner. B. A. Z. 1894, Nr. 56.

keitsverbrechen genaue Schilderungen geben, so muß man sich nicht verwundern, wenn exaltirte Köpfe zu solchen Taten schreiten und sogar der entsetzliche sog. Lustmord epidemisch wird.

Eine solche Epidemie ist nun auch der sog. Tropenkoller. Nach den Vorbildern eines Pizarro in Peru, eines Warren Hastings in Indien, eines Pelissier in Algerien u. A., werden manche Beamte solcher Staaten, welche in der Kolonisirung fremder Erdteile noch neu sind, von einer Art Tobsucht befallen und glauben an Grausamkeit gegen die Eingeborenen nicht genug tun zu können. Ja es kommt dazu noch der schamlose geschlechtliche Mißbrauch armer Negerweiber, wogegen nicht einmal Tadel laut wird, ausgenommen etwa bei den Geistlichen und den Sozialdemokraten. In dieser Richtung hat Deutschland mit einem Leist, Wehlan, Peters und Schröder traurige Erfahrungen gemacht, welche das Ansehen des Reiches wahrlich nicht erhöhen, und neben welchen die mit dem Falle Lothaire in Belgien gespielte Komödie noch harmlos erscheint!

Man braucht aber nicht nach den Tropen zu gehen; das Schlimme liegt oft näher. Wie oft üben sich Polizeiorgane förmlich in brutalem Benehmen! Die vielfache Inanspruchnahme, die Ermüdung infolge dessen, wol auch mitunter der Mangel an hinreichendem Beamtenpersonal mögen dazu beitragen. Vereinzelt ist dies auch beim Richterstande vorgekommen.

Schon seit mehreren Jahren wurden Klagen über rauhes, formloses und eilfertiges Verhalten der Richter und Gerichtsbeamten gegenüber dem Publikum laut. Eine Erklärung dieser Klagen und zugleich eine Reihe weiterer Beschwerden lag in den Tatsachen des Mangels an Richtern, der Geschäftsüberbürdung und des schleppenden Geschäftsgangs vor. Das „Berliner Tageblatt" ereiferte sich im Dezember 1892 und Januar 1893 über skandalöse Scenen bei sensationellen Prozessen, über Wortgefechte zwischen Staatsanwalt, Verteidiger und Richtern, welche „die Heiligkeit des Gerichts in Frage stellten", und über die „Schneidigkeit" der Gerichtsvorsitzenden, wie über die politische Parteibefangenheit mancher Richter und Staatsanwälte. Im Oktober 1893 klagte die „Tägliche Rundschau", es gehe in den Civilkammern des Landgerichts Berlin I so lärmend zu wie in einer Markthalle und es herrsche dort eine Art Massen-Abfertigung. Bei dem dortigen Amtsgerichte I waren einmal an einem Tage 114 Verhandlungen zu bewältigen, von denen 72 auf 10 Uhr angesetzt waren. Aehnliche Klagen kamen aus den Provinzen von Memel bis Trier. Juristen selbst tadelten den Mangel an Objektivität, und ein hoher Justizbeamter fand in den (freikonservativen) „Preußischen Jahrbüchern", der Staatsanwaltschaft scheine das sichere Taktgefühl, der Sinn für Maß und Selbstbeschränkung immer bedenklicher abhanden zu kommen;

ja er fand den Hauptgrund der unerfreulichen Zustände in der „Minderwertigkeit des heutigen juristischen Personals, das nicht mehr auf der Höhe deutscher Bildung stehe“. Der Grund davon wurde mit Recht in der Art und Weise des Studentenlebens gefunden, auf dessen Vergeudung ein mechanischer Vorbereitungsdienst folge. — Die Witzblätter waren und sind noch voll von diesem Uebelstande.

Ein Opfer dieser Zustände durch eigene Schuld und Anlage war der vielgenannte Landgerichtsdirektor Brausewetter, über dessen Verhalten im Gerichte sich seit 1892 die Klagen häuften und dessen Enthebung vom Vorsitze einer Strafkammer schon damals gewünscht wurde. Er nahm in der Regel von vornherein die Schuld an und suchte die Geschworenen in diesem Sinne zu beeinflussen. Schon seit 1893 zweifelte man seinen Geisteszustand an. Seine Heftigkeit und seine beleidigenden Ausfälle gegen Angeklagte schienen hierzu immer mehr zu berechtigen. An demselben Tage, an dem er noch eine Verhandlung geleitet (7. Dezember 1895), wurde er in eine Nervenheilanastalt gebracht, wo er tobte und einen Selbstmordversuch machte, und dann in eine Irrenanstalt, wo er schon am 18. Januar 1896 starb. Es fragt sich nun: war er schon als Richter unzurechnungsfähig? Und sind Angeklagte von einem Wahnsinnigen gerichtet worden? — — Bei dem heutigen Zustande der Psychiatrie wird diese Frage schwerlich gelöst werden.*)

Hatten wir es bis hierher mit zweifelhaften Fällen zu tun, so war dagegen unsere jüngste Zeit eine solche öffentlich auftretenden und einen gewissen Anhang findenden religiösen Wahnsinns, von welchem Italien einige Beispiele aufzuweisen hat. Das interessanteste derselben ist die von Lombroso in seinem Buche „Genie und Irrsinn“ erzählte Geschichte des „Propheten“ David Lazzaretti. Dieser, 1834 in Arcidosso geboren, mit Irrsinn erblich belastet, von Körper kräftig und schön, ergab sich schon früh religiöser Schwärmerei und dem Glauben an Visionen, lebte seit 1867 als Einsiedler (zeitweise auf der Insel Montecristo), den sogar die Geistlichkeit ernst nahm, das Volk aber gläubig verehrte, wanderte in ganz Italien und Ost-Frankreich im Triumph umher, fastete öfter, ließ durch seinen ergebenen Anhang eine Kirche bauen, die aber mißlang, predigte, diktirte verworrene religiöse Bücher, gründete 1870 eine „christliche Familie“, wurde öfter verhaftet, aber freigesprochen, nannte sich den großen Monarchen, später sogar den König der Könige und lud alle Fürsten der Christenheit zum Bündnis ein. Aber nur der Prätendent Graf

---

*) Brausewetter oder: Soweit sind wir gekommen? Betracht. zur Irren- und Rechtsreform, von Fr. Kretzschmar. Großenhain i. S. 1896. — Brausewetter, von Rich. Grelling. 3. Tausf. Berlin 1896.

Chambord entsprach ihm. Endlich verdarb er es mit der Geistlichkeit, als er gegen deren Laster und gegen die Ohrenbeichte predigte, wurde 1878 vom Papste verdammt, gegen den er nun auftrat, dies zwar widerrief, aber von neuem begann, nannte sich einen neuen Christus, hielt Gottesdienste nach seinen verrückten Ideen ab, führte am 18. August jenes Jahres, mit einem goldgestickten Purpurmantel und einer Tiara angetan, den Schwarm seiner Anhänger, welche Fahnen und Abzeichen trugen, von Montelabro, seinem Wohnsitze, nach Arcidosso und wurde hier auf höhern Antrieb erschossen. In seinem Nachlasse fand sich ein ganzes Arsenal mystischer Gegenstände. Er war tätowirt (s. oben S. 207 f.). Auch Passanante, der am 17. November 1878 ein Attentat auf König Umberto versuchte, war ein religiöser und zugleich politischer Narr, und Charles Guiteau, welcher am 2. Juli 1881 den Präsidenten Garfield ermordete, ebenfalls beides und zugleich ein Fälscher, Betrüger und Mordmonomane.

### 3. Der Irrsinn im litterarischen Leben.

Daß Genie und Irrsinn in engem Zusammenhang stehen, diese Meinung zu begründen, hat Cesare Lombroso (oben S. 203 f.) ein besonderes Buch geschrieben, worin er ein enormes Material aufhäuft, um das Zusammenfallen beider Eigenschaften bei denselben Individuen nachzuweisen. Es kommt dabei kaum eine berühmte Person in Staat, Kirche, Kunst, Dichtung und Wissenschaft weg, welche nicht irgend welche Spuren, zum mindesten großer Reizbarkeit gegenüber den geringsten äußeren Störungen der Atmosphäre verriet (was auch Mantegazza in seiner Abhandlung über die Nervosität der großen Männer, 1881, nachweist), — oft aber durch geradezu widersinnige Aeußerungen und Handlungen, bis zu offenbarer Verrücktheit sich bemerkbar machte. Lombroso glaubt nicht, „daß es jemals einen großen Mann gegeben habe, der nicht an Verfolgungswahn litt“. Er findet eine große Aehnlichkeit zwischen den von Wachdakoff (physiologie des génies, 1875) so genannten Monotypen, d. h. Gelehrten, die sich ausschließlich einer beschränkten Spezialität widmen, und den geisteskranken Monomanen. Er findet dieses Zusammenfallen in besonders hohem Grade bei den Juden: Wie diese in Europa das geringste Kontingent zum Selbstmord, so liefern sie das größte zum Irrsinn. Es entsprechen sich ziemlich genau die größeren Verhältniszahlen, in welchen die Juden den Christen gegenüber unter den Studirenden, und diejenigen, in welchen sie unter den Geisteskranken stehen. Servi fand in Italien 1869 auf 391 Juden einen Irrsinnigen und erst auf fast die vierfache Zahl der Christen einen solchen, — Verga 1879 in Europa einen Geisteskranken auf 1775 Katholiken, einen auf 1725 Protestanten und schon

einen auf 384 Juden. Mayr fand in Deutschland 1871 auf 10000 Christen 8,6, auf ebensoviel Juden aber 16,1 Irrsinnige.

Endlos sind die Beispiele, welche Lombroso in „Genie und Irrsinn“ von fixen Ideen, Visionen, Trübsinn, Wahnsinn und Selbstmord berühmter Gelehrten, Dichter und Künstler aufzählt. Aus dem vorigen Jahrhundert sind Swift und Rousseau, aus diesem Schumann, Hölderlin, Lenau, Raimund, E. T. A. Hoffmann, Schopenhauer, Gogol besonders sprechende Beispiele des einen oder anderen der genannten Fälle.

Umgekehrt zeigt Lombroso auch, wie Geisteskranke ohne hervorragende Geistesgaben in Menge sich in Dichtungen und gelehrten Werken versuchten, die dann allerdings voll Abgeschmacktheit und Unsinn waren. Mehrere solche ließen ihre Werke auf eigene Kosten drucken; manche erfanden neue Wörter. Der Italiener Farina, Sohn, Enkel und Neffe vom Irr- und Blödsinnigen, welcher 1866 die Mutter seiner Angebeteten ermordete, weil er in ihr das größte Hindernis seiner Wünsche erblickte, schrieb im Irrenhause zu Pavia die wohlgesetzte Geschichte seiner Tat und seiner Gefangenschaft, sowie seiner Träume und Visionen während der letzteren. Ein Wahnsinniger im Hospital zu Racconigi, welcher sich den Herrn der Welt nannte, erfand eine Zeichen- und Bilderschrift, die in manchen Beziehungen an die Hieroglyphen erinnerte. Andere Geisteskranke leisteten hervorragendes in Holzschnitzerei, Arabeskenmalerei, Ornamentenzeichnung, erfanden Modelle, musizirten oder sangen, oder dichteten und komponirten sogar, was sie im gesunden Zustande nicht gekonnt hatten, — wenn auch alle ihre Produkte bizarr, konfus und daher unbrauchbar waren.

G r a p h o m a n e n taufte Lombroso eine Klasse von Geisteskranken, welche „ein Mittelglied zwischen den genialen Narren, den gesunden Menschen und den eigentlich Wahnsinnigen bilden“. Der Name ist wol nicht glücklicher gewählt als die Vorstellung eines Mittelgliedes zwischen drei Punkten. „Vielschreiber“ oder „Schreibwütige“ gibt es genug, welche keinen Verstand zu verlieren haben. Lombrosos Kapitel über die Graphomanen ist daher auch unklar. Im Ganzen versteht er darunter Leute, die in der Litteratur etwas leisten möchten, was sie nicht vermögen. Dies kommt indessen sowol bei Irrsinnigen als bei Gesunden, aber Unfähigen vor und hat für die Kulturgeschichte keine Bedeutung, so wenig als der Inhalt eines Papierkorbes für ein Archiv oder eine Bibliothek. Die Lieblingsfelder dieser „Schriftsteller“ sind besonders Theologie, Philosophie, Medizin und Technik.

Anders verhält es sich mit einer Gattung litterarischer Arbeiten, die uns teilweise beschäftigt haben, teilweise noch beschäftigen werden, deren Verfasser durch ihren Namen, ihren Stil, die Pikanterie ihrer Stoffe, neue Ansichten u. s. w., besonders durch die Anlehnung an

Ideen, denen sich ein großer Teil der gebildeten Welt bereits zugewandt hat, die nicht sehr urteilsfähigen Leser zu blenden, zu bestechen, einen großen Absatz, wiederholte Auflagen, und was die Hauptsache ist, hohe Honorare zu erzielen wissen. Oft ist es Spekulation, oft aber unerwartetes Glück. Ein schlagendes Beispiel, was in dieser Richtung ohne Geist, rein nur durch Syn- und Antithesen beliebter Namen, wenn auch mit endlosen Wiederholungen geleistet wurde, ist das Buch „Rembrandt als Erzieher“ (oben S. 3 und 46). Sein Verfasser ist jedenfalls Graphomane. Er ist jedoch weit harmloser und eher zu vergessen als eine große Anzahl anderer Schriftsteller, welche durch die Verbreitung gewisser Ansichten, die zu großem Teile nahe an Irrsinn grenzen und mit diesem bald die Form, bald den Inhalt gemein haben, auf die Leserwelt demoralisirend wirken und namenlosen Schaden anrichten.

Mit kolossalen Uebertreibungen, aber großenteils mit richtigen Erwägungen und guten Gründen hat Max Nordau die verschiedenen Kategorien dieser Leute in seinem Werke „Entartung“ besprochen*) und sich damit ein unzweifelhaftes Verdienst erworben.

Nordau stützt sich auf Lombroso, den er seinen Meister nennt, und dies dürfte gegenüber der Tatsache, daß Lombrosos Ideen in der gelehrten Welt Fiasko gemacht haben, mit Mißtrauen erfüllen, wenn nicht die Werke selbst, welche er bespricht, ihm bis auf einen gewissen Grad recht gäben. Der gebildete Leser wird von selbst zwischen der Tatsache des Inhalts jener Werke und den Uebertreibungen Nordaus zu unterscheiden wissen. Dieser stellt die „Entarteten“ unter den Künstlern und Schriftstellern auf dieselbe Stufe wie die Verbrecher, Prostituirten, Anarchisten und erklärten Wahnsinnigen. Es beunruhigt ihn, daß einige dieser Entarteten „von zahlreichen Verehrern als Schöpfer einer neuen Kunst, als Herolde der kommenden Jahrhunderte gepriesen werden“. Er will die Menschheit und besonders die Jugend vor diesen Schöpfungen warnen und über deren wahre Natur aufklären. Er erblickt in dem, was man irriger Weise „fin de siècle“ nennt, vielmehr die Empfindung eines Untergehens, eines Erlöschens, einer Völkerdämmerung, die Verzweiflung eines kranken Geschlechts, das Suchen nach Excentrizitäten u. s. w. Das Bestehende wankt und stürzt, — nicht weil zufällig ein Jahrhundert endet (s. oben S. 1 ff.), sondern weil es sich ausgelebt hat. All dies geht zwar nur von der Minderheit der Bevorzugten aus, welche aber den Ton angibt und die Mehrheit einschüchtert. Nordau sucht diese offenbar übertriebene Auffassung an den herrschenden Moden, besonders der Damen und Kinder, an den Wohnungseinrichtungen der Gegenwart, am Charakter ihrer Malerei,

*) I. Bd., Berlin 1892, II. Bd., ebendas., 2. Aufl. 1893.

Musik, Dichtung, ihres Theaters u. s. w. zu beweisen. Er begründet seine Theorie der Entartung durch die Schriftsteller Morel (oben S. 203), Lombroso, Féré, Maudsley u. A. und wirft seinen „Entarteten“ moralischen Irrsinn vor. Sie leiden, führt er aus, an Abneigung gegen alles Handeln, an Unvermögen des Willens, an leerer Träumerei und Gedankenflucht, an Unfähigkeit der Anpassung an die gegebenen Verhältnisse, an Weltverbesserungssucht, Mystizismus u. s. w. Sie sind nicht unbegabt, wenden aber ihre Gaben falsch an; denn sie sind hysterisch und neurasthenisch. Sie lügen unbewußt. Ihre Netzhaut ist unempfindlich und spiegelt ihnen falsche Bilder der Außenwelt vor. Sie verbinden sich zu Sekten, wie die Verbrecher zu Banden, und stecken sich gegenseitig mit ihrer Entartung an. Die Hauptursache dieser Erscheinungen ist die verdorbene Luft der Großstädte, die Fälschung der Speisen und Getränke, der starke Zusammenfluß von Menschen, das Ueberhandnehmen des Tabak- und Alkoholgenusses, die vermehrte Lebhaftigkeit des Verkehrs, die Anhäufung der Erfindungen u. s. w. Dieselben Ursachen sind auch die der Zunahme von Verbrechen, Selbstmord und Wahnsinn, des früheren und häufigeren Alterns, Abschwächens, Erkrankens und Sterbens der heutigen Generation*), wozu auch die frühere Schwächung der Augen, das frühere Ausfallen der Haare (und Zähne) gehören.

Nordau beginnt die Rundschau über seine Entarteten mit den Mystikern. Diese suchen in allen Dingen etwas verborgenes. Ihr Denken ist schattenhaft, ihre Ausdrucksweise verwaschen und verworren; sie sind „unfähig, die Ideenassoziation durch Aufmerksamkeit zu beherrschen“. Sie spielen mit gleichlautenden Wörtern, die aber unter sich in keinem Zusammenhange stehen. Unter den Malern sind sie vertreten durch die Prärafaeliten, deren „Verbrüderung“ 1848 die englischen Maler Dante Gabriel Rossetti, Holman Hunt und Millais gründeten, die sich aber bald auflöste; der Name blieb jedoch und dehnte sich auch auf Dichter aus, welche mit jenen Malern die Vorliebe zur Rückkehr in das Mittelalter gemein hatten, aber nicht in das geschichtliche, sondern in ein fabelhaftes, ein Traumland; es handelte sich nur um eine Reaktion gegen den Rationalismus, um eine neue Abart der Romantik. Ihr Aesthetiker John Ruskin ist ein Vernichter aller Ketzer und sieht in Rafael den Beginn des Verfalls der Kunst! Sie vergessen aber, daß die Maler vor Rafael realistisch malten, während sie nur „Emotionen“ darstellen, Anspielungen und Sinnbilder in ihre Gemälde bringen, — daß Dante die Wirklichkeit in sein Jen-

*) In England starben an Herzkrankheiten 1859—63 92181, 1884—88 aber 224102, an Nervenkrankheiten 1864—68 196000, 1884—88 aber 260558 Menschen. Nordau, Entartung, I, S. 66 f.

seits verlegte, während sein Nacheiferer Rossetti in seinen Gedichten die Wirklichkeit nicht versteht und eine besondere Liebhaberei für endlose Wiederholungen gewisser Reime hat (eine Spracheigentümlichkeit der Schwachsinnigen und Graphomanen), — ähnlich auch Swinburne, bei dem die Faselei einen symbolischen Charakter annimmt, d. h. einen Zusammenhang zwischen der subjektiven Stimmung und objektiven Vorgängen erkünstelt. Weiter gestaltete sich dieser Symbolismus während der achtziger Jahre in Frankreich aus, wo ihn eine Gesellschaft von Schwätzern in Paris, die sich drolliger Weise die „Hydropathen" (!) nannten, pflegte. Später nannte man sie die Décadents, welchen Namen sie gern annahmen, schließlich spalteten sie sich in Symbolisten und Décadents. Schwachsinn, Eitelkeit und Schwatzsucht kennzeichnen sie; sie plappern über alles mögliche in Wissenschaft und Kunst, ohne etwas davon zu verstehen und sind Müßiggänger, die blos gelegentlich, begünstigt von einer charakterlosen Presse, blödes Zeug schreiben und vom Publikum verspottet werden. Diese Produkte sind einerseits unverständlich, anderseits frömmelnd. Von den Klerikalen als „Neokatholiken" gefeiert, verleiteten sie vielfach zum Glauben an eine „Umkehr der Wissenschaft", gegen welche ihre Wortführer, wie Paul Desjardins und Charles Morice (ein Jesuitenschüler), feindselig losziehen, womit selbst ernstere Denker wie F. Paulhan und Ed. Rod übereinstimmen, ohne das Sinnlose ihrer Expektorationen zu bemerken. Ferner wollen die Symbolisten eine neue Theorie der Kunst und Dichtung aufstellen, die aber, nach ihren Gründern Verlaine, Mallarmé und Paul Adam zu schließen, lediglich in möglichster Dunkelheit besteht, deren Sinn erst noch zu erraten ist. Der einigermaßen talentvollste unter ihnen, Paul Verlaine (geb. 1844 in Metz), hatte einen völlig abnormen Schädelbau und war ein mehrfach bestrafter Vagabund, Säufer und Wüstling, dessen Gedichte voll Schmutz und Geilheit sind, aber mit Gebeten an Gott und die heilige Jungfrau und mit kindischem Lallen abwechseln. Der bereits alternde Stephane Mallarmé wird von der Schule als großer Dichter gefeiert, ohne etwas nennenswertes geschrieben zu haben, weil er dunkel schwatzen kann. Läppisches Gefasel enthalten die Verse des französirten Griechen Jean Moréas, der den Symbolismus erst leitete, um dann den „Romanismus" zu erfinden, d. h. die Rückkehr zur spätmittelalterlichen Dichtung. Seine und die Dichtung der übrigen Symbolisten ist einfach Irrenhaus-Litteratur, Graphomanie der niedrigsten Sorte, besonders die der sog. Instrumentisten, mit Réné Ghil an der Spitze, die sich darin gefallen, die Farben mit den Vokalen, den Instrumenten, den Seelenzuständen u. s. w. zusammenzustellen! Den theoretischen Symbolismus praktisch auszuüben sucht jene Abart der Mystiker, deren Glieder sich Rosenkreuzer nennen und unter Josephin Peladan, der sich

von ihnen als „Sar“ (assyrischer Königstitel) verehren läßt und sich als solcher kleidet und frisirt, eine barocke und bombastisch betitelte Organisation bilden. Ihre Beschäftigung besteht in kabbalistischen Träumereien, welche auch den Inhalt der (übrigens edel gehaltenen) Romane des „Sar“ bilden. Sie schwärmen für Wagnersche Musik, predigen geschlechtliche Enthaltsamkeit (Androgynismus oder Gynandrie) und bekennen sich zum Spiritismus. Diesen Mystizismus treibt zum völligen Delirium der im Grausigen schwelgende und sexuell üppige Maurice Rollinat, Verfasser der „Névroses“, worin er bekennt, Antriebe zum Verbrechen zu fühlen. Kindisch und blödsinnig ist, nach Nordau, die Poesie des französisch schreibenden Belgiers Maurice Maeterlinck, dessen hirnverwirrtes Gefasel zu verstehen unmöglich ist und unter dessen Versen ungefähr solcher Zusammenhang besteht, wie zwischen den bekannten Uebungssätzen in Ollendorfs Grammatiken. Er ist ein knechtischer Nachahmer des angloamerikanischen „Dichters“ Walt Whitman, eines Gegenstückes zu Verlaine, eines Menschen ohne alle moralische Begriffe, aber voll Größenwahn und doch voll Kriecherei vor dem Protzentum. In seinem „Drama“ „la princesse Maleine“ stellt Maeterlinck die unmöglichsten Situationen zusammen und läßt Dialoge sprechen, die aus der geistlosesten Aufeinanderfolge der gewöhnlichsten Phrasen bestehen und die Plagiate aus Shakespeare unterbrechen, aus denen das Stück im übrigen besteht. Und diesen Faselhans hat der französische Novellist Octave Mirbeau aus Laune „berühmt“ zu machen verstanden (ein Beispiel von Massenhypnotismus), so daß jenes Jammerstück zehn Auflagen erlebte und andere nachfolgende wiederholt aufgeführt wurden.

Nahe mit den Mystikern berühren sich die weiteren Gruppen der „Entarteten“, zunächst aber jene, welche Nordau, wol nicht ganz glücklich, die „Ichsüchtigen“ nennt, d. h. Kranke, „welche die Dinge nicht sehen wie sie sind“. Dasselbe sagte er von den Mystikern, und dasselbe tun im Grunde alle Menschen, weil sie nicht anders können. Er sagt auch selbst, daß die Egotisten (krankhaften Egoisten) gleichzeitig Mystiker und Erotiker und die Mystiker Egotisten sind, so daß es am Ende darauf hinauskommt, daß sich die Entarteten nur nach dem Wohnorte, der Umgebung und der Schreibart unterscheiden. Ichsüchtig sind im Grunde alle Narren und noch viele als gesund Geltende dazu, so lange sie nicht zum moralischen Bewußtsein erwacht sind.

Eine Gruppe entarteter französischer Dichter, die „kaum etwas miteinander gemein haben“, nennt man die „Parnassier“ nach dem 1860 von Catulle Mendès herausgegebenen Almanach „le Parnasse contemporain“; die Meisten von ihnen aber sind nur „brave Dutzendmenschen, die nachzwitschern, was andere ihnen vorsangen“. Mendès schrieb ein Gedicht von 59 Zeilen, das blos aus Frauen-

namen besteht! Er und die Uebrigen schauen nur auf „schöne Verse“, ohne „sich darum zu bekümmern, ob sie einen Sinn haben“. Charles Baudelaire spricht denen, welche an diesem Reimgeklingel kein Gefallen finden, einfach das Recht zu leben ab, d. h. er nennt sie „die Unnötigen“. Man warf den Parnassiern „Gefühllosigkeit“ (Impassibilité) vor; in Wahrheit sind sie reich an Gefühlsausbrüchen, aber nur über sich selbst; die übrige Menschheit existirt nicht für sie. An der Sittlichkeit liegt ihnen nichts; sie stehen nicht nur „jenseit von Gut und Böse“, sondern mitten im Bösen drin. Sie besingen alle geschlechtlichen Laster, den Tod, Schmutz, Gestank, Unrat, Krankheiten und Verbrechen. Baudelaire, ihr Begabtester, verlangt sogar von der Kunst geradezu eine dämonische Richtung. Man hat wiederholt an Schwachsinnigen Vorliebe für Grausamkeit und Schweinerei bemerkt. Diese Neigung der Parnassier oder „Diaboliker“ hat, freilich mit beschönigenden Worten, Verteidiger in Paul Bourget und Maurice Barrès gefunden!

Wie wenig eine durchgreifende Gruppirung der entarteten „Dichter“ durchführbar ist, zeigt Nordaus Verzeichnis derjenigen, die sich in Baudelaires poetischen Nachlaß teilen*), wozu die bereits genannten Mendès, Verlaine und Swinburne gehören und denen sich noch mit Bezug auf seine Satanolatrie und seine Liebe zu Verbrechen und Lüderlichkeit Jean Richepin (geb. 1849), Verfasser der „Chansons des gueux“ (Lumpenlieder), anschloß, während der hochbegabte italienische Dichter Carducci es nicht verschmähte, einen Fetzen jenes unsauberen Erbteils in seiner berüchtigten „Ode an Satanas“ zu verarbeiten. Ferner folgten ihm als Diaboliker Villiers, der sich V. de l'Isle Adam nannte, von dem gleichnamigen Johanniter-Großmeister abstammen wollte und von der Königin Victoria die Insel Malta herausverlangte, und Barbey, der sich den nicht existirenden Adelstitel d'Aurévilly beilegte. Beide wechselten in ihren Dichtereien zwischen katholischem Fanatismus und Gotteslästerung, Unflätigkeit und Teufelsdienst ab. Villiers stellte als Ideal der Zukunft in „l'Eve future“ ein künstlich verfertigtes Weib dar! Noch weiter ging Joris Karl Huysmans, welcher, Baudelaires Liebhabereien zusammenfassend, in „A rebours“ (Gegen den Strich) das Muster eines „Decadenten“ zeichnete, worin er in schlechten Gerüchen und noch schlechterem Geschmack schwelgte. Er hat als Nachahmer Zolas begonnen und dann den Schmutz beibehalten, aber aus der Wirklichkeit in die Phantasie verlegt. Das genannte Buch handelt von einem Abkömmling alten Adels, Jesuitenzögling und Verschwender, der sich einen Spaß daraus macht, Ehepaare ins Elend zu jagen und Kinder zum Verbrechen an-

*) Entartung, II, S. 96 f.

zuleiten und sich in einem als Schiffskabine hergerichteten Raume von der Außenwelt abschließt, bei Tage schläft und Nachts wacht, Schnäpse trinkt, die er mit Farben und Tonwerkzeugen vergleicht, sich nach den Düften von Essenzen Landschaften vorstellt und weitern Blödsinn treibt. Der schon genannte Maurice Barrès schilderte sich selbst auf ähnliche Weise im „Ennemi des lois“, und seine weiblichen Ideale unter der Gestalt von Scheusalen in diesem und anderen Büchern, worin er — — für warme Exkremente und seuchenbringende Sümpfe schwärmt, Anarchisten, Zuhälter, Hysterische, Wahnsinnige und Hunde zu Helden erhebt!

Die englischen Entarteten nach Swinburne werden die „Aestheten“ genannt, und ihr Führer ist Oskar Wilde (oben S. 201*), der ähnlich wie Peladan sich in absonderlichen Kostümen gefiel, in seinen Gedichten blos Rossetti und Swinburne kopirt, in seinen Prosaschriften aber die Natur verachtet, das Ich anbetet, den Müßiggang lobpreist, Unsittlichkeit und Verbrechen liebt, keine Sünde anerkennt als die Dummheit und die höchste Kunst in der Abwendung von der Natur zur Symbolik erblickt.

Außer den hier genannten minderwertigen Schriftstellern behandelt Nordau's „Entartung“ noch die größeren: Richard Wagner, Leo Tolstoi, Henrik Ibsen, Friedrich Nietzsche, Emile Zola und schließlich noch die sog. Jüngstdeutschen, welche Alle wir des Zusammenhangs wegen am gehörigen Orte berücksichtigen werden.

Ein Gegenbild zu Nordau bildet gewissermaßen Léon Daudet, der in dem Buche „les Kamtchatka“ die künstlerischen und litterarischen Thorheiten der Gegenwart geißelt, indem er mit jenem bizarren Namen die Uebertreibungen der Mode und der Vorurteile bezeichnet und die Anhänger und Bewunderer gewisser Behauptungen voll nebelhafter Beschränktheit und erlogenen Kunsttheorien lächerlich macht, besonders die Anbetung nordischer, dunkler und barocker Erscheinungen, die Geheimnissucht und Mystik, die Verachtung des wirklichen Lebens, die übertriebene Wagnerei in der Musik, die Malerei mit falschen Farben, den schlechten Geschmack in der Litteratur, die Absprechung in der Kritik, und endlich das Gefolge dieser Erscheinungen in der Finanzwelt und Damenwelt, Geistlichkeit und Gelehrsamkeit; — zuletzt läßt er Max Nordau (ohne Namen) als Berichterstatter über die Entarteten die Revue passiren.

Von Nordau sagt Whibley in der New Review, er sei in einem für die öffentliche Sicherheit gefährlichen (?) Grade von der „Agoramanie“ befallen, d. h. der Sucht, sich bemerkbar zu machen, die große Trommel zu schlagen und sich an allen Plätzen Europas sehen zu lassen, und von der Egomanie, welche ihn in einem Vortrage sagen hieß: „Ich erkläre mit Christus, daß ich nicht nur die

Wahrheit lehre, sondern die fleischgewordene Wahrheit bin." In geringem Grade sei er bedroht von der Graphomanie, dem Monotypismus, dem Misoneismus und der Echolalie (!). Whibley zeichnet sodann das wenig schmeichelhafte Porträt des Verfassers der „Entartung" und erklärt ihn als Kandidaten für Bedlam. Nordau bestritt jedoch (Revue bleue 1895 II, p. 63), jene Worte gesprochen zu haben. Das viele Wahre in seinem Buche wird durch solche Angriffe nicht unwahr.

---

## Dritter Abschnitt.

# Die ethische Kultur.

## A. Oeffentliche Bestrebungen.

### 1. Die ethische Bewegung.

Es wäre über alle Begriffe betrübend und beschämend, wenn die vielfältigen Uebel, die sich im Denken, Fühlen und Wollen unserer Zeitgenossen breit machen und die Idee der Sittlichkeit verdunkeln und teilweise verdrängen, nicht die besser gearteten Menschen anfeuern würden, jenen Verleugnungen alles Wahren, Schönen und Guten mit Kraft entgegen zu treten. Der Anfang dazu wurde in Deutschland im Frühjahre 1892 gemacht. Zwar hatte die damals beginnende ethische Bewegung vorzugsweise einen freireligiösen Charakter, indem zunächst durch den Zedlitzschen Volksschulgesetz-Entwurf alle der Gedankenfreiheit anhängenden Deutschen zum Widerstande herausgefordert und später durch die Umsturzvorlage in noch höherem Grade zur Abwehr aller Gelüste einer geistigen Reaktion entflammt wurden. Den Gedanken, diesen Gesinnungen eine organisirte Gestalt zu geben, regte zuerst der aus Nordamerika, wo eine ethische Gesellschaft bereits längst bestand, zum Besuche in Berlin weilende Professor Felix Adler aus Neu-York an.*) Nach dem im Laufe jenes Jahres erschienenen Programm wollen die „Gesellschaften für ethische Kultur" „Genossenschaften des innern Lebens sein und das allen guten Menschen gemeinsame zu wecken und zu stärken suchen. Im Sinne dieser Aufgabe befolgen sie das Prinzip umfassender Duldung aller religiösen Vorstellungen. Nur

*) Die ethische Bewegung in Deutschland. B. A. Z. 1892, Nr. 228.

gegenüber der grundsätzlichen Intoleranz kennt die ethische Bewegung keine Duldung."

Leider war dieses Programm etwas verschwommen und entbehrte der Wegleitung zu praktischer Tätigkeit. Was kann eine ethische Bewegung vollbringen, wenn sie sich nicht mit klaren und nackten Worten gegen diese und jene mit Namen genannten Uebelstände und Schäden wendet? „Reine Sittlichkeit in die breiten Volksmassen hineinzutragen", ist sehr schön; noch schöner aber wäre es, ausdrücklich gegen Unzucht, Unmäßigkeit, Spiel, unsittliche Litteratur und Kunst und gegen Attentate auf die Glaubensfreiheit einzuschreiten. Unsere Zeit ist auf der für die Sittlichkeit kämpfenden Seite viel zu phrasenhaft. Das Volk versteht die Phrasen nicht. Praktischer war schon, was der oben angeführte Artikel verlangte, nämlich: der sittlichen Roheit und Verwilderung, wo und wie sie sich zeige, zu steuern, ferner (besonders mit Hilfe der Frauen) aus der Geselligkeit all die Unnatur zu bannen, die sich heute so sehr darin breit macht, die Geziertheit, die Wertschätzung des Aeußerlichen, die Genußsucht in den höheren Ständen, Roheit und Mangel an Empfänglichkeit für feinere Lebensformen in den unteren Volksschichten. Dem wäre noch beizufügen der Kampf gegen das Duell, gegen die Tierquälerei (das beste Mittel, die Menschenquälerei zu untergraben), gegen das Kneipenleben u. s. w.

An einer Hauptversammlung noch in dem Jahre der Gründung beschloß die „Gesellschaft für ethische Kultur", an den preußischen Kultusminister das Gesuch um größere Berücksichtigung der ethischen Betrachtungen in dem philosophischen Vorbereitungsunterrichte der oberen Gymnasialklassen zu richten. Auch wollte die Gesellschaft die Bestrebungen der freien Volksbühnen moralisch unterstützen. Es wurden ferner die Anregungen gemacht, daß jedes Mitglied sich mit armen Familien in Verbindung setzen und ihre Bedürfnisse kennen lernen sollte, wonach dann die Wohltätigkeit zu regeln wäre, und daß jedes Mitglied sich eine freiwillige Luxussteuer auferlegen und deren Ertrag der Gesellschaft zur Verfügung stellen sollte.*) Peinlich berührt es, daß nach kurzem Bestande der Gesellschaft ihr Mitbegründer Oberst a. D. v. Gizzycki seinen Austritt nahm, weil ihm vom Vorstande ein Vortrag über Spiritismus nicht gestattet wurde, nach seiner eigenen Erklärung, weil er gefunden, daß für einflußreiche Mitglieder alles Metaphysische reines Hirngespinst sei. Aus dem gleichen Grunde sei Oberstl. v. Egidy der Gesellschaft nicht beigetreten, in welcher die Religionslosigkeit vorwiege.**) Dieser Vorgang bestätigt unsere oben ausgesprochene Ansicht, daß nur ein Wirken für bestimmte Zwecke die

---

*) B. A. Z. 1893, Nr. 19, S. 7.
**) B. A. Z. 1893, Nr. 60, S. 6.

ethische Bewegung fördern kann. Wir möchten dem beifügen, daß dabei eine Betonung religiöser oder irreligiöser Momente in ethischer Beziehung nur zersetzend wirken kann.

Im Programm der Zusammenkunft der Gesellschaft für ethische Kultur im August 1893 zu Eisenach war die Phrase wieder allmächtig (Vorträge und Besprechungen über Gegenstände der ethischen Forschung und Erziehung, über die ethische Läuterung der wirtschaftlichen und sozialen Entwickelung, Vorberatungen über die Begründung eines alle Kulturländer umfassenden ethischen Bundes, sowie einer völkerverbindenden Akademie der ethischen Kultur u. s. w.). Auf Grund der bisherigen Leistungen wurde der Gesellschaft damals ein Fiasko in Aussicht gestellt.*)

Dieses trat jedoch nicht ein. Vielmehr bildeten sich Gesellschaften für ethische Kultur in den verschiedenen Ländern europäischer Civilisation, und es entstand ein allgemeiner ethischer Bund, welcher seine erste Versammlung vom 25. August bis 11. September 1896 in Zürich hielt. Der Entwurf des Beratungs-Programms der Delegirten-Versammlungen enthält hauptsächlich folgende Punkte: 1. Errichtung eines ständigen Bureaus und Sekretariats des ethischen Bundes in Zürich; 2. Einleitungen für die Begründung einer internationalen ethischen Akademie in Zürich; 3. Organisation der litterarischen und publizistischen Betätigung des Bundes; 4. Stellungnahme zur ethischen Jugenderziehung, zur Arbeiterbewegung und Volksbildungsbewegung, zur Frauenbewegung, zur Friedensbewegung und zur internationalen Wirtschaftsorganisation; 5. Statut des Bundes und Periodizität der Versammlungen.

Daraus geht hervor, daß in dem ethischen Bunde praktische Tätigkeit Platz gegriffen hat. Die im Januar 1896 definitiv begründete „schweizerische Gesellschaft für ethische Kultur" betätigt sich besonders auf dem Gebiete der Popularisirung des Wissens, auf welche wir im wissenschaftlichen Teile dieses Buches zurückkommen werden.

Die seit 1893 regelmäßig wöchentlich in Berlin erscheinende Zeitschrift „Ethische Kultur" bespricht allseitig die sozialen, ethischen, pädagogischen und freireligiösen Fragen der Gegenwart. Und so ist zu hoffen, daß eine fruchtbringende Wirksamkeit des ethischen Bundes sich mehr und mehr die Herzen der Gutgesinnten erobern werde.

## 2. Die Mäßigkeitsbewegung.

Der verderblichen Unsitten sind so viele, daß eine allgemein gehaltene sittliche Bewegung sich unmöglich gegen alle einzelnen Schäden

*) B. A. Z. 1893, Nr. 156, S. 7.

wenden kann. Viel älter als die so eben erwähnte allgemein ethische Bewegung sind diejenigen gegen einzelne bestimmte Uebelstände, und unter diesen steht jene gegen die Trunksucht voran. Ihren Anfang hat sie schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts in der nordamerikanischen Union genommen, gewann aber einen erfolgreichen Charakter erst, seit die amerikanische Temperenzgesellschaft 1826 in Boston gegründet war. Diese wandte sich im Sinne völliger Enthaltsamkeit nur gegen den Branntwein und erlaubte mäßigen Genuß von Bier und Wein. Sie zählte in ihren Zweigvereinen 1836 etwa anderthalbe Million Mitglieder. Weitere Mäßigkeitsvereine entstanden 1829 in Schottland und Irland, 1830 in England, wo 1832 die gänzliche Enthaltung von allem Alkohol durch Jos. Livesey proklamirt und Teetotalismus genannt wurde. Diese strengere Richtung fand in dem irischen Kapuziner Pater Matthew seit 1838 einen eifrigen Apostel, der in Irland allein 1 800 000 Menschen zum Teetotalismus bekehrte. In England bildeten sich seit 1835 zahlreiche Temperanzgesellschaften, 1872 eine katholische mit Kardinal Manning an der Spitze, etwa gleichzeitig eine solche der Hochkirche, welcher solche verschiedener Sekten folgten, ferner solche für die Eisenbahnangestellten, für das Heer, die Flotte, die Studenten, die Frauen, sogar für die Taubstummen. Abstinenzvereine für die Jugend entstanden schon seit 1847, zuerst durch John Hope in Edinburg, und zählen heute 18 441 mit 2 600 000 Mitgliedern. Manche dieser Vereine verbinden mit der Enthaltsamkeit auch die Unterstützung in Krankheits-, Alters- und Todesfällen; andere bilden auch Abteilungen für Nichtenthaltsame, natürlich um sie nach und nach an sich zu ziehen. Ein in Manchester 1853 gegründeter Bund sucht den Handel mit Spiritus zu unterdrücken, eine Gesellschaft ebendaselbst und weitere, die Schließung der Schenken an Sonntagen zu bewirken. Weiter ging man in Nordamerika, wo 1865 die große National Temperance Society mit dem Zwecke entstand, dem Verkauf aller alkoholhaltigen Getränke entgegenzuarbeiten; sie schließt keine Partei oder Konfession aus, verbreitet Bücher und Zeitschriften und gab bis 1891 über eine Million Dollars für ihre Bestrebungen aus. In diesem Jahre gab es bereits 7 Staaten, welche die Herstellung und den Verkauf von Alkohol durch ihre Verfassung verbieten, und 16, welche dieses Verbot den Städten und Bezirken gestatten.

Auf dem europäischen Festlande hatte die Abstinenzbewegung in Schweden (hier seltsamer Weise „Absolutismus“ genannt) zuerst Erfolge. Die 1889 gegründete schwedische Reformgilde verbietet auch den Tabak und alle narkotischen Genüsse ihren Mitgliedern. In Norwegen verbreitete das Prinzip im Auftrage der Regierung seit 1844 der Student Andresen († 1851). Die Verbannung des bloßen Brannt-

weins ging 1859 in die totale des Alkohols über, für welche seit 1875 eine Gesellschaft wirkte, die aber 1889 neuen Vereinen das Feld räumte, darunter zahlreichen Frauenvereinen (1889 ihrer 57), welche der Staat unterstützt, und schon 1890 gab es keine Stadt und wenige Landgemeinden ohne Zweigvereine.*)

In Deutschland war Prinz Johann, der spätere König von Sachsen, der 1831 in London die britische Mäßigkeitsgesellschaft kennen gelernt hatte, der Erste, welcher (in Dresden) einen Enthaltsamkeitsverein gründete und einen Aufruf zum Anschluß erließ, vorläufig mit wenig Erfolg.**) Auch Friedrich Wilhelm III. begünstigte die Sache und ließ das Werk des 1835 Europa besuchenden amerikanischen Mäßigkeitsapostels Baird (Geschichte der amerik. Mäßigkeitsgesellschaften) übersetzen und verbreiten. Es entstanden Vereine, welche von 1838 bis 1848 von 76 mit 2800 auf 12 500 mit 600 000 Mitgliedern anwuchsen. In Schlesien sagte sich 1844 eine halbe Million Männer und Frauen vom Branntwein los (gegen den sich vorläufig die Bewegung allein richtete). Die Brennsteuer sank 1847 auf die Hälfte herab, in Deutschland erschienen bis zu 16 Zeitschriften für Mäßigkeit, und man bemerkte eine bedeutende Abnahme der Unsittlichkeit, der Verbrechen, Selbstmorde und Prozesse. Als Schriftsteller und Redner gegen die Trunksucht taten sich der lutherische Pfarrer Böttcher in Imsen bei Alfeld, der katholische Kaplan Seling in Osnabrück und Freiherr von Seld in Berlin besonders hervor, welche sich nicht abschrecken ließen, wenn Wirte und Trunkenbolde sie bei Vorträgen in Gasthäusern verhöhnten und bedrohten.

Die revolutionären Ereignisse von 1848 gaben leider der Mäßigkeitsbewegung, welche selbst bei den Mitgliedern der Vereine nur zu geringem Teile Erfolg gehabt hatte, mit ihren Aufregungen und der nur zu oft damit verbundenen Roheit den Todesstoß. Die Brennsteuer stieg wieder auf mehr als die frühere Höhe; die Schenken vermehrten sich auf das doppelte. Nur Vereinzelte hielten die Fahne aufrecht, gegen die sich sogar die Innere Mission mit wenigen Ausnahmen sehr kühl verhielt, der aber vollends die großen Herren Branntweinbrenner den grimmigsten Haß widmeten. Zu jenen Einzelnen gehörte der Berliner Gefängnisarzt Dr. Baer (s. oben S. 204 ff.), welcher dem Alkoholismus eingehende Studien zuwandte und zu weiteren den Anstoß gab, die (1874) zu einer Petition an den Reichstag um ein Gesetz gegen die Trunksucht führten, was aber ohne Erfolg blieb,

*) Mäßigkeitsbestrebungen und -Gesellschaften, von R. Böttger. H. d. St., IV, S. 1147 ff.

**) Dr. Wilh. Bode, Kurze Geschichte der Trinksitten und Mäßigkeitsbestrebungen in Deutschland. München 1896, S. 35 ff.

da der Reichstag in seiner „Weisheit“ kein Bedürfnis dazu anerkannte!! Die rheinisch-westfälische Gefängnisgesellschaft, von welcher diese Petition ausgegangen war, wiederholte sie 1877 und bat zugleich um gesetzliche Einschränkung der Schankkonzessionen und um Bestrafung der Betrunkenen und der dieses Laster begünstigenden Wirte. Zwar wurde 1881 dem Reichstage ein Gesetz über Bestrafung der Trunkenheit vorgelegt und an eine Kommission gewiesen; aber die Regierung legte den Entwurf nicht wieder vor! Ein weiterer braver Kämpfer gegen die Trunksucht war der Bürgermeister und spätere hannoversche Minister Dr. Stüve von Osnabrück († 1872); er gründete nach den Stürmen von 1848 wieder (1852) den ersten Verein und eine Zeitschrift für Mäßigkeit. Er war der erste Deutsche, der nicht nur gegen den Branntwein, sondern auch gegen das Bier auftrat. Auch Pfarrer Böttcher trat wieder auf und veranstaltete 1863 in Hannover einen internationalen Mäßigkeitskongreß, der von 2 bis 300 Personen aus allen germanischen Ländern besucht war und an dem auch v. Seld, der katholische Theolog Alban Stolz, der Minister Windthorst und der Philanthrop Gustav Werner aus Reutlingen sprachen. Die Sache gewann aber kein Leben; es traten die Kriege von 1864, 1866 und 1870—71 dazwischen, und Kriege befördern die Trunksucht immer. Man feierte die Siege nur allzusehr mit Trinkgelagen, und nach 1870 nahm die Genußsucht in furchtbarer Weise zu. Es gab Berliner Wirte, welche für einen Säufer die Lebensversicherung bestritten, und ihn dann mit Branntwein zu Tode traktirten und die Police für sich einlösten (Bode S. 106 f.). Auf der andern Seite wirkten die Gesellenvereine und „Herbergen zur Heimat“ (oben S. 148) segensreich gegen das Kneipenleben.

Es war nach Ueberwindung der Kriegs- und Krachfolgen, als 1881 die Innere Mission sich dem Kampfe gegen die Trunksucht anschloß und mit dem liberalen Schriftsteller Lammers, Dr. Baer und dem Irrenanstalts-Direktor Werner Nasse in Bonn und vielen anderen Gelehrten und Staatsmännern in Verbindung trat. Es wurde dann 1883 in Kassel der „Deutsche Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke“ gegründet, welcher keine vollständige Enthaltsamkeit, sondern nur Beschränkung der Schenken und des Kleinhandels mit Branntwein, Bestrafung der Trunkenheit und Verbote des Ausschanks an Minderjährige, Trunkene und Trunksüchtige verlangte und daneben die Einrichtung von Erholungsstätten mit harmlosen Getränken, Asyle zur Heilung der Trunksucht*), Belehrung durch Schrift und Wort u. s. w. in Aussicht nahm. Bürgermeister (jetzt Minister) Miquel übernahm

*) Die erste Anstalt dieser Art wurde schon 1851 von Pfarrer Engelbert aus Duisburg und Kandidat Dietrich in Lintorf gegründet und verpflegte 1895 750 Leute.

es, die Sache bei den Reichsbehörden zu betreiben und ein Reichsgesetz im Sinne des Vereins zu erwirken. Ein Entwurf dazu wurde im September 1892 veröffentlicht und vom Bundesrate angenommen; aber er mußte hinter Steuer- und Kriegsforderungen zurücktreten. Nur im neuen bürgerlichen Gesetzbuche wurde die Entmündigung von Trunksüchtigen aufgenommen. Indessen hatte allerdings das Branntweinsteuergesetz von 1887 den Verbrauch von Branntwein vermindert und das kaiserliche Versicherungsamt den Verein unterstützt. Auch haben in mehreren Staaten die Unterrichtsministerien die Vereinsschriften angeschafft und verbreitet. Die Zahl der Wirtschaften ist seitdem zurückgegangen, in Preußen 1879—93 von 615 zu 535, in Sachsen von 692 zu 559 auf 100 000 Seelen. Gotha verbot 1887 den Verkauf von Branntwein an Minderjährige, Betrunkene und Gewohnheitstrinker. Die Minister Miquel und Maybach wirkten ebenfalls gegen die Trunksucht durch verschiedene Maßregeln, so auch viele Regierungs-, Kreis- und Stadtbehörden. Es entstanden Volkskaffeehäuser, das erste 1876 in Memel, dann in Berlin, Bremen, Königsberg, Hamburg, Lübeck, Gotha u. a.; 1888 beschrieb Lammers 28 solche Häuser. In Dresden wirken die „Volksheime“ noch vielseitiger, welche zur Verzehrung nicht verpflichten, keine Trinkgelder annehmen, billiges Essen liefern, Unterricht, Vorträge und Unterhaltungen veranstalten. Bis 1895 wuchsen die deutschen Trinkerheilstätten auf 19 an, und in der Schweiz entstand eine solche zu Ellikon an der Thur. Der genannte Deutsche Verein hat allein 1894 von 61 seiner Schriften 45 440 Stücke verkauft und in 16 Städten 25 Vorträge gehalten. Jetzt zählt er 8250 Mitglieder aller Landesgegenden, Parteien und Konfessionen. Durch ihn ist das Alkoholwesen zu einer Wissenschaft geworden. Auch unter den Studirenden hat die Mäßigkeit Fortschritte gemacht. Neben dem Deutschen Verein entstanden noch eine Menge neuer Enthaltsamkeitsvereine. Der österreichische Verein gegen Trunksucht, 1884 gegründet, arbeitet auf dieselbe Weise wie der Deutsche Verein. Holland, Frankreich und Rußland besitzen noch wenige, teils bloße Mäßigkeits-, teils totale Enthaltsamkeitsvereine. In der Schweiz entstand 1895 eine katholische Abstinentenliga.

Einen größeren Umfang als diese nationalen nahmen die internationalen Enthaltsamkeitsvereine an. Ihr ältester ist der 1851 im Staate Neu-York errichtete Orden der **Guttempler**, der auf totaler Enthaltsamkeit beruht.*) In den Vereinigten Staaten kam er über den Gegensatz zwischen Weißen und Farbigen nicht hinaus, so daß zwei Organisationen bestanden, bis sie sich 1887 dahin einigten, daß die Farbigen da, wo sie keine eigenen Logen haben, in die der Weißen

*) H. d. St. a. a. O., S. 1151 ff.; Bode a. a. O., S. 133 ff.

zugelassen werden sollen. Der Orden fand 1870 Eingang in England, wo er 1887 auf 7746 Logen mit 285 103 Mitgliedern stieg, vor- und nachher in Schottland und Irland, 1877 in Norwegen, 1879 in Schweden, 1880 in Dänemark, 1883 in Schleswig-Holstein, wo er 1892 68 Logen mit über 9000 Mitgliedern umfaßte, seither auch im übrigen Deutschland, wo er 1895 gegen 1800 Mitglieder zählte, und in der Schweiz. Die Guttempler enthalten sich jeder, auch der indirektesten Begünstigung des alkoholischen Trinkens, wie auch des Tabaks; sie haben eine der freimaurerischen ähnliche Form mit Geheimnissen (dem Namen nach), Gebräuchen und Graden („Probe", „Treue" und „Barmherzigkeit") und eine Art religiösen (theistischen) Charakters. Jedes Mitglied ist beaufsichtigt, hat aber auch auf Hilfe Anspruch. Aufgenommen werden „Brüder" und „Schwestern" mit gleichen Rechten. In jedem Staate besteht eine Großloge und über allen diesen eine Hoch-Edel-Großloge. Im Jahre 1890 gab der Orden 30 Zeitschriften heraus.

Das Blaue Kreuz entstand 1877 in Genf durch Pfarrer Rochat und hat die meisten Anhänger (1895: 8981) in der Schweiz. In Deutschland wurde es seit 1888 durch den Oberstl. a. D. Kurt v. Knobelsdorff verbreitet und hatte 1894 2383 Mitglieder, darunter 703 Frauen. Es verlangt totale Enthaltung nur von Trinkern und solchen, die in Gefahr stehen, solche zu werden, sowie von denen, die Jenen ein gutes Beispiel geben und sie retten wollen, was das Hauptziel des Bundes ist. Der Wein wird nicht verboten, wol aber alles Destillat. Der Bund hat einen stark religiösen (christlich-methodistischen) Beigeschmack und steht in Verbindung mit der Innern Mission.

Seit etwa 1882 machte das Blaue Band (Blue ribbon army) von sich reden; es beschränkt sich auf die Enthaltung vom Genusse aller berauschenden Getränke.

In Zürich stifteten 1887 der Psychiater Professor Forel und Dr. Plötz den „internationalen Verein zur Bekämpfung des Alkoholgenusses", dessen Zweck die Beseitigung der Trinksitten auf Grundlage der totalen Abstinenz ist. Mit ihm vereinigte sich der 1889 in Dresden durch Dr. Wilhelm Bode gegründete „Alkoholgegnerbund" im Jahre 1895, welcher der erste völlige Enthaltsamkeit verlangende Verein in Deutschland war. Professor Forel, der die Sache sehr ernst nimmt und auch dem Guttemplerorden beigetreten ist, nahm besonders an den internationalen Mäßigkeitskongressen teil (1880 in Brüssel, 1888 in Zürich, 1890 in Christiania, 1893 im Haag, 1895 in Basel) und leitet seit 1891 die Herausgabe der „internationalen Monatschrift zur Bekämpfung der Trinksitten".

Die Mäßigkeitsbestrebungen haben bis jetzt weder eine merkliche Abnahme der Trunksucht, noch des Trinkens alkoholischer Stoffe über-

haupt bewirkt. Es kann jedoch nicht anders sein, als daß eine Zunahme der Temperenz- und Abstinenzgesellschaften nach und nach Fortschritte in der Richtung der Mäßigkeit zur Folge haben muß.

### 3. Die Friedensbewegung.

Es zeugt von einer bedeutenden Stärke idealer Gesinnung in unserer als materiell verschrienen Zeit, daß gerade jene Bestrebungen auf dem ethischen Gebiete, welchen gegenwärtig noch keine Aussicht auf wesentlichen Erfolg blüht, den größten Umfang angenommen haben, so namentlich die eben behandelte Bewegung gegen das verderbliche Trinken und die nun zu behandelnde gegen die schlimmen Folgen des Krieges und sogar gegen diesen selbst. Merkwürdig ist nur, daß sich noch keine Organisation zur Untergrabung des Zweikampfes gebildet hat.

Es ist vorerst zu unterscheiden zwischen dem Kampfe gegen die Verwahrlosung der Opfer des Krieges und demjenigen gegen dessen Vorkommen überhaupt, oder zwischen dem Roten Kreuz und der Friedensbewegung. Ersteres kann als die Vorbereitung zur letztern betrachtet werden.

Die häufigen Kriege im dritten Viertel dieses Jahrhunderts, wol zuerst der Krimkrieg, dann besonders der Krieg in Italien von 1859 und der nordamerikanische Sezessionskrieg, machten von selbst auf diejenigen Kriegsgreuel aufmerksam, denen bei einer zweckmäßigen Handhabung des Militärsanitätswesens einigermaßen abgeholfen werden konnte. Im genannten italienischen Kriege wirkte Henri Dunant aus Genf als Pfleger von Verwundeten und berichtete über seine Erlebnisse in der Schrift: „Un souvenir de Solferino“, die 1862 erschien und den eigentlichen Anstoß dazu gab, freiwillige Hilfsgesellschaften zu gründen, deren Zweck ist, die Verwundeten in Kriegszeiten zu pflegen oder pflegen zu lassen.*) Diesen Gedanken, für welchen Dunant an vielen Höfen, besonders in Berlin tätig war, auszuführen, versammelte sich im Oktober 1863 eine Konferenz von 36 Vertretern fast aller europäischen Staaten in Genf unter dem Vorsitze des Generals Dufour und des jetzt noch an der Spitze des internationalen Comités stehenden Gustav Moynier. Auf Veranlassung des Bundesrates der Schweiz fand 1864 ein Kongreß in Genf statt, auf welchem 26 Abgesandte von 16 europäischen Staaten am 22. August die Genfer Konvention abschlossen, welche die Feldlazarete als neutral

*) Dunant, Eine Erinnerung von Solferino. Deutsch nach der 3. Aufl. Bern 1895, S. 76. — R. v. Strantz, Das internationale Rote Kreuz. Berlin 1896, S. 3 ff.

und unverletzlich erklärt, die Verwundeten beider Parteien in gleicher Weise zu pflegen vorschreibt und das Sanitätspersonal gegen Kriegsgefangenschaft schützt. Im Jahre 1868, auf dem Kongresse in Paris, wurde sie auch auf den Seekrieg ausgedehnt. Weitere Kongresse fanden in Berlin, Genf, Karlsruhe und Rom (1892) statt. Das Abzeichen der Konvention ist das Rote Kreuz (in der Türkei der Rote Halbmond) in weißem Felde auf Fahne und Armbinde. Zum ersten Male erschien es im Kriege von 1866, nach dessen Abschluß König Wilhelm und Königin Augusta Dunant hoch ehrten. Heute bekennen sich 34 Staaten zur Konvention, an deren Spitze das Centralcomité in Genf steht. In jedem derselben ist das Rote Kreuz nach Landes-, Provinzial- und Lokalvereinen organisirt und unterhält eine Anzahl freiwilliger Sanitätskolonnen mit Vereinslazareten und Lagerstellen. Ihnen stehen Frauenvereine zur Seite, deren Preußen allein 772 zählt. Außerhalb Deutschlands ist die Organisation etwas abweichend. Außerhalb Europas huldigen die Union und Japan dem Roten Kreuze.*)

Das „Rote Kreuz" kann nach dem Sinne der Friedensfreunde natürlich nur ein bedauerlicher Notbehelf sein. Die ersten Friedensgesellschaften entstanden 1815 in New-York und 1816 in London; 1826 folgte die amerikanische Gesellschaft der Friedensfreunde, 1830 die Friedensgesellschaft in Genf.**) Die französischen Sozialisten St. Simon und Fourier, sowie Lamartine schwärmten für einen allgemeinen Frieden; Moltke und Cobden waren dieser Idee zugetan, und der amerikanische Grobschmied Elihu Burrit predigte sie nach 1840 durch ganz Europa. Schon 1842 trat in London der erste Friedenskongreß unter Charles Hindley zusammen, der zweite 1848 in Brüssel, der dritte 1849 unter Victor Hugo in Paris, der vierte 1850 in der Paulskirche zu Frankfurt a. M. Es folgte die Gründung der ersten deutschen Friedensgesellschaft in Königsberg. Von 1853 bis 1867 ruhten die Kongresse, und tauchten in diesem Jahre als Friedens- und Freiheitskongresse wieder auf, der erste in Genf, wo die Idee der „Vereinigten Staaten von Europa" verkündet wurde. Die nächsten zehn Jahre sahen 10 weitere Kongresse, alle in der Schweiz, welche die Fragen der Abrüstung und der Schiedsgerichte behandelten. Der Berliner Kongreß nach dem orientalischen Kriege 1878 wurde den Anregungen dieser Versammlungen zugeschrieben. Es trat jedoch abermals eine Pause von 12 Jahren ein, ehe 1889 in Paris der erste Weltfriedenskongreß neben der ersten interparlamentarischen Friedenskonferenz zusammentrat. Ihm folgten der zweite von 1890 in London und der

---

*) Die Gesellschaft vom Roten Kreuz in Japan. B. A. Z. 1895, Nr. 44.

**) Das Buch des Friedens. Herausg. von Jul. Ed. Wundsam. Bern 1896, S. 12 ff.

dritte von 1891 in Rom, wo ein Generalsekretariat „als Centralstelle für alle künftige Agitation in der Friedensfrage“ errichtet wurde, was die romanischen und slawischen Teilnehmer gegenüber den germanischen durchsetzten.*) Es war der erste Anlaß dieser Art, an welchem deutsche Vertreter teilnahmen und an welchem zugleich die utopistischen Träume früherer Kongresse durch praktische Gedanken ersetzt wurden. Der vierte Weltkongreß fand 1892 in Bern statt, der fünfte 1893 in Chicago, der sechste 1894 in Antwerpen, wo der König der Belgier die Teilnehmer offiziell empfing, und der siebente 1896 in Budapest. Neben diesen Kongressen fanden, teilweise an denselben Orten, „interparlamentarische Friedenskonferenzen“ von Volksvertretern verschiedener Länder statt. In allen Ländern sind seitdem Friedensgesellschaften entstanden, die deutsche 1892 in Berlin. Das genannte internationale Friedensbureau erhielt seinen Wohnsitz in Bern unter der Leitung des hervorragenden Friedensfreundes Elie Ducommun, ebendort auch das internationale parlamentarische Bureau, geleitet von Regierungsrat Dr. Gobat. Die Friedensgesellschaften wirken in Wort und Schrift für Abrüstung im Kriegswesen und Aufstellung von Schiedsgerichten. Als hervorragende Friedensfreundin wirkt Baronin Bertha v. Suttner in der nach ihrem gleichnamigen Roman benannten Zeitschrift „Die Waffen nieder“. Ununterbrochen durch die Pausen zwischen den Kongressen erscheint in Bern seit 28 Jahren die Monatschrift „les Etats-unis d'Europe“ als Organ der internationalen Friedens- und Freiheitsgesellschaft, mit der Tendenz der Gründung eines republikanischen Bundes der Völker Europas, der Gleichberechtigung beider Geschlechter, der Trennung von Kirche und Schule, Kirche und Staat, der Ersetzung aller stehenden Heere durch Nationalmilizen, der Verwerfung des Kriegsrechtes, Abschaffung der Todesstrafe und Errichtung permanenter Schiedsgerichte und Schiedsverträge.

Es fehlt leider nicht an historischen Irrtümern unter den Friedensfreunden. So z. B. hört man von ihrer Seite oft die Behauptung, daß die Regierungen den Völkern zuwider Kriegsrüstungen und Kriege veranstalten. Unglücklicher Weise waren aber mit den meisten Kriegen die Völker oder wenigstens deren maßgebendste Kreise sehr einverstanden. Heute noch brennen die Franzosen und Russen in ihren intelligentesten Schichten förmlich nach Krieg, und die übrigen Slawen, sowie die Magyaren sind, wenn auch nicht gerade kriegslustig, doch von friedlichen Gesinnungen gegenüber anders sprechenden Völkern sehr weit entfernt!

Einer der konsequentesten Friedensfreunde, wenn auch wol keiner Friedensgesellschaft angehörend, ist der russische Schriftsteller Graf Leo

---

*) Völkerfriede und Völkerrecht. B. A. Z. 1892, Nr. 177 u. 178.

Tolstoi. Er erklärt kurz und bündig, der Gegensatz des Friedens sei der Patriotismus.*) Er beklagt „die Verblendung, in welcher sich die Völker befinden, indem sie den Patriotismus preisen und ihre jungen Generationen im Aberglauben des Patriotismus erziehen, ohne deshalb die unvermeidlichen Folgen desselben — den Krieg — zu wünschen". Der Krieg ist also nach Tolstoi einfach die Folge des Patriotismus, und wenn man nach ihm den Frieden will, muß man den Patriotismus abschaffen. Dies ist von vorn herein falsch; denn der Patriotismus existirt fortwährend, der Krieg aber nicht. Der Krieg entsteht nur aus falscher Anwendung des Patriotismus, d. h. aus der Ueberhebung eines Volkes über andere und aus dem Wunsche eines Volkes oder Staates, sein Gebiet zu vergrößern. Das ist aber nicht wahrer Patriotismus. Dieser wird wol nie oder wol Jahrhunderte lang nicht aufhören; nach Tolstoi käme es also niemals zum Frieden, wenigstens auf unabsehbare Zeit nicht. Er verwirft aber — aus christlichen Gründen — nicht nur die Vergrößerung der Staaten, sondern empfiehlt ihre Verkleinerung. Die Völker sollen sich, sagt er, freuen, wenn ihre Angehörigen anderer Sprache oder ihre Kolonien abfallen. Es ist dies nur die Konsequenz seines neuesten asketisch-christlichen Standpunktes, der aber in unsere Zeit nicht paßt und mit Fortschritt unvereinbar ist; d. h. folgerichtig entwickelt, müßte dieser Standpunkt zur Auflösung aller Staaten und zur Bildung einer die ganze Erdoberfläche umfassenden christlich-brüderlichen Republik führen. Dazu kommen wir vielleicht in einigen Jahrtausenden. Vorerst kann die Lehre des Besitzers von Jasnaja Poljana das Gute haben, der Kriegslust seiner Landsleute Zügel anzulegen. Und vorläufig ist Patriotismus mit Frieden sehr wohl vereinbar.

Eine „Kritik der Friedensbewegung" schrieb der k. k. Hauptmann Achilles Bauer (Fiume 1896). Er findet den Friedensgedanken schön und erhebend, aber unausführbar. „Ein hartes, aber notwendiges Naturgesetz, dessen der Mensch ebenso bedarf wie des Lichtes oder der Luft, um zu leben, kette uns an den Krieg," sagt er. Die Abschaffung des Krieges kann er sich nicht ohne einen, wenn auch friedlichen Umsturz des Bestehenden denken. Er erblickt im Kriegerstande einen mächtigen Faktor der Kultur, des Fortschritts, einen Träger hohen sittlichen Wertes, in der Wehrmacht eine staatliche Notwendigkeit. Er will allerdings keine absichtliche Herbeiführung von Kriegen, und hofft selbst, daß nach und nach die Heere kleiner, die Kriege seltener werden, glaubt aber nicht an einen durch Menschenhand zu erschaffenden Frieden, da ein solcher nicht menschlich, sondern über-

*) Patriotismus oder Frieden? Uebers. von Sophie Behr (seiner Gattin). Berlin 1896.

natürlich sei. Unter den friedensfreundlichen Schriften findet er so starke Abweichungen, daß er überzeugt ist, ihre in einem Friedenstempel vereinigten Verfasser würden sich — bekriegen. Das Elend der arbeitenden Klassen, das der Verbannten in Sibirien, das der Unwissenheit, das des Lasters u. s. w. findet er viel trauriger und eines Kampfes dagegen würdiger als das Kriegselend.

Auch wir halten es, wenn auch für wünschbar, doch nicht für möglich, daß in absehbarer Zeit der Krieg aufhöre. Aber, eine weitere und höhere Entwickelung der Kultur vorausgesetzt, ist der „Friede auf Erden" sicherlich ein des Strebens der Edeln wertes Ziel! Mit der ethischen, der Mäßigkeits- und der Friedensbewegung sind die sittlichen Bestrebungen keineswegs abgeschlossen. Wir gedachten bereits der Sittlichkeits- (oben S. 198 f.) und der Tierschutzvereine (oben S. 225 f., von anderen sind die Einzelheiten nicht hinlänglich bekannt) und haben nun noch der Bestrebungen sogenannter Geheimbünde zu gedenken.

## B. Bestrebungen der Geheimbünde.

### 1. Die Freimaurerei.

Der Freimaurerbund hat von Hause aus eine durchaus ethische Bedeutung. Da er indessen einer gemeinsamen Verfassung und Oberleitung völlig entbehrt, hat er sich in den verschiedenen Ländern, in denen er durchaus selbständig ist, je nach dem Nationalcharakter auf eigenartige Weise entwickelt, und es ist daher schwierig, wenn nicht geradezu unmöglich, ihm einen gemeinsamen Charakter beizulegen oder zuzuschreiben. Er ist auch bis heute einer einheitlichen Organisation nicht nur nicht näher gekommen, sondern hat sich von einer solchen in seiner Gesamtheit beharrlich ferngehalten. Die einzelnen Großlogen denken nicht von ferne daran, ihre Souveränität aufzugeben. Es fehlt darum auch an einer durchgreifenden und zuverlässigen Statistik des Bundes, der in Wahrheit eigentlich kein Bund, sondern ein Inbegriff von Bünden ist. Der Großlogen gab es 1895 in Deutschland 8 nebst 5 unabhängigen Logen, im übrigen Europa 22, in Nordamerika 90, in Mittel- und Südamerika 19, in Afrika 3, in Australien 5, in Asien keine, weil alle dortigen Logen unter europäischen Großlogen stehen, zusammen also 147 souveräne maurerische Behörden. Die letzte, aber unvollständige und nicht zuverlässige Zählung der einzelnen Logen nach Ländern und Erdteilen, die uns vorliegt, ist von 1879. Danach gab es in Deutschland 342 Logen, im übrigen Europa 2778, in Asien 175, in Afrika 144, in Australien 328, in Amerika aber über 11 000!

Um zu zeigen, wie sehr der Freimaurerbund infolge seiner Zersplitterung nach den in seinem Schose herrschenden Ansichten auseinander gegangen ist, mögen folgende Angaben dienen. Einen vorwiegenden oder alleinherrschenden ethischen Charakter mit wohltätigen Bestrebungen hat der Bund, entsprechend den bei seiner Gründung obwaltenden Ideen, in den germanischen Ländern. Voran stehen hierin Deutschland und die Schweiz, letztere im reinsten Grade. In den drei altpreußischen Großlogen hat der Bund einen ausgesprochen orthodox-christlichen Charakter, welcher teilweise in einen nicht agitatorischen, aber grundsätzlichen Antisemitismus ausläuft. Dies hat eine große Anzahl Brüder, vorwiegend Israeliten, unter Führung des Professors Hermann Settegast in Berlin (geb. 1819) zum Austritte und zur Gründung (1892) der „Großloge von Preußen, genannt Kaiser Friedrich zur Bundestreue" bewogen, welche bisher von keiner deutschen Großloge, wohl aber von denen in Holland und Ungarn anerkannt wurde.*)

Wenn auch in ethischer Beziehung tätig, beschäftigen sich die Logen in Großbritannien, Skandinavien und Nordamerika vorwiegend mit formellen und ceremoniellen Angelegenheiten. In Ungarn haben sie sich der herrschenden Regierungspartei angeschlossen. In Italien, Frankreich und Belgien sind sie vor allem antiklerikal und bekämpfen die ultramontanen Tendenzen auf das eifrigste. Dasselbe dürfte auch von Spanien, Portugal, Mittel- und Südamerika gelten, wo aber die freimaurerischen Zustände wenig konsolidirt und bei uns auch wenig bekannt sind.

Aber auch im Innern des Bundes haben leider Differenzen nicht gefehlt. Seit dem Kriege von 1870 ist jede Verbindung zwischen deutschen und französischen Logen noch immer abgebrochen. Einen solchen Abbruch hat ferner 1877 der Beschluß des franz. Großorients, die Stelle, welche den Glauben an Gott und Unsterblichkeit betrifft (als die Gewissensfreiheit beeinträchtigend), aus seiner Verfassung zu entfernen, — mit den drei Großlogen des britischen Reichs und mehreren Nordamerikas herbeigeführt. Diese Vorfälle beweisen indessen, wie patriotisch die Freimaurer und wie weit von Atheismus diejenigen der angelsächsischen Länder entfernt sind. Mit den meisten mittel- und südamerikanischen Großlogen haben übrigens die meisten europäischen überhaupt niemals Verbindungen gepflogen, und wo Verbindungen existiren, haben sie nur einen sehr lockern, nicht einmal einen föderativen Charakter.

---

*) Settegast, Die deutsche Freimaurerei u. s. w. 7. Aufl. Berlin 1893. — Das Geheimnis, das christliche Prinzip und die Hochgrade in der Freimaurerei. Ebendas. — Woher? — Wohin? Eine freimaurerische Betrachtung. Berlin 1895. — Was die deutsche Freimaurerei noch retten kann. Berlin 1896.

Daß, wie aus dem Gesagten hervorgeht, die Freimaurer in vielen, besonders den romanischen Ländern, sich in politische und religiöse Streitigkeiten eingelassen haben, was dem ursprünglichen Charakter und Grundgesetze des Bundes schnurstraks zuwiderläuft, — benutzen die ultramontanen Feinde des Bundes als willkommene Waffe. Es kann ihnen jedoch mit Recht entgegengehalten werden, daß, wie man in den Wald schreit, so es heraus tönt. Die Päpste haben von jeher, seit dem Bestande des Bundes, und noch ehe von diesem irgend eine antikatholische Aeußerung ausgegangen war, denselben angegriffen und verdammt, und ihr Anhang sollte sich daher nicht wundern, daß die Freimaurer der von den Bannbullen zunächst betroffenen katholischen Länder zur Gegenwehr greifen. Dies ist aber noch nicht alles! Was die päpstliche Partei unter Freimaurerei versteht, ist ein bloses Phantasiegebilde. Sie denkt sich, oder gibt dies wenigstens vor, eine einheitliche, über die ganze Erde verbreitete Organisation unter der Oberleitung des italienischen oder französischen oder irgend eines andern Großmeisters, welche sich mit nichts anderm beschäftigt als mit Deklamationen, Agitationen und projektirten Revolutionen gegen die katholische Kirche, gegen das Christentum überhaupt und wo möglich gegen alle Staatsordnung. Eine solche Organisation und eine solche Beschäftigung aber existiren schlechterdings nicht. Selbst die eifrigste Feindschaft gegen das klerikale System, welche unter den Freimaurern katholischer Länder vorkommt, beschränkt sich auf das betreffende Land, bleibt in den Schranken frommer Wünsche und hindert nicht die aufopferndste Tätigkeit auf dem Gebiete der Nächstenliebe. Die jüngst gestiftete ultramontane Antifreimaurer-Liga mit ihren frommen Abzeichen kämpft gegen ein Phantom; ihre Feindschaft gilt nicht dem tatsächlichen Freimaurerbunde, sondern überhaupt der ganzen nichtultramontanen Welt, die man in dem verhaßten Bunde verkörpert, dem man dann, um das Maß der Lüge vollzumachen, noch zu allem andern nicht nur einen Teufelsdienst, sondern sogar persönlichen Umgang und Verträge mit leibhaftigen Teufeln andichtet!*) Welcher Hohn, nicht nur gegenüber den streng orthodoxen Freimaurern Altpreußens, Dänemarks und Schwedens, sondern ebenso sehr den freisinnigen Brüdern des übrigen Deutschland und der übrigen Erde, welche wol allgemein an keinen andern Teufel glauben als an den, der im Innern bösartiger Verleumder steckt!

Das genannte Lügengewebe, von einem Margiotta, einer angeblichen Miß (!) Diana Vaughan, einem Rosen und einem Franz Ewald fabrizirt und eifrigst kolportirt, ist denn doch dem ehrlichen Teile der

---

*) So in der klerikalen Schandschrift „Die Geheimnisse der Hölle und die Erscheinungen des Teufels u. s. w.“. Feldkirch 1896.

ultramontanen Partei zu toll geworden und hat die „Kölnische Volkszeitung", die „Deutsche Reichszeitung" (in Bonn) und schweizerische sowie französische Blätter bewogen, dagegen in Ausdrücken aufzutreten, welche von Freimaurern nicht schärfer gebraucht werden könnten. So ist eine Spaltung unter den ultramontanen Feinden der Freimaurerei eingetreten, von denen die Einen die Anderen als Schwindler und Fälscher oder als Geisteskranke brandmarken, welche die katholische Kirche kompromittiren!

Darum ist auch der am 26.—30. Sept. 1896 in Trient abgehaltene Antifreimaurer-Kongreß, an welchem sich zwei Parteien, für und gegen jenen Teufelsschwindel gestimmt, heftig befehdeten und nur in Deklamationen gegen die freie Forschung einig waren, ohne Resultate auseinander gegangen.

Auch das „Deutsche Adelsblatt" fand sich veranlaßt, gegen die Freimaurer Sturm zu blasen, weil sie — nicht orthodox sind. Gegen diesen Angriff rief im Juni 1896 Prinz Friedrich Leopold von Preußen, als Protektor der drei preußischen Großlogen, den Schutz des Kaisers an, der ihm auch zugesagt wurde, aber das Adelsblatt nicht abhielt, in seinen Angriffen fortzufahren, wahrscheinlich zum Beweise seiner „Königstreue".

Nur ein kleines Beispiel wohltätigen Wirkens der Freimaurerei wollen wir hier anführen. In dem Staate, welcher sich echt bureaukratisch „die im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder" nennt (wol die längste Bezeichnung eines solchen, s. oben S. 21), ist die Freimaurerei verboten. Seine Bürger, welche sich zum Bunde der Humanität hingezogen fühlen, müssen daher die Aufnahme auswärts, z. B. in Baiern, Sachsen, Schlesien suchen. Am günstigsten stehen in dieser Beziehung die Wiener und übrigen Niederösterreicher; sie haben seit mehr als einem Vierteljahrhundert ihre Tempel auf ungarischem Boden aufgeschlagen, der ihnen Gastfreundschaft bietet, während sie in der Heimat nur als wohltätige („nichtpolitische") Vereine wirken dürfen. Die meisten dieser Vereine haben ihre Logen in Preßburg; einer, Humanitas, hat sie in dem Städtchen Neudörfl an der Leitha. Dieser beschloß im J. 1872, ein Kinderasyl zu gründen, erwarb mit großen Opfern Grund und Boden dazu, gelangte aber wegen schwieriger Zeitumstände nicht dahin, diesen zu benutzen, und mietete schließlich ein Haus im Kahlenbergerdorfe bei Wien. Hier konnte die Anstalt 1875 eröffnet werden, und noch vor Ablauf des ersten Jahres war das Haus Eigentum des Vereins. Ansehnliche Beiträge von auswärts ermöglichten das Wachstum der Anstalt, die sich mit Kindern bevölkerte. Im J. 1886 traten schon die ersten entlassenen Knaben in die Lehre, ohne aus der Obhut der Anstalt zu scheiden. Bisher hat diese 137 Kinder aufgenommen, 32 davon ihren Familien zurück gegeben,

24 Knaben und 4 Mädchen Gewerbe lernen lassen, 11 Mädchen in Dienste gebracht. — Solcher Werke haben sich sehr viele Logen zu rühmen, tun es aber nicht, sondern wirken im Stillen.

### 2. Die amerikanischen Geheimbünde.

Alle Geheimbünde außer dem Freimaurerbunde, dessen Nachahmungen sie sind, können mit Recht als amerikanische bezeichnet werden. Obschon die zwei ältesten unter ihnen, die der Odd Fellows und der Druiden, englischen Ursprungs und seit 1871 auch in Deutschland und der Schweiz eingeführt sind, haben sie doch ihre eigentliche Entwickelung in der Neuen Welt gefunden. Der Odd Fellow-Orden zählt in der Union 689 533 Mitglieder (nicht viel weniger als die Freimaurer mit 696 403) und verwandte 1891 an 82 603 Brüder 9 Millionen, an 5683 Witwen und Waisen 600 000, für Waisenerziehung 95 000, für Sterbegelder $2^1/_2$ Millionen Mark. Der Mitgliederzahl nach kommen die übrigen Geheimbünde der Vereinigten Staaten in folgender Ordnung: Guttempler (oben S. 247 f.) mit 410 996, Ritter von Pythias mit 357 924, Vereinigte Arbeiter mit 298 175 und 175 Millionen Mark an Unterstützungen seit ihrem Bestande (1868), Rechabiten (?) mit 171 000, Rotmänner mit 159 127 und 49 Millionen Mark an Unterstützungen seit ihrem Bestande (1771), Druiden mit 145 000 und 13 Millionen Mark an Unterstützungen seit 1849, Ritter der Ehre mit 136 226 und 164 Millionen Mark seit 1873, königliches Geheimnis (!) mit 132 284 und 40 Millionen Mark für 6677 Todesfälle seit 1877, Vereinigte amerikanische Handwerker mit 107 491 und Hibernier (Irländer) mit 100 000 Mitgliedern und 2 800 000 Mark an Unterstützungen bis zum J. 1891. Die in einem uns vorliegenden Verzeichnisse noch weiter genannten 24 Geheimbünde zwischen 100 000 und 10 000 Mitgliedern übergehen wir und erwähnen nur, daß sich unter ihnen drei katholische mit zusammen 81—82 000 Mitgliedern und über 50 Millionen Mark an Unterstützungen und drei jüdische befinden. Die letzteren sind: 1. der Unabhängige Orden Brith Abraham, bestehend seit 1886, hatte Anfang 1895 9282 Mitglieder, 1896 11 426, Reservefond 46 351,52 Dollars; 2. der Unabhängige Orden B'nai B'rith, auch in Deutschland eingeführt, 26 000 Mitglieder, Ordensorgan Menorah Monthly; 3. der Unabhängige Orden Sons of Abraham mit 30 Logen.

Diese u. a. sind mehr oder weniger Versicherungsgesellschaften gegen Krankheit und für den Todesfall und haben auch Frauenlogen. Es wird geklagt, daß der Sinn für Ceremonien und Ritual verloren gegangen und statt dessen Stimmenkauf, Neid und Unduldsamkeit aufgekommen seien.

Unter den 63 Millionen Bewohnern der Vereinigten Staaten stehen gegen 17 Millionen in dem zur Aufnahme in Geheimbünde geeigneten Alter, und von diesen gehören gegen $4^1/_2$ Millionen, also über ein Viertel, irgend welchen Geheimbünden an.

Aus obigem geht hervor, daß die amerikanischen Geheimbünde in erster Linie nur auf Unterstützung ihrer Angehörigen ausgehen und daher kaum als eigentliche ethische Gesellschaften zu betrachten sind.

---

# Viertes Buch.

# Glaube und Kritik.

---

## Erster Abschnitt.

## Die orthodoxe Religion.

### A. Die römische Kirche.

#### 1. Das Papsttum.

Die Thronbesteigung des klugen und friedfertigen Papstes Leo XIII. im Jahre 1878 hat zur Folge gehabt, daß wir in der Kulturgeschichte der jüngsten Zeit die Angelegenheiten des Papsttums kürzer behandeln können, als dies im sechsten Bande bezüglich der Regierung des streitbaren und dogmenfreudigen Pius IX. der Fall sein mußte. Der nun seit bald zwanzig Jahren seine Kirche leitende Pontifex Maximus, der erste Papst, der sich gleich von Anfang an ohne weltliche Herrschaft behelfen muß, seitdem es überhaupt eine solche gegeben hat, ist am 2. März 1810 im Bergstädtchen Carpineto geboren. Vincenz Pecci, wie er von Hause aus hieß, machte bei den Jesuiten in Viterbo die niederen und in Rom die höheren Studien durch, ward, ohne sie noch beendet zu haben, schon 1831 Doktor der Theologie und Geistlicher, nannte sich von da an Joachim, fügte 1835 dem ersten Doktorhute den zweiten, den der Rechte bei, wurde 1838, nachdem er die letzten Weihen erhalten, Statthalter von Benevent, wo er Räuber und Schmuggler bekämpfte, und 1841 von Perugia, 1843 Nuntius in Belgien und Erzbischof von Damiette in partibus infidelium. Er stand in besonderer Gunst bei Leopold I., mit dem ihn sein Biograph vergleicht*), besuchte von dort aus Deutschlands Rheinlande und wurde,

---

*) Galland, Papst Leo XIII. Ein Lebensbild. Paderborn 1893, S. 41 ff.

nachdem er seinen Posten aus Gesundheitsrücksichten aufgegeben, 1846 Bischof von Perugia, wo er die revolutionären Ereignisse von 1848 und 1849 und, seit 1853 Kardinal, die Trennung seiner Diöcese vom Kirchenstaate (1860) und dessen völlige Auflösung (1870) erlebte, gegen welche Ereignisse und deren Folgen, die allerdings schonungslos und oft brutal waren, er einen heftigen aber vergeblichen Kampf führte. In seinen damaligen Hirtenbriefen bewies er indessen nicht nur den Mut des seine Kirche unterdrückt fühlenden Kirchenfürsten, sondern auch jene Starrheit der Befangenheit in Traditionen, welche umsonst den Fortschritt der Menschheit aufzuhalten suchen. Dem Concilsbeschlusse der päpstlichen Unfehlbarkeit zeigte er sich durchaus ergeben und nahm ihn mit Beifall auf. Als erster im Besitze dieser Eigenschaft erwählter Papst mit großen Erwartungen begrüßt, durch die Einfachheit seines Lebens und die Leutseligkeit seines Benehmens bei seinen Gläubigen sowol als bei den nicht zu ihnen gehörenden Elementen allgemein beliebt und als Papst weniger streitbar denn als Bischof, hat er einen auf die Dauer unhaltbaren Standpunkt unleugbar mit großer Würde und Liebenswürdigkeit, auch Gegnern gegenüber, zu wahren gewußt und mit Recht die Meinung erweckt, daß er die Extravaganzen seines Vorgängers niemals begangen haben und vielleicht überhaupt keine andere Richtung befolgen würde, als die, welche ihm durch die Geschichte des „heiligen Stuhles“ unwandelbar vorgeschrieben ist. Ihm hat die katholische Kirche ein größeres Ansehen, als sie seit einigen Jahrhunderten besessen, und eine größere geistige Macht, als zur Zeit des Kirchenstaates zu verdanken. Er trat in seinen Erlassen duldsam gegen Andersgläubige auf, ausgenommen gegen die Freimaurer, die er, einem in seinen Kreisen herrschenden Vorurteile gemäß, mit geheimen politischen Gesellschaften verwechselt (freilich nicht ohne Schuld der italienischen und französischen Logen, s. oben S. 255). Seine Rückforderung der weltlichen Herrschaft hat allerdings nur platonische Bedeutung, und ihre Erfüllung, wenn möglich, dürfte seine Hoffnungen nicht rechtfertigen. Sein Reich ist nicht von dieser Welt, und in diesem Sinne sind seine Bemühungen zur Ausbreitung des katholischen Glaubens durch die Mission größerer Anerkennung wert, als seine kindlich fromme, aber der Kirche mehr schädliche als nützliche Beförderung der Herz-Jesu-Verehrung und des Rosenkranz-Gebetes, welche Punkte dem Geiste des Christentums offenbar widersprechen. Ebenso erweckt seine Teilnahme für den Arbeiterstand mehr Interesse, als seine Begünstigung der oft genug ungezogenen ultramontanen Presse und der allzu oft nur agitatorischen und fanatischen katholischen Vereine verschiedener Art. Kein Land der Erde läßt er unbeachtet, um seinem Glauben dort Eingang zu verschaffen; besonders interessant, aber wol aussichtslos ist sein Streben, die orientalischen Kirchen an Rom zu fesseln. Es muß

unbedingt zugegeben werden, daß die katholischen Missionäre mehr Eifer und Uneigennützigkeit an den Tag legen und daher auch mehr Erfolg haben als die protestantischen, wozu freilich auch das Bestechende des Kultus kommt. Leo XIII. hat bis 1887 (Galland S. 141) ein Patriarchat, 12 Erzbistümer, 42 Bistümer und 25 apostolische Vikariate errichtet! Er befördert auch die Wissenschaft, soweit sie sich in den Schranken des katholischen Dogmas bewegt oder diesem nicht widerspricht, d. h. also mit Ausschluß aller unbefangenen Kritik. Bezeichnend ist in dieser Beziehung seine Erhebung des Thomas von Aquino, dieses zwar tugendhaften, aber die kirchliche Lehre durch künstliche Sophistik stützenden starr-mittelalterlichen Mönchs*), — ohne alle Rücksicht auf die seitherige Entwickelung der Wissenschaft, — zum Patron aller katholischen Schulen (1880). Natürlich verdammt er jede nicht unbedingt katholisirende Geschichtschreibung, hat sich aber durch Eröffnung der vatikanischen Archive, die auch Akatholiken zur Benutzung freistehen, ein großes Verdienst erworben. Er achtet auch die altklassische Bildung und nimmt ihre Dichtungen zum Muster der seinigen, allerdings durchaus kirchlichen. Auch die christliche Kunst hat an ihm einen warmen Gönner. Die Beseitigung der Folgen des deutschen Kulturkampfes durch seine Mitwirkung (oben S. 13) ist endlich das bedeutendste Zeichen seiner Friedensliebe, die er auch durch seinen Schiedspruch in dem Streite zwischen Deutschland und Spanien wegen des Besitzes der Carolinen-Inseln (1887) betätigte. Dieser friedlichen Richtung huldigt auch seine echt christliche Liebe zu den Unterdrückten und Zurückgesetzten. Diese bewies er einerseits durch seine Bemühungen für Ausrottung der Sklaverei in Afrika (oben S. 100), anderseits durch sein Interesse an der sozialen Frage, das er am 15. Mai 1891 durch die Encyklika „Rerum novarum“ über die Arbeiterfrage bewies. Darin bekämpft er die Irrtümer der Sozialdemokratie, verteidigt das Privateigentum, predigt die Versöhnung zwischen Besitzenden und Besitzlosen, ermahnt den Staat zum wirksamen Arbeiterschutze, die Arbeitgeber zu Wohlfahrtseinrichtungen, die Arbeiter zur Gründung von Vereinen und Beide zur Errichtung von Einigungsämtern, Schiedsgerichten und Berufsgenossenschaften. Würde nur der Papst, wie in sozialer, so auch in wissenschaftlicher Beziehung veraltete Vorurteile aufgeben, so wäre er vielleicht der berufene Schiedsrichter in zahllosen Fällen.

Daß dies möglich wäre, daß die heute noch vom Papsttum festgehaltenen starr-mittelalterlichen Ansichten ursprünglich nicht im Geiste des Christentums und der ältern Kirche liegen, ist historisch nach-

*) St. Thomas und die moderne Wissenschaft, von Dr. Jos. Müller. B. A. Z. 1894, Nr. 244 u. 245.

gewiesen durch die seit der Vorbereitung des Unfehlbarkeitsbeschlusses des vatikanischen Concils erschienenen Schriften des nun verstorbenen, enorm wissensreichen, edlen und großen Kirchenhistorikers Döllinger, namentlich aber in dem bedeutenden Werke, das 1869 unter dem Titel „der Papst und das Concil, von Janus“ und 1892 als „das Papsttum von J. v. Döllinger, neu bearbeit von J. Friedrich“ erschien. An der Hand der unanfechtbarsten Quellen, gegen die weder die päpstliche Verdammung des „Janus“, noch der „Anti-Janus“ von Hergenröther aufkommen kann, der in der neuen Bearbeitung schlagend widerlegt ist, zeigt hier Döllinger, daß die Ansprüche auf Unfehlbarkeit und unbedingte Herrschaft des Papsttums in der Kirche größtenteils auf Fälschungen beruhen. Unter diesen ragen die pseudo-isidorischen Dekretalen (Mitte des 9. Jahrhunderts) hervor, die mit den übrigen und mit darunter gemischten echten Schriften in dem „Dekret des Gratian“ (um 1140) zusammengefaßt sind. Thomas von Aquino, der nicht griechisch verstand und daher die eigentlichen Quellen nicht lesen konnte, war es, der diesen von ihm nicht durchschauten Zusammenstellungen von wahr und falsch seine Autorität lieh; ihren Abschluß fand diese eigentümliche Art von Schriftstellerei dann in den Fabelbüchern Martins von Gnesen und Tolomeos von Lucca. Ebenso klar hat Döllinger bewiesen, daß das mittelalterliche Papsttum für die Inquisition und die Hexenprozesse in erster Linie verantwortlich ist. Bezüglich alles nähern verweisen wir auf das genannte Werk selbst.*)

Während dieses inhaltschwere, ausgezeichnete Buch und die ihm geistesverwandten der wahren Aufklärung dienen, kann dies nicht gesagt werden von einer Schriftengruppe, deren trivialer, zum Teil burlesker und frivoler Ton nur oberflächliche und unwissenschaftliche Religionsfeindschaft und Spottsucht nähren kann. Es gilt dies namentlich von den Schriften des Münchener Arztes Oskar Panizza, der in dem Buche „der teutsche Michel und der römische Papst“ (Leipzig 1894) wol eine Menge brauchbarer Citate zusammenstellte, aber mit höchst rohen Bemerkungen würzte, in der Flugschrift „die unbefleckte Empfängnis der Päpste“ (Zürich 1893) im fingirten Tone eines spanischen Mönches die Erweiterung der Dreieinigkeit durch Maria und den Papst zu einer Fünfheit vorschlug und endlich im „Liebeskonzil“ (Zürich 1895) soweit ging, Gott, Christus und Maria im Gewande einer unter dem lasterhaften Papst Alexander VI. spielenden Komödie lächerlich und verächtlich zu machen. Dieses scheußliche Pamphlet, dessen versuchte Rechtfertigung, daß es im Geiste jener Zeit begründet sei, durchaus hinfällig ist, trug dem Verfasser eine wohlverdiente Gefängnisstrafe ein. Er hat der Aufklärung mehr geschadet als alle Ketzerrichter.

---

*) Besonders S. 35 ff., 55 ff., 131 ff. u. 143 ff.; ferner 114 ff. u. 123 ff.

## 2. Die Jesuiten und der Ultramontanismus.

Da die heutige römisch-katholische Kirche in Ehrfurcht vor der „Gesellschaft Jesu" erstirbt, gebührt dieser der nächste Platz nach dem Papste. Sie beherrscht, wie jeder Tag zeigt, die ultramontane Partei und Presse unbedingt. Die reichsfeindliche Haltung dieser Presse nach dem Unfehlbarkeitsbeschlusse war es denn auch, welche im Mai 1872 zahllose Eingaben gegen den Orden beim Deutschen Reichstage hervorrief, denen Gegeneingaben zu seinen Gunsten folgten. Ueber dieselben berichtete Professor Gneist, aus dessen Vortrag man erfuhr, daß damals im Deutschen Reiche 14 Niederlassungen des Ordens mit 194 Mitgliedern bestanden und daß sich im Auslande (Schweiz, Italien, Oesterreich, Belgien, Frankreich, Indien und Amerika) 156 der deutschen Ordensprovinz zugeteilte Jesuiten aufhielten. In den drei süddeutschen Staaten und in Sachsen war der Orden bereits ausgeschlossen; es handelte sich daher vorzüglich um Preußen und die kleinen Niederlassungen in Mainz und Regensburg (das wie es scheint in Baiern eine Ausnahme bildete). Gneist berief sich namentlich darauf, daß die „vatikanische Revolution" vom 18. Juli 1870 ein Werk der Jesuiten sei. Der Stimmung gegen den Orden kamen indessen der Zwischenfall wegen Kardinal Hohenlohe (oben S. 13), Bismarcks Wort bezüglich Canossas und die Artikel des Jesuitenorgans „Civiltà cattolica" zu Hilfe, in welchen Artikeln alle Fürsten als Untertanen des Papstes bezeichnet und diesem das Recht zugesprochen wurde, die bürgerlichen Gesetze und die Urteile der weltlichen Gerichte abzuändern und aufzuheben, sowie die letzte Entscheidung in Streitigkeiten zwischen Kirche und Staat zu treffen; ferner wurde die Gewissensfreiheit verworfen, die Gerichtsbarkeit über Geistliche dem Papste allein vorbehalten und behauptet, die Geistlichen seien nur soweit den Staatsgesetzen unterworfen, als diese den kanonischen Gesetzen nicht widersprechen: Eine Lehre, welche der Jesuit Matteo Liberatore in einem Buche (la chiesa e lo stato) zusammenfaßte und welche der Domkapitular Moufang in Mainz in der Zeitschrift „Der Katholik" als die wahre Lehre der Kirche bezeichnete, ja sogar als erster Redner über diese Sache im Reichstage offen verteidigte. Nach zweitägiger Redeschlacht wurde am 16. Mai beschlossen, gegen die staatsgefährliche Tätigkeit der Jesuiten einzuschreiten. Während daraufhin die Klerikalen in Presse und Versammlungen die Hilfe des besiegten Frankreichs anriefen*), legte die Regierung dem Reichstage einen Gesetzentwurf vor, welcher keine Ausweisung der Jesuiten verfügte, sondern blos die Einzelstaaten er-

---

*) Oncken, Das Zeitalter des Kaisers Wilhelm, Berlin 1892, Bd. II, S. 463 ff., bes. S. 479.

mächtigte, ihnen den Aufenthalt zu untersagen. Dem wurde aber von Seite aller nicht ultramontanen Fraktionen ein anderer Entwurf entgegengesetzt, der die Gesellschaft Jesu und die mit ihr verwandten Orden vom Gebiete des Deutschen Reiches ausschloß und ihnen die Errichtung von Niederlassungen verbot. Nach dreitägiger Verhandlung wurde dieser Entwurf am 19. Juni mit 181 gegen 93 Stimmen zum Gesetz erhoben. Darauf antworten am 20. Septbr. die versammelten Bischöfe mit einer Art von Kriegserklärung gegen das Reich, — dieselben Bischöfe, welche sich, an ihrer Spitze Hefele, gegen die Unfehlbarkeit gesperrt hatten, bis sie — den Jesuiten unterlegen waren.

Das Jesuitengesetz hat seinen Zweck nicht erfüllt. Der Jesuitismus ist unter den deutschen Ultramontanen stetig gewachsen und herrscht heute bei ihnen allein. Die zur „deutschen Ordensprovinz" gehörenden Jesuiten haben die Zahl tausend überschritten, und die Schriftsteller unter ihnen, die meist in Holland nahe der Reichsgrenze leben, zählen über 90 Namen, die in den „Stimmen aus Maria Laach" (Verlag von Herder in Freiburg im Breisgau) die Wissenschaft und Litteratur auf ihre Weise, d. h. mit Totschlagung alles nicht römisch-katholischen, bearbeiten*), obschon sie, wie Nippold sagt, meist als Gelehrte wirklich hervorragend sind.

Sie geben außerdem eine Philosophia Lacensis auf Grundlage des Thomas von Aquino und eine Bibliotheca scholastica heraus, beides mehrbändige Werke; Tileman Pesch u. A. bearbeiten die Naturwissenschaften, Cathrein (oben S. 134) Rechts- und Staatswissenschaft, Pachtler stellt die jesuitische Pädagogik dar. Andere behandeln als „Geschichtslügen" alles, was in ihr System nicht paßt, Michael macht Ranke und Döllinger schlecht, Zimmermann und Spillmann verherrlichen die „blutige" Maria, Lehmkuhl schwächt die ältere jesuitische Moraltheologie ab, freilich unter Aufrechthaltung des Probabilismus, Alexander Baumgartner verkleinert und zerpflückt Lessing, Kant und Goethe u. s. w.

Einer dieser Schriftsteller, Graf Paul von Hoensbroech, ist 1893 aus dem Orden getreten und später Protestant geworden. In seiner Schrift über diesen Schritt klagt er den Orden an, er nivellire die geistige Selbständigkeit seiner Glieder, zwinge sie in eine Schablone, lasse sie verkümmern, schreibe dem Novizen viertelstündlich vor, was er zu tun habe, überwache jeden durch zwei andere, unterdrücke, ja vernichte das Nationalitätsgefühl und den Patriotismus, wolle allen Gliedern die Auffassung Loyolas von der Frömmigkeit einprägen u. s. w. In seiner ersten Schrift**) hatte Hoensbroech noch die Moral der

*) Friedr. Nippold, Die jesuitischen Schriftsteller der Gegenwart in Deutschland. Leipzig 1895.

**) Mein Austritt aus dem Jesuitenorden. 3. Aufl. Berlin 1893.

Jesuiten als tadellos sauber hingestellt. Nachdem aber der Antrag des Centrums, das Jesuitengesetz aufzuheben, mit Hilfe der Sozialdemokraten 1894 und 1895 vom Reichstag angenommen worden, — allerdings ohne weitere Folgen, — trat er in der zweiten Schrift nach seinem Austritte offener auf. Er habe damals, sagt er, nur die praktische Moral gemeint, welche wirklich tadellos sei. Anders verhalte es sich mit dem Moralsystem des Ordens, nicht nur dem vielfach schriftlich bearbeiteten, sondern dem in Kirche und Schule, in der Seelsorge, auf dem Katheder und am Krankenbette geübten, welches Hochmut mit Demut, Einfalt mit Falschheit, Kälte mit Wärme verbinde, kurz: eine verhüllte Bosheit sei und die guten Sitten verderbe.*) Er beruft sich dafür auf Geistliche verschiedener Orden und Zeiten, auf die Päpste, welche die Jesuitenmoral verdammt haben, auf die Schriften der Jesuiten selbst und auf seine eigenen Erfahrungen. Er zeigt ferner, daß der Orden alles, was evangelisch ist, besonders Preußen und das Reich, bitter hasse und zu vernichten suche (S. 17 ff.) und endlich (S. 40), daß der Orden nicht nur kein Schutz gegen Umsturz sei, sondern daß vielmehr nirgends mehr „umgestürzt“ worden ist, als da, wo die Jesuiten herrschten (Belgien,**) Frankreich, Italien, Spanien, Brasilien).

Neben der so vielfach gerühmten Wissenschaft der Jesuiten nimmt es sich sonderbar aus, daß sie und ihre Anhänger es vorzüglich sind, welche den abgestorben gewähnten Teufels- und Hexenglauben mit größtem Eifer wieder zu beleben suchen. Pater Gury, der anerkannte erste Vertreter der jesuitischen Morallehre in unserer Zeit, warnt vor dem „teuflischen Einfluß“ der Wünschelrute (Compend. Pars I, Nr. 270 ff.), glaubt an Zauberei mit Hilfe des angerufenen Teufels, an Hexerei als die Kunst, mit Hilfe des Teufels Haß, Krankheiten oder Blödsinn hervorzurufen, belehrt (Nr. 317 f.) über die Beschwörung und das Austreiben böser Geister aus besessenen Personen oder — Dingen und schreibt sogar einen Teil der Träume dem Teufel zu. Der Jesuit J. v. Bonniot, Verfasser von „Wunder und Scheinwunder“, behauptete noch 1889, daß die heidnischen Götter wirklich existirende Dämonen gewesen seien und erklärte die Besessenheit durch böse Geister als Tatsache. Der päpstliche Theolog Perrone wärmte die Lehre vom Bunde mit dem Teufel wieder auf. Die Jesuiten-Anhänger Paul Baumgarten, Johannes Janssen und Johann Diefenbach suchen die furchtbare Hexenbulle Innocenz' VIII. (1484),

---

*) Der Jesuitenantrag des Centrums. Berlin 1895, S. 22 ff. Vergl. dazu: Otto Kuntzemüller, Darf das Jesuitengesetz aufgehoben werden? Graudenz 1893.

**) Graf Paul Hoensbroech, Ultramontane Leistungen. Berlin 1895, S. 4 ff.

welche zu dem entsetzlichen Hexenhammer Anlaß gab, als einen Erlaß gegen den Aberglauben (!!) darzustellen, die Hexenprozesse größtenteils der Reformation und ihre Aufhebung allein dem Jesuiten Spe (welcher ohne Genehmigung seiner Oberen auftrat) zuzuschreiben und schweigen den jesuitischen Hexenrichter Delrio, sowie den ersten Bekämpfer des Hexengreuels, Weyer, tot! Die Jesuiten Benit, Jenesseaux, Hattler und Rosignoli schildern (1887) das Fegefeuer und der Jesuit Brucker die Hölle, als ob sie selbst darin gewesen wären.*)

### 3. Die Gegenstände der Anbetung und Verehrung.

Seit anderthalbtausend Jahren herrscht in Europa, in einzelnen Ländern mehr oder weniger lang, das Christentum; aber dessenungeachtet ist das Heidentum nicht völlig bei uns verschwunden; es ist, wenigstens unter einem großen, vielleicht dem größten Teile der Bevölkerung, ohne Unterschied der Stellung und Bildung, nur mit christlichem Firniß überzogen und zwar teilweise nicht ohne Wissen und Willen der Kirche. Ja, nicht genug daran, — die römische Kirche hat sogar neue Formen von Heidentum entweder selbst eingeführt oder ihnen ihre Genehmigung erteilt. Unter Heidentum müssen wir nämlich jede Verehrung und Anbetung von Objekten verstehen, welche nicht Gott selbst sind. Ein solcher Gegenstand ist das Herz Jesu. Das Evangelium weiß nichts vom Herzen Jesu, sondern nur vom ganzen Jesus. Wenn allenfalls darunter noch symbolisch die Seele oder die Liebe Jesu gemeint wäre! Aber nein, die ganze Herz-Jesu-Andacht und die auf diese bezüglichen Bilder kennen nur das körperliche, anatomische Herz, das im 17. Jahrhundert der kranken schwärmerischen Nonne Margaretha Alacoque erschienen sein soll.

In neuester Zeit hat man sogar dem heiligen Herzen Jesu noch zwei andere Herzen, das seiner Mutter Maria und das seines „Nährvaters“ Josef beigesellt. Diese Tatsache zeigt, daß die extremste Fraktion der ultramontanen Partei mit vollen Segeln nicht nur einem gelegentlichen Heidentum, sondern geradezu der Vielgötterei zustrebt. Die Dreieinigkeit bildet den Ausgangspunkt dieses Strebens. Josef, der durch die Dogmatik seiner wahren Vaterschaft beraubt worden, wird wenigstens mit seinem Herzen wieder in das Heiligtum hereingelassen. Maria aber ist bei dieser Fraktion bereits zu einer völligen Göttin geworden. Bei den katholischen Schriftstellern Malou, Nicolas, Oswald,

---

*) Georg Längin, Religion und Hexenproceß. Leipzig 1888, S. 349 ff. — Ders., Der Wunder- und Dämonenglaube der Gegenwart. Ebendas. 1887, S. 26 ff. — Joh. Diefenbach, Besessenheit, Zauberei und Hexenfabeln. Franfurt a. M. 1893.

Guillou u. A., auch älteren, wird Maria geradezu als „Gemahlin Gott Vaters", „Schwester", „Braut" und „Gemahlin des heiligen Geistes", „Tochter" und „vierte Person der Dreieinigkeit" bezeichnet. Ihr „Fleisch" wird strahlend genannt, ihre „Milch" löscht die Flammen des Fegfeuers und wird im Abendmahle zugleich mit dem Blute Jesu genossen; ohne sie verschwindet das ganze Christentum, ja ohne sie wäre die Welt nicht geschaffen; sie übt als Mutter Gottes eine unbeschränkte Herrschaft und Autorität über Gott aus, ist Gott Vater gleich, steht über dem Sohne und ist die Vertraute des heiligen Geistes, ja: elle exerce les fonctions d'une personne divine! Sie wird endlich geradezu in die Dreieinigkeit aufgenommen und der heilige Geist verschwindet! Am tollsten treibt es Oswald, welcher genau weiß, wie es bei der Empfängnis Marias und der Jesu zugegangen sein soll!*) Ganz neu ist diese Dynastienbildung indessen nicht. Die heilige Anna war, infolge der unbefleckten Empfängnis, „Großmutter Gottes" und „Schwiegermutter des heiligen Geistes" schon bei Thomas de St. Cyrillo (de laudibus Divae Annae 1669).

Es ist vom christlichen (nicht nur vom katholischen) Standpunkte ganz gerechtfertigt, Maria als Mutter des Heilandes zu verehren, wie ja auch sogar Freidenker die Mütter großer Männer feiern; aber sie Gott gleich oder sogar über ihn zu setzen, ist eine traurige Verirrung, von der übrigens auch nicht bekannt ist, daß sie von maßgebender Seite der Kirche gebilligt worden wäre.

Mit diesen mehr nur in engeren Kreisen bekannten Künsteleien und Tüfteleien hängt eng der Reliquienkultus zusammen, der an sich zwar harmloser, aber wegen seiner starken Verbreitung unter dem Volke der Entwickelung einer vernünftig-christlichen Bildung weit gefährlicher ist, und dies um so mehr, als er sich der Beförderung durch die Geistlichkeit vom Papste herab bis zum letzten Kaplan erfreut. Nach der Aussage seines Biographen (Galland a. a. O., S. 191) wurde das Herz Leos XIII. „mit besonders großer heiliger Freude durch jenes großartige Schauspiel katholischer Glaubenstreue und Frömmigkeit erfüllt, welches bei der im J. 1891 erfolgten Ausstellung des heiligen Rockes in Trier der Welt sich darbot". Ja, das Bistum Trier plant die Ausstellung einer bisher nicht weiter bekannten Reliquie in der Benediktinerabtei Prüm, nämlich eines angeblichen Stückes der Sandale Christi, nicht der eigentlichen Sohle, die den Boden berührt, sondern nur Teile des inneren Lederfutters,

*) Malou, l'immaculée conception. Bruxelles 1857, II, p. 175, 177 ff., 192. — Nicolas, Die Jungfrau Maria und der göttliche Plan. Regensburg 1856, I, S. 180, 319, 343, 455, 458. — Oswald, Dogmatische Mariologie. Paderborn 1850, S. 17, 45, 110, 183, 177 ff. — Guillou, Mois de Marie. Paris 1869, p. 60, 243.

übergoldet und sogar mit Rankenwerk romanischen Stils eingefaßt. Bereits wurde ein kostbarer romanischer, mit Edelsteinen und Emaillen geschmückter Reliquienschrein angefertigt, um bei der Ausstellung der Sandale in Prüm und zu ihrer dauernden Aufbewahrung zu dienen (!).

Bei Anlaß der Ausstellung des heiligen Rockes veröffentlichte der Bischof von Trier, Felix Korum, einen Bericht über „Wunder und göttliche Gnaderweise", welche bei jener Ausstellung vorgekommen sein sollten. Es ist aber nachgewiesen worden, daß jene Wunder nichts weniger als bewiesen sind.*)

Mit Trier wetteifert neuerlich Aachen in Aufwärmung mittelalterlichen Reliquien-Aberglaubens oder christlichen Heidentums. Am 9. bis 24. Juli 1888 wurde dort die Aachener Heiligtumsfahrt feierlich begangen. Das „große Heiligtum" des dortigen Domes, welches, weil das Gotteshaus der andächtigen Menge nicht Raum bot, vom Turme aus der die umliegenden Straßen und Plätze füllenden Menge gezeigt wird, besteht aus dem Kleide, welches Maria bei der Geburt Jesu getragen, den Windeln, in die das Kind gewickelt, dem Tuche, auf welchem Johannes der Täufer enthauptet worden, und dem Lendentuch, das Jesus am Kreuze getragen haben soll. Diese Reliquien, wird behauptet, habe Karl der Große von seinem Kreuzzuge (den er nicht gemacht hat) heimgebracht! Der Erzbischof von Köln, Philipp Krementz, eröffnete die Heiligtumsfahrt selbst; Staats- und Stadtbehörden und Offizierscorps nehmen teil daran! An der Heiligtumsfahrt, d. h. dem großen Festzuge, wurden sämtliche Reliquien der Städte Aachen und Burtscheid unter Begleitung von Vereinen, Ordensbrüderschaften und der gesamten Geistlichkeit herumgetragen. Ungefähr 100 000 Fremde waren zu der Feier zusammengeströmt. Also geschehen zwölf Jahre vor dem Ende des 19. Jahrhunderts!

Noch greller heidnisch, und dabei nicht ernst und würdig wie bei uns, sondern leichtfertig und possenhaft, mit allerlei Vermummungen, werden in Italien Kirchenfeste gefeiert, namentlich in Neapel, wo auch das Blutwunder des heiligen Januarius noch heute in Scene gesetzt wird. Zahlreiche Reisebeschreibungen teilen darüber Näheres mit.

## B. Die morgenländische Kirche.

### 1. Die Staatskirchen.

Es ist höchst merkwürdig, daß zu der Zeit, als das vatikanische Concil in Rom versammelt war, im März 1870, auch der Patriarch

*) Siehe Graf Paul v. Hoensbroech, Ultramontane Leistungen. II. Die Wunderberichte des Bischofs von Trier. Berlin 1895, S. 30 ff. u. 51.

von Konstantinopel, Gregorios VI., sich als Papst zu fühlen begann und ein orientalisches Concil ausschrieb, zu dem er seine Amtsbrüder von Alexandrien, Antiochien und Jerusalem, die Synoden der selbständigen (autokephalen) Kirchen Rußlands, Griechenlands, Serbiens und Rumäniens und die Erzbischöfe der nichtunirten „Griechen“ Oesterreich-Ungarns, die von Karlowitz und Hermannstadt, einlud. Das vatikanische Concil und das französische Plebiszit (dem bald der Krieg folgen sollte) nahmen Westeuropa so sehr in Anspruch, daß es jenen Versuch eines östlichen Papsttums nicht beachtete. Es handelte sich dabei allerdings nicht um die Unfehlbarkeit, sondern lediglich um die kirchliche „Rebellion“ der Bulgaren, welche dem Patriarchen den Gehorsam gekündigt und eine eigene Nationalkirche zu bilden beschlossen hatten. Ihr weltliches Oberhaupt, der Sultan, hatte diesen Schritt genehmigt und ihnen einen Exarchen, Hilarion, gegeben.*)

Da aber Rußland die Partei der im gleichen Falle, in dem es selbst früher war, befindlichen Bulgaren ergriffen hatte und die Einladung des Patriarchen ablehnte, welche einzig und allein von Griechenland angenommen wurde, so scheiterte der Plan eines orientalischen Concils, und es lag am Tage, daß in der morgenländischen Kirche eine tiefe Kluft zwischen Griechen und Slawen gähnte. Auffallender Weise aber wurde jener Plan zwanzig Jahre später, 1890, wieder aufgenommen, und zwar — von Rußland! Er ging diesmal von dem „kaiserlichen Leibjournalisten“, dem Herausgeber des „Graschdanin“, Fürst Meschtscherski aus, welcher für die Einheit der morgenländischen Kirche schwärmte, sich auf die Seite des Patriarchen von Byzanz stellte und nun die Einberufung eines Concils an dessen Sitz vorschlug. Er hoffte sogar auf die Teilnahme der Armenier und Kopten und hatte die höhere russische Geistlichkeit (mit Einschluß der Mönche) für sich, die schon 1870, der kaiserlichen Oberleitung müde, für das Concil gewesen war, aber nicht hatte durchdringen können, weil Zar Alexander II. und die Weltgeistlichkeit aus nationalen Gründen dagegen waren. Aber die Abneigung gegen das aufstrebende Bulgarien und der unter Alexander III. sich wieder breit machende Fanatismus eines Pobedonoszew und seines Anhanges brachen einer entgegengesetzen Strömung Bahn und waren Meschtscherskis Plan günstig gesinnt. Nun waren aber alle anderen „orthodoxen“ Regierungen, welche die beabsichtigte Centralisation als den Tod ihrer kirchlichen Unabhängigkeit betrachteten, gegen den Plan, der nun ebenfalls scheiterte wie sein Vorgänger.

Das einzige, was im Gebiete der morgenländischen Kirche in der hier zu behandelnden Periode wirklich geschah, war somit die an-

*) Das Projekt eines Concils der griech.-morgenländ. Kirche. B. A. Z. 1890, Nr. 225.

gedeutete Losreißung der Bulgaren vom byzantinischen Patriarchate. Dieses Volk hatte sich von der kirchlichen Herrschaft der verkommenen Fanarioten seit einem halben Jahrtausend ebenso sehr bedrückt gefühlt, wie von der weltlichen der Osmanen. Diese „Seelenhirten“ suchten alles, was bulgarisch war, zu unterdrücken und das Volk mit Gewalt zu gräcisiren. Viele Gemeinden traten daher zum Papsttum über. Der Mehrzahl aber war es um die Nationalität zu tun, und der Sieg des Bulgarentums wurde endlich, wie erwähnt, durch Begünstigung von Seite Rußlands und der Pforte errungen, welche beide Mächte sich vom Griechentum (infolge des Aufstandes in Kreta, der auch Rußland unbequem war) abgewandt hatten. Aber nicht nur Bulgarien selbst erhielt kirchliche Unabhängigkeit, — diese sollte auch allen christlich-slawischen Gemeinden des türkischen Reiches zuteil werden, welche sich mit $^2/_3$ Mehrheit dem neuen Exarchate anschlossen. Dies zielte auf das in Mehrheit von Bulgaren bewohnte Makedonien, daher der Patriarch und Griechenland gegen den bezüglichen „Berat“ von 1870 protestirten, weil er ihr Zukunftsreich bedrohte. Umsonst, — die „bulgarische Kirche“ annexirte auch Makedonien und Ostrumelien. Aber der russisch-türkische Krieg von 1877 und 78 trieb die Pforte von der bulgarischen auf die griechische Seite, und sie legte seit 1880 den Bulgaren in Makedonien alle möglichen Schwierigkeiten in den Weg und zwang sie zum Griechentum, so daß auch hier viele Gemeinden sich mit der römischen Kirche „unirten“. Rußland hinwieder arbeitete der Gräcisirung entgegen, so lange ihm Bulgarien ergeben blieb; als aber dies aufhörte, befolgte es wieder die entgegengesetzte Politik, und es trat die erwähnte Meschtscherski'sche Aktion auf die Bühne.*) — So spielen die Mächte mit dem religiösen Gewissen der Völker zu eigennützigen Zwecken!

Aus dem Gesagten geht hervor, daß in Griechenland die kirchliche Frage mehr vom nationalen als vom religiösen Standpunkte aufgefaßt wird. Hellas betrachtet sich, großenteils mit Recht, als den rechtmäßigen Erben des byzantinischen Reiches und daher auch als Haupterben der sterbenden Türkei. Hier steht ihm aber in den nördlichen Teilen das Slawentum im Wege. Seine kirchliche Selbständigkeit erklärte das Land gleichzeitig mit der politischen; nachher auftauchende Bestrebungen einer Opposition zu Gunsten der Wiedervereinigung mit dem Patriarchate wurden erst 1852 endgiltig niedergeschlagen und die Kirche des Königreichs vollständig dem Staate unterstellt. Das Christentum der Griechen unterscheidet sich nicht wesentlich von dem der katholischen Völker, es ist unter dem ungebildeten Volke ebenso

---

*) Die makedonischen Bischöfe und der bulgarisch-griechische Kirchenstreit. B. A. Z. 1890, Nr. 213.

sehr vom Heidentum beeinflußt wie dort, namentlich in der Verehrung der Heiligen, die vielfach Nachfolger der Götter sind, so Dionysius als Beschützer des Weinbaus, wie einst Dionysos-Bakchos, womit auch die Heilighaltung, ja förmliche Anbetung ihrer Bilder und Reliquien Hand in Hand geht, sowie die reichliche Darbringung von Weihgeschenken in den Kirchen. Vielfach sind ihnen Quellen geweiht, so der Maria als Beschützerin der gebärenden Frauen eine, die einst der Aphrodite in gleicher Eigenschaft heilig war. Das nämliche gilt von den Festen, vom Glauben an Haus- und Ortsgeister, von den Feiern bei Geburt, Hochzeit und Tod und den Vorstellungen vom Jenseits (an die Unterwelt wird noch immer mehr geglaubt als an Himmel und Hölle und an Charon, hier Charos, mehr als an den Teufel).*)

Die Erinnerungen an das klassische Altertum fallen natürlich bei den Slawen desto mehr weg, je nördlicher sie wohnen, am gründlichsten daher bei den Russen. Diese sind das ungebildetste und mit der Religion am wenigsten Geist verbindende unter den „orthodoxen" Völkern. Pobedonoszew selbst beklagt noch 1889 ihre Unwissenheit in den Lehren der christlichen Religion, ihre Unkenntnis der Gebete, ihren Mangel an Verständnis dieser, sowie der kirchlichen Handlungen und Gebräuche, die religiöse Indifferenz der höheren Stände, den großen Einfluß der Sekten auf das Volk, das sich von ihnen stets der Staatskirche abwendig machen lasse.**)

Trotzdem hängt das russische Volk so sehr an seiner orthodoxen Kirche, daß es, im Falle es dem Zaren gefiele, eine Gefährdung derselben zum Vorwande einer Kriegserklärung zu machen, mit Begeisterung zu den Waffen eilen würde.***) Denn diese Kirche steht in engstem Einklang mit dem russischen Volkscharakter; sie ist die konservativste der Christenheit, sie hängt unabänderlich am Alten, führt weder neue Dogmen noch neue Ceremonien ein, behält ihre mittelalterlichen Bilder, die gleiche Bauart der Kirchen, die gleichen Formeln, duldet weder Orgel noch Musik, weder Predigt noch Gebetbücher und hängt starrköpfig am julianischen Kalender. Kurz sie ist so ungebildet und unbildsam wie das Volk selbst. Dazu kommt noch, daß der größte Teil der russischen Dorfpopen sich in derselben elenden Lage befindet wie die verkommensten Muschiks und für diese Lage von Seite der Kirche nichts gethan wird, so daß sie mit deren „Gnadenmitteln" den schmachvollsten Handel zu treiben genöthigt sind.†)

*) P. v. Melingo, Kirche und Volksglaube in Griechenland. B. A. Z. 1892, Nr. 21 u. 22.

**) Russisches Kirchentum am Ausgang des 19. Jahrhunderts. B. A. Z. 1892, Nr. 23.

***) Der religiöse Standpunkt Rußlands. B. A. Z. 1894, Nr. 148, S. 3.

†) Die Lage der russischen Dorfgeistlichkeit. B. A. Z. 1895, Nr. 17.

Aber was ihr Verhältnis nach außen betrifft, gibt es in Rußland zweierlei einander entgegengesetzte Ansichten. Die Slawophilen (Panslawisten) bezeichnen als das Wesen der Orthodoxie die völlige Toleranz, verbunden mit Achtung vor dem fremden Glauben, so daß sie die Vereinigung der einzelnen slawischen Stämme erleichtere. Dagegen verlangen die extremen russischen Patrioten (z. B. in der Moskowskija Wjedomosti, d. h. den Moskauer Nachrichten) entweder Bekehrung oder Vertreibung der Rußland bewohnenden Katholiken, Protestanten, Sektirer, Juden, Mohammedaner und Buddhisten, ja sogar der Armenier.*)

Welche dieser beiden Ansichten ist die wahre russisch-orthodoxe? Die russische Regierung unter Alexander III. hat die Antwort hierauf gegeben durch die Verfolgung und Unterdrückung der Protestanten in den Ostseeprovinzen und der Katholiken und Griechisch-Unirten in Polen und Westrußland, die Vertreibung der Juden seit 1882, die Maßregelung der Sektirer, die Ausschließung ihrer Jugend von den Lehranstalten des Reiches, die Unterstützung rücksichtlosester Proselytenmacherei und den Senatsbeschluß von 1891, nach welchem alle nicht von orthodoxen Geistlichen eingesegneten Mischehen zwischen Angehörigen der russischen Kirche und Andersgläubigen als ungiltig erklärt wurden und getrennt werden mußten.**)

Zu rechtfertigen gesucht wird dieses schmähliche Treiben durch die geschichtliche Entwickelung der Kirche und des Staates in Rußland; der wahre Grund ist Barbarei und Kulturunfähigkeit!

## 2. Die Sekten.

Unter den verschiedenen morgenländischen Kirchengemeinschaften hat nur die russische ein eigentliches Sektenwesen, aber ein viel ausgedehnteres als irgend eine christliche Kirche. Es entspricht dabei dem konservativen Charakter der Russen, daß diese Sekten, soweit sie von der Staatskirche abgefallen sind, dies deshalb getan haben, weil ihnen diese noch zu wenig an den alten Ueberlieferungen zu hängen scheint, — im Gegensatz also zu den abendländischen Sekten, welche bekanntlich teilweise einen fortschrittlichen Charakter hatten oder (z. B. die Unitarier) noch haben. Der schon längere Zeit drohende Abfall jener Sekten von der Staatskirche vollzog sich an dem Concil zu Moskau 1666, dem letzten im Gebiete der morgenländischen Kirche. Die Abgefallenen nennen sich Starowjerzi, d. h. Altgläubige; bei

---

*) Wladimir Ssolowjew, Die historische Sphinx. B. A. Z. 1894, Nr. 56.

**) „Der religiöse Standpunkt“ a. a. O., S. 1 u. Nr. 151. Rußland unter Alexander III. Ebendas. 1895, Nr. 49 u. 51.

den Orthodoxen heißen sie Raskolniki, d. h. Abtrünnige. Die Unterschiede zwischen ihnen und der offiziellen Kirche sind nach unseren Begriffen höchst lächerlich. Sie entzweiten sich nämlich wegen der wichtigen Fragen, mit welchen und mit wie viel Fingern das Zeichen des Kreuzes zu machen sei, ob Jesus im Russischen Issus oder Jissus heiße, ob zwei- oder dreimal nach dem Gloria „Halleluja" gesungen werden, ob man bei Prozessionen dem scheinbaren oder wirklichen Laufe der Sonne folgen solle, ob es im nikäischen Glaubensbekenntnisse von Christus heißen müsse: geboren, nicht geschaffen, oder ob zwischen beide Wörter ein „aber" (russisch a) gehöre u. s. w.*)

Mit der Zeit spalteten sich die Abgefallenen aber auch unter sich, je nachdem sie sich von der Staatskirche mehr oder weniger weit entfernten. Der Hauptunterschied zwischen ihnen ist der in Popowschtschini, welche Priester und Sakramente beibehielten, und Bespopowschtschini, welche beides abschafften. Unter jener stehen die Jedinowjernyje, d. h. Gleichgläubigen, der Staatskirche am nächsten und nehmen sogar ihre Popen aus ihr. Ihre eigenen Seelsorger haben dagegen die Staropopowschtschini, eine Art Puritaner, auch in moralischer Beziehung. Unter den Priesterlosen gibt es wieder welche, die für den Zaren beten und Steuern zahlen, und solche (Theodosianer), welche den Zaren für den Antichrist halten und die Behörden Diener des Satans nennen. Die Extremeren unter ihnen, die Filipponen oder Lippowaner, meiden den Gebrauch der Waffen, verbinden Rechtschaffenheit mit Aberglauben, Fanatismus und oft Selbstmordmanie und leugnen die Gottheit Christi.**) Noch extremer sind die Christowyje ljudi (christliche Leute), die sich streng von allen Andersgläubigen absondern, ruhelos wandern und daher vom Volke Stranniki (Wanderer) oder Bjeguni (Flüchtlinge) genannt werden.

Rußland zählt aber auch Sekten, welche niemals zur orthodoxen Kirche gehörten. Ihre Glieder heißen schlechtweg Jeretiki, d. h. Häretiker, Ketzer. Die gemäßigtsten unter ihnen halten sich an die Bibel, haben kommunistische Tendenzen und verwerfen den Kriegsdienst; sie umfassen die Stundisten, welcher Ausdruck von den Betstunden der protestantischen Ansiedler entlehnt wurde, die Spassowschtschini, d. h. Erretteten, deren Gebräuche sich auf die Taufe beschränken, die Molokanii (Milchesser), Vegetarier, die alle Ceremonien verwerfen und weder Kirche noch Staat anerkennen, und die Duchoborzen (Geisteskämpfer), von ähnlicher Tendenz und dazu Antitrinitarier. An

*) Dr. Nikolaus v. Gerbel-Embach, Russische Sektirer. Heilbronn 1883. — Der religiöse Standpunkt Rußlands. 2. Die Sekten. B. A. Z. 1894, Nr. 150.

**) Die Philipponen, von H. Mankowski. B. A. Z. 1895, Nr. 271. (Bezieht sich auf die in Ostpreußen niedergelassenen Philipponen, welche Popen haben.)

die Stelle der heiligen Schrift setzen eigene Offenbarungen ihrer Lehrer die Adamiten, die kein Geld berühren, die Bilderstürmer, die nur unter freiem Himmel beten, und die Verbrenner, die für den Selbstmord schwärmen. Andere Sekten glauben an eine Wiedermenschwerdung Christi, den sie teils in den Wäldern suchen, teils in beliebigen Personen (z. B. Napoleon I.) wiedergekommen wähnen und anbeten. Ausschließlich verrückte Schwärmer sind die Tänzer, die geheime Orgien feiern, die Hüpfer, die so lange springen, bis sie in Krämpfe fallen, die Chlijsti, die sich selbst geißeln, und endlich die berüchtigten Skopzen, die sich nach einer gewissen Zeit (z. B. nachdem sie zwei Kinder haben) entmannen und den Frauen die Brüste verstümmeln. Ihre Flüchtlinge in Rumänien beseitigen ihre Toten auf geheimnisvolle Weise. Man schätzt die Gesamtzahl der russischen Sektirer auf 11 bis 14 Millionen, wovon etwa zwei Drittel auf die Altgläubigen und etwa ein Drittel auf die „Ketzer“ kommen. Es ist nicht zu verwundern, daß ein so furchtbarer Fanatismus bei den Nihilisten zu finden ist; er hat seine Keime schon im russischen Sektentum und pflanzt auch selbst wieder ein solches. Das Feuilleton eines Berliner Blattes (1882) sagt hierüber:

„Die interessanteste Sekte, welche aus dem Nihilismus hervorgegangen, aber sich nicht am Kampfe beteiligt, ist die der Reiniger, welche sich im Gouvernement Tambow organisirt hat. Diese Sekte wurde unter den nach Sibirien Deportirten zuerst dort gestiftet und ist von den Frauen jetzt mit großer Begeisterung in das Innere von Rußland hineingetragen worden. Da sie die Loslösung von der griechischen Kirche mit sich bringt, so wird sie auch als staatsfeindlich betrachtet, obgleich die Mitglieder verpflichtet sind, nichts an Kampfesmitteln als die Macht des Wortes anzuwenden. Das Hauptdogma ist die Verpflichtung, die Reinheit der Ehe unverbrüchlich zu wahren. Um die strengen Grundsätze durchführen zu können, ist jeder Mann zu einer wöchentlichen Beichte bei — einer Frau verpflichtet, allerdings nur bei denen, die als Oberhaupt der Gemeinde zu diesem Amte gewählt sind. Jeder Mann ist zu einer Schutzpflicht gegen alle Frauen als Religionskultus angehalten, und die Gesamtheit hat darüber zu wachen, daß es geschieht, ebenso, daß jedes junge Mädchen, sobald es erwachsen ist, verheiratet wird. Weshalb man diese Religionssekte als verdächtig betrachtet, ist für Ausländer kaum zu erraten, denn das Einzige, was bei derselben zu befürchten steht, ist, daß es ihr nicht gelingen könnte, viel Männer für sich zu gewinnen. Indes spricht der Erfolg dagegen; besonders die Deportirten in Sibirien betrachten sie als ein Schutzbündnis des Nihilismus; vielleicht der beste Beweis, wie sehr derselbe als Krankheit, aus ungesunder Atmosphäre erzeugt, zu betrachten sei.“

## C. Die protestantischen Kirchen.

### 1. Die Staatskirchen.

Während anerkannt werden muß, daß die katholische Kirche, ungeachtet ihrer Verirrungen in Aberglauben und Heidentum (oben S. 260 f.

und 266 f.) voll Leben, Farbe und Bewegung ist, bietet dagegen die protestantische Orthodoxie ein Bild der Oede, Dürre und Unfruchtbarkeit dar. Ihr fehlt es durchaus an eigenen Gedanken. Denn es ist höchst bequem und bedarf keines Funkens von Geist, einfach ohne Prüfung hinzunehmen, was die alten Juden und die ersten Christen geschrieben haben. In diesen Schriften aber unterschieds- und kritiklos insgesamt das „Wort Gottes“ zu finden, erscheint gegenüber den darin enthaltenen vielen anstößigen Geschichten, krassen Widersprüchen und zahllosen Ungereimtheiten geradezu als Blasphemie, wenn auch als eine unabsichtliche, doch als eine solche, die bei einiger Anwendung von Kritik unterbliebe.

Die protestantische Orthodoxie kennt keine Entwickelung. Für sie war der hebräische Monotheismus im Alten, die Gottheit Christi im Neuen Testament von vorn herein fertig. Für sie existirt die langandauernde Geschichte eines jeden Dogmas nicht. Ein jedes derselben wird von ihr, ungeachtet aller Phasen, die es durchmachte, heute wieder auf den Standpunkt der Kirchenväter zurückgeschraubt.

Diese rückläufige Richtung begann in der Mitte des 19. Jahrhunderts, unmittelbar nach der Niederwerfung des Taumels der tollen Jahre 1848 und 1849, mit der Tendenz, allen veralteten Glauben des 16. und 17. Jahrhunderts wieder aufzuwärmen und alle freie Forschung und Wissenschaft zu ächten.*) Ja, man verband sich (Stahl und Leo an der Spitze) mit dem Ultramontanismus zu diesem Zwecke, liebäugelte auf altlutherischer Seite mit dem Papsttum und trug dem vatikanischen Concil Wiedereintritt in die alleinseligmachende Kirche gegen Gestattung der Priesterehe und des Laienkelches an; die katholische Antwort war Spott und Hohn.

Seitdem ist diese Richtung in unbeugsamer Starrheit verblieben. Haben auch die katholisirenden Gelüste sich in ihrem Schoße verloren, so ist sie leider durch Schutz von hoher Seite festgerammt. Vier preußische Kultusministerien, die sich seit dem Abgange des wackern Falk folgten, haben gewetteifert, sie zu hegen und zu pflegen, ihr jede mögliche Begünstigung zu teil werden zu lassen, ihr die Staatsschule auszuliefern, an den Universitäten die wissenschaftlichen Theologieprofessoren durch blindgläubige zu ersetzen (an denen es aber bedenklich fehlt) und zu den seligen Tagen eines Raumer, Stiehl und Mühler zurückzukehren.**) Und leider sind Anzeichen vorhanden, daß man sich nicht scheuen würde, bei günstiger Gelegenheit der freien Forschung Fesseln anzulegen. Lassen sich ja Eulenstimmen genug vernehmen,

---

*) Georg Längin, Der Wunder- und Dämonenglaube der Gegenwart. Leipzig 1887, S. 43 ff. — Allgem. Kulturgesch., VI, S. 436, 486.

**) Siehe Allgem. Kulturgesch., VI, S. 386.

welche allzu gern jede Kritik des starren Bibelglaubens totschlagen möchten. Glücklicher Weise ist die Behauptung, daß dieser Glaube die Moralität stütze und jene Kritik sie gefährde, ohne Nachweis geblieben und wird es bleiben.

Das eigentliche Schoßkind dieser orthodox-reaktionären Richtung (wenigstens ihrer geistlichen Anhänger) war und ist noch heute der Teufelsglaube. Schon 1854 hatte der mecklenburgische Oberkirchenrath Kliefoth an der lutherischen Kirchenkonferenz in Eisenach die Wiederherstellung der abgeschafften Teufelsentsagung bei der Taufe durchgesetzt und den Prediger Bartholdi (schon ein Jahr vorher) wegen Abänderungen an jener Formel entsetzt. Pastor Siedel in Tharand (Sachsen) wies einen Pathen zurück, weil er nicht an den Teufel glaubte, und verklagte ihn sogar. In mehreren Synoden wurde mit Fanatismus für den Teufelsglauben gekämpft. Als Hauptkämpe für diesen zeigte sich aber seit 1856 der kurhessische Konsistorialrat (und Litteraturhistoriker!) Vilmar; er verlangte die Anerkennung des Teufels nicht nur als Phrase, sondern als „Existenz des Schreckens und Entsetzens“; er habe, behauptete er, „das Zähnefletschen des Teufels aus der Tiefe gesehen, sein Lästern und Hohnlachen aus dem Abgrund gehört“ (!). Noch mehr, — er verteidigte (völlig konsequent) auch den Hexenprozeß und den Teufelsbund, das Köpfen der Gottesleugner und das Verbrennen der Hexen. Ihm folgte die Kirchenzeitung des Professors und Konsistorialrates Hengstenberg in Berlin, indem sie die Lehre vom Teufel als die kräftigste Stütze des Christentums feierte. Superintendent Dr. Sander nannte 1858 die Lehre vom Satan einen integrirenden Teil der Schriftwahrheit, und General-Superintendent Dr. Sartorius erklärte, es sei der Teufel selbst, welcher ausstreue, er existire nicht! Der hannoversche Katechismus, welchen 1862 der blinde König dem Lande „zum Geschenk machte“, lehrte in Frage 45 bis 47 förmlich den Bund der Zauberer, Wahrsager, Geisterbanner u. s. w. mit dem Teufel.

Und so ging der Hohn auf alle Vernunft weiter, zum Glück nicht ohne heftigen Widerstand von aufgeklärter Seite, hat aber noch heute seine fanatischen Vertreter. Pastor Franz Splittgerber zu Mützenow in Pommern suchte 1880 aus Träumen, Visionen, Hallucinationen des Gehörs und allerlei Anekdoten die persönliche Einwirkung des Satans auf den Menschen zu beweisen. Pastor Ernst Mühe zu Derben bei Genthin wollte 1884 nachweisen, daß das Leiden Christi vom Teufel angestiftet sei, daß Jesus leibhaftig die Hölle besucht und den Verdammten gepredigt habe, daß die Zaubereien mit Hilfe des Teufels geschehen, daß dieser das Chaos vor der Schöpfung hervorgebracht habe und daß er das Tischrücken und Geisterklopfen verursache. Der Dritte im Bunde, Pastor Friedr. Aug. Rösch en zu Winnerod

bei Gießen proklamirte 1886 die Wirklichkeit der Zauberei durch Eingebung des Teufels und ihre Bekämpfung durch die Teufelsentsagung bei der Taufe.

Infolge dieser Bemühungen hat der roheste Zauber- und Dämonenglaube und haben Fälle religiösen Wahnsinns reißend zugenommen (Längin a. a. O. S. 96 ff.). Noch 1896 gab Theod. Heinr. Mandel Joh. Christof Blumhardts Bericht von 1844 über eine Teufelsbeschwörung heraus, welche dieser pietistische Geistliche in Möttlingen an einer von 800 Teufeln besessenen Person vollbracht haben wollte. Der „Sieg von Möttlingen“, wie die Schrift betitelt ist, eine Krankheitsgeschichte, welche ein Gegenstück zur „Seherin von Prevorst“ bildet, behauptet allen Ernstes, die Geschichte der Gottliebe Dittus erweise, „daß das Reich der Finsternis in ihr eine Person erblickte, welche in das Zaubereitreiben hereinzuziehen es für seine Aufgabe halten mußte!“ Es habe sich hier um eine Schlacht gehandelt, welche von der Finsternis angeboten, von dem Lichte mit kluger Strategik angenommen und zu einer mörderischen Niederlage gestaltet wurde. Ja, es fehle nicht an Momenten, welche erkennen lassen, dies sei von dem Lichte in wohlberechneter Absicht auf den Kampf angelegt worden!! Der Verfasser glaubt auch, daß Dämonen Feuersbrünste, Erdbeben, Dürre, Nässe u. s. w. herbeiführen!

Das Stärkste im Teufelsglauben aber leistet offenbar F. Bettex in Stuttgart*), welcher sagt: wenn es keinen persönlichen, lebendigen Urheber und Fürst des Bösen gebe, der von glühendem Haß gegen Gott erfüllt, mit seinen Engeln des Verderbens täglich, nächtlich die Erde umkreist, unaufhörlich den Menschen zum Bösen verlockend, — so brauchen wir keine Religionen mehr! — Aber noch nicht genug an diesem Unsinn! Der fromme Mann geht noch weiter und nennt den Teufel geradezu einen **Gott**, den Gott des Nein und des Bösen, der sich mit dem Gotte des Ja und des Guten in das Weltall geteilt habe. Für solche manichäische Blasphemie gibt es keinen Monotheismus und auch kein Christentum mehr. Hier wird die Orthodoxie zur nackten Gotteslästerung!**)

Zu diesen Erscheinungen paßt auch das Streben nach der Wiederherstellung solcher Liedertexte, welche die christliche Demut durch ehrgefühllose Selbstbeschmutzung karikiren. So wurde am 18. Jan. 1882, wie der Hamburgische Korrespondent berichtete, in der Landessynode der Provinz Hannover über das schöne Lied: „Ich bin ein Scheusal ohne dich“ verhandelt:

*) Natur und Gesetz. Bielefeld und Leipzig 1897, S. 66 f.
**) Vergl. des Verf. Teufels- und Hexenglaube. S. 157 ff.

Pastor Pfaff in Osterbruch, Land Hadeln, regte noch einmal an, das Wort „Scheusal", den Inbegriff aller Nichtswürdigkeit, wegzulassen. Es werde das betreffende Lied, Nr. 205 des Entwurfs, meistens von Konfirmanden gesungen, und er möge seine Konfirmanden nicht nötigen, zu singen: „Ich bin ein Scheusal ohne Dich". Er habe sich daher gefreut, als im ersten Entwurfe dieses Wort ersetzt worden durch: „Ich bin voll Sünde ohne Dich". Seine Freude habe aber nicht lange gedauert. Bald sei gesagt worden: „Ich bin ein Greuel ohne Dich", und das Wort Greuel sei auch durchaus unpassend, anstößig. Jetzt werde nun gar das alte Wort wieder eingeführt. Wenn die Lüneburger durchaus das Wort haben wollten, ohne dieses häßliche Wort das neue Gesangbuch nicht annehmen würden, so bedauere er das. Er befinde sich in entgegengesetzter Lage. Wenn dieses Wort im neuen Gesangbuche stehe, sei ihm die Annahme desselben unmöglich. Uhlhorn trat für das Wort Scheusal ein, welches in kräftiger Weise ausdrücke, was der Mensch ohne Gottesglauben und Evangelium sei. Konsistorialrat Düsterdieck in Hannover sprach sich in ähnlicher Weise aus, im Worte Scheusal weiter nichts findend als die Bezeichnung der Verworfenheit des Menschen ohne Gott. Pastor Greve in Hannover war gleicher Meinung: aber Pastor Wendebourg in Lewe bat, dem Antrage des Pastor Pfaff zuzustimmen, oder zu setzen: „Ich bin ganz unrein ohne Dich", denn jeder gebildete Mensch habe einen Abscheu vor dem Worte Scheusal. Schulinspektor Blancke in Hannover sprach für die Fassung „voll Sünde". Pastor Pfaff teilte mit, er habe als Knabe vor 60 Jahren singen müssen: „Ich bin verloren ohne Dich". Sein Lehrer habe die alte Fassung für eine unwürdige gehalten. Schatzrat Hugenberg in Hannover sprach lebhaft für den von Pfaff gestellten Antrag und widerlegte die Deutungen Uhlhorns und Düsterdiecks. Pastor Frank in Wietzendorf erklärte, die Lüneburger fürchteten eine Schwächung ihres Bekenntnisses, wenn das Kraftwort „Scheusal" aus dem Gesangbuche gestrichen werde, und sie würden das neue Gesangbuch dann nicht annehmen. Pastor Pfaff bedauerte die Lüneburger herzlich wegen der Abhängigkeit ihres Bekenntnisses von dem Vorhandensein eines solchen Wortes im Gesangbuche und fand es stark, daß ein solcher Grund für Beibehaltung eines so häßlichen Ausdruckes vorgebracht werden könne. Superintendent Steinmetz in Göttingen stellte den Antrag, die Worte „ein Scheusal" beizubehalten, als Parallele aber darunter zu setzen: „voll Sünde". Dieser letztere Antrag kam zur Annahme, worauf Pastor Pfaff erklärte: „Hierdurch wird für mich und hoffentlich noch für viele der neue Gesangbuchsentwurf unannehmbar".

In der anglikanischen oder Hochkirche spielen diese Teufeleien soviel bekannt, keine Rolle. Die reaktionären Bestrebungen in jener ohnehin halb katholischen Kirche beziehen sich auf den Versuch, nach und nach ganz katholisch zu werden. Organ dieses Versuches ist die katholisirende sog. Ritualistenpartei, welche jene Tendenz teils durch allmähliche Einführung katholischer Gebräuche (z. B. der Ohrenbeichte und verschiedener Ausschmückungen der Kirchen), teils durch plötzlichen Uebertritt zu Rom verrät. Ihr Gründer, Edward Bouverin Pusey, Dekan, Prediger und Professor des Hebräischen in Oxford (geb. 1800, † 1882), zog den ersten Weg dem zweiten vor, obschon seine bedeutendsten Anhänger, die Wiseman, Newman u. A. den letztern wählten, zu welchem er selbst den ersten Anstoß gab, indem er von dem Grundsatze ausging, daß in der „Hochkirche" nur die katholischen Elemente

gut, die protestantischen aber schlecht seien.*) Er verfocht indessen nur die Beichte, Absolution und Transsubstantiation; seine konsequenteren Schüler glaubten weiter an das Fegfeuer und an die Heiligen und führten katholische Ceremonien ein; die konsequentesten aber wurden vollends römisch-katholisch. Diese Konversionen, denen in umgekehrter Richtung mindestens ebenso viele gegenüberstehen, kommen vorzüglich unter dem Adel vor. Doch wäre durch sie allein die starke Zunahme katholischer Kirchen, Klöster und geistlicher Personen in England und Schottland nicht zu erklären, sondern nur durch sehr zahlreiche Einwanderung von Irländern, welche immerhin die große Masse der englischen und schottischen Katholiken bilden. Es ist übrigens nicht zu vergessen, daß unter den britischen Protestanten die stets abnehmenden Hochkirchler nur eine Minderheit, die stets zunehmenden Presbyterianer und Dissidenten aber eine unbeugsame Mehrheit, und unter Jenen wieder die Ritualisten (die einzige Hoffnung Roms) eine noch kleinere Minderheit ausmachen.

Diese Erscheinungen, verbunden mit der römischen Maßregel von 1878, welche gleich der englischen auch die schottische Hierarchie wieder hergestellt hat, haben indessen die langjährige Lauheit und Gleichgültigkeit der britischen Protestanten aufgerüttelt und in England Petitionen an die Krone gegen den Ritualismus und die Ohrenbeichte, in Schottland gegen jene hierarchische Maßregel hervorgerufen. Die nach vielen Tausenden zählenden Unterzeichner finden, die britischen Katholiken erfreuen sich voller Freiheit und sollten sich weiterer Uebergriffe auf die kirchengeschichtliche Entwickelung der britischen Inseln enthalten. Allem Anschein nach haben die zur Modesache gewordenen britischen Konversionen ihren Höhepunkt überschritten, und der (freilich intolerante) Ruf „no popery“ wird in England niemals verstummen.

## 2. Die Sekten.

Unter den protestantisch-orthodoxen Sekten der jüngsten Zeit sind nur zwei erwähnenswert: die Heilsarmee und die Mormonen (s. Bd. VI, S. 243 ff.).

Die Salvation army ist ein Ableger des Methodismus. Ihr Stifter und „General“ William Booth ist 1829 in Nottingham geboren; mit 14 Jahren wesleyanischer Methodist geworden, begann er bald auf offener Straße zu predigen, wurde mit 17 Jahren Laienprediger, mit 24 Geistlicher in London und infolge großartiger „Bekehrungen“ 1854 Evangelist, trat aber 1861 wegen Zurücksetzung aus und wirkte als Reiseprediger auf eigene Faust, begleitet und unterstützt von seiner

*) B. A. Z. 1894, Nr. 153.

Frau, welche ebenfalls predigte. In der ersten Zeit in einem Zelte Andacht haltend, hatten sie bald solchen Zulauf, daß sie stets größere Lokale beschaffen mußten, und Booth entschloß sich endlich, seine Anhänger militärisch zu organisiren und gab ihnen 1878 den heutigen Namen. Seine Gehilfen erhielten militärische Rangtitel, die „Armee“ bekam den Wahlspruch „fire and blood“, und gründete das Bundesblatt „War cry“ (Kriegsruf).*) Im J. 1882 hatte die Organisation 281 Stationen und 305 Corps unter 728 Offizieren mit etwa 15 000 Soldaten, meist in England, mit kleinen Filialen in Paris, Amerika und Australien. Offiziere und Soldaten sind beiderlei Geschlechts, tragen die bekannten Uniformen und erhalten Sold nach ihrem Range. Die Corps durchziehen die Straßen mit Fahnen und Musik.

Die Heilsarmee, welche, gleich der römischen Kirche, außer ihr kein Heil kennt und den offiziellen Kirchen den „Krieg“ erklärt, wendet sich gleich den Aposteln an die Armen, Elenden und Verworfenen, an die des religiösen Trostes Entbehrenden, an die Lasterhaften und Verbrecher, welche von den Kirchen vernachlässigt werden. Von ihrer erhofften Herde wird sie aber meist nicht nach dem Werte, den sie sich zuschreibt, geschätzt, sondern — in London fast fortwährend und an jedem neuen Niederlassungsorte regelmäßig, — vom Pöbel geringern und selbst höhern Ranges beschimpft, bedroht, angegriffen und sogar mißhandelt, wogegen die „Soldaten“ sich nicht tätlich wehren, sondern unter Gesang den Rückzug antreten. Die „Salutisten“ enthalten sich des Alkohols, Tabaks und außerehelichen Umgangs und bekämpfen vorzüglich die Wirtshäuser („Hallen des Teufels“), indem sie vor deren Türen beten und singen und Traktätchen hineinwerfen, bis man sie fortjagt.

Ihre Gottesdienste, teils auf offener Straße, teils in ihren Versammlungslokalen, beginnen mit Niederknien, worauf Gesang und Ansprachen Bekehrter folgen, die ihre Rettung erzählen. Die Gesänge sind, abweichend von den monotonen Psalmen anderer Sekten (und der reformirten Kirche), meistens Gassenhauern oder Volksliedern entnommen, denen indessen biblische Texte unterlegt sind.

Die Versammlungen der Heilsarmee sind stets auf Effekt und Nervenerschütterung berechnet. Reden, Gebete und Gesänge haben sehr viel mit der Hölle und dem Teufel zu tun, welcher regelrecht und militärisch „attakirt“ wird. Im Knien werden förmliche Drill-Uebungen vorgenommen; verdächtige Zuhörer, die nicht alles mitmachen, werden unter dem beliebten „Hallelujah“-Geschrei hinausgeworfen.

*) Die Armee der Seligmacher in England, von E. A. Ehemann. B. A. Z. 1882, Nr. 12.

Die Heilsarmee hat ungeachtet ihrer komödienhaften Torheiten eine große ethische und soziale Bedeutung. Sie hat Tausende von Trunkenbolden zu nüchternen Menschen gemacht, Hunderte von Dirnen dem Anstande wiedergegeben, eine Menge verhandelter Mädchen den Klauen der Kuppler entrissen. General Booth aber (dessen Gattin im Oktober 1890 starb und von vielen Tausenden durch feiernde Hunderttausende zur Ruhe geleitet wurde) hat unter dem Titel „In darkest England“ (frei nach Stanley) ein großartiges System der Sozialreform entwickelt, nach welchem (mit der Kleinigkeit von einer Million Pfund Sterling) für die Arbeits- und Obdachlosen städtische Unterkunftshäuser mit Arbeitshallen, dann Landkolonien oder Farmen mit hinreichendem Grund und Boden zu landwirtschaftlichen und industriellen Betrieben, und endlich überseeische Ansiedelungen gegründet werden sollen.*) Diese Tendenzen vermöchten für die Heilsarmee einzunehmen, wenn deren Schauspielerei und Teufelseifer wegfielen.

Die Geschichte der „Heiligen des jüngsten Tages“ oder der Mormonen ist seit dem Tode ihres zweiten Propheten Brigham Young (1876, s. Bd. VI, S. 255) nur noch eine Geschichte des Verfalls oder der Auflösung.**) Im J. 1862 schon erließ der Kongreß in Washington ein Gesetz zum Zwecke der Ausrottung der Polygamie unter jenen „Heiligen“. Aber weder dieses, noch das weitere von 1869 hatten Erfolg. Auch das vom Senator Edmunds 1882 beantragte Gesetz, welches lediglich vorschrieb, daß ein Mormone nur mit einer Frau leben dürfe, den übrigen und ihren Kindern den Namen des Mannes und Vaters ließ, aber künftige Vielweiberei mit drei Jahren Zuchthaus bedachte, erntete nur den Hohn der Mormonen; ja ihr Apostel und zweiter Präsident, George Q. Cannon, nahm zum Trotz noch in demselben Jahre eine neue Frau, und seinem Beispiele folgten in vier Jahren mehr „Heilige“ als vorher in einem Jahrzehnt. Cannon wurde zwar angeklagt, entfloh, wurde erwischt und in Untersuchung gezogen, aus der sehr anrüchige Dinge hervorgingen. Man ließ ihn gegen eine hohe Bürgschaft frei, und er entfloh abermals. Das gleiche tat der erste Präsident, Youngs Nachfolger, John Taylor, nachdem er wegen Ehebruchs in Anklagezustand versetzt war, und Cannons Sohn, ein „Bischof“, mußte 1886 wegen unsittlichen Lebens von der „Kirche“ ausgeschlossen werden. Taylor erließ von seinem nur Wenigen bekannten Zufluchtsorte ein Schreiben an die „Gläubigen“, worin er jene Frauen, die meineidig ausgesagt

*) „Im dunkelsten England“ von General Booth. Von E. A. Ehemann. B. A. Z. 1890, Nr. 252.

**) D. T. Fernhagel, Die Wahrheit über das Mormonentum. Blätter aus Utah. Zürich 1889, S. 58 ff.

hatten, sie wüßten nicht, wer die Väter ihrer Kinder seien, belobte. In einem frühern Schreiben an den Vicepräsidenten der Union hatte er die einfache Ehe Prostitution und Urheberin von Verbrechen, die vielfache aber den Ursprung der Keuschheit genannt. Die verrückten und sich widersprechenden „Offenbarungen" der Mormonenhäupter fuhren fort zu erscheinen, und dabei trieben sie Geisterschwindel und ließen verstorbene Verlobte mit einander trauen, weil im Himmel blos Verheiratete geduldet würden. Wunder- und Aberglaube wurden in jeder Richtung gepflegt. Ebenso dauerten die mit der Vielweiberei verbundenen Unsittlichkeiten fort, und dem Geschwätze der Propheten zum Trotze kamen Ehebruchsfälle immer häufiger vor, welche zu erleichtern unbequeme Gatten als Missionäre in die Alte Welt gesandt wurden. Ungescheut nahm man Stieftöchter zu ihren Müttern in die Harems auf. Die Oberen stahlen und betrogen, und die Armen erhielten keine Unterstützung, außer von Nichtmormonen, mußten aber der „Kirche" unnachsichtlich ihre Zehnten zahlen. Neben diesen ist ein weiteres Ausbeutungsmittel das „Himmelbuch", in welches man sich gegen hohen Preis einzeichnen muß, um im Himmel mit seiner Familie vereinigt bleiben zu können. Den Meisten bleiben bei der Vielweiberei der Häupter keine Frauen übrig oder höchstens eine; vielfach verheiratet sind nur drei Prozent der Mormonen. Um so empörender ist diese Oligarchie von Schwindlern unter betrogenem Volke! Im J. 1888 starb Taylor, und ihm folgte als Präsident der Apostel Wilford Woodruff, ein achtzigjähriger Greis und den Vereinigten Staaten gegenüber friedfertiger Mann, kein fanatischer Anhänger der Vielweiberei. Zu derselben Zeit entzog die Bundesregierung Allen, welche an jenes Institut nur glauben, das Wahlrecht, — allerdings in Verletzung der Verfassung, welche Glaubensfreiheit gewährt. Doch ist die Polygamie jetzt im Aussterben begriffen.

---

## Zweiter Abschnitt.

# Die oppositionelle Religion.

### A. Der Alt- oder Christkatholizismus.

Nachdem das Dekret vom 18. Juli 1870, das den Papst, wenn er vom Lehrstuhle spricht, als unfehlbar und seine Aussprüche als unabänderlich erklärte, erlassen war (A. K. Bd. VI, S. 230 f.), versammelten sich am 14. Aug. rheinische Katholiken in Königswinter bei

Bonn*), wo der Professor der Theologie Dieringer „das große Wort führte" und eine Erklärung entwarf, die einstimmig angenommen wurde und wegen Unfreiheit und Mangel an Uebereinstimmung des Concils dessen Dekrete verwarf. Sie wurde dort und in der Folge von 1359 Namen unterzeichnet, welche sämtlich der höhern wissenschaftlichen Bildung angehörten. Aber dem Beispiele der am 30. Aug. in Fulda versammelten 9 von 24 deutschen Bischöfen, welche eine milde gehaltene Ansprache zum Zwecke der Durchführung der Concilsbeschlüsse erließen, folgten auch die übrigen, unterwarfen sich den Dekreten, welchen die Mehrheit von ihnen nicht zugestimmt hatte, und rissen die große Masse der Katholiken mit sich in den Sumpf der Charakterlosigkeit. Wer wußte denn außer den gelehrten Theologen, daß „dem Concil alle Bedingungen eines wahrhaft ökumenischen abgingen, daß der Definition vom 18. Juli jedes Merkmal einer ökumenischen Concilsdefinition fehlte"? Die ultramontane Presse sorgte dafür, daß Bedenken in dieser Richtung nicht aufkamen, und die „katholischen" Vereine taten ebenfalls das ihrige. Am meisten aber trug zum Siege der Unfehlbarkeit die Schwäche der Regierungen gegenüber der Geistlichkeit bei, indem die letztere über die Taufe, den Religionsunterricht und die Friedhöfe, vorwiegend auch über die Schulaufsicht und die Eheschließung verfügte. So wurden denn die vatikanischen Dekrete von den abgefallenen Bischöfen mit Leichtigkeit verkündet und durchgeführt. Schulte sagt (S. 273): „Man ließ sich abschlachten und schlachtete sich ab, warf Ueberzeugung, Glauben, Priester- und Mannesehre hinweg." Er weist dann nach, „daß dieses vatikanische Dogma vom katholischen Standpunkte aus, wie er in dem bisherigen Glauben, der sich auf die Schrift und Tradition stützt, begründet war, falsch ist." Bezüglich des nähern verweisen wir auf sein Werk.

Der letzte deutsche Bischof, der sich unterwarf, war Karl Josef Hefele in Rottenburg, der noch am 14. Sept. erklärt hatte, das neue Dogma sei an sich nicht wahr, am 11. Nov., er werde es nicht verkünden (Schulte S. 215 ff.), am 3. Dez., es fehle nicht am Willen der Hierarchie, wenn nicht im 19. Jahrhundert wieder Scheiterhaufen aufgerichtet werden, und am 25. Jan. 1871, was man in Rom treibe und übe, habe nur noch Schein und Namen des Christentums, nur die Schale; der Kern sei entschwunden. Am 10. April aber verkündete er das Dogma, weil er bei seiner Regierung keine Unterstützung fand, und „opferte damit Ueberzeugung und Gewissen" (Schulte S. 235). Hefele starb 1893.

---

*) J. Fr. v. Schulte, Der Altkatholizismus. Geschichte seiner Entwickelung, innern Gestaltung und rechtlichen Stellung in Deutschland. Gießen 1887, S. 105 ff.

So waren die Gegner der Unfehlbarkeit ohne Schutz und auf sich selbst angewiesen. Eine Versammlung in München am 10. April 1871 bat die bairische Regierung, das Eindringen des neuen Dogmas in die Schule zu verhindern, wogegen der Erzbischof Scherr den König bat, die aufgeregten Gemüter zu beruhigen (d. h. zur Folgsamkeit zu bewegen). Ludwig II. antwortete hierauf damit, daß er dem exkommunizirten Döllinger zum Geburtstage herzlich Glück wünschte und dabei bezeugte, wie hoch ihn dessen so entschiedene Haltung in der Unfehlbarkeitsfrage erfreut habe und wie jammervoll er die Haltung des „geistesschwachen" Erzbischofs finde.*) Die acht bairischen Bischöfe boten dem König offen Hohn, Döllinger lud dann zu Versammlungen ein und gab damit zur Bildung altkatholischer Gemeinden und zum Beginne des Kulturkampfes in Baiern den ersten Anstoß. Schon am 22. bis 24. Sept. fand in München der erste, aus Deutschland, Oesterreich und der Schweiz besuchte Altkatholiken-Kongreß statt, dem auch Geistliche der alten holländischen, der anglikanischen, griechischen und anderer Kirchen und Gäste aus vielen weiteren Ländern anwohnten, und welcher die Herstellung einer regelmäßigen Seelsorge beschloß; Döllinger sprach dagegen, weil er glaubte, der größere Teil der Geistlichkeit folge nur widerwillig der neuen römischen Lehre. Nachher sah er seine Täuschung ein und stimmte dem Beschlusse stillschweigend bei. Erzbischof Loos von Utrecht firmte in West-Deutschland und wohnte am 20.—22. Sept. 1872 dem zweiten Kongresse in Köln bei, der ebenso stark besucht war wie der erste. Die Gemeindebildung nahm zu; eine in Köln gewählte Bischofskommission tat die vorbereitenden Schritte zu der Bischofswahl, die in der Delegirtenversammlung vom 4. Juni 1873 in Köln mit 69 von 77 Stimmen auf Professor Hubert Reinkens aus Breslau fiel. Döllinger hatte wegen seines Alters im voraus abgelehnt. Der Bischof wurde von Preußen (Minister Falk), Baden und Hessen anerkannt, in Baiern aber (v. Lutz) nicht, obschon das ablehnende Schreiben ihn als Bischof titulirte. Würtemberg verhielt sich passiv. Begünstigt wurden die Altkatholiken in keinem Staate, zwar vielfach gerecht behandelt, aber vielfach auch mit Schwierigkeiten bedacht. In Baiern wurden seit 1891 die Altkatholiken staatlicherseits nicht mehr als Katholiken angesehen. Auch sonst sind den Regierungen aus politischen Gründen die Ultramontanen genehmer geworden als die Altkatholiken. Seit der Bischofswahl wurde die altkatholische Gemeinschaft in Deutschland von Synoden in Bonn geleitet, welche auch zweckmäßige Reformen vorbereiteten. Von 1876 bis 1884 wurde über die Einführung der deutschen Sprache in der Liturgie beraten und endlich, doch ohne Verbindlichkeit für die ein-

*) Schulte a. a. O., S. 336 ff.

zelnen Gemeinden, empfohlen und meist auch angenommen. Die 5. Synode von 1878 beschloß die Aufhebung der zwangsweisen Ehelosigkeit, wovon jedoch nur etwa die Hälfte der Geistlichen Gebrauch machten.*) Im Uebrigen ist, mit Ausnahme der Ablehnung der von Pius IX. erlassenen Dogmenedikte und des Syllabus, die altkatholische Kirche bei dem katholischen Dogma, sogar der Transsubstantiation, stehen geblieben.

Altkatholische Gemeinden haben sich, außer in Deutschland und der alten holländischen (nicht jansenistischen) Kirche, in der Schweiz gebildet, wo die neue Kirche „christkatholisch“ heißt und 1876 Professor Dr. Eduard Herzog zum Bischof erhielt, 1874 eine theologische Fakultät dieser Richtung in Bern entstand und mehrere katholische Gemeinden der größeren Städte zu ihr übertraten.**) In Oesterreich nimmt der Altkatholizismus, obschon es noch zu keiner Bischofswahl kam, mehr zu als in Deutschland und der Schweiz. Alle diese vier Gemeinschaften sind in einem Bunde vereinigt. Bedenklicher für die altkatholische Sache ist ihre auf mehreren internationalen Kongressen (zuletzt 1892 in Luzern) befürwortete und zum Teil erfolgte Verbindung mit der anglikanischen und der russischen Kirche, welche beide, obschon „romfrei“, doch kaum toleranter und aufgeklärter sind als die römische. Eher erweckt Sympathie das freundliche Verhältnis zum deutschen Protestantismus mit Ausnahme der extremsten Orthodoxie.

Der Schlesier Karl Jentsch, ehemaliger römisch-katholischer Geistlicher, aber im Kulturkampfe 1875 exkommunizirt, weil er zu einer Demonstration gegen die Staatsgesetze (Sammlung für ungesetzlich geweihte Priester) nicht beitragen wollte und auch wegen ärmlichen Einkommens nicht konnte, sagt über den Altkatholizismus, dem er sich doch angeschlossen hat, er habe darin nur noch einen Notbau für Katholiken, die weder ultramontan sein, noch sich entschließen können, Protestanten zu werden, gesehen; es sei ganz willkürlich, wie Reinkens wollte, die Kirche, wie sie von Cyprian beschrieben worden, als Ideal hinzustellen; denn ebenso leicht (oder schwer) wie diese könnte man das gleichzeitige römische Reich unter Valerian herstellen. Entsprach die Kirche nach Cyprian nicht dem Willen Gottes und der Idee Christi, warum sollte sie vor ihm diesem entsprochen haben? Sind Papst und Ohrenbeichte nicht göttliche Einrichtungen, sondern geschichtliche Produkte, warum sollten jenes Bischof und Messe eher sein? Gehe es einmal an das Aufräumen mit dem Menschenwerk in der Kirche,

---

*) Schulte a. a. O., S. 649. — Lic. Leop. Karl Goetz, Die geschichtliche Stellung und Aufgabe des deutschen Altkatholizismus. Leipzig 1896, S. 51 ff.

**) Herzog, Beitr. zur Vorgeschichte der christkatholischen Kirche in der Schweiz. Bern 1896.

so wäre auch das Neue Testament nicht mehr sicher, das ja auch voll Menschenwerk steckt. Diese Erfahrung habe man im Protestantismus längst gemacht, und es sei daher überflüssig gewesen, sie noch einmal zu machen. Jentsch hält die Aussicht, daß die deutsche Altkatholikengemeinschaft das 20. Jahrhundert durchlebe, für sehr gering. Eine kleine zerstreute Religionsgemeinschaft werde mit der Zeit von den großen Gemeinschaften, unter denen sie lebt, aufgesogen. Doch kann er sich hierin auch sehr leicht irren. Es ist schon oft anders gekommen, als man dachte.*)

## B. Die protestantische Reformbewegung.

### 1. Die Bibelkritik.

Eine unbefangene Kritik der biblischen Schriften kennt nur der Protestantismus. Weder den Katholiken noch den Juden ist diese Unbefangenheit gegeben. Die Katholiken (wie auch die orthodoxen Protestanten) hindert daran das Festhalten am Dogma, die Juden ihr Nationalstolz. Der kritische Standpunkt, auf welchen sich ein großer Teil der protestantischen Theologen geschwungen hat, soweit er auch von völliger Einheit und Vollendung seines wissenschaftlichen Strebens noch entfernt ist, hat doch über allen Zweifel für Jeden, der nicht blind sein will, wenigstens die Tatsache erhoben, daß die Büchersammlung, welche man in einer lediglich beschränkte Vorurteile nährenden Allgemeinheit *Bίβλια*, d. h. die Bücher zu nennen gewohnt ist, zu sehr verschiedenen Zeiten, von sehr verschiedenen Personen und zu sehr verschiedenen Zwecken verfaßt worden ist und von Widersprüchen wimmelt. Die Schönheit und Erhabenheit vieler Stellen dieser Bücher wird von keinem Gebildeten angetastet; aber diese Stellen müssen, wenn man sie mit den vielen schwachen, blöden und sogar unanständigen zusammenwirft, in den Augen jedes Denkenden leiden.

Es kann doch für Jeden, der die Bibel so liest wie sie geschrieben ist, unmöglich zweifelhaft sein, daß der darin enthaltene Bericht über die Schöpfung nur von einem Manne geschrieben werden konnte, welcher die Erde für den Hauptteil der Welt, für das Gegenstück zum Himmel hielt und alle übrigen Weltkörper nur dazu geschaffen glaubte, der Erde als Beleuchtungsmittel zu dienen. Und ähnlich verhält es sich für den Unbefangenen mit vielen anderen Teilen der Bibel. Eine

*) F. Stieve, Bedeutung und Zukunft des Altkatholizismus. B. A. Z. 1896, Nr. 131. — Th. Weber (Nachfolger des 1895 gestorb. Reinkens als Bischof), Nochmals die Bedeutung und Zukunft des Altkatholizismus. Ebendas., Nr. 148. — Karl Jentsch, Wandlungen. Lebenserinnerungen. Leipzig 1896, S. 392 ff.

Verehrung und Wertschätzung kann ein Solcher nur jenen Teilen der Sammlung entgegen bringen, welche mit allgemein anerkannten wissenschaftlichen Tatsachen nicht im Widerspruche stehen, also vorzugsweise den Psalmen und einem Teile der Propheten, abgesehen vom Hohenliede, das in die Bibel kam wie Saul unter die Propheten.

Wir fassen im folgenden die Hauptergebnisse der protestantischen Bibelforschung unserer Zeit an der Hand ihres konsequentesten Vertreters, Professor Bernhard Stade, zusammen.*)

„Die alttestamentliche Religion hat von ihren ersten Anfängen bis zu ihrer Entwickelung zu einer rein geistigen, monotheistischen Gottesverehrung weite Wege zurücklegen müssen. Sie wurzelt in einer Naturreligion, sie ist vielleicht ein Reis auf fremdem Stamme, von einem fremden Volke auf Israel übertragen.“

„Für den alten Israeliten reicht die Welt nicht weiter als das Land, das ihn nährt. Daher ist der Gott des alten Israels der Gott des Landes Israels und die Realität der Götter der anderen Völker wird nicht geleugnet. Sie üben die gleiche Macht in den Ländern dieser, wie Israels Gott in der israelitischen Welt.“

„Ein großes Gerölle verschiedener religiöser Vorstellungen ragt aus der Heidenzeit in die Religion Israels hinein; bis ins Gesetz hinein hat sich ein guter Teil desselben in den Reinigkeitsgesetzen und den Speiseverboten erhalten.“

„Die Verehrung Gottes im Bilde war ihr (der Religion Israels) von Haus aus nicht fremd. Sie war von Haus aus mit der Natur durchweg verknüpft, wie die Religion der Heiden. Sie war eng verknüpft mit dem Lande und den in seiner Natur bedingten natürlichen Veranlassungen zur Gottesverehrung.“

„Umgebildet ward dieser Gottesbegriff durch das Prophetentum.“

„Die prophetische Bewegung hat heftige Kämpfe mit der volkstümlichen Gottesverehrung auskämpfen müssen. . . . . Erst der Untergang des Staates bringt die Entscheidung. Mit dem Exile vollzieht sich die Wendung. Der Israelitismus entwickelt sich zum Judentum.“

Die hebräische Geschichtschreibung hat verschiedene Eigentümlichkeiten, deren erste, die Ineinanderschaltung verschiedener Quellenschriften (Stade a. a. O. S. 20 ff.), uns hier zu weit führen würde, bezüglich welcher jedoch „im Ganzen und Großen in der Ausscheidung der einzelnen Bestandteile der historischen Stücke eine große Einstimmigkeit unter den Kritikern vorhanden ist“. Eine zweite Eigentümlichkeit ist die Darstellung in Form von Stammbäumen (a. a. O. S. 27 ff.). „Neue Völker entstehen aber niemals (wie in der Genesis) durch rasche

*) Geschichte des Volkes Israel. Berlin 1887, Bd. I, S. 5 f., 8 ff. Die bedeutendsten seiner Vorgänger in unserer Zeit sind K. A. Graf, der Holländer A. Kuenen und J. Wellhausen.

Mehrung eines Stammes, neue Stämme niemals durch Abstammung von einer sich durch mehrere Generationen reichlich fortpflanzenden Familie. Neue Völker entstehen immer durch Verschmelzung bestimmter Elemente von beliebig welcher Abstammung. . . . ." Der hebräische Geschichtschreiber schiebt nun dem volkstümlichen Verhältnisse das verwandtschaftliche unter. Bedeutendere Familien, Stämme u. s. w. werden zu Söhnen, unbedeutendere zu Enkeln, Urenkeln u. s. w. eines Stammvaters.

Das Volk Israel ist (a. a. O. S. 111 ff.) das Produkt einer Mischung zwischen einem hebräischen Stamme und der kanaanäischen Urbevölkerung des Westjordanlandes, in dessen Kultur er allmählich hineinwuchs. Es ist als Volk erst durch die Einwanderung in jenes Land entstanden, nicht als Volk aus Aegypten gewandert; es ist so wenig ein Volk reinen Blutes wie irgend ein anderes der Erde gewesen. Es sind arabische, aramäische und ägyptische Bestandteile in dasselbe aufgenommen worden. Es hat auch niemals das ganze Westjordanland eingenommen und ebenso wenig seinen alten Besitz, das Ostjordanland, auf die Dauer sich erhalten können. In den ägyptischen Nachrichten (a. a. O. S. 128) findet sich trotz ängstlichen Suchens keine Spur von Mose und den Hebräern.

„Von der Gottesverehrung Israels vor Mose wissen wir nicht das mindeste." Mose übertrug die Verehrung Jahwes von einer nomadischen Völkerschaft, den Kenitern, auf Israel. Mit ihnen wanderte letzteres in das Ostjordanland, lebte lange Zeit hier und ergoß dann nach und nach seine überschüssige Bevölkerung nach dem Westen, wo sie sich in die Kanaanäer hineinschob und diese aufsog. Dies geht aus den durch die Textkritik als alt erkannten Stellen hervor, und die gangbare Erzählung von einer gewaltsamen Eroberung Kanaans erscheint als Sage, und zwar als sehr junge Sage. Das erste Kapitel des altertümlichen Buches der Richter enthält den echten Hergang, und das weit jüngere Buch Josua ist ein Heldengedicht. Beide widersprechen sich durchaus (a. a. O. S. 67 und 136); denn hier handeln die Israeliten einheitlich, — dort aber jeder Stamm für sich. —

Zwölf Stämme Israels sind niemals zugleich vorhanden gewesen, sondern bald mehr, bald weniger. Zwölf ist eine heilige, bei Genealogien beliebte Zahl (a. a. O. S. 145 ff.).

Erst mit der Bildung des Königtums beginnt die geschichtliche Zeit der Israeliten, die, wenn auch noch nicht völlig auf- und abgeklärt, doch ihre kostbaren Quellen in den Büchern der Könige hat.

Wenden wir uns nun dem Neuen Testament zu.

Ueber dessen Hauptperson sagt Stade's Fortsetzer, Lic. theol. Oskar Holtzmann*): „Jesus von Nazareth ist nicht als eine in

---

*) Geschichte des Volkes Israel. Berlin 1888, Bd. II, S. 560 ff.

jeder Hinsicht unbegreifliche Erscheinung vom Himmel herabgestiegen, vielmehr besteht seine Größe und geschichtliche Bedeutung gerade darin, daß er es in einfachster Weise möglich machte, den wesentlichen Gehalt der bisherigen Entfaltung israelitischer Religion auf die anderen Völker ungebrochen und ungeschmälert zu vererben ..... Jesus, der Sohn des Joseph und der Maria, tritt uns als der Prophet von Nazareth ... entgegen. Seine Abstammung von David hat schon Paulus behauptet, aber doch höchst wahrscheinlich nur aus der Ueberzeugung heraus, daß der Messias eben von Davids Geschlecht sein müsse. Jesus selbst hat auf diese Abstammung keinen Wert gelegt, und die beiden Geschlechtsregister (bei Matthäus und Lukas) sind durchaus verschieden. Aehnlich oder noch schlimmer steht es mit der Geburt in Bethlehem; eine Ueberlieferung will hiervon nichts wissen, und die anderen Angaben darüber sind widerspruchsvoll. Von der jungfräulichen Geburt durch Maria ist entweder nicht die Rede (Markus und Johannes), oder wo sie erzählt wird (Matthäus und Lukas), begegnen uns auch Geschlechtsregister durch seinen Vater Joseph."

Die rein menschliche Erzeugung Jesu wird näher nachgewiesen durch eine Schrift*), welche sich aber seltsamer Weise den Luxus erlaubt, zugleich (S. 33) die orthodoxe Anschauung als gerichtet zu erklären und (S. 34) die „liberale" Richtung zu verwerfen, sich also selbst völlig isolirt!

Diese Schrift machte zuerst weiteren Kreisen die Mitteilung (S. 12), daß auf dem Sinai eine syrische Handschrift gefunden wurde, „die an vielen Stellen einen um Jahrhunderte älteren Text unserer Evangelien darbietet, als ihn die großen kritischen Arbeiten der Neuzeit bisher haben feststellen können. Diese syrische Uebersetzung stammt aus dem 2. Jahrhundert und ist vielleicht 70 Jahre nach der durchschnittlichen Abfassungszeit der Evangelien angefertigt". Darin heißt es nun (Matth. I, 16) mit nackten Worten: „Joseph (dem die Jungfrau Maria verlobt war) zeugte Jesus, der genannt ist Christus." **) Das Verhältnis dieser Stelle zu der in derselben Handschrift ebenfalls enthaltenen Engelserzählung zu untersuchen, ist nicht unsere Aufgabe. Welche von beiden Annahmen historisch und welche bloß dogmatisch ist, kann nicht zweifelhaft sein.

Ueber dieselbe Frage sagt ein Professor der Theologie: „Worauf es ankommt, — es ist nicht der Glaube an die wunderbare Geburt ohne die Mitwirkung des menschlichen Vaters, sondern der Glaube an

*) „Geboren von der Jungfrau." 2. Aufl. Berlin 1894.

**) Vergl. „Die älteste Evangelien-Uebersetzung", von E. Nestle. B. A. Z. 1894, Nr. 268 und „Der Stammbaum Jesu in Matth. 1", von dems. Ebendas., Nr. 283.

das Wirken der göttlichen Liebesallmacht, die im Schoße der Menschheit eine neue Persönlichkeit geschaffen hat, durch welche die Kette der Sünde gebrochen und das Himmelreich auf die Erde gebracht worden ist.“ — Man wird wohl behaupten dürfen, daß durch die offizielle Lehre ein derartiger Glaube eher bloßgestellt und getrübt, als gewahrt und gerechtfertigt wird.*) „Weder der Herr noch die Jünger, heißt es ebendaselbst, beriefen sich jemals auf die wunderbare Empfängnis Jesu, um den Glauben an den Heiland hervorzurufen.“ Wir fügen dem bei: die Göttlichkeit, d. h. der göttlich erhabene Charakter Jesu hängt nicht davon ab, daß der Heiland außerhalb der Naturgesetze steht. Er, der „Menschensohn“, ist auch als Mensch göttlich und Gottes Sohn dem Geiste nach.

Bezüglich der von Jesus erzählten Wunder beruft sich die Evangelienkritik unserer Zeit auf die Stelle (Mark. 8, 12; Matth. 12, 39 und 16, 4; Luk. 11, 29), in welcher Jesus ausdrücklich erklärt, es werde diesem Geschlechte kein Zeichen gegeben werden, nur bei Matthäus und Lukas mit dem einschränkenden, aber unklaren Beisatze „außer dem Zeichen des Propheten Jonas, daß nämlich die Männer von Ninive auf dessen Predigt hin Buße taten“. (In Wirklichkeit ist Ninive niemals zum Judentum bekehrt worden, und die Vergleichung des Matthäus zwischen Jonas im „Walfische“ und Jesus im Grabe ist eine völlig verfehlte, sowol wegen der falschen Zeitbestimmung, als wegen des Mangels an Wassertieren, welche Menschen lebendig verschlingen und lebendig wieder ausspeien können.)

Das Leben Jesu, dieses „gewaltigsten Genius der Menschheit“ (Holtzm. S. 612), schließt die Kritik unserer Tage mit seinem Kreuzestode ab und betrachtet die Erzählungen von der Auferstehung und der Himmelfahrt, die einander in allen Berichten widersprechen, als fromme Mythen, welche den Zweck hatten, Dogmen zu versinnbildlichen.**)

Ueber die neuerlichen Versuche, die neutestamentliche Geschichte aus dem Buddhismus abzuleiten,***) können wir füglich hinweggehen, da gewisse Aehnlichkeiten, namentlich wenn ihnen weit mehr und größere Verschiedenheiten gegenüber stehen, nichts beweisen.

---

*) P. Lobstein (Prof. in Straßburg), Die Lehre von der übernatürlichen Geburt Christi. 2. Aufl. Freiburg i. B. u. Leipzig 1896, S. 55 ff. — Vergl. des Verf. Schrift „Das Christentum und der Fortschritt“. Leipzig 1892.

**) A. Matthes, Das Urbild Christi. Nach den Ergebnissen der Wissenschaft und eigenen Forschungen. Berlin 1897. Das Buch stellt in würdiger Sprache, aber konsequenter als alle früheren Leben Jesu, diesen in reiner Menschlichkeit, befreit von jeder überirdischen Zutat, dar.

***) Rud. Seydel, Das Evangelium von Jesu in seinen Verhältnissen zur Buddha-Sage und Buddha-Lehre. Leipzig 1882. — Jesus, ein Buddhist? Eine unkirchliche Betrachtung von Hübbe-Schleiden. Braunschweig 1890.

## 2. Die Dogmenkritik.

Das Kampf um das apostolische Glaubensbekenntnis oder Symbolum, welches um 150, in seiner gegenwärtigen Gestalt aber um 480 in Frankreich aufkam und bald darauf der abendländischen Kirche als dogmatisches Gesetz auferlegt wurde, hat noch nie oder selten so hohe Wellen geworfen wie seit einigen Jahren in der evangelischen Kirche Deutschlands.*) Veranlaßt hat diesen Kampf eine Aeußerung des Professors der Theologie Adolf Harnack (geb. 1851 in Dorpat), welcher 1888 ungeachtet des Protestes der Zionswächter von Marburg nach Berlin berufen und in die preußische Akademie der Wissenschaften aufgenommen wurde. Es hatte nämlich der Pfarrer und Lic. theol. Christoph Schrempf zu Leuzendorf (Würtemberg) sich im Sommer 1892 geweigert, das Apostolikum bei Taufen zu verlesen und dies vor seiner Gemeinde begründet, und war dafür vom Konsistorium seines Landes abgesetzt worden, trotzdem diese Behörde seinen tiefsittlichen Ernst und seine Frömmigkeit anerkannte. Von Studirenden um seine Ansicht in dieser Sache angefragt, äußerte sich Prof. Harnack dahin, es wäre zu empfehlen, daß an die Stelle des genannten Symbols ein kürzeres, dem Geiste der Reformation besser entsprechendes Bekenntnis gesetzt würde, ohne daß er den geschichtlichen Wert des Apostolikums im mindesten bezweifelte; er fand jedoch, daß ein gebildeter Christ an mehreren Sätzen desselben Anstoß nehmen müsse. Diese Aeußerung nun entfesselte einen zweiten Sturm der Zionswächter gegen Harnack, dessen Worte vielfach entstellt wurden. Auf seine Seite aber traten 25 in Eisenach versammelte theologische Freunde und Mitarbeiter der „Christlichen Welt“, in welcher seine Antwort erschienen war. Neue Angriffe veranlaßten Harnack, die Sache in einer besonderen Flugschrift zu behandeln, die in wenig Wochen 20 Auflagen erlebte und eine Anzahl gleichgesinnter, mehr oder weniger entschiedener Aussprachen hervorrief, dabei auch solche, die weit über Harnack hinausgingen und jedes Glaubensbekenntnis verwarfen, und hinwieder solche, die sich scharf gegen ihn erklärten.

Die Einwände gegen das Apostolikum beziehen sich vorzugsweise: auf die Erzeugung Jesu durch den heiligen Geist aus Maria der Jungfrau, welche Annahme sich im ganzen N. T. einzig und allein in der Engelsverkündung bei Matthäus und Lukas findet, und zwar bei Beiden voller Widersprüche bezüglich der Umstände vor und nach der Geburt, — von der aber Markus, Johannes und Paulus nichts wissen, — dann auf das Hinabsteigen Jesu zwischen Tod und Auferstehung in die „Hölle“ und auf die „Auferstehung des Fleisches“.

*) Der Streit um das Apostolikum, von F. Sander. B. A. Z. 1893, Nr. 8—13.

In dieser Streitsache entschied am 25. Nov. 1892 der Evangelische Oberkirchenrat in Berlin mit Zuzug der Generalsuperintendenten in einer weitläufigen Auseinandersetzung der streitigen Fragen, für die Unentbehrlichkeit des Apostolikums und für die Festhaltung daran im gottesdienstlichen Gebrauche; denn es sei ein beredtes Zeugnis von den Taten Gottes, ein bedeutsames Muster für katechetische Unterweisung und eine unerschöpfliche Erbauung für Jung und Alt. Dieser Erlaß war ohne weitere Folgen und änderte Niemands Ueberzeugung.*) Das würtembergische Konsistorium erließ zwar auf eine Eingabe von 153 Geistlichen um genauere Erläuterung der Lehrverpflichtung ihres Standes am 26. Jan. einen ähnlichen Bescheid, in dem es jedoch das Recht der wissenschaftlichen Forschung anerkannte. Schroffer lautete der „Osterbrief" der drei Generalsuperintendenten zu Kassel gegen zwei Marburger Theologie-Professoren. In sehr verschiedener Weise äußerten sich theologische Vereine und Preßorgane, — unter ihnen die starr-orthodoxen Stimmen, namentlich jene Stöckers, in einer Weise, welche alle Entwickelung der Ansichten innerhalb der Kirchengeschichte ignorirte.

Schon vor diesem Streite (wäre nicht die Jahrzahl, so könnte man glauben in Folge desselben) hat Professor und Pfarrer Dr. K. Furrer in Zürich eine Schrift**) erscheinen lassen, welche seinem Herzen und seiner Friedensliebe alle Ehre macht, aber mit dem Versuche, das apostolische Glaubensbekenntnis selbst den Freidenkenden mundgerecht zu machen, schwerlich Glück haben dürfte, indem sie den Sätzen jenes Bekenntnisses eine Deutung gibt, die ohne Gewalt kaum annehmbar ist, dem aber, was die Kirche wirklich damit meint, geradezu widerspricht.

Das oben erwähnte Schicksal des Pfarrers Schrempf erinnert an einen Fall vom Jahre 1882, in welchem das evangelisch-lutherische Konsistorium von Schleswig-Holstein den Diakonus Lühr absetzte, weil er nicht lehrte: 1. daß Christus übernatürlich von einer Jungfrau geboren ist, 2. daß Christus wahrer Gott und wahrer Mensch in einer Person sei, 3. daß Christus ein Wundertäter gewesen sei, 4. daß Christus als ein Sühnopfer zur Versöhnung der Sünde der Welt am Kreuz gestorben sei, 5. daß Christus aus dem Grabe wahrhaftig fleischlich auferstanden sei, 6. daß Gott ein dreieiniger sei. Er wurde abgesetzt, weil er nur lehrte: 1. man sollte die Geburt aus der Jungfrau schon deshalb auf sich beruhen lassen, weil auch ohne sie die

---

*) Nachlese zum Streite über das Apostolikum, von F. Sander. B. A. Z. 1893, Nr. 185, 186 u. 206.

**) Das Glaubensbekenntnis der abendländischen Kirchen oder das apostol. Symbolum. St. Gallen 1891.

Lehre von der übernatürlichen Gottessohnschaft Christi bestehen könnte, 2. daß Jesus ein Mensch war, in dem Gott mit seiner ganzen Fülle wohnte und aus dessen Fülle wir Gnade um Gnade genommen haben, 3. daß Jesus selber nicht als Wundertäter habe gelten wollen, dem Volke kein anderes Zeichen habe geben wollen, als sich und seine Predigt, und dem Wunderglauben also keine hohe Bedeutung müsse beigelegt haben, 4. daß zu predigen sei von dem Gekreuzigten, der seine Kraft, seine Liebe, sein Leben für seine Brüder hingegeben und unzählige Nachfolger gefunden hat, daß zu predigen sei von der Gnade Gottes, welche nur den krönt, der sein Ich hingibt, 5. daß nur das „leiblich“ bei der Auferstehung kein Gegenstand des Glaubens sei; daß aber zu predigen sei von dem Jesus, der da lebt und mit dem wir leben werden durch den lebendigen Gott in Ewigkeit, 6. daß Jesus keinen dreieinigen Gott gekannt habe, daß aber der Vater im Himmel, den er uns hat anbeten gelehrt, — — so sehr unser Trost, unsere Sehnsucht, unsere Kraft ist, daß wir gern die Lehre von der Dreieinigkeit hingeben.

Pastor Lühr wurde abgesetzt, trotzdem er dem Konsistorium selbst folgendes glänzende Zeugnis über seine Amtstätigkeit abgenötigt hatte:

„Es muß daneben anerkannt werden, daß der Angeschuldigte die auch in seiner Broschüre ausgesprochenen positiven Gedanken von Gottes Barmherzigkeit und Gnade, so, wie sie durch Christum historisch vermittelt ist, in seinen Predigten mit Ernst und Wärme, zum Theil in schwungvoller Weise und ohne phrasenhafte Rhetorik vorgetragen hat. Insbesondere hat er von Christo als dem Anfänger und Vollender unseres Glaubens, von seiner Menschenliebe und seinem Gehorsam bis zum Tode mit dem Ausdruck warmer Liebe gepredigt, wobei er zugleich die Forderung aufgestellt hat, daß wir uns in das ganze Wesen Jesu vertiefen und auf diese Weise in eine Wesensgemeinschaft mit ihm eintreten sollen.“

Noch interessanter ist in unseren Tagen (1896!) ein Gotteslästerungsprozeß, der gegen den Redakteur des „Generalanzeiger für Halberstadt und Umgegend“ eingeleitet wurde.

Gegenstand des Anklageverfahrens war ein Gedicht „Ein Glaubensbekenntnis“, das den bekannten Astronomen Johann Heinrich v. Mädler zum Verfasser hat, der es am — 25. Juni 1830 dichtete. Es wurde zuerst in der Frankfurter „Didaskalia“ unter vormärzlicher Censur veröffentlicht und sodann unter anderm im Jahre 1875 abgedruckt in der Zeitschrift „Die Morgenröte, ein Blatt zur Erbauung und Belehrung im Geiste echter Religion, herausgegeben von Prediger Chr. Elsner“. Das Gedicht führt aus, der Dichter glaube nicht an den strafenden alttestamentarischen, noch an den von Päpsten und Konzilien definierten Gott, sondern an einen ewigen Gott der Liebe, der in jeder Menschenbrust geoffenbart ist. Es gipfelt in einem schwungvollen Bekenntnis des Pantheismus und ist früher nie beanstandet worden. Die jetzige Anklage ist der „Volkszeitung“ zufolge erhoben worden auf Veranlassung des Landrats von der Schulenburg und mehrerer Mitglieder des Gemeindekirchenrats in Oschersleben. Ein Versuch, auch Geistliche in Halberstadt für die Erklärung zu

gewinnen, daß sie an dem Gedicht Anstoß genommen, ist gescheitert. Die Staatsanwaltschaft klagte gegen das Gedicht als gegen das Machwerk eines „Atheisten", während es der prägnante Ausdruck des Pantheismus ist, der ein allordnendes, alliebendes höchstes Wesen in den Offenbarungen der Natur verehrt. Was also in den vormärzlichen Tagen unbeanstandet veröffentlicht werden konnte, das wird heute von der Staatsanwaltschaft verfolgt.

Weitere unter dem Vorwande der Lehre des Atheismus im heutigen Preußen (s. oben S. 275) gegen Bekenner freireligiöser Ideen verfügte Gewaltschritte erwähnen die Schriften: „Religion auf Kommando" von Karl Scholl, Bamberg 1896, und „Sibirien in Preußen" von Dr. Bruno Wille, Stuttgart 1896.

In seinen vielverbreiteten „Ernsten Gedanken" (Leipzig 1891) und in deren Fortsetzung, der Schriftenfolge „Einiges Christentum" verlangt der Oberstlieut. a. D. M. v. Egidy eine Religion oder vielmehr die Religion ohne Konfession. Die Religion ist von Gott gegründet; die sog. Religionsstifter haben keine Religion, sondern nur ihre Vorstellung von dem Wesen der Allmacht, ihre Auffassung von den Pflichten der Menschen zu einander gepredigt, so auch Jesus. Sofern das Christentum bestimmte innere Glaubensvorstellungen enthält, ist es nur Konfession. Aber nicht zwei Menschen haben in Wirklichkeit die ganz gleiche Konfession, glauben ganz dasselbe. Jeder, der sich Christ nennt, ist es in seinem Sinne. Soweit aber das Christentum die innere Vervollkommnung des Menschen und damit die seiner Zustände bedeutet, ist jeder ein Christ, der an seiner und der Mitmenschen Vervollkommnung arbeitet, wenn auch seine innere Vorstellung vom Wesen aller Dinge von derjenigen Jesu und späterer Christen abweicht, wozu die Berechtigung schrankenlos ist. Entweder gibt es nur einen Christen, nämlich Jesus, oder die Begriffe der Religion, des Strebens nach Vervollkommnung und des Christentums fallen zusammen.

Egidys Bestrebungen leiden an Unklarheit; es mangelt ihnen ein positiver Inhalt, und es ist daher kaum einzusehen, was sie bewirken sollen.

Im Gegensatze zu ihm sprach sich Prof. Rud. Sohm vor dem Kongreß für innere Mission im Jahre 1895 dahin aus, daß das Christentum nur Konfession, nur innere Glaubenssache sei, sich auf das eine Wort beschränke: „mein Reich ist nicht von dieser Welt". Er anerkennt die zahllosen Worte Jesu nicht, welche zeigen, daß sein Reich auch von dieser Welt sei. Er will das Christentum von allen Fragen des menschlichen Lebens trennen. Er beruft sich nicht auf die Liebe, wie Egidy, sondern nur auf das Recht. Die sozialen Fragen sind nur solche der Gerechtigkeit, werden vom Christentum nicht gelöst; dieses ist ihm nur Idee, nicht Tat. Er stellt sich damit den

Orthodoxen entgegen, welche das Christentum im öffentlichen Leben zur Schau tragen, soweit ihre persönlichen Interessen es zulassen, es aber aus dieser Welt verweisen, soweit ihre Interessen die Verweisung ins Jenseits erfordern. Während Religion und Christentum für M. v. Egidy alles sind, das Leben selbst sind, haben sie für Sohm nur mit dem Jenseits zu thun. Egidy will ein Gemeinwesen, in dem sich Staat und Religion verschmelzen, Sohm will scharfe Trennung von Kirche und Staat. In diesem Sinne ist denn auch Sohms Lehrbuch des Kirchenrechts (Leipzig 1892) geschrieben. Er hält dafür, daß nach protestantischem Kirchenrechte an die Stelle der Kirche ein kirchlicher Verein getreten sei, in welchem der Landesherr keine Gewalt mehr ausübe und keine Entscheidung in Lehrfragen treffen könne. Dieser Verein könne blos den Zweck der Seelsorge haben.*) Dieser zum Urchristentum zurückkehrende Standpunkt wird so wenig wie Egidys Traum eine neue Religion oder Kirchengemeinschaft stiften; er spricht nur aus, was Politiker vielfach angestrebt haben, ohne positive Resultate zu Tage zu fördern. Nordamerika besitzt die Trennung von Kirche und Staat; sie hat aber nur das Sektenwesen, und zwar teilweise das verrückteste, zu befördern vermocht.

Klarer in seinen Bestrebungen und Aussichten auf eine Zukunft darbietend ist der Deutsche Protestantenverein; nur leidet er vorläufig noch an der Ungunst der weltlichen und geistlichen Behörden. Unabhängiger steht da, ja ist stellenweise herrschend, der schweizerische „kirchliche Reform-“ oder „kirchlich liberale Verein“, welcher das Prinzip der freien Forschung unausgesetzt hochhält. Diese Vereine schlagen den richtigen Weg ein, der dahin führen muß, das Volk vom blinden Glauben zum wissenschaftlichen Denken hinüberzuleiten; denn sie verkünden offen, daß im Christentum dessen ethisch-religiöser Gehalt die Hauptsache ist, Dogmen und Ceremonien aber wechselnde Gewänder jener Hauptsache und die biblischen Erzählungen, soweit sie nicht den Wert geschichtlicher Quellen haben, dichterische Einkleidungen ethisch-religiöser Grundsätze und Wahrheiten sind.

Auf diesem Boden steht sogar eine ganze Kolonie von Schwaben, die sich unter dem Namen der Deutschen Templer seit 1868 in Syrien niedergelassen hat und dort in vier Dörfern bei Jaffa, Sarona, Kaifa und Jerusalem blüht und prächtig gedeiht. Die deutschen Templer verwerfen die Dreieinigkeit, die Gottheit Christi und die Sakramente, nennen sich aber das Volk Gottes und streben die Kolonisation des heiligen Landes an.**)

---

*) Rud. Sohms Kirchenrecht. B. A. Z. 1892, Nr. 296.

**) Th. Lange, Ein Besuch bei den deutschen Templerkolonien in Syrien. Frankf. Zeit. vom 13. Dez. 1881.

### 3. Die Feuerbestattung.

Zu der Opposition gegen eingewurzelte religiöse Vorurteile gehört auch, verbunden mit gewichtigen sanitären Motiven, das Streben nach allmählicher Ersetzung der Beerdigung unserer Toten durch die Auflösung ihrer Leichen mittels des reinigenden Feuers. Diese Frage ist eine ganz vorwiegend protestantische, und zwar eine solche der freiern Richtung unter den Anhängern der Reformation, neben welchen lediglich die nicht römisch gesinnten und geschulten Katholiken in Betracht kommen. Von vorn herein ablehnend, ja mit Eifer verwerfend verhalten sich gegenüber der Feuerbestattung die römischen und griechischen Katholiken, die extremen protestantischen Orthodoxen, die Juden und die Mohammedaner, während dagegen Brahmanen und Budhisten ihr von Alters her huldigen und sie sonach nicht als Frage betrachten.

Am eifrigsten ist gegen die Feuerbestattung die ultramontane Partei aufgetreten, obschon Niemand auch nur versucht hat, deren Anhänger zur Annahme dieser Bestattungsart zu veranlassen oder gar zu nötigen. Es handelt sich für jene Partei vielmehr darum, die Feuerbestattung überhaupt zu verhindern, ohne Rücksicht darauf, ob damit die persönliche Freiheit beeinträchtigt werde. Es wird gegen das Verbrennen der Leichen angeführt, dieses verstoße gegen das Gefühl, dem die Menschenleiche etwas heiliges sei, gegen die Geschichte, welche zeige, daß das Verbrennen stets und überall nur eine Ausnahme gebildet habe, gegen die Religion, welche durch Bibel und Kirche die Beerdigung gebiete. Der Papst hat denn auch 1886 den Katholiken die Leichenverbrennung förmlich verboten.*)

Die Freunde der Feuerbestattung dagegen berufen sich auf das Fortschreiten der Griechen und Römer von der Beerdigung zur Verbrennung, auf die alten Germanen und Kelten, auf die Japaner und Inder, dann darauf, daß der christliche Glaube und die Feuerbestattung einander nicht widersprechen, vielmehr mit einander verträglich sind, und daß es eben verschiedene Gefühle gibt, solche zu Gunsten des Feuers wie zu Gunsten der Erde. Auch wird das ästhetische Moment geltend gemacht.**)

Die Feuerbestattung wurde, nachdem sie in Europa seit dem Altertum in Vergessenheit geraten war, zuerst in Deutschland 1849

*) Anton Schmucki, Rektor, „Warum wir keine Leichenverbrennung wollen". Vortrag. St. Gallen 1890.

**) G. Schönholzer, Dekan, Die Feuerbestattung unter dem Gesichtspunkte der Religion. St. Gallen 1890. — Prof. Dr. Fr. Goppelsröder, Ueber Feuerbestattung. Vortrag. Mühlh. i. E. 1890. — Dr. med. K. Francke, Begräbnis oder Feuerbestattung? Rede. München 1892.

durch Jakob Grimm in Anregung gebracht, dem Dr. Trusen, Prof. Richter, Prof. Reclam u. A. folgten.

Im J. 1876 wurde in Dresden ein europäischer Kongreß von Freunden der Feuerbestattung abgehalten, welchem Gottfried Kinkel und Med.-Rat Küchenmeister vorsaßen. Infolge dieses Kongresses wurde in Gotha der erste Verbrennungsofen gegründet, im März 1877 die Feuerbestattung polizeilich genehmigt und am 10. Dez. 1878 zum ersten Male, und zwar unter geistlicher Teilnahme vollzogen. Ebendaselbst tagte 1886 zum ersten Male der Verband der Vereine für fakultative Feuerbestattung deutscher Sprache, als dessen Organ seit 1890 in Wien die Zeitschrift „Phönix“ erscheint, welche zum 7. Verbandstage 1896 eine Festnummer mit Beiträgen von über 100 Schriftstellern herausgab. Die erste Verbrennung hatte indessen schon früher (allerdings ohne religiöse Ceremonie) in der Siemens'schen Glasfabrik zu Dresden stattgefunden, welcher noch drei folgten; weitere aber wurden verboten. In Italien machte Mailand den Anfang 1876 und wies bis Ende 1889 etwa 3000 Verbrennungen auf. In Argentinien wurden ihrer 1886 bis 1891 6789 vorgenommen, und zwar infolge gesetzlicher Vorschrift bezüglich der an ansteckenden Krankheiten Gestorbenen. Man zählte an Verbrennungsöfen 1892 in Italien 21, in Nordamerika 12, in Deutschland 4 (Gotha, Hamburg, Heidelberg und Offenbach); in der Schweiz 2 (Zürich und Basel), in Frankreich (Paris) 2, in England, Dänemark und Schweden je einen (in oder bei der Hauptstadt).

In einer jüngsten Versammlung des Vereins für Feuerbestattung in Stuttgart wurde nachgewiesen, daß die Teilnahme für die Idee der Feuerbestattung in ganz Deutschland im Wachsen begriffen sei; Beweis dafür die zunehmende Zahl der Leichenverbrennungen und die Bildung zahlreicher neuer Vereine selbst in kleinen Orten.

## C. Die nichtchristlichen Reformbewegungen.

### 1. Im Islam.

Was im Reiche des Islam über den Buchstaben des Koran hinausgeht, entwickelt sich keineswegs, wie im Gebiete des Christentums, zu einer mehr oder weniger aufgeklärten oder fortschrittlichen Richtung in unserm modernen Sinne. Unter dem Halbmonde wird jede religiöse Ansicht eine Quelle des Fanatismus, von dem sie sich nicht frei zu machen im Stande ist.

Zu bewundern ist indessen der Glaubensmut, mit dem die Anhänger solcher Sekten den Martyrertod erleiden. Ein besonders drastisches Beispiel dieser Art ist die Niedermetzelung des persischen Propheten Mirza Ali Muhammed, genannt Bab, am 8. Juli 1850 (s. A.

K. VI, S. 358) und seiner Jünger, der Babis, soweit man ihrer habhaft geworden war.*) Andere folgten mit gleicher Standhaftigkeit nach. Zum Nachfolger hatte der Bab den jungen Mirza Yahya, Sohn eines hohen Beamten am Hofe des Schah, unter dem Titel eines Chalifen. Die Babis sammelten sich ihrer Sicherheit wegen außerhalb des Reiches in Bagdad, wo des „Chalifen" älterer Halbbruder Mirza Husein Ali, genannt Beha, die Oberleitung der Sekte in die Hand nahm. Aus Gefälligkeit gegen Persien internirte die türkische Regierung 1864 die Babis nach Stambul und weiter nach Adrianopel. Aber sie zerfielen in Anhänger der beiden Häupter, die sich nicht ohne Tätlichkeiten stritten und von der Pforte daher getrennt wurden (die Einen nach Cypern, die Anderen nach Syrien), und zwar kamen in jedes dieser Länder Leute beider Parteien, um einander zu überwachen. Während die Partei Yahyas zusammenschmolz, nahm diejenige Behas zu und überwiegt heute weit die andere. Beha sandte einen Boten an den Schah mit einer Aufforderung zur Gewährung von Religionsfreiheit; der Ueberbringer aber wurde auf Befehl Nasreddins zu Tode gemartert. Beha selbst starb 1892 in Akka; sein Gegner lebte noch 1893 in Famagusta. Von den in Persien gebliebenen Babis wurden wiederholt welche umgebracht und starben standhaft.

Die Lehre der Babis beruht auf dem Buche Beyan des Bab und dem Buche Ilan des Beha. Sie predigen allgemeine Menschenliebe, selbst gegen die Feinde. Ihr Gottesbegriff ist mystisch und pantheistisch. Das göttliche Prinzip („Urwille") inkarnirt sich in den verschiedenen von ihnen anerkannten Propheten: Adam, Noah, Moses, David, Jesus, Mohammed und Bab. Sie beschäftigen sich mit fantastischer Buchstaben- und Zahlensymbolik. Den Frauen gestehen sie mehr Rechte zu als die orthodoxen Mohammedaner, wollen Vielweiberei und Scheidung einschränken, enthalten sich des Rauchens und behandeln die Toten mit großer Sorgfalt. — Die Babis, die sich durch Rechtlichkeit und Sittenstrenge auszeichnen, werden vom Pastor Christian Közle († 1895 in Urumia) als Leute geschildert, die auf den Unterricht der Kinder beider Geschlechter das größte Gewicht legen, dem Christentum freundlich gesinnt und Bahnbrecher für Wahrheit, Freiheit und Recht in Persien sind. — Der in Afghanistan geborene Perser Scheich Dschemaleddin, eine im ganzen Islam bekannte Persönlichkeit, ein Antiorthodoxer und politischer Reformer, einst ein Günstling des Schah, aber in Ungnade gefallen, weil rebellischer Absichten verdächtig, dann Europa bereisend, seit 1892 Gast des Sultans Abdul Hamid und bei ihm einflußreich, aber in glänzender Gefangen-

*) Dr. F. C. Andreas, Die Babis in Persien. Ihre Geschichte und Lehre. Leipzig 1896, S. 28 ff.

schaft gehalten — der schließlich in den Verdacht kam, als habe er durch einen Emissär den Schah ermorden lassen, jedoch mit Unrecht — war kein Babi.*)

## 2. Im Brahmanismus.

Gegen das indische Kastenwesen ist dreimal ein Anlauf gewagt worden, der erste durch Buddha, der zweite durch den bengalischen Schwärmer Tschaitanja, einen Zeitgenossen Luthers und Verehrer Krischnas, der bei ihm fast einen monotheistischen Charakter annahm, und der dritte durch den der neuesten Zeit angehörenden Brahmo Samâdsch, d. h. Gottesbund**), welchen im J. 1830 der Radscha Rama Mohun Raja in Kalkutta stiftete. Wol beeinflußt durch Christentum und Islam, wandte sich dieser Bund dem gänzlich unindischen Monotheismus zu. Zwischen den zwei Gegnerschaften der götzendienerischen Hindus und der christlichen Missionäre eingeengt, bekämpfte der Stifter sowol die hinduischen Mißbräuche als die der britischen Regierung. Ihm folgte als Haupt des Bundes 1838 der tüchtige Maharschi Debendra Natha Tagore, der Schulen und ein Preßorgan des Bundes ins Leben rief, den Götzendienst aus dem Kreise der Anhänger verbannte und die Unfehlbarkeit der Vedas aufgab. Sein bedeutendster Schüler, Keschab Tschandra Sên, 1859 aufgenommen, seit 1862 sein Gehilfe, trotzte mit ihm dem Banne der Brahmanen, und Beide gaben ihre Kaste auf und gründeten neue Blätter des Bundes. Vielen ging dies zu weit; da verließ Sên 1866 mit seinen Anhängern die konservative Fraktion, die sich nun „Adi Brahmo Samadsch" (den ursprünglichen B. S.) nannte, und gründete den „B. S. von Indien". Tagore, der im erstern Bunde geblieben war, zog sich 1870 ermüdet in eine Einsiedelei zurück. Während der Adi B. S. sich gegen den alten indischen Glauben nachgiebig verhält, wurde der B. S. von Indien, statt eine fortschrittliche Gestalt anzunehmen, wie man erwarten sollte, eine Gesellschaft zur Verherrlichung ihres diktatorisch waltenden Hauptes Sên und zugleich eine Stätte des Mystizismus, und nannte sich 1869 das „Heiligtum der neuen Offenbarung", arbeitete aber wacker auf die Abschaffung der Ehe-Hindernisse zwischen verschiedenen Kasten, des gezwungenen Cölibates der Witwen und der Kinderheiraten hin. Um so peinlicher fiel es auf, als Sên selbst 1878 seine eigene dreizehnjährige Tochter mit dem

---

*) Scheik Djemaleddin el Afghan, von Rob. Jedermann. B. A. Z. 1896, Nr. 144.

**) The new dispensation and the Sadhâran Brâhmo Samâdj by Pandit Sivanâth Sâstri. Madras 1881. — Des Verf. Kulturgeschichtliche Skizzen. Berlin 1889, S. 304 ff. (Allgem. Kulturgesch. VI, S. 363 f.)

heidnischen 16 Jahre alten Maharadscha von Kutsch=Behar verheiratete und der Hochzeit selbst beiwohnte, die unter heidnischen Gebräuchen gefeiert wurde! Auf die Vorwürfe, die man ihm deshalb machte, antwortete er in seinem Größenwahn, jene Heirat sei von Gott befohlen! Da bildete sich gegen ihn eine anwachsende Opposition, trat aus und gründete einen dritten, — den Sadhâran (allgemeinen) Brahmo Samadsch. Während nun Sêns „Kirche" sich immer mehr einem mystischen Gemenge von Sên=Kultus, Hinduismus, Parsismus und Christentum näherte, bis der Diktator (1884) starb, vertrat der Sadharan B. S. im Gegenteil ein Extrem von demokratischem Puritanismus, welcher jede Unfehlbarkeit von Schriften oder Personen verwirft und nur dem strengsten Deismus huldigt. Der Sadharan hat auch seine eigenen Zeitschriften, Schulen und humanen Anstalten. Alle drei Bünde, die übrigens noch nicht streng von einander geschieden sind, zählen in Britisch=Indien 28 Zeitschriften und 162 Lokalvereine, deren viele noch gar keine Partei ergriffen haben (nur sind 21 entschieden für und 34 gegen die neue Offenbarung). Versuche zur Wiedervereinigung sind gemacht worden, aber noch ohne Erfolg. —

### 3. Im Buddhismus.

Gern würden wir auch über eine Reformbewegung im Schoße des Buddhismus berichten, wenn es eine solche gäbe. Der ältere Brahmanismus hat sich, wie wir so eben sahen, entwickelungsfähiger erwiesen als seine jüngere Abzweigung, die Lehre des Sakjamuni. Was sich von dessen heute herrschenden Richtungen: Formalismus im Süden (Ceylon und Hinterindien) und Götzendienst im Norden (China und Japan) entfernt, wendet sich dort dem neu geschaffenen Theosophismus zu, den wir weiter unten behandeln werden, hier aber nacktem, glaubenslosem Atheismus und Materialismus.

Da indessen, wie wir so eben sahen, im Brahmanismus eine Reform nur mit Anlehnung an christliche Ideen Fuß fassen konnte, so ist wol auch im Buddhismus nur dies, oder vielmehr ein Uebergang zum kritisch=wissenschaftlichen Christentum zu erwarten, welches in Japan eine Mission (unter dem Schweizer Spinner und dem Deutschen Schmiedel) unterhält und Erfolge zu verzeichnen hat.*)

Freilich legen diesem Unternehmen die Christen selbst ganz unchristliche Hindernisse in den Weg. Am Religionskongreß in Chicago, auf den wir sofort zu sprechen kommen, hielt der japanische Buddha=Priester Kinja=Ringa=Hirai eine Rede, in welcher er sagte, seine Landsleute fühlten sich oft durch den Widerspruch zwischen Lehre und Leben

*) W. Ackermann, Von der deutschen Mission in Japan. B. A. Z. 1895, Nr. 215.

der Christen peinlich berührt. In San Francisco ist den Schulen von den Behörden verboten, japanische Kinder aufzunehmen, Geschäftsleute werden gezwungen, japanische Gehilfen zu entlassen, und es fanden dort Gewalttätigkeiten gegen diese Insulaner statt. Ja 1892 wurden die Japaner aus den Vereinigten Staaten vertrieben. Auf Hawaii wurde ihnen das Stimmrecht entzogen, und in Japan selbst verbieten europäische und amerikanische Leute den Eingeborenen durch Anschlagsäulen das Betreten ihrer Häuser. All dies schreckt diese vom Christentum ab.

## Allgemein religiöse Vereinigungs-Gedanken.

(Anhang zum zweiten Abschnitt.)

Während der Weltausstellung in Chicago 1893 fand dort bekanntlich ein sog. Welt-Parlament der Religionen, d. h. ein Kongreß von Angehörigen der verschiedenen Bekenntnisse unserer Erde statt. Es soll der zweite gewesen sein (den ersten kennen wir nicht). In 17 Sitzungen tagten etwa 150 geistliche Würdenträger aller Richtungen. Kardinal Gibbons präsidirte im Scharlach; ihn umgaben römische und orientalische Bischöfe und Geistliche, Protestanten verschiedener Kirchen und Sekten, orthodoxe und reformerische Rabbiner, Mohammedaner und Parsen aus Indien, Brahmanen und andere Hindus, Dschainas, Buddhisten aus Siam und Ceylon, chinesische und japanische Priester verschiedenen Glaubens u. s. w., die Alle in ihren teils einfachen, teils bunten Talaren ein farbenprächtiges Bild darboten. Das Parlament dauerte zwei Wochen, vom 12. bis zum 27. Sept.; vorangegangen waren ihm Kongresse einzelner Religionen und solche der Theosophen; ethische und humanitäre folgten nach. Täglich fanden drei Sitzungen statt, deren jede von 4—5000 Personen besucht wurde, zur Hälfte von Frauen. Im ganzen verliefen die Verhandlungen ruhig; doch fand manches Geplänkel zwischen Christen und sog. Heiden statt. Einige protestantische Missionäre waren die intolerantesten Redner; die Katholiken dagegen benahmen sich sehr klug. Von Seite der Hindus wurde die Aussichtlosigkeit des Christentums in ihrem Lande betont.*)

Max Müller sagt über das Religionsparlament in Chicago:

„Jeden Tag wurde es offenbarer, daß die Punkte, über welche diese großen Religionen uneinig sind, an Zahl und Wichtigkeit zurückstehen hinter jenen, über welche sie sich in einem einzigen Gefühle der gemeinsamen Verehrung einigen. Zum ersten Male im Laufe der menschlichen Geschichte zeigte es sich klar, daß Gott sich sowol im fernen China, als in Palästina, in Indien, wie in Persien und Arabien geoffenbart hat.

*) Bericht von Dr. A. Brodbeck. B. A. Z. 1893, Nr. 242.

Man vergesse nun nicht mehr, was in Chicago geschah. Tausende von Männern und Frauen versammelten sich jeden Morgen, und die Gläubigen so vieler verschiedener Religionen vereinigten sich im Gebete des Vater unser nach den Worten des Propheten Malachia: „Haben wir nicht einen einzigen Vater?“ Als die, welche man ehemals Heiden und Ungläubige nannte, als Chinesen, Inder, Perser, Türken und Juden neben einander knieten, verstanden sie den Gedanken des Paulus, welcher sagte: „Ich kündige ihn euch in Wahrheit, Gott ist nicht hier oder dort, sondern bei jedem Volke, das ihn fürchtet, das Gute tut und sich bemüht, ihm angenehm zu sein.“

Max Müller schließt, daß alle Religionen sich in letzter Linie in den zwei Geboten zusammenfassen lassen: Gott lieben und den Nächsten lieben. Es sind die Aussprüche des Apostels, die Worte, welche die Kinder verstehen und welche, mit Hilfe der Wissenschaft und des Nachdenkens, die durch Fasten alt gewordenen Heiligen wieder finden: Liebet einander! Gott ist die Liebe!

„Jetzt brennt die Fackel, sie wurde in Amerika angezündet. Von Hand zu Hand trage man sie durch alle Länder der Erde, bis ihre Helligkeit alle Kirchen, alle Tempel, alle Moscheen, alle Pagoden beider Welten erleuchtet hat, damit die Menschheit lerne zu erkennen hinter den vorübergehenden Normen und Formen den unbekannten Gott, von welchem schon einige alte Dichter sagten: wir sind seine Söhne.“

Leider hat die schöne Idee in drei Jahren noch keine praktische Folge gehabt.

---

## Dritter Abschnitt.

# Die okkulte Religion.

### A. Der Okkultismus ältern Ursprungs.

Nicht nur die orthodoxe Unterwerfung unter ein vorgeschriebenes, mit dem Nimbus göttlicher Offenbarung umgebenes Dogma, nicht nur die gegen diese Unterwerfung opponirende Aufstellung einer auf wissenschaftlicher Forschung und eigenem Denken beruhenden religiösen Ueberzeugung hat den Charakter und die Eigenart einer Religion; dieser Name kann mit Recht auch der Hingabe an geheimnisvolle und unerklärte Erscheinungen, seien sie nun wirklich oder eingebildet, zugebilligt werden. Denn auch hier handelt es sich um die Anerkennung und Verehrung eines vom Menschen über sich gefühlten und geglaubten

Höhern, von dem er sich abhängig weiß. Die Beschäftigung mit den „von der offiziellen Wissenschaft noch nicht anerkannten Erscheinungen des Natur- und Seelenlebens, deren Ursachen den Sinnen verborgene, okkulte, sind, und ihre Erforschung" hat Karl Kiesewetter*) Okkultismus genannt. Den Anlaß zu dieser Benennung gab ihm die Occulta philosophia des Mystikers Heinrich Cornelius Agrippa von Nettesheim (geb. 1486, † 1535), welche 1510 erschien. Kiesewetter verwahrt sich dagegen, daß man den Inbegriff jener Erscheinungen „Spiritismus" nenne, welcher Name nur einer entarteten Abzweigung des Okkultismus zukomme, — ebenso auch dagegen, daß man diesen letzteren Namen speziell auf die neueste „Theosophie" beschränke. Auch „Mystik" und „Magie" sind nicht die richtigen Namen, da sie teilweise anderes behandeln. Kiesewetter bedient sich jedoch auch des Namens „Geheimwissenschaften" in dem Werke, in welchem er die eigentliche Geschichte dieses Zweiges menschlicher Liebhabereien darstellt**); diese aber „Wissenschaften" zu nennen, liegt kein Recht vor; sie gehören der Vergangenheit an, welche noch keine kritische Forschung kannte, und die Zukunft wird ganz andere Methoden in Ergründung des Wahren anwenden, die nicht in vorgefaßten Meinungen und unklaren Gefühlen wurzeln.

Die ältesten der sog. Geheimwissenschaften, die Alchemie und Astrologie „warten (Dank dem überhandnehmenden Drange nach verborgenem angeblichen Wissen) schon an der Türe, um wieder in weiteren Kreisen salonfähig zu werden".***) Zwar haben beide Wahngebäude verdankenswerten Anstoß zur Entwickelung der Chemie und der Astronomie gegeben; aber diese Entwickelung mußte sie aus ernst forschenden Kreisen verbannen. Dennoch haben sie niemals aufgehört, ein dunkles Dasein zu fristen. Weder mit der Retorte, noch mit der Feder hatte die Alchemie auch in unserm Jahrhundert auf ihr „Recht" verzichtet. Sogar ein Professor der Chemie und Medizin, Ferdinand Wurzer (geb. 1765, † 1844 in Marburg) gestand, es nicht zu begreifen, wie man die Möglichkeit der Metallverwandlung bestreiten könne, und wollte voraussehen, daß die Zeit nicht mehr entfernt sei, wo Goldmachen eine von den Chemikern allgemein anerkannte Kunst sein werde. Professor Christoph Schmieder in Kassel († 1850) verteidigte alle Alchemisten; Professor Gottlob Kastner in Heidelberg († 1857) trieb selbst Alchemie. Kiesewetter bezeugt (S. 234), daß es noch heute in Deutschland und der Schweiz eine Menge Alchemisten

---

*) Geschichte des neuern Okkultismus, S. XI.

**) Karl Kiesewetter, Die Geheimwissenschaften (2. Teil der Geschichte des Okkultismus). Leipzig 1894.

***) K. Sudhoff, Geheimwissenschaften. B. A. Z. 1895, Nr. 219.

gibt. Der französische Chemiker Theodor Tiffereau behauptete um 1850, Kupfer in Silber und Silber in Gold verwandelt zu haben. Noch 1870 erklärte Gustav Lewinstein in Berlin das Goldmachen für nicht unmöglich, und 1880—82 befaßte sich Baron Hellenbach mit Alchemie. Sollte einst bewiesen werden, daß Silber und Gold nicht einfache Körper seien, so kann man nichts dagegen haben; dann verlieren sie aber ihren Wert. Ueberhaupt aber ist es unwissenschaftlich, eine blose chemische Frage zu einer sog. Geheimwissenschaft stempeln zu wollen.

Nicht geringes Aufsehen erregte (nach Kiesewetter S. 356 ff.) um die Mitte unseres Jahrhunderts der Astrolog Johannes Karl Vogt in München, geb. 1814, welcher 1859 die Einigung Deutschlands durch Kriege in Italien und am Rhein, und 1860 den Sturz Napoleons III., dessen Verbannung und Tod und das Ende der weltlichen Herrschaft des Papstes voraussagte. Doch mit mehreren Ungenauigkeiten. All dies haben viele Leute vorausgeahnt, ohne Astrologen zu sein. Auch ist nicht bekannt, welche Konstellationen zu jener Prophezeiung Anlaß gaben. Heute wird von Wilh. Friedrichs Verlagsbuchhandlung in Leipzig empfohlen: Die Seele und die Sterne, von A. G. Trent, aus dem Englischen von Dr. C. Vopel, mit der Bemerkung: „das hochinteressante Studium der Astrologie übt in neuerer Zeit auch in Deutschland auf weitere Kreise einen mächtigen Einfluß aus“.

Mit der Astrologie verwandt sind die verschiedenen „Wahrsagekünste“, welche aus dem Körper des Menschen, aus dessen Eigenschaften und aus mancherlei Verrichtungen teils den Charakter, teils das Schicksal der Einzelnen zu erraten glauben. Darin stehen heute voran die von Gustav Geßmann in Graz (der unter dem Namen „Manetho“ okkultistische „Bilderbogen“ herausgibt) kultivirten Deutereien der menschlichen Merkmale (Gesichts- und Handlesekunst, Männer-, Frauen- und Kinderhand, Wahrsagekunst, die Körperformen und deren Bedeutung für Erziehung und Berufswahl u. s. w.). Man wird indessen aus diesen Werken nicht immer klug, ob Geßmann von den Behauptungen frühern Aberglaubens spricht oder seine eigene Ansicht äußert, indem er auch den ganzen Wust des ersteren darlegt, nach alter Methode die Astrologie mit der Metoposkopie und Chiromantie verbindet, und den Wahn nicht bestreitet, sondern vielmehr erneuert, daß die Planeten den Charakter der Gottheiten besitzen, nach denen sie von den Menschen benannt worden sind! So finden wir denn auch bei ihm, daß gewisse Gesichtslinien große Gefahren, Krankheiten, Unglück, ja sogar Verbrechen, einen qualvollen Tod oder gar Mord durch den eigenen Gatten verkünden. Wenn er auch dabei das Wort „sollen“ braucht, so ist nicht ausgeschlossen, daß halb- oder ungebildete, oder melancholische Leute sich solche Deutungen in einem Grade zu

Herzen nehmen, der ihnen wirklich zu seelischem oder körperlichem Schaden ausschlägt oder daß sie in Beurteilung des Charakters Anderer zu höchst falschen Meinungen verleitet werden. Soweit diese Deutereien nicht ausdrücklich in kulturhistorischer Weise als Reste des Wahns früherer Zeiten oder höchstens nach bestimmten Erfahrungen behandelt werden, leisten sie nur dem Aberglauben Vorschub.

Lebt aller Aberglaube*) wieder auf, so darf auch das Kartenlegen nicht zurückbleiben, das zwar niemals erloschen ist, aber doch auf gewisse Kreise von weniger gebildeten Leuten beschränkt blieb. Heute veröffentlicht M. Rupa „Das zweite Gesicht in den Karten. Eine neue Methode des Wahrsagens aus den Karten, gestützt auf Enthüllungen des Spiritismus und Okkultismus"! (Leipzig 1896.) Der Verfasser beruft sich auf Tatsachen, welche das Eintreffen des aus den Karten Gewahrsagten beweisen und allen Zufall ausschließen sollen. Er erklärt sich dies durch die Gedankenübertragung, setzt aber an die Stelle der bisher üblichen Methoden des Kartenlegens eine neue „wohldurchdachte", welche „den uns unbekannten Kräften unseres Innern, die hier im Spiele sind, bestens entgegenkommt, d. h. ihnen die Möglichkeit bietet, sich in den Karten in ähnlicher Weise zu äußern, wie es bei den Gedankenübertragungen mittelst eines Mediums der Fall ist". Jedem Ratsuchenden ist seine Farbe und sein Zeichen bestimmt. Wer beim Händefalten den rechten Daumen vorsetzt, ist ein Kind des Lichtes und muß die roten Farben wählen; wer den linken vorsetzt, ist ein Kind der Nacht, und ihm kommen die schwarzen Farben zu. In jeder Abteilung richtet sich dann das entscheidende unter den vier Zeichen nach dem Monat der Geburt! Diese Methode wird (S. 5) einfach als unfehlbar hingestellt. Doch unterscheidet sie sich nicht wesentlich von den bisher gangbaren, mit denen sie die vagen Bedeutungen von „Glück", „Unglück", „Erfolg", „Gefahr" u. s. w. teilt und ihnen nur eine gewisse Verbindung mit der Astrologie beigesellt. —

Seit neuester Zeit sind in allen größeren Städten Nordamerikas wieder Krystallseher, Astrologen, Zauberer und Wahrsager tätig, erfreuen sich großen Zulaufs und geben tausende von Dollars für Anzeigen ihres „Geschäftes" in den Zeitungen aus. Diese „Professoren" und „Madames", wie sie sich nennen, zählen zu Hunderten, wohnen elegant und haben zahlreiche Dienerschaft. Sie versprechen sichere Hilfe, Beilegung von Familienzwisten, Vereinigung getrennter Liebespaare, Verscheuchung übler Angewöhnungen, Wiedergewinnung verlorener Liebe, das Bild der zukünftigen Frau (wol auch des Mannes), Glücksnummern für Lotterie, sichere Tips für Pferderennen, Angabe vergrabener Schätze,

---

*) Ueber diesen s. des Verf. Buch „Eine Reise durch das Reich des Aberglaubens". Leipzig 1893.

Wunderrat in Prozessen u. s. w. oft „mit Garantie“. Sie stammen angeblich von Zigeunern ab oder legen sich berühmte Namen bei. Die „Damen“ nennen sich gern „siebente Tochter einer siebenten Tochter“.*)

Weiter verbreitet als diese „Künste“, und zwar nicht nur in den okkultistischen Kreisen, sondern sogar von ernsten, vornehmen Familienzeitschriften geübt, ist die Graphologie oder Handschriftendeutung. Ein gewisser J. Mendius hält in Erfurt ein „Institut für wissenschaftliche Graphologie“ und schrieb für die Flugschriftensammlung „gegen den Materialismus“ (Herausgeber H. Schmidkunz, Stuttgart) das Heft „Die Seele in der Schrift, graphologische Forschungsresultate“. Th. Ebner in Stuttgart**) zerpflückt diese okkultistische Schrift unbarmherzig und „bestreitet dem Verfasser das Recht, einzelne Fälle zu verallgemeinern und von einer Wissenschaft zu reden, wo offensichtig die vorliegenden Resultate nur mehr oder weniger willkürliche Deutungen und unhaltbare Vermutungen einer von ihrem Besitzer in ihrem praktischen Werte weit überschätzten Kunst sind“.

Wenn Kiesewetter (Geheimwissensch. S. 401) meint, daß beim Kartenlegen, Bleigießen, Punktiren, Würfeln, Lose ziehen, Verse aufschlagen u. s. w. „nie der Zufall die Entscheidung bringe, sondern das unbewußte magische Schauen, welches sich in eine magische Bewegung umsetze, das prophetische Wort spreche“ (vorerst müßte doch bewiesen sein, daß es so etwas wie ein „magisches Schauen“ überhaupt gebe), — so ist nicht zu verwundern, daß er in dem abgetan geglaubten Hexenwesen***) lauter Wahrheit findet! Nach einer Geschichte dieser Erscheinung (Geheimwiss. S. 431—566) behandelt er auf 132 Seiten „das Sachliche des Hexenwesens“. Er vergleicht ungeschickter Weise den Antrieb der „Hexen“ zur angeblichen Ausübung ihrer magischen Künste mit dem Anreiz der christlichen Märtyrer und Ketzer, sich den Bestien der Arena entgegenzuwerfen, der Folter und dem Holzstoß zu trotzen***) (der doch einer religiösen Ueberzeugung entsprang, die es bei den sog. Hexen nicht gab), u. s. w. und sieht darin „die vom bewußten Tagesleben abgekehrte magische Seelentätigkeit“. Es ist dies einer der schwächsten Teile seines in manchen (den historischen) Beziehungen verdienstlichen Buches. Um im Hexenwesen etwas Reales zu finden, hätte vor allem ein durch Hexerei bewirkter Schaden an Leben, Gesundheit oder Eigentum nachgewiesen werden müssen. Dies ist aber niemals geschehen. Um den Okkultismus zu retten, sucht daher unser Schriftsteller sich mit „Hellsehen“, Aussenden des „Astralkörpers“, „Levitation“

---

*) Globus 1896, Nr. 16.
**) B. A. Z. 1892, Nr. 63, S. 5.
***) Ueber dieses s. des Verf. Buch „Der Teufels- und Hexenglaube, seine Entwickelung, seine Herrschaft und sein Sturz“. Leipzig 1892.

(Erhebung in die Luft) u. a. zu helfen, und damit die „Hexenfahrt“ zu erklären, wozu er sich nicht scheut, offenbar blödsinnige Anekdoten, die von Hexenrichtern und Hexenverfolgern herrühren, zu benutzen. Nicht nur sind diese einseitig gehässigen Aussagen völlig wertlos, — sondern wir brauchen all diesen Hokuspokus nicht. Die von den als Hexen angeklagten Personen gemachten Geständnisse der Hexerei und Hexenfahrt erklären sich durchaus vollständig: 1. durch die Anwendung der Folter, 2. durch den allgemein herrschenden Aberglauben und 3. durch infolge dessen entstandene Träume vom Hexensabbat. Auch bedürfen wir der Hypothese von Hexenversammlungen nicht, um den Hexensabbat zu erklären; denn niemals ist auch nur eine solche Versammlung wirklich entdeckt worden, was bei dem Spürsinn der Hexenrichter doch hätte öfter geschehen müssen. Damit fällt dann auch der Gebrauch von Salben und Getränken weg, der dazu gedient haben sollte, sich in eine Vision der Hexenfahrt zu versetzen, wozu der herrschende Wahn vollkommen genügte. Solche Mittel, die sich vorfanden, waren ohne Zweifel einfach Heilmittel gegen Krankheiten, deren Besitzerinnen hierdurch in den Verdacht der Hexerei gerieten. Ergo: die angeblichen Hexen sind durchweg unschuldig gefoltert und verbrannt worden, um die Hexenrichter und ihre Büttel zu bereichern und den Aberglauben lebendig zu erhalten. Und warum lösen sich denn sämtliche noch heute vorkommende Beschuldigungen der Hexerei ohne Ausnahme in böswilligen Aberglauben oder abergläubige Böswilligkeit auf?

Das Fiasko, welches Kiesewetter in Bezug auf das Hexenwesen gemacht hat, gilt auch von seinen gleichwertigen Versuchen einer Erklärung (Geheimwiss. S. 600 ff.) der Lykanthropie (Wolfsverwandlung), des Vampirismus, der Injecta (d. h. in den Leib „hinein gezauberter“ und erbrochener Gegenstände), des Bildzaubers, des Liebeszaubers, der Empfindungslosigkeit gegen Schmerz bei Fakiren und Derwischen, der Unverwundbarkeit, der Besessenheit, der Magie, Theurgie, Nekromantie*) u. s. w. Der in Sammlung von Materialien unermüdliche, leider zu früh verstorbene Verfasser hatte wirklich wenig Grund, sich gegen den Spiritismus und die Theosophie abfällig zu äußern; denn er war im selben Spital krank wie deren Anhänger und schenkte allen möglichen Sagen und Legenden ebenso vielen unkritischen Glauben wie die Spiritisten „den lieben Geistern“ und die „Theosophen“ den zweifelhaften Mahatmas. Auf diese beiden Richtungen werden wir in den zwei folgenden Kapiteln näher eingehen. Hier bemerken wir noch, daß

*) Ueber die drei letzteren „Geheimwissenschaften“ s. Kiesewetters „Faust in der Geschichte und Tradition“. Leipzig 1893. — Ueber dieses zugleich litterargeschichtliche und okkultistische Werk selbst s. Du Prel in B. A. Z. 1894, Nr. 96.

die Litteratur aller drei okkultistischen Gruppen in der Verlagshandlung von Wilhelm Friedrich mit 28, in der von Oswald Mutze mit 140 und in der von Max Spohr mit 39 Werken vertreten ist. Auch die okkultistischen Vereine sind sehr rührig. Zu Pfingsten 1896 „tagte" der Kongreß deutscher Okkultisten in Berlin, beschloß eine Verbindung aller dieser Richtung angehörenden Vereine und Einzelpersonen, Deutung der okkulten „Thatsachen" in wissenschaftlicher(?) Weise unter Beweisführung(?), offenes Eintreten für eine „Weltanschauung auf übersinnlicher Grundlage" und wählte den Pastor Gubalke zum Vorsitzenden.

Sehen wir im Okkultismus gleichsam das vornehme Oberhaus des wieder auflebenden Wahnglaubens, so besteht neben ihm noch das zwar geistig mit ihm verwandte, aber von ihm nicht als ebenbürtig erachtete plebejische Unterhaus des Volksaberglaubens. Nur kurze Züge können wir hier aus dessen Treiben mitteilen.

In der Presse vielfach behandelt sind die Teufelsaustreibungen neuester Zeit, so namentlich die im Kapuzinerkloster zu Wemding in Baiern am 13. und 14. Juli 1891,*) dann die in Neudorf bei Schauenstein in demselben Lande am 21. und 22. Februar 1896(!) in der Sekte der Philadelphisten, deren Opfer an der Operation starb.

Auch Hexenprozesse kommen noch vor, — freilich auf dem Gebiete der Lynchjustiz. So wurde gegen Mitte Juli 1896 bei Osorno in der Republik Chile, der gebildetsten Südamerikas, eine gewisse Encarnacion Ruiz beschuldigt, ein fieberkrankes Mädchen behext zu haben, von dessen Oheimen, den Brüdern Negron, eingefangen, gebunden, mit Lassos in deren Wohnung geschleift, blutig gepeitscht und so eine Woche lang gemartert; dann wurden 13 weitere Personen, die man im Verdacht hatte, auf dieselbe Weise mißhandelt. Was aber das Beste ist: weil die Brüder Negron „angesehen waren", wurden ihre Opfer unter Vorwänden irgend welcher Vergehen auf die Polizei geschleppt und nur teilweise wieder entlassen.**)

Neben Teufeln und Hexen spielen aber auch Engel ihre Rolle. Ein Fräulein Couédon in Paris, in welcher „Spitze der Civilisation" neun Zehntel der Einwohner dem Aberglauben huldigen sollen, glaubt mit dem Erzengel Gabriel in Verbindung zu stehen und erhält ungeheuren Zulauf als Orakelspenderin und Prophetin. Blätter wie Temps und Figaro berichteten gläubig darüber. Zwar hat der „Erzengel Gabriel", der durch den Mund des Fräulein Couédon spricht,

*) Köln. Zeit., 2. Beil. vom 8. Mai 1892.

**) Weitere Beispiele enthält des Verf. Allgem. Kulturgesch., VI, S. 193 f. und „Teufels- und Hexenglaube", S. 156.

die Wohnung in der Rue de Paradies 43 wegen des verursachten ruhestörenden Treibens verlassen müssen; aber man reißt sich jetzt förmlich um die Ehre, die „Seherin“ Fräulein Couédon beherbigen zu dürfen. Von allen Seiten wurden ihrem Vater Wohnungen, ja ganze Häuser, angeboten. Nun ist man gespannt, welche Gegend von Paris der Engel Gabriel zum Tempel seiner Weissagungen wählen wird. Wie sehr er übrigens die Gemüter erhitzt, geht daraus hervor, daß seinetwegen zwei Redakteure vom „Jour“ und von der „Libre Parole“ ein Degenduell ausfochten, wobei ersterer durch einen 2 cm tiefen Stoß kampfunfähig gemacht wurde. Nachdem neulich Zola die „Seherin“ besucht hat, fand sich am Freitag auch der kürzlich mit der Ehrenlegion dekorirte Asienreisende Prinz Henri d'Orléans bei ihr ein, verweigert aber, im Gegensatz zu Zola, selbst seinen intimsten Freunden Auskunft darüber, was Engel Gabriel durch Fräulein Couédon ihn wissen ließ.*)

Ebenso gräßlich wie der Teufels- und Hexenglaube ist der antisemitische Blutaberglaube, welcher nach mittelalterlichem Muster den Juden die rituelle Ermordung von christlichen Personen, vorzugsweise jungen Mädchen und Kindern, zur Last legt. Diese zugleich blödsinnige und boshafte Anschuldigung schleppt ihr elendes Leben schon durch Jahrhunderte, ja bald zwei Jahrtausende, und spukte noch in unserer jüngsten Zeit. Die Jahre 1866 bis 1892 brachten nicht weniger als acht einander teilweise kopirende Bücher zu tage, welche aus der Geschichte alle Fälle solcher Beschuldigungen gesammelt als „Tatsachen“ darstellten.**) Damit gingen Hand in Hand mehrere Prozesse, würdige Gegenstücke von Hexenprozessen, doch Gottlob mit anderm Ausgange. Die bekanntesten sind der von Tisza-Eszlar in Ungarn 1882 gegen die von einem unreifen Jungen eigenen Stammes des Ritualmordes an den Esther Solymossy angeklagten Juden, die freigesprochen wurden, das Wüten des Pöbels der Insel Korfu gegen die dortigen Juden 1891 wegen angeblicher Ermordung eines Christenkindes, das aber ein jüdisches war, und der in demselben Jahre in Xanten geführte Prozeß gegen den Schächter Buschoff wegen angeblicher Ermordung des Knaben Joh. Hegemann, der ebenfalls mit Freisprechung endete. Leider befindet sich unter den Vertretern jener Anklage ein Hochschullehrer, der von Prof. Strack (S. 96) des Meineids und der Fälschung beschuldigte Prof. Aug. Rohling in Prag, dessen „Talmudjude“ (1877) aus dem Judenhetzer Eisenmenger im 17. Jahrh. abgeschrieben ist.

---

*) Man sehe auch des Verf. Schrift „Die Schmach der modernen Kultur“. Leipzig (1885), S. 42—73.

**) Hermann L. Strack (Prof. der Theologie in Berlin), Der Blutaberglaube in der Menschheit. Blutmorde und Blutritus. 4. Aufl. München 1892, S. 109 ff.

## B. Der Spiritismus.

### 1. Entwickelung und ältere Systeme.

Wir brachen diesen Gegenstand im vorigen Bande (VI, S. 191) mit der Ansicht ab, daß der Spiritismus ganz sicher wieder eine Menge neuer Jünger gewinnen und daß neue Stufen und Vervollkommnungen dieser Richtung sie darin befestigen werden. Beides ist wahr geworden. „Die Bahn des menschlichen Geisteslebens“, sagt ein neuester Schriftsteller über diesen Gegenstand,*) „ist teilweise rückläufig geworden. Nach scharfer Abkehr vom krassen Materialismus fliegen wir den Gebieten des Mystizismus mit wachsender Geschwindigkeit zu. Allerlei Spuk vergangener Zeiten wagt sich wieder augenreibend ans Tageslicht.“ Und weiter: „Der Spiritismus zieht mit unerbittlicher Konsequenz den ganzen Wust alten Aberglaubens nach sich, und wir haben dessen auch ohnehin schon genug noch zu überwinden in unserem naturwissenschaftlichen Zeitalter.“

Der erste von uns noch nicht genannte Prophet des Spiritismus ist der 1826 im Staate Neu-York geborene und noch jetzt in Neu-Jersey lebende Andreas Jackson Davis. Er begann seine mystische Laufbahn in jungen Jahren als Somnambule und Visionär, reiste als berufsmäßiger Hellseher und Heilmesmerist umher und diktirte, angeblich in magnetischem Schlafe, mystische Bücher, die von Engeln und Geistern eingegeben sein sollten, aber durchaus antiorthodox sind.**) Nachdem seine magnetische Kraft abgenommen, wurde er Geisterseher, verkehrte mit Swedenborg und schrieb eine Menge weiterer Bücher über die Geisterwelt, die er als besondere Oertlichkeit schilderte, von der aus die Geister mit den Spiritisten, nicht persönlich, sondern telegraphisch korrespondiren. In der seit 1850 in Amerika auftauchenden Klopfbewegung wähnte er ein neues Evangelium, während sie, wie Kiesewetter (S. 438) richtig sagt, nur aus altbekannten Spukerscheinungen besteht, und stellte eine Menge absurder Behauptungen auf, die völlige Unkenntnis der Kulturgeschichte verraten. So wollte er wissen, daß die Bewohner des Mars, Jupiter und Saturn „sich einer höheren Gemeinschaft der Geister erfreuen“ als die der Erde, faselte von Aeußerungen der Geister Solons, Fenelons, Franklins, Channings u. A., klagte aber zugleich, daß falsche Geister sich die Namen großer Männer beilegen, wollte bei einem verschütteten Brunnen und auf Friedhöfen die „Auferstehung der Toten“

---

*) K. Sudhoff, Geheimwissenschaften. B. A. Z. 1895, Nr. 219 u. 221.

**) Karl Kiesewetter, Geschichte des neuern Okkultismus. Leipzig 1891, S. 415 ff.

beobachtet haben und bemühte sich zu erklären, wie listig es die nach seiner Meinung materiellen Geister anstellen, um durch Thüren und andere Oeffnungen zu entkommen.

So abgeschmackt die Schriften des Davis sind, so brachten sie doch einen großen Eindruck auf den Naturphilosophen Gottfried Nees von Esenbek (1776—1858, Bd. VI, S. 516 f.) hervor, der „nur in einem Studium Davis' Heil für die deutsche Wissenschaft sah“,*) und den von der kathol. Theologie abgefallenen Dr. Gregor Konstantin Wittig aus Striegau (geb. 1834) zur Uebersetzung jener Schriften veranlaßte. Wittig wurde ein Apostel des Spiritismus in Deutschland, gab seit 1868 eine „Bibliothek“ dieser Richtung heraus, gründete 1873 in Leipzig den „Verein für Erforschung der Geistfrage“ und gab seit 1874 unter Beihilfe des russischen Spiritisten Aksakow die von Oswald Mutze verlegten „Psychischen Studien“ heraus. Er verließ jedoch im Verlaufe der Zeit die Davis'sche Richtung des Geisterglaubens und wandte sich der Erklärung spiritistischer Phänomene durch „psychische Kraft“ zu, wodurch er den Unwillen der Geistergläubigen auf sich zog, an deren Spitze der deutschamerikanische Apothekergehilfe Bernhard Cyriax trat, der mit seinem Humbug vieles Aufsehen erregte.

Die Lehre von der psychischen Kraft, welche durch die gesamte Kulturgeschichte der civilisirten Völker zu verfolgen ist,**) und auf welcher aller Glaube an Magie beruht, hatte in der hier zu berücksichtigenden Zeit zum ersten Vertreter den schlesischen Arzt Dr. Bruno Schindler in Greiffenberg († um 1875), der in seinem „Magischen Geistesleben“ (Breslau 1857) das ganze Gebiet der okkultistischen Erscheinungen natürlich zu erklären suchte und geradezu aussprach: „Alle Geistererscheinung, alle Geistermanifestation ist eine subjektive, sie steht mit den Gesetzen der Psychologie in vollkommenem Einklang, und alle „Offenbarung aus dem Reiche der Geister“ ist eine Offenbarung des eigenen Herzens; „es ist nicht ein fremder Geist, der seinen Einzug hält in den Menschenleib, es ist der Herren eigner Geist, der unerkannt und unbewußt unter fremder angenommener Maske aus ihnen heraustritt und herausspricht“ (Kiesewetter S. 559).

Ganz in unsere Periode fällt aber erst der englische Physiker und Chemiker William Crookes, 1832 in London geb., Entdecker des Thallium, sowie der sog. strahlenden Materie und des sog. vierten Aggregatzustandes. Er begann 1870 sich mit dem Spiritismus zu beschäftigen, indem er von der Ansicht ausging, daß die Behauptung, als rührten die unerklärten Erscheinungen nur von abgeschiedenen Geistern her, unbegründet und unlogisch sei und daß die Sache ohne

*) Kiesewetter a. a. O., S. 463 ff.
**) Ebendas., S. 506 ff.

vorgefaßte Meinung untersucht werden müsse. Er begann seine Versuche mit dem Abenteurer Daniel Douglas Home (Bd. VI, S. 183 f.), der sein Kunststück produzirte, eine Ziehharmonika spielen zu lassen, die er nur an einem Ende mit der Hand hielt, die sogar, nachdem er die Hand zurückgezogen hatte, schwebend fortspielte, und so noch weiteres. Crookes war es, welcher der Ursache dieser Erscheinungen den Namen der psychischen Kraft gab, fand aber mehr Widerspruch als Glauben. Er fuhr fort zu experimentiren, beobachtete das Klopfen ohne bekannten Urheber, das Schweben von Personen in der Luft (bei Home u. A.), das Erscheinen von Händen, die sich greifen ließen und schrieben u. s. w. Das Merkwürdigste ist aber (1871) die Erscheinung der sog. Katie King oder (!) Annie Morgan, angeblicher Hofdame der Maria Stuart, in Gegenwart des Mediums Florence Cook (15 Jahre alt), die sich berühren, photographiren und Haare abschneiden ließ, sprach und Briefe schrieb (Kiesewetter, S. 583 ff.). Die Erzählung von der Erscheinung ist nicht ganz klar, und dem Mitbeobachter, dem Elektriker Varley, fiel die Aehnlichkeit zwischen Katie King und Miß Cook auf. Auch wird nicht gesagt, woher man die Angabe der frühern Eigenschaft des Phantoms hatte. Tatsache ist aber, daß Florence Cook, welche inzwischen Mrs. Corner geworden war, im J. 1880 in der Gestalt der Katie King ergriffen wurde, Tatsache ferner, daß Crookes am 1. Aug. 1874, also drei Jahre nach dem ersten Erscheinen des Phantoms, schrieb, er habe noch kein einziges Mal den befriedigenden Beweis erhalten, daß die Toten wiederkehren und mit uns in Verbindung treten können. Er sei nur davon überzeugt, daß unsichtbare intelligente Wesen existiren, welche die Geister abgeschiedener Personen zu sein vorgeben. Ein sehr unklarer Schluß! Interessant ist aber, daß der frühere Spiritist, dann Anhänger der psychischen Kraft, W i t t i g, nach allen jenen Experimenten noch einen Schritt weiter ging und in allen unerklärten Erscheinungen Hallucinationen erblickte, worin ihn besonders die Schriften des Dr. Eduard Jankowski (1839—1887) bestärkten, welche dieser 1879 bis 1882 auf Grund seiner eigenen Hallucinationen schrieb. Diese Ansicht vertrat auch der „Philosoph des Unbewußten", Dr. Eduard von H a r t m a n n (Bd. VI, S. 521 f.) in seinen Schriften „Der Spiritismus" (1885) und „Die Geisterhypothese des Spiritismus" (1891), deren erster der russische Staatsrat Alexander A k s a k o w (geb. 1832), ein Anhänger Swedenborgs, in „Animismus und Spiritismus" (1890) entgegentrat. Doch kennt dieser die Schwächen des blindgläubigen Spiritismus sehr genau, nennt den Charakter des größten Teils der Manifestationen „mystifizirend und lügenhaft", ihre Untersuchungen unzuverlässig, die Dunkelsitzungen und Materialisationen dem Betrug unterworfen und erklärt es für einen großen Irrtum der Spiritisten,

alle übersinnlichen Phänomene den Geistern zuzuschreiben (Kiesewetter, S. 633 ff.). Dieser Standpunkt eines Spiritisten ist sehr bemerkenswert!

Eine vermittelnde Stellung zwischen den Vertretern der „psychischen Kraft“ und den Geistergläubigen nahm (Kiesewetter, S. 636 ff.) Dr. Maximilian Perty ein (geb. 1804 in Mittelfranken, seit 1838 Professor der Naturgeschichte in Bern, † daselbst 1884), unter dessen zahlreichen hierher gehörigen Schriften „Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur“ (Leipzig 1861, 2. Aufl. 1872) die bedeutendste ist. Reich an idealem und edelm Streben, ließ es Perty stets an Kritik fehlen und glaubte einfach alle Erzählungen von mystischen Dingen. Nach ihm sind die Weltkörper organische Wesen mit innewohnenden Dämonen, und die Welt ist eine Hierarchie von Geistern bis zu Gott hinauf. Auf diese Hypothese stützte er ein magisches Wirken in und zwischen den Einzelwesen und suchte daraus alle Mythen und Sagen zu erklären, wie das Hexenwesen, den Spuk, die Fernwirkung, das Sichselbstsehen, die Doppelgängerei und die Geistererscheinungen. Bezüglich des Spiritismus sah er den Ursprung des Tischrückens und Geisterklopfens bei den Indianern (s. Bd. VI, S. 181), wogegen Kiesewetter (S. 653 und im ganzen Bande) nachgewiesen hat, daß es auch in Europa uralt ist. Hatte aber Perty bis dahin die Phänomene des Spiritismus blos einer magischen Kraft zugeschrieben, so ging er seit 1877 teilweise und 1883 vollständig zum Geisterglauben über, und zwar sowol zu dem an das Wiedererscheinen Toter, als zu dem an Dämonen, die nie Menschen waren.

Obschon, wie Kiesewetter (S. 657), bezeugt, nirgends der Identitätsnachweis Verstorbener bei den Materialisationen geliefert worden ist, so daß, Betrug und Täuschung ausgenommen, das Medium als Ursache dieser Erscheinungen betrachtet werden müsse, nahm der spiritistische Geisterglaube immer mehr überhand, wobei wir indessen in der Zeit etwas zurückgreifen müssen.

Nachdem der spezifisch amerikanische Spiritismus nach Europa gelangt war, nahm er in Frankreich einen eigenartigen Charakter an, indem er sich hier mit der Lehre von der Reinkarnation der Seelen verband. Der Urheber dieser Kombination war der Pädagog und Polyhistor Hippolyte Rivail (geb. 1804 in Lyon, † 1869 in Paris), welcher aus den in einem spiritistischen Zirkel seit 1850 von einer Somnambule auf seine Fragen gegebenen Antworten*) unter dem Namen Allan Kardec (den er in einem früheren Leben geführt haben wollte) das Buch „le Livre des Esprits“ (1857) zusammensetzte. Der französische Spiritismus ist blindgläubig und hält sich in

*) Kiesewetter, Geschichte des neuern Okkultismus, S. 473 ff.

der Verborgenheit, d. h. verabscheut das in Amerika beliebte öffentliche Auftreten der Medien. Das „Buch der Geister" erlebte 35 Auflagen und die weiteren Schriften Rivails ebenfalls viele; auch wurden sie in mehrere Sprachen übersetzt und brachten ihm eine halbe Million Fr. ein. Im J. 1858 hatte er die „Revue spirite" und 1869 die „Librairie spirite" gegründet. Von ihm rührt die Form „Spiritismus" (statt des englisch-amerikanischen „Spiritualismus") her. Mit seinem System verband er einen Kampf gegen den Klerikalismus, wie auch soziale Bestrebungen, durch welche der Großindustrielle Godin, Gründer der Spiritistenkolonie in Guise, Millionär wurde. Napoleon III. begünstigte den Spiritismus als Waffe gegen revolutionäre Tendenzen, und der Einfluß der Richtung erhielt sich auch nach seinem Sturze, so daß (mit Einschluß Belgiens und der französischen Schweiz) 24 spiritistische Zeitschriften in französischer Sprache erscheinen und 1889 in Paris ein internationaler Spiritistenkongreß stattfand und aus allen Ländern der Erde besucht wurde. Die nämliche Richtung vertreten in Spanien, Portugal, Mittel- und Südamerika 32 Zeitschriften, in Italien 3, in Holland 2, in Ungarn eine, wozu die Schriften der spiritistischen Prophetin Baronin Adelma von Vay, geb. Gräfin Wurmbrandt, auf Schloß Gonobitz in Kroatien (1873—1888) kommen. In Deutschland widmeten sich diesem Apostolate der Graf Adolf Poninski (geb. 1801, † 1878) in Leipzig und der (in Paris lebende) Industrielle Charles de Rappard, der seit 1880 in Waltershausen (Thüringen) die Zeitschrift „Licht, mehr Licht" erscheinen ließ, welche nach Kiesewetters Ansicht (S. 480) besser heißen würde: „Unsinn, mehr Unsinn!" Unter der ungebildeten Bevölkerung Sachsens und Böhmens richtete sie viel geistiges Unheil an, ging aber 1886 ein.

Das System Rivails oder Kardecs, das er aus Mitteilungen der Geister von Sokrates, Platon, Jesus, Augustinus, Swedenborg u. A. geschöpft haben wollte und das sich besonders an den Letztgenannten lehnt, ist deistisch und ordnet die körperliche der geistigen Welt unter. Die Seele ist nach ihm ein inkarnirter Geist, dessen Hülle der Körper ist. Zwischen beiden gibt es eine halbmaterielle Hülle, den „Perisprit", welche nach dem Tode fortdauert und zuweilen sichtbar und berührbar werden kann. Die Geister zerfallen in mehrere Klassen: Engel oder reine, leichtfertige und bösartige Geister; letztere beide können höher steigen. Alle inkarniren sich im Menschen und finden bei der Rückkehr in die Geisterwelt ihre Bekannten wieder. Die nicht inkarnirten bewegen sich unter uns, wirken auf uns und auf die Natur und verkehren mit den Menschen innerlich und äußerlich. Sie sind an sich geschlechtslos und können sich daher in beiden Geschlechtern inkarniren.

Abweichend von Kardec verband Alphonse Louis Constant unter dem Namen Eliphas Levy (1859, 1861 ff.) mit dem Spiritis-

mus den Ultramontanismus, sowie eine verworrene Symbol- und Zahlenspielerei und übte Einfluß auf die weiterhin zu besprechende „Theosophie“ der Mad. Blavatsky und Genossen.

## 2. Neueste Systeme und Beispiele.

Eine neue Richtung tauchte 1885 auf mit dem Erscheinen der Monatschrift „Sphinx, Organ für die geschichtliche und experimentelle Begründung einer übersinnlichen Weltanschauung auf monistischer Grundlage“. Die „Sphinx“, welche der Kolonialpolitiker Dr. Wilhelm Hübbe-Schleiden (geb. 1846 in Hamburg) herausgibt, ist nach Kiesewetter (S. 503) vielleicht die vornehmste okkultistische Zeitschrift der Erde. Denselben Namen erhielt eine vom Herausgeber und Kiesewetter gebildete Vereinigung, die 1887 zur „psychologischen Gesellschaft“ wurde, in der jedoch 1889 eine Spaltung zwischen eigentlichen Okkultisten und dieser Richtung abgeneigten Mystikern, welche mehr Gewicht auf Moralphilosophie und buddhistische Religionsphilosophie legten, eintrat.

Mehr „ausschließlich geistergläubig“ (Kiesewetter S. 661) verhielt sich der englische Geolog Alfred Russel Wallace (geb. 1822), früher Materialist, seit 1866 aber überzeugter „Spiritualist“, was er im genannten Jahre durch sein Werk „the scientific aspect of the Supernatural“ bekannte, welchem 1874 das Buch „on miracles and modern Spiritualism“ folgte. Bekehrt wurde er zu seiner neuen Richtung durch eine in Washington erhaltene angebliche Geisterbotschaft eines Freundes seines verstorbenen Bruders. Wallace verfährt durchaus kritiklos und nimmt ohne weiteres alle nicht erklärten Erscheinungen als Geistermitteilungen hin.

Größeres Aufsehen erregte durch seine Bekehrung zum Spiritismus der Leipziger Professor Karl Friedr. Zöllner (geb. 1834 in Berlin, † 1882), welcher bis dahin der Naturwissenschaft, besonders der Astrophysik große Dienste geleistet hatte. Die Hypothese einer vierten Dimension brachte ihn seit 1874 dazu, sich für den Spiritismus zu interessiren und das Beispiel von Crookes, Varley, Huggins und Wallace zu dem Entschlusse, in dieser Richtung zu experimentiren. Er begann seltsamer Weise mit dem Versuche, in einen Faden oder eine Schnur ohne Ende Knoten zu knüpfen, was nach seiner Ansicht nur einem vierdimensionalen Wesen möglich wäre, und was ihm mit Hilfe des amerikanischen Mediums Henry Slade am 17. Dez. 1877 in Leipzig gelang, und zwar sofort mit vier Knoten und ohne sichtbare Berührung. Es folgten dann, in Gegenwart Zöllners, Slades und Mehrerer allerlei Spukerscheinungen, Knalleffekte, Selbstspielen einer Harmonika wie bei Home, Erscheinen einer Hand, Schriften auf Tafeln

ohne sichtbaren Schreiber, Abdrücke von Händen und Füßen in Mehl und Ruß, Bewegungen von Möbeln ohne Berührung, dann das Phänomen, daß zwei je aus einem Stücke gedrechselte Holzringe sich von selbst aus ihrer aufgehängten Lage entfernten und sich um den Fuß eines Tisches legten u. s. w. Der dem Spiritismus abgeneigte Professor Fechner sprach sich gegen die Ansicht aus, daß dabei Taschenspielerei waltete, und Professor Weber gegen die Vermutung, daß Zöllner geisteskrank gewesen wäre.

Mit spiritistischen Versuchen beschäftigte sich auch der 1827 im ungarischen Komitat Neutra geborene und 1887 in Nizza gestorbene Baron Lazar von Hellenbach,*) ein edler Schwärmer. Er experimentirte nacheinander mit Frau von Vay, mit Slade, Hansen, Eglinton, Harry Bastian und anderen Medien; er schrieb über seine Beobachtungen zahlreiche Schriften und verteidigte Bastian 1884 gegen dessen Entlarver Erzherzog Johann; denn er habe, wies er nach, 6 Geister verschiedener Größe in einer Sitzung erscheinen lassen, die er unmöglich alle selbst hätte spielen können! (Es konnten aber hereingeschmuggelte Helfershelfer sein.) Trotzdem verwahrte sich Hellenbach dagegen, ein Spiritist zu sein und maßte sich auch nicht an, eine neue Weltanschauung aufzustellen, vertrat aber die Lehren von der Reinkarnation, von der Erhaltung der Kraft, von der Doppelnatur des Menschen und von der Existenz unwahrnehmbarer menschlicher Formen. Er anerkannte die mit Hilfe von Medien hervorgebrachten Phänomene, ohne sie anders erklären zu können, als teilweise durch höhere physische Kraft der Medien, teilweise durch dämonische Wesen, von denen es ihm nicht recht klar ist, ob sie einst Menschen waren oder nicht.

Ein eben solcher aufrichtiger, aber resultatloser Forscher im übersinnlichen Gebiete ist Freiherr Dr. Karl du Prel, geb. 1839 zu Landshut in Baiern, 1859—72 Offizier, jetzt Schriftsteller in München. Er ging in seinen etwa 60, 1868 begonnenen Schriften von den Erscheinungen des Traumes aus, die ihn auf jene des Magnetismus, Somnambulismus, Spiritismus und Hypnotismus führten. Er hält die Zeugung und Geburt für ein größeres Rätsel als eine Gespenstererscheinung oder Materialisation und sieht einen Beweis für das Vorhandensein eines dem Körper entsprechenden, ihm als Modell dienenden „Astralleibes" in den Integritätsgefühlen bei verlorenen Körperteilen, in den Doppelgängern, in der Telepathie, in den Geistererscheinungen (wenn aber alles dies nur Legenden oder Täuschungen sind?), — anerkennt aber, daß der Verkehr der unsrigen mit der Geisterwelt eine Ausnahme bilde, ungemein schwierig, und daher selten, aber durchaus gesetzmäßig sei. Jedenfalls verbürge die Existenz transcendentaler

*) Hellenbach, der Vorkämpfer für Wahrheit und Menschlichkeit. Skizzen von Hübbe-Schleiden. Leipzig 1891.

Fähigkeiten ein Fortleben nach dem Tode. Du Prel lehrt (Kiesewetter S. 749 ff.), daß der Mensch aus eigener Wahl sich in das irdische Leben begeben habe, daß er sein eigenes Entwickelungsprodukt sei und weiteres, wozu wir drei Fragezeichen setzen zu dürfen glauben, ohne dem Materialismus, den er durch seine Lehre besiegen will, im geringsten zu huldigen.*)

In „Mediumistische (kostbares Wort!) Lösung wissenschaftlicher Probleme" sucht Karl Aug. Hager, Mitglied der wissenschaftlichen Vereinigung „Sphinx" in Berlin, nachzuweisen, daß Medien astronomische Entdeckungen vorausgesehen und aus Stücken prähistorischer Funde (Knochen, Zähnen) Scenen der Vorgeschichte herausgelesen hätten, in welchen sie den Urmenschen mit Mastodon und Mammut in Verbindung brachten, wofür erst später Beweise aufgefunden wurden. Swift erzählt 1726 in „Gullivers Reisen", daß die Leute von Laputa 2 Monde des Mars entdeckt hätten, die 3 und 5 mal dessen Durchmesser von ihm entfernt seien. Asaph Hall entdeckte sie 1877 in Washington und fand sie 2,33 und 5,83 mal des Mars Durchmesser von ihm entfernt! Ein Arbeiter aus Boston, James, will im Sept. 1872 eine schriftliche Aufforderung von Charles Dickens, welcher im Juni 1870 gestorben ist, erhalten haben, seinen unvollendeten Roman „Mystery of Edwin Drood" zu vollenden, und er soll dies genau in Dickens' Stil und Orthographie ausgeführt haben. H. läßt durchblicken, daß das von Prof. Theob. Ziegler herausgegebene philosophische Werk des Gerbergesellen Buhr von einer Inspiration herrühre, und triumphirt, daß Karl Vogt ein darwinistisches Werk des Amerikaners Hudson Tuttle übersetzt und Ludwig Büchner diesen 1873 in Cleveland aufgesucht, aber erfahren habe, Tuttle sei ein Spiritist und habe zwei Bücher dieser Art durch Inspiration geschrieben.

Die spiritistische Zeitschrift „Light" in London berichtet, daß ein der Redaktion bekannter Reisender auf seinen Reisen mit seiner zu Hause gebliebenen Frau weder durch Briefe, noch durch Telegramme korrespondire, sondern daß Beide sich nachts 10 Uhr in einsamem Zimmer hinsetzen und dann jedes das andere sich gegenüber sehe, worauf sie sich (in Gedanken) unterhalten und dabei jedes vom andern alle wünschbaren Nachrichten erhalte!

Rud. Hoëll schließt die Schrift „Was ist Spiritismus oder Spiritualismus?" (Leipzig 1896) mit den Worten: „Die Erfahrung bestätigt es leider täglich, daß eine Rotte von Geistern niederer Gattung über jedes neu entdeckte Medium herfallen, dasselbe verwirren, mißbrauchen und moralisch verderblich zu beeinflussen suchen. Das einzige

*) Kiesewetter a. a. O., S. 749 ff. — Du Prel, Zur Geschichte des Okkultismus. B. A. Z. 1883, Nr. 93. — Carriere, Die Entdeckung der Seele. Ebendas. 1894, Nr. 5.

und allein wirksame Mittel dagegen ist das inbrünstige Gebet zu Gott, solche Geister fern zu halten oder mit Liebe, Sanftmut und Geduld diese unglücklichen Geister zu belehren und zu bekehren."

In der Schrift „Der geistige Körper unsrer Seele, vom spiritualistisch-wissenschaftlichen Standpunkte aus betrachtet" (Leipzig 1896) berichtet Dr. G. v. Langsdorff, die „Hellseher" erblicken übereinstimmend — einen Nebel, der sich über dem Haupte eines Sterbenden bilde, aus dem sich der kurz vorher noch schmerzliche Gesichtsausdruck in verjüngter, freudiger, strahlender Glorie zeige. Die Beispiele dieser Art füllen 45 Seiten!

Ein Spiritist schrieb uns folgende Anweisung zum Verkehre mit Geistern nieder:

„Eine runde dünne Platte aus geglättetem Holz, mit drei kurzen von einander genügend entfernten, aus einem gemeinsamen Mittelpunkt divergirenden Füßchen aus Holz, mit unten hineingeschlagenen Porzellannägelchen, als Isolirmittel des im oben erwähnten Tischchen sich ansammelnden Magnetismus. An einem Beinchen unten ist ebenfalls aus dünnem Holz ein Zeiger angebracht. Dieser Zeiger soll auf Buchstaben zeigen, wie ein Uhrzeiger auf Zahlen; diese Buchstaben werden deshalb im Kreise auf einen größeren glatten Tisch gelegt. Es genügen fünf Minuten etwa, daß dieser kleine „Geisterapparat" sich in Bewegung setzt, wenn auch nur eine Hand leicht darauf gelegt wird. Noch besser, wenn 2—3 Personen ihre Hand darauf legen. Es ist gut, solche Sitzungen 2—3mal wöchentlich, regelmäßig und pünktlich um dieselbe Zeit fortzusetzen, da weitere Mitteilungen den weiteren modus operandi des individuellen Geisterverkehrs gerade dieses oder jenes Zirkels hierdurch angeben, auch die etwaigen medianimen Phasen, die zu entwickeln wären, wie Schreibmediumschaft, Sprachmediumschaft, psycho-physikalische Erscheinungen, z. B. die „Materialisationen", „Geisterphotographien", endlich die Phase des zunehmenden Erwachens des Mediums in den Zustand des selbstbewußten Adeptentums, der allerdings nur zu erreichen wäre durch zunehmende Askese des Mediums, welche deshalb auch von allen besseren Geistern geraten wird. Es findet eine Wechselwirkung zwischen „spirit" und „psyche" fast bei jeder sog. spiritistischen Manifestation statt, und die Veredlung des Diesseits hat eine Veredlung (= Zunahme an Selbstlosigkeit) des Jenseits zur Folge und auch umgekehrt.

Die Klarheit läßt zu wünschen übrig, aber der Glaube macht ja selig!

## 3. Kritik.

Der Spiritismus macht sich schon von vornherein dadurch verdächtig, daß er von einem Zweck ausgeht; er will es durch alle Mittel erzwingen, das Fortleben nach dem Tode zu beweisen; er will von der Gottheit eine Kenntnis von diesem Fortleben ertrotzen. Dieses Treiben muß dem ewigen Sittengesetze, oder was dasselbe ist, dem Gesetze Gottes gegenüber als eine Vermessenheit erscheinen. Denn dieses Gesetz hat gewisse Fragen: die nach dem Wesen Gottes, nach dem Verhältnis von Geist und Materie, nach der Unendlichkeit des Raumes, der Ewigkeit der Zeit und dem Schicksal der Seele, für den

Menschen zu seinem Heile mit einem undurchdringlichen Geheimnis umgeben, damit er sich auf das Erreichbare beschränke, in dessen Umkreis Gutes thue und sich nicht zu einem Größenwahne versteige, der ihn verleitet, sich gottähnlich zu dünken! Daß alle Verrichtungen von Medien noch niemals den geringsten Beweis geliefert haben, daß sie mit abgeschiedenen Geistern im Zusammenhange stehen, ist eine Tatsache. Dieser gegenüber vermögen auch die rührendsten Geschichten nicht aufzukommen. Wenn Mrs. Duffey in ihrem Buche „Himmel und Hölle. Erlebnisse im Jenseits" (Uebers. Leipzig 1892) sagt, sie habe es zwar niedergeschrieben, aber nicht verfaßt, d. h. also wol geoffenbart erhalten, und darin eine Mutter erzählen läßt, sie habe ihre als Kinder gestorbenen Söhne als junge Männer im Jenseits wiedergefunden, wenn Mrs. Florence Marryat, eine der berühmtesten Geisterseherinnen unserer Zeit, sogar ihre als Kind gestorbene Tochter materialisirt als Jungfrau in den Armen gehabt und an einer Hasenscharte erkannt haben will, so ist das rührend, aber nicht ernst zu nehmen. Ebenso wenig, wenn Hans Arnold eine ernsthafte Anleitung erteilt, wie man spiritistische Zirkel in der Familie errichte und leite und u. a. sich Fuß- und Handabdrücke von den „Geistern" verschaffe, wenn derselbe lehren will, phänomenale Wunder zu vollbringen („Der Adept oder Unterrichtsstunden eines Zauberlehrlings" und „Die Kraft der Ueberzeugung als Schlüssel und Mittel zur Ausführung magischer Wundertaten", beides Leipzig 1892), so erinnert das schon mehr an den Schäfer Thomas oder an die Kunst, in 3 Wochen französisch zu lernen. Vollends burlesk wird aber die Sache, wenn Spiritisten, wie tatsächlich vorgekommen ist, in ihren „Sitzungen" die Geister sagenhafter oder erdichteter Personen (wie Wilhelm Tell, Don Quijote, Tartuffe, Goethes Faust u. a.) citirten oder sogar von Leuten Mitteilungen aus dem Jenseits zu erhalten behaupteten, von denen sich nachher ergab, daß sie noch lebten! — Wenn endlich Alexander Aksakow (Animismus und Spiritismus, oben S. 312) sagt: „Die Abwesenheit des bewußten oder unbewußten Betruges (bei spiritistischen Sitzungen) vermag man niemals zu beweisen", „im Spiritismus ist der moralische Glaube die unerläßliche Basis des Fortschrittes zur Wahrheit", und „ich kann nichts weiter tun, als öffentlich das bestätigen, was ich gesehen, gehört und empfunden habe", so „wird damit für jede dritte Person eine Beurteilung des tatsächlichen Wahrheitsgehaltes jener Beobachtungen geradezu unmöglich gemacht".*)

Ed. v. Hartmann (Der Spiritismus, S. 88 u. 89) sagt, man könne nach den besten spiritistischen Autoritäten annehmen, daß in 95 Proz. aller sog. Geistererscheinungen das Medium selbst als Er-

*) Besprechung in B. A. Z. 1895, Nr. 9, S. 6.

scheinung figurirt, auch ganz abgesehen von betrügerischen Nachahmungen, .... und daß der Rest von 5 Proz. als unerwiesene Behauptung zurückzuweisen sei, — ferner: in Amerika, wo die Medien gleich familien- oder gar bandenweise „arbeiten“, könne man auf die Berichte überhaupt keinen Wert legen, da hierbei nicht nur der somnambulen Helfershelferei, sondern auch dem offenen Betruge Tür und Tor geöffnet sei.

Der „Gedankenleser“ Stuart Cumberland, welcher alles mitgemacht, was zum Spiritismus gehört, hat nach Entdeckung der dabei vorkommenden Kunstgriffe auch alles selbst zu bewirken gewußt, was Medien und angebliche Geister jemals einem unkritischen Publikum vorgemacht haben.*) Ebenso Bellini, Jacoby und andere „Antispiritisten“, die früher teilweise selbst Spiritisten und Medien gewesen waren. In dem Buche „die Magie des XIX. Jahrhunderts als Kunst und als Geheimwissenschaft“, unter Mitwirkung von Dr. F. Maier, Prof. a. D. in Tübingen von Uriarte (Pseudonym),**) sind viele spiritistische Vorstellungen und Erscheinungen als Taschenspielerkunststücke enthüllt, so u. a. auch die Knotenschürzungen Slades (oben S. 315), dessen Geisterschriften u. a., während doch der Verfasser ein gläubiger Anhänger des Okkultismus, der Theosophie und in gewissem Grade auch des Spiritismus ist. Der amerikanische Arzt Dr. Philipp Davis erklärte die zahlreichen von ihm selbst beobachteten spiritistischen Sitzungen seiner Heimat als Humbug mit Gummipuppen, phosporeszirenden Fischhäuten u. s. w. Professor Wilhelm Wundt in Leipzig, welcher einige der Produktionen Slades bei Zöllner mit ansah, kann nicht finden, daß irgend eines der Experimente, welche er gesehen, über die Leistungsfähigkeit eines guten Taschenspielers hinaus gegangen wäre.***) Das einzige Medium, das von wissenschaftlich forschenden und unbefangenen Männern beobachtet wurde, die von den Spiritisten aus der Gegend von Neapel her durch halb Europa geschleppte Bäuerin Eusapia Paladino, ist, neben allerdings unerklärten Phänomenen, 1895 wiederholten Betrugs überwiesen worden und hat viele mißlungene Versuche zu verzeichnen (Uriarte a. a. O. S. 159).

Wenn der Spiritismus den Anspruch macht, die Menschen über das Fortleben nach dem Tode zu vergewissern, so vernichtet er diesen „Trost“ wieder durch die Lehre, daß die abgeschiedenen Seelen auf der Erde bleiben und unter den Lebenden in Häusern und in der Luft herumschweben. Alle spiritistischen Bücher deuten darauf hin. Diesem entsetzlichen Loose aber wäre gewiß das Nichtfortleben weit vorzuziehen.

---

*) Besucher aus dem Jenseits. Breslau 1885.
**) Berlin, Leipzig und Neuwied 1896, S. 62 ff.
***) Der Spiritismus. Leipzig 1879, S. 18.

Die spiritistischen Schriftsteller begehen ferner den Widerspruch, daß sie sich gegen die religiöse Orthodoxie ablehnend verhalten und dennoch alle Wundergeschichten der Bibel ohne Ausnahme als wörtlich wahr annehmen, weil sie in ihr System passen. Die Spiritisten glauben überhaupt mehr als die Anhänger irgend einer Religion; sie glauben schlechterdings alles, was irgendwo behauptet wird, sofern es ihre Theorie zu stützen auch nur scheint, ohne dessen Glaubwürdigkeit im geringsten zu prüfen. Die Gesetztafeln des Mose und die Wandschrift beim Gastmahle Belsazars sind für sie einfach Geisterschriften.*) Ihr vielfaches Entgegenkommen zu Gunsten der Religion quittirt der Ultramontanismus dadurch, daß er ihr Treiben einen Teufelsdienst und ihre Geister der Hölle entsprossen nennt.**)

Der Spiritismus hat aber auch Gefahren im Gefolge, — körperliche, geistige und sittliche. Er reibt das Nervensystem auf, macht zur wissenschaftlichen Forschung untüchtig und pflanzt Größenwahn. Er ist ein vorwitziges Spiel mit gefährlichen und unheimlichen Mächten (Hartmann, Geisterhypothese S. 76). Wilhelm Wundt zweifelt, ob Der noch Lust habe, sich mit wissenschaftlichen Problemen zu beschäftigen, dem die Hoffnung winkt, durch die spiritistischen Erscheinungen auf die tiefsten und höchsten Fragen Antwort zu gewinnen. Die bis jetzt auf diesem Wege gewonnenen Aufschlüsse nennt er mit Recht gänzlich wertlos und glaubt, eine Fortsetzung dieses Treibens würde eine intellektuelle Verwüstung zur notwendigen Folge haben. Neben die wirkliche große Welt, die Welt eines Kopernikus, Kepler, Galilei, Newton, Leibniz und Kant, neben dieses Universum ewig unveränderlicher Gesetze, in dem das kleinste wie das größte harmonisch dem Ganzen sich einfügt, dichten die Spiritisten eine andere, kleine Welt, eine Welt der Klopfgeister, Hexen und Medien, in welcher alles, was in jener großen, erhabenen Welt geschieht, auf den Kopf gestellt ist, alle sonst unabänderlichen Gesetze zum Nutzen höchst gewöhnlicher, meist hysterischer Personen außer Gebrauch gesetzt sind.***) Ein Verteidiger des Spiritismus, Prof. H. Ulrici in Halle (in zwei Schriften, 1879), gestand selbst (Antwort an Prof. Wundt S. 26), daß wir von den Geistern weder in ethisch-religiöser Beziehung noch in Betreff unserer Naturerkenntnis Belehrungen erhalten, noch zu erwarten haben. Also — wozu der Lärm? Und wozu solche wildleidenschaftliche Schriften wie

---

*) Kiesewetter, Faust. Leipzig 1893, S. 543 ff. — Allgem. Kulturgeschichte, VI, S. 187 ff.

**) Schneid, Dr. Matth. (Prof. der Philosophie!), Der neuere Spiritismus. Eichstädt 1880. — Bonniot, J. v. (Jesuit), Wunder und Scheinwunder. Mainz 1889.

***) Wundt, Der Spiritismus. Eine sog. wissenschaftl. Frage. Leipzig 1879, S. 28. — Ders., Hypnotismus und Suggestion. Leipzig 1892, S. 11.

die vom Freiherrn L. v. Erhardt, Rittmeister a. D. (Spiritismus und Ehrenwort als Zeugen der Unsterblichkeit, Leipzig 1896), welche nicht das mindeste für die Beteiligung von Geistern beweist und viele fehlgeschlagene Versuche neben sehr groben Püffen und Tritten der Tische berichtet? „Ein Aufruf zum Kampfe für Wahrheit und sittliche Menschheitsentwickelung“, wie ihn der Freiherr wünscht, kann kaum irgend ein Ergebnis liefern, da Jedermann weiß, daß es nur ein Kampf gegen die Nichtspiritisten ist, die sich die Freiheit nehmen, an die „begeisterten“ Tische nicht zu glauben.

Allerdings wissen wir noch nicht alles und haben in den Gebieten der Natur und des Menschengeistes noch vieles zu erforschen und zu lernen. Was in neuester Zeit auf dem Felde der Elektrizität, der Photographie, der Röntgenschen Strahlen u. s. w. entdeckt worden, ist so großartig und wunderbar, daß mit Sicherheit anzunehmen ist, es werde noch weiteres entdeckt werden, was ebenso großartig und wunderbar ist und ebenso sicher auf den Naturgesetzen beruht. Diese noch zu erwartenden Entdeckungen werden ohne Zweifel alles, was, ohne auf Betrug zu beruhen, bei den spiritistischen Erscheinungen noch unerklärt ist, aufhellen. Dies werden aber nicht die Medien, die nur im Dunkeln zu Hause sind, sondern es wird dies die frei und offen auftretende Wissenschaft bewirken. Also nur Geduld!

## C. Der Theosophismus.

### 1. Entwickelung.

Etwa zu Ende des Jahres 1884 erhielt man in Mitteleuropa Kenntnis von einer „theosophischen Gesellschaft“, welche damals von Leipzig aus ein gedrucktes Zirkular versandte, das ungefähr dahin lautete, daß alle religiösen und philosophischen Systeme und Richtungen der Gegenwart nicht geeignet seien, dem Menschen wahre Befriedigung zu gewähren und daß man solche nur — in der „Geheimlehre“ des Buddhismus finden könne, die in den Buchhandlungen für so und so viel Mark zu haben sei, und zwar in Gestalt eines aus dem Englischen übersetzten Buches, betitelt: Die esoterische Lehre oder Geheimbuddhismus, von A. P. Sinnett.

Wie in diesem Buche angedeutet und in der von demselben Verfasser erschienenen „Okkulten Welt“ weiter ausgeführt wurde, beruhte jene „Geheimlehre“ auf Aussagen ungenannter „Weisen“ oder „Adepten“, die bald als Indier, bald als Tibetaner bezeichnet wurden und im Himalaya leben sollten. Diese „Mahatmas“ (großen Seelen) konnten, wie es hieß und bei den „Theosophen“ noch heißt, sich von ihrem Körper frei machen und in ätherischem „Astralleibe“, der dem natür=

lichen gleiche, sich beliebig in die Ferne versetzen, ja sogar nach anderen Planeten! Sinnett und mit ihm die gesamte „Theosophie" nimmt an, daß sich von den ägyptischen und chaldäischen Priestern her durch die Vermittelung der Essener, Gnostiker, Neuplatoniker u. s. w., vorzugsweise aber durch jene indischen Adepten ein Wissen fortgepflanzt habe, nach welchem die moderne Physik und Metaphysik Jahrhunderte lang im Dunkeln herumgetappt habe. Diese Weisen hätten jene ganze Zeit hindurch im Stillen gearbeitet und ihre Weisheit nur sorgfältig ausgewählten Schülern im Geheimen mitgeteilt. Ihre Lehren seien aber nicht vergessen worden, sondern werden durch geheime Einweihung auf Menschen der Gegenwart übertragen. Es steht aber jedem ernsten und geduldigen Forscher frei, sich davon zu überzeugen, daß jene Lehren bewundernswürdiger seien als irgend welche der modernen Wissenschaft. Sie hätten Religion, Physik und Metaphysik vereinigt, werden irrtümlich für Magie gehalten und seien in Wahrheit das, was heute „okkulte Philosophie" genannt wird. Deren heutige Adepten, wird versichert, seien in Bezug auf die Beherrschung von Naturkräften weiter vorgeschritten als unsere moderne Wissenschaft.

Vom Spiritismus unterscheidet sich der Theosophismus dadurch, daß er nicht wie jener eine blose Hypothese aufstellt, wie die, daß die von jenem beobachteten Erscheinungen von den abgeschiedenen Seelen Verstorbener herrühren, sondern ein eigentliches System aufbaut. Alle jene Erscheinungen sollen vielmehr die Adepten des Okkultismus durch ihren blosen Willen hervorbringen können, und zwar „auf ganz natürliche Weise". Ihre Forschungsmethoden sollen ebenso genau und ihre geistige Disziplin ebenso scharf sein wie jene der Laboratorien unserer Universitäten (?).

Wer sind nun jene Adepten? Sinnett*) „hat Grund anzunehmen" (man beachte wie unbestimmt diese Okkultisten sprechen), daß zu allen Zeiten solche existirten und daß in Indien oder (!) angrenzenden Ländern jetzt eben solche leben. Diese „Mahatmas" bilden eine Brüderschaft oder geheime Gesellschaft, welche sich über den ganzen Osten (wie weit geht dieser?) erstreckt, deren Hauptsitz aber, wie Sinnett „vermutet" (!), gegenwärtig in Tibet (dem Lande der Gebetsräder!!) ist, die indessen aus Indien fortwährend Zuwachs erhalten. Die Aufnahme steht Jedem offen (der nicht nur nach Indien oder Tibet reist, sondern die Leute auch findet!), aber nicht früher als nach siebenjähriger Probezeit, die nach Belieben verlängert werden kann und keineswegs eine Einweihung unbedingt zur Folge hat! Offenbar sehr verlockend!!!

Nach Sinnett und seinen Gesinnungsgenossen legen die als Einsiedler lebenden Mahatmas keinen besondern Wert auf Verbreitung ihrer

---

*) Okkulte Welt, S. 24 ff.

Weisheit, sondern nur auf Weiterentwickelung ihrer „Wissenschaft“ und haben gewissermaßen nur zugegeben, daß die einzige von ihnen (angeblich) eingeweihte Europäerin es unternehme, jene Weisheit durch die Gründung der „Theosophischen Gesellschaft“ weiteren Kreisen bekannt zu machen. Diese Prophetin des Okkultismus, eine Seherin und Magierin der Gegenwart, ist Helene Petrowna Blavatsky, und ihre und ihrer Anhänger Aussagen sind — tatsächlich — die einzige Quelle des modernen Okkultismus und der „esoterischen Lehre“ Indiens, sowie die einzige für die wirkliche Existenz der Mahatmas. Glaubt man ihr und ihren Schülern nicht ohne alle Prüfung einfach aufs Wort, so fällt das ganze Gebäude des kunstvollen Tempels der okkultistischen Theosophie unbarmherzig in Trümmer! Es handelt sich hier um eine Unfehlbarkeit, welche die päpstliche weit übertrifft!

Nach der von ihrer Schwester verfaßten Biographie (Lotusblüten 1895) war Helene Petrowna Blavatsky, geb. 1833, jedenfalls eine außerordentliche Persönlichkeit, Tochter des russischen Artillerie-Offiziers Peter v. Hahn und der Schriftstellerin Helene Fadejew, lehnte sie sich schon in ihrer Jugend gegen jede Ordnung auf, wollte keinen Herrn über sich anerkennen und war verschlossen, originell, manchmal heftig bis zur Roheit. Sie konnte sich an keinen regelrechten Lehrplan gewöhnen. Sie heiratete mit 17 Jahren den dreimal so alten Vice-Gouverneur von Eriwan, von dem sie sich aber bald trennte, worauf sie verschwand und lange verschollen blieb. Sie „behauptete“, sagt ihre Schwester, in Tibet und Indien (letzteres ist richtig) gewesen zu sein. Nach 10 Jahren zurückkehrend, ließ sie sich in Rußland nieder, erregte in ihrer Familie durch ihr sog. Geisterklopfen Unruhe und in der Welt Aufsehen. Sie war damals Spiritistin, ging aber nach 10 bis 12 Jahren zum Okkultismus über. Im Kaukasus und in Odessa betrieb sie Fabrikgeschäfte, reiste aber später, ruhelos, über Aegypten, Griechenland und Paris nach Amerika, lernte hier den Oberst Olcott kennen, der ihr erster Schüler und ergebenster Anhänger wurde, und mit dem sie 1875 die theosophische Gesellschaft gründete, und schrieb ihr erstes größeres Werk „Isis unveiled“. Diplome und andere Ehrenbezeugungen häuften sich über sie, während sie von anderer Seite und später allgemeiner des Betrugs beschuldigt wurde, namentlich infolge der von ihren Anhängern Olcott, Judge, Sinnett u. a. verbreiteten Berichte über ihre Kunststücke. Die theosophische Gesellschaft sandte 1878 sie und Olcott nach Indien, wo sie 1879 in Bombay mit fantastischem Pomp empfangen wurden und als Missionäre des Buddhismus (in dessen Vaterland!) umherreisten.*) Aber die britisch-indische

*) Des Verf. Kulturgeschichtl. Skizzen. Berlin 1889, S. 288 ff.

Regierung witterte in ihnen russische Spione und belästigte sie mit polizeilichen Chikanen.

Ende 1883 verließ sie Indien, wurde in London, Paris und Nizza gefeiert und von Reportern überlaufen. In Indien gegen sie, besonders von den Missionären, gesponnene „Ränke“ und verbreitete „Verleumdungen“ bewogen sie dahin zurückzukehren. Obschon in Ceylon und Madras festlich empfangen, griff eine in Adyar bei Madras, dem Hauptsitze der theosophischen Gesellschaft ausgeführte „Intrige“ sie so an, daß sie dem Tode nahe war und sich nach Italien begeben mußte. Später lebte sie in Würzburg, Ostende und London, wo sie sowol von den Orthodoxen als den Freidenkern bekämpft wurde, aber Bradlaughs Freundin Annie Besant zur Theosophie bekehrte. Ohnehin überarbeitet, starb sie am 8. Mai 1891 an der Influenza und wurde im Feuer bestattet. In Indien fanden große Totenfeiern statt; in Europa war sie vergessen.

Ohne Zweifel war sie eine bedeutende Frau von enormer Arbeitskraft und hoher sittlicher Reinheit. Aber sie ließ sich einseitig von der Fantasie beherrschen, und wenn sie auch keine Betrügerin war, so litt sie an der doppelten Krankheit der Mago- und Dämonomanie, d. h. an der Sucht, Wunder zu wirken und mit über- und außermenschlichen Wesen in Verbindung zu treten. Durch ihre Zusammenstellung mit dem Erzbetrüger Cagliostro, den keine Advokatenkünste rein waschen können, hat ihr Dr. Franz Hartmann, Herausgeber der „Lotusblüten“, einen schlechten Dienst erwiesen.*)

Ihre von den Theosophen anerkannte Nachfolgerin Annie Besant, geb. Wood, (geb. 1848) wurde in einem mystischen Pietismus erzogen und heiratete mit 17 Jahren, aus reiner Ehrfurcht vor dem geistlichen Stande, den anglikanischen Prediger Frank Besant. Später warf sie allen Glauben weg, den sie als unwahr erkannte, und wurde, ungeachtet aller Proteste ihres Gatten, die Genossin des Atheisten Bradlaugh, der sie aber nie unter vier Augen sah; sie hatte auch stets einen heftigen Abscheu gegen die sinnliche Liebe, welchen die brutale Persönlichkeit ihres ihr Leben ausspionirenden Gatten noch erhöhte. Trotzdem gab sie zwei Kindern das Leben. Pusey verdammte sie, Dekan Stanley von Westminster suchte ihr den freisinnigen Protestantismus beliebt zu machen. Umsonst! Sie verließ Familie und Haus, nahm aber die Kinder mit sich, und lebte ärmlich, bis sie mit Bradlaugh in einem seiner Vorträge bekannt wurde. Sie arbeitete mit ihm für seine Agitation. Sein Egoismus aber trennte sie. Madame Blavatsky gewann sie dann völlig. Sie wurde Theosophin, besuchte Indien, predigte mit

*) Cagliostro in Straßburg (1780—83), von H. v. Zwiedinek-Südenhorst. B. A. Z. 1894, Nr. 64 u. 65.

Olcott den esoterischen Buddhismus und gegen die Missionäre und bildete in Paris eine buddhistische Gemeinde. Nach Madame Bl.'s Tod behauptete sie, dieselben geheimnisvollen Botschaften wie Jene erhalten zu haben, und zwar bei Anlaß der durch die Gesellschaft für psychische Untersuchungen gegen Madame Bl. erhobenen Beschuldigung des Betrugs. Richard Hodgson, der Abgesandte der Gesellschaft, hatte nämlich nachgewiesen, daß in Adyar bei Madras, als ein naiver und reicher Gläubiger eine Botschaft des berühmten Mahatma, welcher Mad. Bl. leitete, erhielt, ein französisches, infolge verdächtiger Abenteuer nach Indien verschlagenes Ehepaar, Coulomb mit Namen, das der Blavatsky diente, die Aufgabe hatte, mit Hilfe eines Schrankes mit doppeltem Boden, die von Mad. Bl. selbst verfertigten Briefe des Mahatma zu besorgen. Mad. Bl. dagegen behauptete, die Coulomb seien von ihren Feinden, den Missionären beauftragt gewesen, sie ins Verderben zu stürzen. Mrs. Besant weigerte sich denn auch, jenen Verleumdungen Glauben zu schenken. Aber die Zwietracht bemächtigte sich der theosophischen Gesellschaft, und Oberst Olcott, erzürnt über die seiner Stellung drohende Gefahr, entdeckte, daß das Siegel der von Mrs. Besant erhaltenen Botschaften des Mahatma einem Petschaft entsprach, das er selbst in Indien für Mad. Bl. hatte machen lassen! Dieses Siegel war ihm angeblich von einem seiner Genossen, dem Amerikaner William Judge, entwendet worden, um den unglücklichen Oberst zu stürzen! Mrs. Besant gestand, betrogen zu sein, hielt aber die theosophische Ueberzeugung aufrecht. Bei ihren verschiedenen Wandlungen ist aber wol nicht zu hoffen, daß dieselbe auf die Dauer fortbestehen werde.*)

Die 1884 in Elberfeld gegründete Theosophische Societät Germania*) löste sich infolge jenes Skandals schon im nächsten Jahre auf.

Die Beweise für die Unfehlbarkeit der Mahatmas erblickt Sinnett in seiner „okkulten Welt" in den von ihnen und ihrer Schülerin Blavatsky vollführten „Wundertaten". Diese (O. W., S. 40 ff., 155 ff.), welche ausschließlich in Indien innerhalb eines engeren Zirkels unbedingter Gläubigen stattfanden, begannen mit dem aus dem Spiritismus bekannten Tischklopfen, Glockenklingen und Herabfallen von Blumen im Zimmer. Interessanter war weiteres, was die Spiritisten nicht kennen, da es sich nicht auf abgeschiedene Seelen bezieht. Die Mahatmas sollen mit der Blavatsky, Sinnett u. A. Korrespondenzen geführt haben, nicht durch Post und Telegraph, sondern durch Beförderung ihrer Gedanken mit und ohne Brief in einem Augenblick hunderte von Meilen weit über Land und Meer! Sie sollen vermißte Gegenstände plötzlich an

*) Revue des deux mondes 1895. . . — Kiesewetter, Geschichte des neuern Okkultismus, S. 500 ff.

bestimmten Orten, unter der Erde, in Schubladen, Kissen u. s. w. zum Vorschein kommen lassen und anderes vollführt haben, was anziehend zu lesen, aber schwer zu glauben ist. Sinnett behauptet (O. W., S. 71), der Körper, welcher in die Ferne oder an einen bestimmten Ort geschafft werden soll, werde zuerst in unendlich kleine Teilchen (Atome) zerlegt, dann den „Strömungen" übertragen, und, an seinem Bestimmungsorte angekommen, wieder in seine alte Form zusammengesetzt. Woher er das weiß, sagt er freilich nicht! Von solchen „Wundertaten", welche etwa der Wissenschaft und dem Wohle der Menschheit zu statten kämen, wird nichts berichtet. Es sind lediglich harmlose Kunststücke, durchaus nicht unbegreiflicher als jene Taschenspielerstücke, von denen der Uneingeweihte eben auch nicht weiß wie sie gemacht werden!

Indessen hat es die Theosophie doch auf zehn in London, Paris, Habana, La Plata und Adyar erscheinende Zeitschriften gebracht.

## 2. System.

Der von den Okkultisten und besonders den Theosophen mit souveräner Verachtung behandelten und mit den maßlosesten Beschimpfungen überhäuften „modernen Wissenschaft", welche das große Verbrechen begeht, ihnen nicht unbedingt zu glauben, stellen sie ein System gegenüber, das freilich aus blosen willkürlichen Behauptungen besteht, teilweise selbst erfundenen, teilweise aus der indischen spekulativen Philosophie geschöpften. Sie berufen sich dabei auf die Mahatmas, welche diese Dinge vermöge ihrer aus alter Zeit (angeblich) überkommenen Weisheit wissen müssen und denen man glauben muß, wenn man nicht als unbelehrbarer „Materialist" verurteilt werden will.

In dem theosophischen System, wie es in den Schriften von Sinnett, Judge, Mrs. Besant, Leadbeater u. A. dargestellt wird, unterscheiden wir einen kosmologischen, einen anthropologischen und einen dämonologischen Teil. Von der „wissenschaftlichen Grundlage der Theosophie", wie sie Dr. med. L. Salzer, Arzt in Kalkutta*), darbietet, müssen wir hier absehen, da sie sich mit den charakteristischen Eigenheiten der Theosophie nicht beschäftigt und mit der Wissenschaft nicht, gleich dieser, im Widerspruche steht. Daß, wie er S. 24 sagt, „dem Theosophen das Universum ein organisches Ganzes ist, in dem alles Existirende — Sonnen, Planeten, Menschen, Tiere, Pflanzen und Steine ebenso viele Organe darstellen", dagegen wird auch Mancher nichts einwenden, dem die nun folgenden Behauptungen — Schwindel sind.

---

*) Uebers. von Ludw. Deinhard. Leipzig 1896.

In kosmologischer Hinsicht behauptet die Geheimlehre (nach Sinnett S. 55), daß es sieben Naturreiche gebe, nämlich das Menschen-, Tier-, Pflanzen- und Mineralreich, nebst drei unter diesem stehenden, von denen „die Wissenschaft im Westen keine Kenntnis habe", deren Namen uns aber leider verschwiegen werden! Sie will ferner wissen, daß die Menschenseelen durch Mineral-, Pflanzen- und Tierkörper von einer „Welt" auf die andere und in jeder von Planeten zu Planeten und auf jedem von 7 Planeten wieder durch „sieben Rassen" wandern müssen. Wir werden belehrt, daß die gegenwärtige Menschheit auf der Erde „die Hälfte" ihrer Bestimmung vollendet habe. Komisch ist dann die Aufzählung jener sieben Planeten; es sind nämlich: zwei zwischen der Sonne und Merkur, die sich (S. 131 f.) „ihrer stofflichen Zusammensetzung zufolge jeder Wahrnehmung durch das Fernrohr entziehen", dann Merkur, die Erde, Mars und zwei (!) weitere, ungenannte! Auf Merkur folgt hier die Erde, — die Geheimlehre kennt also die Venus nicht oder hat sie zu erwähnen vergessen! Wir finden, eine solche „Astronomie" richte sich von selbst. Ebenso wenig wie alle sieben Naturreiche und Planeten, nennt die Geheimlehre auch die „sieben Rassen" der Erde. Daß wir jedoch gegenwärtig in der fünften stehen sollten, ist ein Widerspruch gegen die frühere Behauptung, daß wir uns in der „Mitte" unserer Entwickelung befinden, welche doch in die vierte Rasse fiele. Diese soll auf der vor 11 446 Jahren untergegangenen Atlantis und die dritte auf dem vor 700 Jahrtausenden verschwundenen Affenkontinent Lemurien existirt haben. Die Reste der Bewohner des letzteren sollen die Australier, die der Bevölkerung von Atlantis die Chinesen (ein ziemlich ergiebiger Rest!) und Malaien sein. Wie sie aus dem atlantischen Ocean zu dessen Antipoden kamen, wird nicht verraten. Wahrlich, wir wissen nicht, ob es mehr naiv ist, Platons Legende von Atlantis und Sclaters Hypothese von Lemurien zu Tatsachen empor zu schrauben, oder ob es sich nicht vielmehr um eine kecke Stirne handelt!

Unglücklicher Weise für die Theosophie hat aber ein anderer ihrer Anhänger, W. Q. Judge, die von Sinnett blind geglaubte Planetentheorie unbarmherzig umgestürzt*) und sie durch eine andere ersetzt, die aber wo möglich noch konfuser ist. Judge behauptet zwar, ein Wissen mitzuteilen, das auf Beweisen und Erfahrungen gegründet sei, die er durch Madame Blavatsky von deren Adept-Lehrer erhalten haben will; man entdeckt jedoch in seinen Aussagen weder Beweise noch Erfahrungen, sondern lediglich Behauptungen. Die erste derselben geht dahin, daß die Erde siebenfacher Natur sei, woraus folge, daß sich mit

*) Das Meer der Theosophie, übers. von Ed. Herrmann. Leipzig 1893, S. 29 ff.

ihr sechs andere Globen im Raume bewegen. Diese „Sammlung von sieben Globen“ nennt er die Erden- oder Planetenkette und bestreitet daher Sinnetts Ansicht von sieben verschiedenen Globen als irrig. Sechs dieser Globen, die sich gegenseitig durchdringen, sieht der Mensch nicht, sondern nur den vierten, auf dem er sich befindet. Diese Erdenkette soll die direkte Wiederverkörperung einer früheren Kette von sieben Globen sein, nämlich der Mondkette, die aus dem Mond und sechs anderen, alle in einer Masse vereinigt, bestand. Wir können aber auch von ihr nur den vierten Globus wahrnehmen, — eben unsern Mond! Auch die übrigen Planeten befinden sich im vierten Stadium ihrer Entwickelung und sind nur in diesem für uns wahrnehmbar. Jeder einzelne dieser Globen hat die Aufgabe, sieben Rassen zu entwickeln; aber nur die Totalsumme von 49 Rassen kann sieben große Rassen erzeugen. Und so geht der Gallimatthias weiter, ohne verständlicher zu werden. Nur die Behauptung läßt sich allenfalls hören, daß in Amerika aus den dort versammelten Rassen sich eine neue, sechste, bilden werde, wozu aber eine siebenfache Erde unnötig ist.

Im anthropologischen Teile des theosophischen Systems erfahren wir, daß die Menschen zuerst geschlechtslos waren, sich dann zu Hermaphroditen „veränderten“ und sich endlich in Mann und Weib trennten. Der Mahatma hat also wol etwas von Platons Symposion tönen gehört. Neu ist aber offenbar, daß jene Trennung in zwei Geschlechter genau vor 18 Millionen Jahren stattgefunden haben soll!*)

Wie alles, was die Theosophie behauptet, siebenfach ist, so auch die angebliche Zusammensetzung des Menschen. Es ist dies die Lehre von den sieben Prinzipien, von welcher Fr. Hartmann sagt: in weiteren zehn Jahren werde ein Mensch, der diese Lehre nicht kenne, allgemein als höchst unwissend gelten. Dieselbe, fährt er fort, „ist nicht aus blinden Voraussetzungen und Schlußfolgerungen entsprungen wie z. B. unsere modernen philosophischen Systeme, sondern jeder Mensch, der sich selber gründlich kennen gelernt hat, kennt sie(?) aus eigener Erfahrung, und sie findet sich in den ältesten Büchern der Indier, in den Veden, besonders aber in Sankaracharyas Schriften, der „Tattwa Bodha“, „Atma-Bodha“ und „Viveka Chudamani“ (Palladium der Weisheit) erwähnt. Auch liegt sie den Lehren der alten deutschen Mystiker, besonders den Schriften von Theophrastus Paracelsus und der noch so wenig verstandenen(?) wirklichen Alchemisten zu grunde, und schließlich ist sie die Grundlage der Religion, sei sie nun in das Gewand des Christentums oder in das der buddhistischen Lehre gekleidet.“ **) Wir haben diese lang-

---

*) Judge, Meer der Theosophie, S. 36.

**) Vorwort zu Annie Besant, Die sieben Prinzipien oder Grundteile des Menschen. Leipzig 1896.

atmige Aufzählung wiedergegeben, um zu zeigen, welche leichtfertigen Begriffe von Quellenkritik diese sog. Theosophie hat.

Diese unfehlbaren (?) sieben Prinzipien sollen nun folgende sein: 1. Sthula Sharira oder der physische Körper. Er soll, wie jeder andere, organische oder unorganische Körper, aus ganz unendlich kleinen und unsichtbaren Lebewesen bestehen, die zugleich lebenspendend und todbringend sind. Letzteres ist der Fall, d. h. der Tod des physischen Körpers tritt ein, „wenn sich die lenkende Hand der Lebenskraft zurückzieht und die Mikroben sich selbst überläßt", die sich trennen und den „Verfall" des „Erdenmenschen" herbeiführen. 2. Linga-Sharira oder der Astralleib, auch Scheingestalt, Gespenst, Doppelgänger und dergl. genannt. Sein Stoff ist viel zu fein, um sinnlich wahrgenommen zu werden; er ist das Spiegelbild, die Kopie seines zugehörigen physischen Körpers und kann sich von diesem loslösen, aber „nicht sehr weit" von ihm entfernen. In den Augen der Hellsehenden erscheint er in dieser Trennung als genaues Ebenbild des physischen Körpers. Er behält die Glieder, welche der Mensch verliert, der sie dann infolge dessen noch fühlt. Er ist, was die Spiritisten einen materialisirten Geist nennen und worin diese denjenigen Geist zu erkennen glauben, den sie sehen möchten. (Zu beachten ist der Widerspruch zwischen dieser Behauptung und der obigen, daß der Astralleib nicht mit den Sinnen wahrnehmbar sei.) Ihm soll auch (trotz seiner Feinheit!) die Bewegung von Gegenständen ohne sichtbare Berührung zuzuschreiben sein, so auch alle Arten des Spukes, selbst gegen den Willen des Menschen, zu dem er gehört. Nach dem Tode bleibt er als Gespenst in der Nähe des Sterbeortes, verfällt aber allmählich. 3. Prana oder das Leben, d. h. die Gesamtheit der unsichtbaren Lebewesen, aus denen der Körper besteht. 4. Kama oder die Begierde, auch die Tierseele genannt, d. h. das Heer von Neigungen, Begierden, Leidenschaften und Wünschen, der eigentliche tierische Mittelpunkt, dessen Umhüllung der Körper ist, die „Bestie im Menschen". Im Leben auf der Erde hat Kama keine Gestalt, wird aber nach dem Tode ein Astralkörper, Kama-Rupa, mit niederm Bewußtsein und ohne Gewissen, der als Spuk oder Gespenst umherschweift (eine ganz unklare Wiederholung des zweiten Prinzips, worüber Mrs. Besant auch gar nicht im Reinen ist). Diese vier Bestandteile sind die vergänglichen oder sterblichen, sie bilden die „Persönlichkeit". Ueber ihnen stehen die drei höheren, unsterblichen, nämlich: 5. Manas, der Denker oder der Verstand, mit Kama verbunden das persönliche Ich des Menschen, von ihm frei die Kraft des Sehers, Weissagers, Propheten, wovon das Medium „ein schwaches und verzerrtes Afterbild" ist. Der Manas kann Eins werden mit Gott, „wenn er eine lange Reihe von Inkarnationen mit vollem Bewußtsein zur Erreichung dieses Zieles ver-

wendet hat". Er kann aber auch teilweise aufwärts streben und teilweise nach abwärts neigen, in welchem Falle er nach dem Tode des Menschen schlechte Orte aufsucht. Er kann endlich ganz in die niederen Sphären versinken, ganz Bestie werden und schließlich vernichtet werden. Der höhere Manas dagegen wird allwissend, indem er sich mit 6. Atma und 7. Buddhi oder dem Geiste verbindet (zwischen welchen beiden, die auch umgekehrt gezählt werden, der Unterschied ganz unklar ist). Atma und Buddhi gehören schon nicht mehr dem einzelnen Menschen an, sondern sind „die alles im Universum belebende Wesenheit", die sich im Einzelnen nur offenbart (?).

Diese sieben Prinzipien sollen den oben genannten sieben Rassen entsprechen, in deren fünfter wir uns befinden und zu deren zwei höchsten wir uns erheben werden, wenn wir uns der Theosophie ergeben. Dagegen wird von der Theosophie anderwärts wieder behauptet, alle sieben Rassen seien zu gleicher Zeit von einem andern Globus her auf dieser Erde erschienen und haben sich vermischt, so daß sich unter einer jeden Vertreter aller befinden! Jede nähere Erklärung dieses Rätsels unterläßt die Theosophie, versteigt sich aber zu der skandalösen Behauptung, daß in einer frühern Erdperiode aus einer Verbindung von Menschen mit Tieren die Menschenaffen hervorgegangen seien! Und diese sollen später wieder zu Menschen werden!*) Und solches Zeug wird in Nordamerika, England und Deutschland verlegt und gedruckt!

Mehr Gewicht legt indessen die Theosophie auf die Lehre von der Reinkarnation, wie sie die altindische Seelenwanderung nennt. Diese geht durch Mineralien, Pflanzen und Tiere zum Menschen hinauf.**) Mit Berufung auf die Bibel A. und N. T. wird weiter „gelehrt", daß auch innerhalb der Menschheit eine Wiedergeburt nach gewissen Zeiträumen stattfinde, in deren Verlauf die Menschen zu Göttern werden. Auf dieser Lehre beruht der Glaube an die Fortdauer der Seele (darin ist etwas wahres; denn was kein Ende nimmt, kann auch keinen Anfang haben). Nur die Wiedergeburt soll das Erscheinen großer Männer in unbedeutenden Familien erklären. Napoleon I. soll eine Reinkarnation Karls des Großen gewesen sein! In Bach und Mozart wurden frühere große Musiker wiederverkörpert. Ja, es gibt heutzutage Theosophen, welche behaupten, sich an ein früheres Leben zu erinnern. Ein solcher versicherte dem Verf. d. B. in vollem Ernste, er habe zur Zeit Jesu gelebt und diesen gekannt!

Das Karma, das Gesetz der Bestimmung des Menschen, entscheidet über sein Wiedererscheinen auf diesem oder anderen Planeten,

---

*) Judge, Meer der Theosophie, S. 168 ff.
**) Ebendas., S. 79 ff.

in welcher neuen Gestalt er für seine früheren Handlungen belohnt oder bestraft werde. Krüppel sollen die Strafen für Vergehen in einer frühern Existenz an sich tragen! (Welche Lieblosigkeit gegen diese Unglücklichen!) Auch ganze Völker haben ihr Karma und büßen für die Sünden ihrer Glieder.

Damit hängt nun der Zustand nach dem Tode und vor der Wiedergeburt zusammen, und hier beginnt der dritte, dämonologische Teil des theosophischen Systems. Nach dem Tode kommt der Mensch nach Kama-Loka, welchen indischen Ausdruck die Theosophen mit „Astralebene", auch Astral- oder Wunschsphäre übersetzen, wofür wir gewöhnlich „Geisterreich" sagen. Dieser Ort oder dieses „Land" befindet sich über, auf und unter der Erde, und seine „Bewohner" hat man von theosophischer Seite in eine förmliche Klassifikation gebracht.*) Sie zerfallen nämlich in A. Menschliche Wesen, und zwar I. lebende, wozu gehören: 1. die Adepten und ihre Chelas (Schüler), welche vorübergehend, im Traume dort weilen können; 2. die unter der Leitung eines „Meisters" stehenden, psychisch entwickelten Menschen, welche dort im Astralleibe erscheinen; 3. die gewöhnlichen Menschen, die unbewußt in dieser Gestalt umherwandeln, während sie zu träumen glauben; 4. die „schwarzen Magier" und ihre Schüler, zu denen die Zauberer und Medizinmänner verschiedener Völker gehören, die nur zu selbstsüchtigen Zwecken handeln. II. Verstorbene oder vielmehr Fortlebende, wozu gerechnet sind: 1. Nirmanakaya, d. h. erhabene Wesen, die hier herab steigen; 2. die auf neue Wiederverkörperung wartenden Chelas, die aus freiwilliger Entsagung hier weilen; 3. die gewöhnlichen Menschen nach dem Tode, die auf dieser Stufe je nach Verdienst oder Schuld kürzere oder längere Zeit verbringen müssen, bis sie würdig sind, in den reinern Zustand, Devachan (Himmel) einzugehen; 4. die Schatten, d. h. die bei dieser Erhebung zurückgelassenen Astralleiber (Kama-Rupa, s. oben S. 330), welche die Geistererscheinungen verursachen; 5. die Gespenster oder Larven, die in Auflösung begriffenen Astral-Leichname, aus denen der „Manas" völlig entwichen ist, die daher nur mechanisch handeln; 6. belebte Gespenster, angebliche Schöpfungen böser Gedanken des Menschen; 7. Selbstmörder und durch plötzlichen Tod Umgekommene, deren Leben mithin nicht seinen natürlichen Verlauf genommen hat, die, wenn schuldig, sich an schlechten Orten zusammendrängen; 8. die Vampire und Werwölfe, — für die Theosophie eine Wirklichkeit! und 9. die schwarzen Magier und ihre Schüler, die sich durch magische Künste in der Astral-Ebene (warum?) zurückzuhalten suchen. B. Nicht

---

*) Die Astral-Ebene, von C. W. Leadbeater, übers. v. A. S. Pinter. Leipzig 1896, S. 17 ff.

menschliche Wesen, wozu gerechnet werden: 1. die Kamarupas der Tiere; 2. die Natur- oder Elementargeister (Feen, Nixen, Elfen, Kobolde, Satyre, Faune, Gnomen u. s. w.); 3. die Engel, indischen Devas oder Söhne Gottes. C. Künstlich erzeugte Wesen, und zwar entweder unbewußt oder bewußt von Menschen erzeugte Kräfte („Elementel"), welche gewisse mystische Erscheinungen hervorrufen, oder gar künstlich erzeugte Menschenwesen, d. h. die von den Medien auf die Bühne gebrachten materialisirten Geister, die der Spiritismus für Verstorbene hält.

In dieser Astral-Ebene oder diesem Reinigungsort der Geister sollen die guten Menschen nur ganz kurze Zeit verweilen, um dann zu den Freuden von Devachan überzugehen, wo sie in einem neuen Gewande ein rein geistiges Leben führen, das sich in seinen Formen den Anregungen des Erdenlebens anpaßt und die Bilder der Zurückgelassenen in angenehmer Täuschung vorzaubert, aber schließlich erschöpft wird, worauf sie nach einem Zwischenraume von durchschnittlich 1500 Jahren aus dem seligen Traume erwachen und in einem neuen Körper eine Wiedergeburt finden*) — und so nicht nur die Einzelwesen, sondern Nationen und Welten in endlosem Kreislaufe.

## 3. Kritik.

Genug des grausamen Spiels! Wir würden die Leser nicht durch diesen Wald des Unsinns geführt haben, wenn nicht dessen Bäume in unserer Litteratur am Ende des 19. Jahrhunderts in Gestalt eleganter Bücher aus Leipziger Verlagshäusern üppig grünen und blühen würden. Schauder erfaßt den ruhig und nüchtern denkenden Menschen, wenn er sehen und hören muß, wie die redlich forschende Wissenschaft als unwissend geschmäht und an ihre Stelle ein Sammelsurium unverdauter und unverdaulicher kecker Behauptungen als Ausfluß höchster Weisheit angeblich erleuchteter „Meister" angepriesen wird. Aller abgethan gewähnte Wahn- und Aberglaube, mit Hexenwerk und Zauberei, Kobolden, Nixen und Faunen, allen Arten von Geistern und Gespenstern, und sogar den Vampiren und Werwölfen lebt wieder auf! Alles was Sagen und Märchen, Mythologien und Dämonologien ausgeheckt, wird hervorgezerrt! Der Unsinn und Blödsinn feiern die scheußlichsten Orgien. Alles kehrt sich um. Was erforscht wurde, wird als Täuschung verdammt, was ohne Beweise behauptet wird, der Menschheit als Wahrheit vorgegaukelt.

Was soll dies? Ist es Dummheit oder Schwindel? Wir möchten keines von beiden unbedingt behaupten, sondern halten es für eine Krankheit der Zeit.

---

*) Judge a. a. O., S. 147 ff.

Der Mensch hat ein ingründiges Bedürfnis nach Idealen. Er ist von Anbeginn, der Geschichte sowol, als des Lebens der Einzelnen, ein poetisches Wesen, ein geborener Dichter. In früheren Zeiten waren die Ideale, wenn auch meist in sehr unbefriedigender Form, doch für die meisten Menschen in genügendem Maße, in der Religion, der Kunst, der Wissenschaft, selbst im Staate und im Recht zu finden. Die Religion bestach die Sinne durch ihren Kultus, die Kunst durch das Streben nach Schönheit, die Wissenschaft errichtete bestechende Ideengebäude, der Staat gab dem Volke Feste, und die Gerichte urteilten nach volkstümlichen, oft humorvollen Gesetzen und Gewohnheiten. Nach und nach ist dies anders geworden; noch zwar ist nicht alles Gewinnende aus jenen Gebieten verschwunden; aber es steht zurück hinter dem die Ideale zerstörenden Elemente. Die Religion wird immer mehr dogmatisch auf der einen, kritisch auf der anderen Seite; die Kunst wird realistisch und naturalistisch; die Wissenschaft pflegt das Materielle hinsichtlich der Natur und zerstört alle schönen Ueberlieferungen auf dem Felde der Geschichte; Staat und Recht kennen nur noch trockene, herzlose Artikel und Paragraphen. Was Wunder, daß die Menschen, welche diesem kritischen und naturalistischen Zuge nicht zu folgen vermögen, sich nach den Idealen zurücksehnen, und, da diese nicht mehr zu finden sind, sich in das Dunkel der Mystik flüchten und sich von der Verkündigung verborgener Lehren unbekannter Meister angenehm kitzeln und gruseln lassen? Die Propheten des Okkultismus, die spiritistischen wie die theosophischen, benutzen diese Stimmung gerne; Schwärmer und Spekulanten zugleich, suchen sie im Trüben zu fischen. Durch bestechende Schilderung eines Reiches des Friedens und der Tugend, welches hier der Spiritismus, dort die Theosophie in die Welt bringen werden, fangen sie die Seelen ein in den Schafstall der Mystik. Sie versprechen ihnen das Wiedersehen mit den abgeschiedenen Lieben, die Fähigkeit, Wunder zu wirken, ja das Emporsteigen zur Göttlichkeit in einem himmlischen Lande. — Nicht daß sie dabei durchweg selbstsüchtige Absichten hegen. Sie sind gewiß zu gutem Teile überzeugt, daß der Mensch aus der Gottheit stammt und zu ihr zurückkehrt. Aber dieser mystische Gedanke, dem die tugendhaftesten und frömmsten Leute aller Zeiten anhingen, und der daher nichts neues ist, genügt ihnen nicht. Sie tauchen in das indische Altertum hinunter, von dem man in Europa und Amerika herzlich wenig weiß, und holen aus der brahmanischen und buddhistischen Philosophie, die so wenig unfehlbar sind wie die griechische und germanische, Lehren, die, mit imponirenden Sanskrit-Ausdrücken gespickt, von einem Zusammenhang alter Weisheiten verschiedener Völker fabeln, den es niemals gegeben hat, da die Religionen der einzelnen Länder alle ihren nationalen, dem Volke angepaßten Charakter hatten und

über gemeinsame Weisheit keine Quelle irgend welchen Aufschluß erteilt. Die alten Mysterien sind versunken und vergessen; die Priester Aegyptens kannten nicht diejenigen Chaldäas, diese nicht diejenigen Indiens. Und so ist es leicht, mit Berufung auf das ferne, weltentlegene Tibet Behauptungen aufzustellen, die mit der Siebenzahl spielen und durch ihre Unverständlichkeit einen Nimbus der Ehrfurcht und des Staunens um sich weben, vor irgend welcher ernsten Prüfung aber nicht Stand halten können.

Kein Zeitgenosse konnte berufener sein, dieser Verirrung des menschlichen Geistes auf die Spur zu gehen, als der große und unerreichte Indologe Max Müller in Oxford.*) Er anerkennt, daß Mad. Blavatsky, wenn auch eine schwärmerische, doch den höchsten Zielen der Menschheit begeistert zustrebende Natur war und anfänglich nach bestem Wissen und Gewissen gehandelt habe. Sie ging aber nach Indien, ohne einen bestimmten Begriff vom eigentlichen Wesen der indischen Legenden zu haben und ohne die Sprachen des Landes zu kennen. Da ebenso der sie einweihende Meister Dayananda Sarasvati kein Wort englisch verstand, so ist von vorne herein rätselhaft, wie sich Beide verständigen konnten. „Ihre Citate aus dem Sanskrit, dem Griechischen und Lateinischen sind ein Quodlibet von Irrtümern und Mißverständnissen, das uns, wenn nicht lautes Lachen, doch ein mitleidiges Lächeln über die arme Frau entlockt.“ Sie kennt nicht die zahlreichen Anstößigkeiten in den Vedas, die sie mit Triumph der Bibel als Gegensatz gegenüberstellt. Der Charakter ihrer „Mahatmas“, deren Namen unenthüllt bleiben, war so zweideutig wie ihre Lehre, und es gibt unter diesen Leuten sehr viele unsaubere Elemente. Mad. Bl. war unbekümmert um die Tatsache, daß in Vorderindien weniger als irgendwo der dort fast ganz verschwundene Buddhismus zu studiren ist und ob sich in Wahrheit ein geheimer Buddhismus nachweisen läßt. „Die ihr von ihren Gewährsmännern anvertrauten Geheimnisse enthalten überhaupt nichts Geheimes, sondern eine blose Zusammenstoppelung allbekannter und nur größtenteils mißdeuteter brahmanischer und buddhistischer Lehren“, die ... „völlig verdreht und verwirrt sind“.... „Die einfachsten Begriffe sind falsch verstanden und ausgelegt.“ Sie war „völlig außer Stande, die Mitteilungen ihrer Vertrauten zu prüfen“. In Wahrheit widerstrebt kein Glaube dem Geheimnis so sehr wie der buddhistische, und selbst der Brahmanismus gibt keinen eigentlichen Mysterien Raum, wie Max Müller aus der Geschichte beider Religionen nachweist, die nur Stadien einer und derselben religiösen Entwickelung sind. „Buddha verschmähte jedes Geheimnis und lehnte jede priesterliche Autorität als überflüssig ab.“ Mad. Bl.

*) Geheim-Buddhismus. B. A. Z. 1893, Nr. 232 u. 233.

„stellte seine Lehre und seinen Charakter in falschem Lichte dar". Sie „erfand" den geheimen Buddhismus aber nicht, sondern ihre Mahatmas täuschten sie, weil sie sahen, daß sie sich „dieser Täuschung willig hingab". Glaubte Buddha auch an Wunder so trennte er sie durchaus von seiner Lehre, während Mad. Bl. jene zur Stütze dieser hinaufkünstelte. Auch „bleibt sie jeden Beleg, sei er nur esoterisch oder exoterisch, für ihren angeblichen Buddhismus schuldig". Ihre Bücher sind einfach „aus der Luft gegriffen".

Auf Max Müllers Darlegung ließ sich, gleich ihm in „Nineteenth Century", als Kämpe der Theosophie Mr. Sinnett vernehmen, erlaubte sich aber, die Schöpfung und Ausgestaltung des „Geheimbuddhismus" sich selbst zuzuschreiben und das Verdienst der Mad. Bl. abzuschwächen. Seine unklare und aller Quellen sich entschlagende Entgegnung wies Max Müller als unverständlich ab. Sie richtet sich auch von selbst, indem sie ziemlich unzweideutig Sinnett als einen der „Erfinder" des Geheimbuddhismus erscheinen läßt und in die Mache dieser Lehre ein sehr verdächtiges Licht wirft. Max Müller aber wurde von den wirklichen Hütern indischer Weisheit, den Brahmanen, zu seinem fünfzigjährigen Doktorjubiläum als Mahatma begrüßt.

Von der hier behandelten indisch-angloamerikanischen „Theosophie" unterscheidet sich ihre deutsche Abzweigung, welche Dr. Franz Hartmann in den „Lotusblüten" vertritt, durch ihre Verbindung mit den Lehren der mittelalterlichen Mystiker von Meister Eckhart bis auf Jakob Böhme, wodurch sie wenigstens den Anspruch erwirbt, den Namen der Theosophie eher zu verdienen, als die Schule der Mad. Blavatsky, die auf das Christentum wenig oder keine Rücksicht nimmt. Doch steckt auch diese deutsche Richtung tief in der angeblichen Geheimlehre der Mahatmas, und wenn Dr. Hartmann (Jahrg. 1896, S. 283 ff.) alles Ernstes behauptet, am 11. April 1898 werden die ersten 5000 Jahre des Kali-Yuga*) zu Ende gehen und damit eine Periode geistiger Verfinsterung und in deren Gefolge eine furchtbare Revolution eintreten, so muß man sich wirklich fragen: „Hat man hier überhaupt noch logisches Denken oder nicht vielmehr einen auf vorgefaßten Meinungen beruhenden kranken Wahn vor sich?"

---

*) Letztes und schlimmstes der vier (nach der Zahl der Kasten erdichteten) Weltalter (Yugas) der indischen Mythologie, deren chronologische Feststellung aber unmöglich ist (Lefmann, Geschichte des alten Indiens, Berlin 1890, S. 175 f., 413 f.).

# Fünftes Buch.

# Forschung und Wissenschaft.

## Erster Abschnitt.

## Die Naturwissenschaften.

### A. Das Weltall und seine Kräfte.

#### 1. Astronomie.

Die Erforschung des gestirnten Himmels ist offenbar unter den Wissenschaften diejenige, welche sich des weitesten Umfangs rühmen kann, gegen den der Gegenstand aller übrigen, soweit es sich nämlich um Tatsachen und nicht um blose Hypothesen handelt, weit zurückstehen muß, — sie ist diejenige, welche am allerwenigsten die heutzutage so beliebte Spezialisirung des Forschens in möglichst kleinliche und unfruchtbare Bagatellgebiete verträgt, und endlich diejenige, welche eine von mancher Seite noch so sehnlich herbei gewünschte Rückkehr des Wissens zu dem Standpunkte der Verfasser des Schöpfungsberichtes der Genesis und des Buches Josua für immer unmöglich gemacht hat.

Kopernikus, Galilei, Kepler, Newton und Kant haben für alle Zeiten einer wissenschaftlichen Reaktion den Riegel vorgeschoben, und die Astronomen unseres Jahrhunderts haben ihre Arbeit treulich fortgesetzt, ohne sich um das Geschrei der Dunkelmänner zu bekümmern, für welche die liebe Erde stets noch den Mittelpunkt der Welt und das Gegenstück des Himmels bildet.

Wir haben es indessen hier nur mit den Forschungen, Entdeckungen und Fortschritten seit dem Jahre 1870 zu tun. Was seither von den am scheinbaren Himmelsgewölbe vor sich gehenden Dingen den

meisten Einfluß auf die Menschheit übte, ist die Einführung der **Zonenzeit**. Die mittlere Ortszeit war bei der Zunahme der Ausdehnung und Schnelligkeit des Eisenbahnverkehrs in ihrer Verschiedenheit längst unbequem geworden. Nicht viel besser wurde es seit der Regelung der Transportmittel in jedem Lande nach der mittleren Zeit der Hauptstadt oder eines andern hierfür angenommenen Ortes. Am meisten störte dies in Nordamerika, wo ungeachtet der föderativen Staatseinheit 74 verschiedene Eisenbahnzeiten bestanden. Dieser Uebelstand veranlaßte 1879 den Direktor der Verkehrsanstalten von Canada, Fleming, zu dem Vorschlage,*) den Erdumfang durch 24 Längen-Meridiane in Abschnitte von 15 Grad oder je einer Stunde des scheinbaren Sonnenlaufes zu teilen, und für jeden dieser Abschnitte die mittlere Ortszeit des seine Mitte durchziehenden Meridians als bestimmend anzuerkennen. Die 1883 versammelten Eisenbahndirektoren der Union und Canadas nahmen diesen Vorschlag an und teilten ihr Gebiet in 4 Zeitzonen von je einer Stunde Unterschied vom 75. Grad w. L. von Greenwich an gerechnet. Auch im gewöhnlichen Leben fügte man sich dieser Maßregel. In Europa ging 1888 Ungarn voran und bewirkte, daß 1890 die Eisenbahndirektoren von Deutschland und Oesterreich-Ungarn die „Mitteleuropäische Zeit" einführten, welcher 1894 die Schweiz beitrat, und zwar auch bezüglich des bürgerlichen Lebens. Dieser Zeitbestimmung folgt mithin ein Gebiet, das nicht von Meridianen, sondern von Staatsgrenzen eingerahmt ist und zu dem auch Skandinavien und Italien gehören. Westlich grenzt es an die westeuropäische, östlich an die osteuropäische Zeit. Doch lassen sich bereits Stimmen vernehmen, welche diese Einteilung ungenügend finden und die Annahme einer „Weltzeit" befürworten. Wie eine solche mit den Tageszeiten sich vertragen soll, ist eine noch ungelöste Frage. Vielleicht denkt man sich eine doppelte Zeitberechnung: nach der Weltzeit und der wieder hergestellten Ortszeit?

Die von den Spiritisten, Theosophen und anderen Dunkelmännern so sehr gehaßte und geschmähte moderne Naturwissenschaft hat durch das Mittel der **Spektralanalyse** (s. Bd. VI, S. 283) nicht nur erschlossen, „was auf Erden in den kleinsten Teilchen der Körper vor sich geht", sondern auch „was in den fernsten Himmelsräumen sich befindet", sie hat „eröffnet, was uns bisher unerreichbar und unerforschbar schien". „Sie hat unsern Gesichtskreis auch auf das Unsichtbare ausgedehnt und dieses unseren Sinnen zugänglich gemacht.**) Es ist gelungen, Wirkungen der unsichtbaren Lichtstrahlen mit weniger

---

*) Littrows Wunder des Himmels. 8. Aufl., neu bearb. von Prof. Dr. Edm. Weiß. Berlin 1897, S. 177 f.

**) Littrow a. a. O., S. 247 ff.

Aetherschwingungen als das Rot mit Hilfe der Wärme und mit mehr, als das Violett besitzt, mit Hilfe der Chemie im Sonnenspektrum zu beobachten. Wir verdanken dies den Untersuchungen von Maskart, Esselbach und Cornu bezüglich der ultravioletten, Becquerel, Langley und W. Abney bezüglich der infraroten Strahlen. Langley erfand 1882 das Bolometer, mit dem er das infrarote Spektrum der Sonne soweit verfolgen konnte, daß der Umfang der bekannten Aetherschwingungen sich von 95 bis 1040 Billionen in der Sekunde erstreckt, und das er soweit verbesserte, „daß es Temperaturunterschiede bis auf ein Milliontel Centigrade zu messen gestattet".

Langley hat auch die Sonnenflecken beobachtet und gefunden, daß „das Licht ihrer Kerne noch immer die fünfhundertfache Intensität des Vollmondlichtes besitze". R. Wolf in Zürich fand aus Vergleichungen der Beobachtungen von 1615 bis 1889, daß die 1843 von Schwabe entdeckte Periodizität der Sonnenflecken (Bd. VI, S. 278) durchschnittlich $11^1/_9$ Jahre betrage und zudem, daß außer dieser Periode noch zwei andere, sekundäre von $8^1/_3$ und nahe an 10 Jahren auftreten und mit der Hauptperiode die starken Schwankungen in der Periodizität hervorrufen. Norman Lockyer äußerte 1886 die Ansicht, „daß auf der Sonne ungeheure Strömungen stattfinden, die sich in beständigem Kreislaufe wiederholen", und zwar in den unteren Schichten der Sonnenatmosphäre gegen die Pole und dann in den oberen gegen den Aequator laufen, Massen metallischer Dämpfe mit sich führen, die auf die Photosphäre niederstürzen und die Flecken bilden, die nach Auflösung der verdichteten Stoffe in die Fackeln übergehen.*)

Die Sonnenflecken sind in früheren Jahrhunderten für sonnennahe Planeten gehalten worden. Noch der große Le Verrier, der Entdecker des Neptun, suchte einen Planeten zwischen Sonne und Merkur, welcher Abweichungen in dessen Bahn hervorrufen sollte, kam aber auf den Gedanken, daß sich an der Stelle dieses Planeten eine Menge Asteroiden befinden möchten. Mehrere Beobachter wollten einen oder mehrere dieser nächsten Sonnenkinder gesehen haben; ja es wurde bereits ein Name „Vulkan" vorgeschlagen; aber keine dieser Beobachtungen hat sich bestätigt.

Bezüglich des Planeten Merkur gewann Schiaparelli in Mailand nach achtjähriger Beobachtung desselben 1889 die Ueberzeugung, daß dessen Rotation nicht 24 Stunden, wie Schröter meinte, sondern 88 Tage betrage, d. h. mit der Zeit seines Umlaufs um die Sonne zusammenfalle, daß er also dieser, wie der Mond der Erde, stets dieselbe Seite zuwende, was sich aber in Folge seiner excentrischen Bahn

*) Dr. A. v. Braunmühl, Geschichtliches über die Sonnenflecken. II. B. A. Z. 1893, Nr. 67.

genauer so verhält, daß nur ein Drittel der Oberfläche des Merkur von der Sonne niemals beschienen wird.

Daß die Venus eine Atmosphäre besitzt, wurde 1874 von Watson u. A., 1882 aber sehr allgemein bemerkt; und 1892 wies Landerer nach, daß sie fast ganz von Wolken bedeckt sei. Er und Andere nahmen auch Schneehüllen an ihren Polen wahr. Auch für Venus behauptete Schiaparelli eine mondähnliche Rotation, fand aber wenig Glauben.

Kein Planet hat in unserer Zeit mehr Aufmerksamkeit erfahren als der Mars, welchen zuerst Secchi 1858 näherer Beobachtung empfohlen hatte. Proctor führte 1867 Benennungen der einzelnen Teile seiner Oberfläche nach großen Astronomen ein, welche aber Schiaparelli durch solche aus der alten Geographie ersetzte. Dieser stellte seit 1877 besonders scharfe Beobachtungen des Mars an und schuf genauere Karten seiner beiden Halbkugeln. Danach ist der Planet nur zu einem Drittel von Meer bedeckt; merkwürdiger aber sind die seine Meere verbindenden und seine Länder durchschneidenden sog. Kanäle von geradliniger Richtung, die ein förmliches Netz bilden, 500 bis 1000 km lang und 30 bis 40 km breit sind, sich häufig durchschneiden und oft ihrer 6 bis 8 in einem dunkeln Flecke (See) zusammentreffen, in Aussehen und Sichtbarkeit häufig wechseln und, was das sonderbarste ist, sich von Zeit zu Zeit verdoppeln. Auch sonst wurden bemerkenswerte Veränderungen auf diesem Planeten wahrgenommen; so werden die beiden polaren Schneezonen abwechselnd größer oder kleiner; es bilden sich ähnliche weiße Flecken auch an anderen Stellen des Mars und vergehen wieder; andere Gegenden nehmen hinsichtlich der Verteilung von Wasser und Land zu Zeiten ganz verschiedene Gestalten an. Im J. 1894 berichtete Schiaparelli, seit einiger Zeit erscheine der Mars fast vollständig beleuchtet; eine unregelmäßige Kurve scheide den hellen vom dunkeln Teile; er gab unter verschiedenen Erklärungen jener den Vorzug, welche die Erscheinung von der Sonne beleuchteten Wolken zuschreibt.*) Camille Flammarion in Paris verglich den Mars mit der Erde, nicht ohne etwas viel Phantasie spielen zu lassen. Die drei Astronomen der amerikanischen Lick-Sternwarte streiten sich noch über das Verhältnis von Meer und Land auf dem Mars und über die Bedeutung seiner Kanäle. Daß der Planet eine Atmosphäre besitze, behaupten die meisten Beobachter, wie Vogel, Scheiner und Wilsing in Potsdam, Mr. und Mrs. Huggins ganz entschieden, während Campbell mit der negativen Ansicht allein steht. Im ganzen ist man sehr geneigt, dem Mars ähnliche Verhältnisse, wie die Erde sie zeigt, zuzuschreiben, woraus

*) B. A. Z. 1894, Nr. 218, S. 7.

sich dann mit Wahrscheinlichkeit das Vorhandensein einer Bevölkerung ergäbe, die, wie aus dem großartigen Kanalsystem zu schließen, älter wäre und in der Kultur höher stände als die der Erde.*)

Die Gruppe der kleinen Planeten oder Asteroiden, deren Bahnen um die Sonne zwischen der Bahn des Mars und der des Jupiter verlaufen (Bd. VI, S. 274), hat durch fabelhaft rasch fortlaufende Entdeckungen schon 1891 die Zahl 300 überschritten, und es kam vor, daß manche dieser Weltkörperchen wieder verloren gingen und neu entdeckt werden mußten. Mit dem Ende jenes Jahres begann (Littrow a. a. O. S. 388) eine neue Periode der Asteroidenentdeckung; denn damals wurde ihre Aufsuchung mittels der Photographie eingeführt, besonders durch die Tätigkeit von Dr. Max Wolf in Heidelberg, welcher in einem halben Jahre (bis Mitte 1892) 17 neue Asteroiden auffand. Seitdem häuften sich die neuen Entdeckungen derart, daß man die bisherige Namengebung, welche bereits die ganze Mythologie erschöpft und eine Menge anderer, teilweise barocker Namen verbraucht hatte, aufgab und zur Bezeichnung dieser winzigen Planeten nur noch Buchstaben verwandte, zuerst zwei Jahre lang das Alphabet, mit Beisetzung der Jahrzahl, durchnehmend und sich dann mit Beifügung eines weitern Buchstabens helfend. Am 16. März 1895 wurde bereits der 401. Asteroid (BT) entdeckt. No. 323 (Brucia) soll der uns nächste, No. 361 (1893 P) der uns fernste Asteroid sein. Nach heutiger Kenntnis ist Ceres, der erstentdeckte Stern dieser Gruppe, auch der größte (obschon noch 80 mal kleiner als unser Mond), während die kleinsten einen Umfang von 47 km haben und ihrer 12 Millionen auf unsern Mond kämen. Alle Asteroiden zusammen umfassen kaum den vierten Teil des Erdkörpers.

An Jupiter, dem größten der Planeten unseres Sonnensystems, wurde Mitte 1878 ein rätselhafter großer roter Fleck bemerkt, der sich bis Ende 1882 erhielt, dann verblaßte, aber 1885 wieder hervortrat und so nach einigen Jahren immer wieder abwechselte. Daß Jupiter eine Atmosphäre habe, wenn auch eine weit dünnere als die Erde, ist nach den neuesten Beobachtungen sehr wahrscheinlich, daß er eigenes Licht habe, noch zweifelhaft.

An Saturn beobachtete Stanley Williams seit 1891 eine Reihe heller Flecken im Aequatorgürtel und berechnete aus ihnen eine Umdrehungsdauer des Planeten von 10 Stunden 12—14 Minuten. Was die Ringe Saturns betrifft, fand Barnard 1894, daß die Helligkeit des (innersten) dunkeln Ringes nach außen rasch zunimmt und daß er ohne scharfe Grenzen in den inneren der beiden (äußeren) hellen Ringe übergeht.

*) Adolf Hnatek, Neuere Ergebnisse der Marsforschung. B. A. Z. 1896, Nr. 13.

Auch auf dem Uranus bemerkten Schiaparelli und Young 1883 und bestimmter Perrotin 1884 und 1886 Streifen ähnlich denen des Jupiter und Saturn. Der zuletzt entdeckte Planet (außer den Asteroiden), Neptun (Bd. VI, S. 274 f.) gab in unserer Zeit zu keinen Fünden von Bedeutung Anlaß.

Viel beschäftigte man sich in dieser Zeit mit der Frage nach der Bewohnbarkeit der Planeten, beging aber dabei den Irrtum, stets nur an uns Erdenmenschen und an die für uns passenden Verhältnisse zu denken. Es liegt jedoch auf der Hand, daß wenn unsere Mitplaneten Bewohner haben, gehabt haben oder haben werden, diese so organisirt sein mußten oder müssen, daß sie die ihrem Weltkörper eigene Kälte oder Wärme, Helligkeit oder Dunkelheit (je nach Entfernung von der Sonne) ebenso gut ertragen und deren geringere oder größere Dichtigkeit ebenso gut überwinden können, als wir Menschen das Klima, in dem wir leben, aushalten.

Es ist nun ein Blick auf die Monde unserer Sonnenkinder zu werfen. Auf dem Monde der Erde wurden keine wesentlich neuen Entdeckungen gemacht, hingegen hat die photographische Aufnahme seiner uns zugewandten Halbkugel bedeutende Fortschritte aufzuweisen, seitdem die berühmte Lick-Sternwarte in Kalifornien diese Arbeit (1888) in Angriff nahm,*) welche ausgezeichnete Reproduktionen durch Löwy und Puiseux in Paris und Weinek in Prag hervorrief; die des Letztgenannten sind wahre Prachtkarten des Mondes, doch bleibt seine Vergrößerungsmethode vorläufig Geheimnis. Sie zeigen erstmals deutlich, daß die früher so genannten Meere des Mondes wellige, löcherige, trockene Ebenen sind. Die beiden Monde des Mars sind (Bd. VI, S. 276 und oben S. 317) bereits erwähnt. Jupiter erhielt für uns 1892 durch Barnard einen fünften und zwar den nächsten beim Planeten, und Pickering fand ihn eiförmig und so auch die drei folgenden, aber weniger (B. A. Z. 1893, Nr. 157 S. 7). Saturn behielt seine acht, Uranus seine vier Monde (Titania und Oberon von Herschel 1787, Ariel und Umbriel, die näheren, von Lassell 1851 entdeckt). Neptun hat einen Mond laut der Entdeckung durch Lassell 1846, zweifelhaft ist ein zweiter, den Schäberle 1892 gesehen haben will.

In unserem Zeitraume wurden 1874, 1880 und 1882 große Kometen gesehen. Es wurde ihr Spektrum untersucht und ergab bei allen, außer dem von Holmes 1892 entdeckten, glühendes oder elektrisch zum Leuchten gebrachtes Kohlenwasserstoffgas. Den Enke'schen Kometen fand Young 1871 so durchsichtig, daß ein Stern 9. Größe in seinem Mittelpunkte sichtbar war. Der Coggia'sche Komet von 1874 hat eine Umlaufszeit von 9000 Jahren, und sein Schweif maß am

---

*) Neue Mond-Photographien. B. A. Z. 1896, Nr. 63.

3. Juli eine, am 5. fünf Millionen Meilen.*) In den Jahren 1888 bis 1892 wurden vier schwache Kometen länger als jemals beobachtet und verfolgt; ja einer, ein teleskopischer, von Barnard und Brooks entdeckter, war 735 Tage sichtbar, — die längste bisherige Dauer. Der schon erwähnte Komet Holmes erfuhr eine Lichtverstärkung wie ein Fixstern, nahm aber an Helligkeit wieder ab. Zöllner (oben S. 315 f.) „hielt die Kometen für aus flüssigen Meteormassen bestehende Gebilde, wie wir deren wahrscheinlich schon manche zur Erde fallen sahen, und sah in der Licht- und Schweifentwickelung elektrische Prozesse, die durch Einwirkung der Sonne hervorgerufen werden" (s. Littrow S. 591 f.). Bis zum Jahre 1893 wurden 338 (bis und mit 1870 260) Kometen berechnet. Die längste Umlaufszeit derjenigen unserer Periode, 57 500 Jahre, wird dem 328., 1890 von Denning entdeckten, die kürzeste 5,2 Jahre, dem 264., 1873 von Tempel entdeckten zugeschrieben (Littrow S. 1062 ff.).

J. F. Schmidt beobachtete die Meteore oder Sternschnuppen nach ihrer Farbe. Schiaparelli wies auf nebelartige Körper hin, welche ein Mittelglied zwischen Kometen und Meteoren bilden. Die Meteore hält er überhaupt für Produkte der Zersetzung von Kometen.

Im unermeßlichen Reiche der sogenannten Fixsterne (Bd. VI, S. 279 ff), welche aber einen anderen Namen erhalten sollten, da sie sich alle bewegen, hat unsere Periode namentlich die Beobachtung der Doppelsterne in großartiger Weise befördert, indem seit 1872 Burnham innerhalb zwanzig Jahren deren mehr als tausend, teils ganz neue, teils neue Begleiter zu den schon bekannten entdeckt hat. Um ihre Bahnbestimmung haben sich besonders Doberck, Glasenapp und Gore Verdienste erworben; seit 1892 übernahm See die Aufgabe, sämtliche bisher berechnete Doppelsternbahnen einer Durchsicht zu unterziehen (Littrow S. 702 ff.). Ebenso wurde die Kenntnis der veränderlichen Sterne bereichert und deren 119 als berechnet nachgewiesen (Littrow S. 706 ff). Dreyer stellte 1888 die bekannten Sternhaufen und Sternnebel in einem Verzeichnis von 7840 Nummern (1865 waren es erst 5079) zusammen und fügte ihnen 1895 noch 1529 seit 1887 entdeckte bei (Littrow S. 727), zu welchem Anwachse besonders Lassell und Rosse durch ihre Riesenteleskope beitrugen. Unter den teleskopischen Sterngruppen gibt es nach W. Herschel welche, die auf einem kaum ein Zehntel der scheinbaren Mondfläche betragenden Raum wenigstens 5000 Sterne zählen.

Daß das Milchstraßensystem, welches unsere „Welt" umschließt, ringförmig angeordnet sei, hat Easton in Dortrecht wahrscheinlich gemacht, indem er die Sterne an dunkeln und an helleren Stellen

---

*) Hallier, Kulturgeschichte des 19. Jahrh. Stuttgart 1889, S. 271.

abzählte und damit bewies, daß sie nicht so weit auseinanderstehen, wie man aus ihrer Helligkeit zu schließen geneigt wäre, daß sie in einer bestimmten Entfernung von uns zusammengedrängt sind, kurz, daß die Milchstraße wirklich ein Ring ist.*) Ob es nun noch weitere solche Ringe gibt? Tisserand, Direktor der Pariser Sternwarte, antwortet auf diese Frage, daß die Sternnebel, wenn sie fremde Welten sind, an der Bewegung unseres Systems keinen Anteil haben. Man hat auf der Lick-Sternwarte festgestellt, daß sich die Nebel in der Sekunde 30 km, mithin im Jahrhundert 100 000 Millionen km weit bewegen. Es wurde aber noch keine Verschiebung unter ihnen entdeckt. Ist auch in 100 Jahren noch keine solche zu beobachten, so dürfte sicher sein, daß sie fremde Welten sind.

Auf eine Beschreibung der neuesten Fortschritte in der beobachtenden Astronomie müssen wir, wie auf alles rein technische Material, verzichten. Als bemerkenswert erwähnen wir den Bau der neuen Sternwarte in **Wien**, welche mit ihrer Einrichtung zwei Millionen Kronen ö. W. kostete, wovon 240 000 Kronen blos auf die Instrumente kommen.

Den kühnen Gedanken eines Observatoriums auf dem **Montblanc** faßte 1891 der Pariser Astronom **J. Janssen** und führte ihn 1894 aus. Das Gebäude von Eisen wiegt 15 000 Kilogramm; das untere Stockwerk ist im Schnee versenkt und enthält Wohnräume, das obere die Instrumente.**) In Amerika beschenkte Charles T. **Yerkes** seine Vaterstadt Chicago mit einer großartigen Sternwarte und einem Riesenfernrohr von 1 Meter Objektivdurchmesser. Amerika ist überhaupt das Land der gigantischen Teleskope und besitzt mehr und größere Refraktoren als andere Länder; — die Spiegelteleskope sind dort nicht beliebt. Schon erwähnt ist die berühmte Lick-Sternwarte auf dem 1300 Meter hohen Mount Hamilton in Kalifornien.***)

Großartige Fortschritte hat die **Himmelsphotographie**, wie in der Aufnahme des Mondes (oben S. 342), so auch in derjenigen der Fixsternwelt, besonders der Nebelflecken und der Sternspektren erreicht.†)

Die Astronomie kann sich in ihrem Forschungsgebiete der höchsten Triumphe des Menschengeistes rühmen, welche seit dem Bestehen einer Kultur erreicht worden sind, und kommt in ihren Errungenschaften dem Ahnen eines göttlichen Waltens im Weltall unzweifelhaft näher als alle übrigen Wissenschaften und namentlich als alle Hypothesen, welche die Menschen ausgeheckt haben.

---

*) Fixstern-Betrachtungen. B. A. Z. 1896, Nr. 40.

**) B. A. Z. 1892, Nr. 176.

***) Astronomie und Astronomen in Amerika. B. A. Z. 1894, Nr. 125.

†) A. Hnatek, Die Himmelsphotographie und ihre Fortschritte. B. A. Z. 1896, Nr. 119.

## 2. Physik.

Unserer jüngsten Zeit fehlt noch, aus begreiflichen Gründen, eine Geschichte der Naturwissenschaften. Ueberdies ist deren Gebiet so ungeheuer, daß eine Unmasse, sogar der größte Teil der Spezialitäten, die ihren Umfang bilden, sich zur Aufnahme in eine allgemeine Kulturgeschichte nicht eignet. Wir müssen uns daher auf eine möglichst kurze Charakteristik der auffallendsten, interessantesten und das öffentliche Leben am meisten beeinflussenden Erscheinungen auf diesen weiten Gebieten beschränken.

Auf dem der Physik konzentrirt sich das öffentliche Interesse immer mehr auf die Elektrizität. Wenn ein Fachmann sagt: in der ganzen Physik gebe es kein geheimnisvolleres Gebiet als das so eben genannte*), so muß es uns als Laien gestattet sein, in kurzen Zügen lediglich unserer Bewunderung gegenüber dieser rätselhaften Kraft Ausdruck zu verleihen. „Wir können sie (die Elektrizität) nicht sehen, nicht hören, nicht fühlen. Es ist eine Kraft, die im Unsichtbaren und Unbekannten ihren Sitz hat, ähnlich wie die Faustischen Mütter, und die unter gewissen Umständen aus ihrem versteckten Sitz heraus auf die Körperwelt wirkt.“ Wir sind aber jetzt, schließt Graetz, „viel näher an dieses Rätsels Lösung, als wir es noch vor wenigen Jahren waren. Wir kennen wenigstens den Charakter des dunkeln Landes jetzt mit einiger Sicherheit, und wir wissen auch, daß die früher vergeblich versuchten Verbindungswege von dem Gebiete der Chemie, der Wärme, der Gravitation aus in unser eigentliches Gebiet existiren müssen.“

Die Physik wird in dieser Beziehung heute durch die Forschungen von Heinrich Hertz beherrscht, welcher allzufrüh am Neujahrstage 1894, erst 37 Jahre alt, als Professor in Bonn starb. Hertz war der „begabteste und glücklichste Schüler des größten Naturforschers unseres Jahrhunderts“, Hermanns v. Helmholtz (geb. 1821), des großen Entdeckers der Kraft (1847) und Erfinders des Augenspiegels (1851).**) Er entdeckte „eine neue und höchst interessante Tatsache, nämlich eine gewisse Einwirkung des Lichtes auf elektrische Funken“, — eine Tatsache, welche allseitige Bestätigung fand. Wesentlich auf den Forschungen des englischen Physikers Clerk Maxwell (zu Anfang der sechziger Jahre) fußend, folgerte er, „daß die elektrischen Wirkungen sich durch den Luftraum mit derselben Geschwindigkeit fortpflanzen wie das Licht, nämlich um 300 000 Kilometer in jeder Sekunde.“ Er

*) L. Graetz, Einiges über die Entwickelung der Elektrizitätslehre. B. A. Z. 1893, Nr. 76, 79.

**) H. v. Helmholtz, nach ihm selbst. B. A. Z. 1892, Nr. 259. — Zum 31. Aug. 1891 (Helmholtz' 70. Geburtstag), von H. Hertz, ebendas. 1891, Nr. 202.

erzeugte elektrische Schwingungen, von denen etwa 100 Millionen in einer Sekunde abliefen. Er verband also das Gebiet der Elektrizität mit dem des Lichtes,*) ja er erklärte beide als „nichts verschiedenes" geradezu als identisch.

Nach H. Hertz und L. Graetz steht es zweifellos fest, daß die elekrischen Kräfte sich durch den Aether fortpflanzen, den man nicht nur, wie bisher, zur Erklärung der optischen Erscheinungen benutzen darf. Die Brüder Werner und Wilhelm Siemens erklärten 1883 die Sonne als Urquelle (wie der Wärme und des Lichts) auch der Elektrizität und des Magnetismus.**) „Für die Ursache des elektrischen Zustandes der Sonne hält Wilhelm (jetzt Sir William) Siemens die Reibung zwischen dem Sonnenkörper selbst und der von den Polen beständig dem Aequator zuströmenden Materie." Werner von Siemens fügt hinzu, „daß durch den Verbrennungsprozeß selbst elektrische Spannungen erzeugt werden und daß demnach als Ursache des elektrischen Zustandes der Sonne möglicherweise die Verbrennungserscheinungen in der Photosphäre allein genügen." Die Siemens'sche Theorie „eröffnet uns auch für die Entstehung der Gewitter-Elektrizität neue und beachtenswerte Quellen".

Diese Theorie, obschon Physiker von Fach sie seit 13 Jahren totschweigen, erscheint uns deshalb wahrscheinlich, weil die Erde überhaupt nichts besitzt, was sie nicht von der Sonne hat und ohne diese selbst nicht da wäre.

Indessen ist die Elektrotechnik, vor 15 Jahren noch das Studium der Gelehrten und der Experimentirzimmer, heute ein Gegenstnnd der Großbetriebe. „Die wichtigsten Aufgaben ihrer Dynamomaschinen sind: die Erzeugung von Bogen- und Glühlicht, der Betrieb elektrischer Straßenbahnen, die Uebertragung mechanischer Arbeitskräfte, der Antrieb von Maschinen aller Art in Werkstätten und Fabriken, die Verwendung elektrischer Ströme im Bergbau, die Elektrometallurgie u. s. w. Das ist schon in der Verwendung der Starkströme eine Vielseitigkeit und ein Umfang, der es mit der Verwendung jeder andern Naturkraft aufnimmt. Betrachtet man dazu noch die Gebiete der Telegraphie und Telephonie, die unendlich manigfaltigen Verwendungen der Elektrizität im Meß-, Untersuchungs-, Regulirwesen, im Sicherheits- und Signaldienst, in der Schiffahrt u. s. w., so tut sich ein Wirkungsfeld auf, . . . das vielleicht erst den Anfang späterer Erfolge bedeutet."***)

*) H. Hertz und seine wissenschaftlichen Leistungen, von L. Graetz. B. A. Z. 1894, Nr. 83.

**) W. Berdrow, Die Aethertheorie und die Hertz'sche Entdeckung der elektrischen Wellen. B. A. Z. 1892, Nr. 173 u. 174. — Ders., Die Erd- und Sonnenelektrizität. B. A. Z. 1893, Nr. 123.

***) Die Elektrizität auf der Weltausstellung in Chicago. B. A. Z. 1893, Nr. 187, 191, 195, 196.

Mit der Elektrizität stehen in Verbindung die Luftdruckänderungen in der Atmosphäre und die durch sie veranlaßten Erscheinungen der Winde und Stürme, die Temperaturschwankungen, die Niederschläge an Hagel, Schnee und Regen, die Bildung und Gestaltung der Wolken. Diesen Erscheinungen folgen die in unserer Zeit rasch zunehmenden meteorologischen Stationen, in Deutschland allein etwa 300, darunter die Seewarte in Hamburg, an welche das Reich (nur) 50 000 Mark jährlich beisteuert. In der Schweiz wirken solche, außer denen der Ebene und des Hügellandes, in Davos 1558, auf dem Rigi 1790, dem Pilatus 2090 und dem Säntis 2500 Meter über Meer. Ebenso die schon erwähnte Beobachtungsstation auf dem Montblanc 4810 Meter über Meer (oben S. 344).

Nichts anderes hat auf dem Gebiete der Physik so großes und berechtigtes Aufsehen erregt, als die Entdeckung des Professors Wilhelm Konrad Röntgen in Würzburg (geb. 1845 bei Düsseldorf), die indessen ihre Vorgeschichte hat. „Was der englische Physiker Crookes (oben S. 311 f.) über die sog. Kathodenstrahlen erforscht und veröffentlicht hat, war schon mehrere Jahre vorher*) zum Teil von Hittorf in Münster (1869), zum Teil von Goldstein in Berlin gefunden und veröffentlicht worden." Goldstein hat gezeigt, „daß die Kathodenstrahlen chemische Wirkungen ausüben und photographische Bilder erzeugen können". Schon 1886 hat er nachgewiesen, daß „den magnetisch ablenkbaren Kathodenstrahlen noch eine neue Strahlenart beigemischt sei". Ende 1895 fand dann Röntgen die Möglichkeit, Knochenteile des lebenden Körpers ohne das umgebende Fleisch zu photographiren.**) Versuche an allen möglichen Orten bestätigten die Entdeckung. Diese erwies sich auch in dem Grade nutzbar, daß mit ihrer Hilfe Knochenverletzungen und in das Fleisch eingedrungene Fremdkörper erkannt und beseitigt werden konnten. Röntgen nannte jene rätselhaften Strahlen „X-Strahlen"; sie haben aber nun seinen Namen erhalten. Außer im lebenden Körper wurden mit ihrer Hilfe auch in verschlossenen Behältnissen aller Art darin befindliche Gegenstände photographirt, auch durch Bretter und verschiedene Verpackungen, am besten in den luftdicht verschlossenen Geißler'schen Glasröhren.

Daß diese Strahlen elektrischen Ursprungs sind, ist jetzt anerkannt.***) Unsichtbare Strahlen sind auch nichts neues, sondern bereits als ultraviolette (oben S. 339) bekannt, die aber von den Röntgenschen völlig verschieden sind. Dr. P. Spies zeigte in der Urania zu Berlin, daß die X-Strahlen von dem Lichtcentrum der Kathodenstrahlen aus-

---

*) B. A. Z. 1896, Nr. 15, S. 7 f.

**) E. Wunschmann, Die Röntgenschen X-Strahlen. Berlin 1896.

***) B. A. Z. 1896, Nr. 18, S. 7 f., Nr. 22, S. 7.

gehen. Schon bald nach der Entdeckung erfuhr diese manigfache Erweiterungen und Verbesserungen.*)

Die amerikanischen Blätter sind voll von Berichten über die neueste Erfindung Edisons, der mit Hilfe der Röntgenschen Strahlen und eines fluoreszirenden Schirms dahin gelangt ist, durch jeden menschlichen Körper blicken zu können und dessen Gebeine, Gewebe und innere Organe zu unterscheiden. Bei dem ersten Auftauchen der Nachricht begegnete sie noch lebhaften Zweifeln, doch die Untersuchungen des Dr. Buka in Charlottenburg, die sich in gleicher Richtung bewegten und zu ähnlichen Ergebnissen gelangten, benehmen jeden Zweifel darüber, daß wir es hier mit einer epochemachenden Erfindung zu thun haben. Edison nennt seinen Apparat Fluoroskop. Stellt man einen menschlichen Körper zwischen die Röntgenschen Strahlen und das Fluoroskop und blickt man dann durch dieses, so ist man im stande, mit freiem Auge durch Haut und Fleisch und unter gewissen Bedingungen auch durch die Knochen des Menschen zu sehen. Woran Edison gegenwärtig arbeitet, ist die Konstruktion einer einfachen und doch sehr starken X-Strahlenlampe, praktikabel für jedes ärztliche Ordinationszimmer. Die Lampe hat er schon zu stande gebracht, wie er sie braucht, doch ist sie für den Strom des elektrischen Lichtes, das erforderlich ist, noch zu schwach, er will sie derart vervollkommnen, daß sie einem stärkeren Strom widerstehen kann. Ist ihm dies gelungen, so wird jeder Arzt mit Hilfe dieser Apparate in der Lage sein, die inneren Organe des Menschen und das Knochengerüst mit freiem Auge und ohne Hilfe der Photographie in seinem Ordinationszimmer zu untersuchen.

Der von Edison erfundene Phonogragh, welcher hineingesprochene oder -gesungene Texte wiedergibt, hat bisher keinen praktischen Nutzen zu Tage gefördert. Sein Kinematograph, welcher Bilder darstellt, auf denen sich die Figuren bewegen, scheint in seiner Grundlage noch nicht recht bekannt zu sein.

## 3. Chemie.

In unserer jüngsten Zeit hat die Chemie manche wichtige Entdeckungen aufzuweisen.

Im J. 1865 stellte Thilorier (nach Faradays Vorgang von 1823) feste Kohlensäure her, die so kalt ist, daß sie gefährliche Wunden verursacht, die Brandwunden gleichen, ohne Druck aber unschädlich sind.

Andreas zeigte 1869, daß die elastisch-flüssigen Körper oberhalb einer gewissen Temperatur den flüssigen Zustand nicht annehmen können.

Nur der Wasserstoff ist bisher, unter allen gasförmigen Stoffen, nicht verdichtet worden (angeblich würde er dies erst bei — 250° C.).

Pictet in Genf und Cailletet in Paris verflüssigten 1877 Sauerstoff für einen Augenblick, Wroblewski und Olczewski in Krakau 1883 auf die Dauer.

Der englische Physiker J. Dewar in London, seit 1885 arbeitend, machte 1891 zu Faradays Geburtstag seine Resultate bekannt. Nach

*) B. A. Z. 1896, Nr. 28, S. 6.

diesen kocht Sauerstoff bei — 182° C. und wird mit Wasser und Alkohol zu einem harten Block wie Eis. Sauerstoff bleibt gasförmig bis — 113° C., Stickstoff bis — 147° C. 1892 machte Dewar gewöhnliche Luft tropfbar, 1894 Stickstoff starr. Als Kühlmittel diente ölbildendes Gas, Aethylen (aus Kohlen- und Wasserstoff); es ist aber gefährlich, weil explosiv. Die flüssige Luft festigt die eingetauchten Metalle.

Olczewski und Dewar suchen den Grund des Himmelsblaus in der ursprünglichen Farbe des Sauerstoffs.*)

Größeres, ja das größte Aufsehen seit Davys Entdeckung der Alkali-Metalle (Bd. VI, S. 285) erregte diejenige des Argon durch Lord Rayleigh und Prof. Ramsay. Ersterer fand, daß der auf chemischem Wege dargestellte Stickstoff ein geringeres Atomgewicht habe als der atmosphärische. Er forschte diesem Umstande nach und entdeckte mit Ramsay einen bisher unbekannten Bestandteil der atmosphärischen Luft, der mit keinem andern bis jetzt untersuchten Körper Verbindungen eingeht, $2^1/_2$ mal im Wasser löslicher ist als Stickstoff, einatomig ist, ein Proz. der Luft ausmacht und ein Atomgewicht von 40 hat. Die Entdeckung wurde 1894 bekannt gemacht.

Olczewski verdichtete das Argon zu weißen Kristallen; er fand, daß es bei — 186° C. siedet und bei — 191° C. fest wird. W. Crookes beobachtete, daß das Spektrum des Argon sowol von dem des Stickstoffs durchaus verschieden ist, als von dem aller anderen Stoffe. Ob es ein Element oder eine Verbindung ist, bleibt vorläufig ungewiß.**) Die Untersuchungen des Stickstoffs auf Argon führten zur Entdeckung des neuesten Gases, das Helium, das sich in der Sonnenatmosphäre fand.***)

## B. Die Erde und ihre Produkte.

### 1. Geologie.

Das Innere unseres Planeten ist von jeher ein Gegenstand des Rätsels gewesen. Die meisten Anhänger, und unter ihnen Namen wie Alexander v. Humboldt und Leopold v. Buch, hatte bis zur Mitte unseres Jahrhunderts und noch darüber hinaus die Ansicht, daß sich das Innere der Erde in einem feurigflüssigen Zustande befinde, was der religiösen Orthodoxie sehr wohl gefiel, indem sie darin einen Anhaltspunkt für die Ortsbestimmung der Hölle fand. — Auf der Seite der

*) Otto Prinz, Flüssige Luft. Nord und Süd. September 1895.
**) Argon, das neue Gas in der Atmosphäre. B. A. Z. 1895, Nr. 36.
***) Dr. Ludw. Karell, Das Argon. B. A. Z. 1895, Nr. 293.

Wissenschaft gründete sich diese Annahme auf die andere, daß sich die Erde aus einem Nebelball zu einer feurig-flüssigen Kugel verdichtet habe, welche von außen nach innen erstarrte und das Centralfeuer immer mehr zusammendrängte. In weiteren Kreisen wurde diese Annahme dadurch gestützt, daß sich tatsächlich, je weiter man in die Erde eindringt, die Wärme verstärkt. *)

Hiergegen wurde geltend gemacht, daß wir höchstens 2 km in den 6 360 km betragenden Erdhalbmesser eingedrungen sind. Während unter den Gegnern des feurig-flüssigen Innern die Einen, wie Reich, Moyle, Parrot u. A. die Wärmezunahme nach dem Innern überhaupt leugneten, behauptete Denis Poisson (1781—1840), wenn die Temperatur bis zum Mittelpunkt der Erde gleichmäßig stiege, so müßten dort alle Stoffe gasförmig sein und die Erdrinde zersprengen; überdies erstarre ein feurig-flüssiger Körper von innen nach außen und nicht umgekehrt. Er nahm deshalb an, daß die Erde durch und durch fest sei. Zu derselben Meinung bekannte sich Sir William Thomson (geb. 1824, Prof. in Glasgow), nahm jedoch an, daß die Erstarrung von außen nach innen fortschreite, indem die erstarrende Oberfläche in Stücken nach dem Innern stürze und dieses sich in Pfeilern nach oben aufbaue; heiß könne das Innere trotzdem sein, und zwar bis 3 000° C. oder noch mehr.

Gegen diese Ansicht erklärte sich Archibald Geikie (geb. 1835, Prof. in Edinburg). Da das spezifische Gewicht der Erde 5,5, das der Erdrinde aber nur 2,5 bis 3 betrage, müsse die Erde nach dem Innern zu immer dichter werden. Wadsworth betonte besonders, daß wir über die Volumverhältnisse des Erdinnern überhaupt nichts wissen. Im J. 1881 veröffentlichten Nies und Winkelmann, dann Siemens, Escher v. d. Linth u. A. Versuche, welche gegen das Untersinken der festen Massen sprachen. Sterry Hunt verfocht die Erstarrung vom Mittelpunkt aus, wogegen David Forbes geltend machte, daß das Innere geschmolzener Massen flüssig bleibe, auch nachdem sich eine feste Kruste darum her gebildet habe. Gegen das Centralfeuer erklärte sich entschieden W. Hopkins, da ein solches die wirklichen Verhältnisse der Erdumdrehung ausschlösse, und nahm die Erdkruste zu $^1/_4$ oder $^1/_5$ des Erdhalbmessers und im Innern Höhlungen an, die mit flüssigen Materialien erfüllt, die Vulkanausbrüche bewirken. Diese Annahme einer scharfen Grenze zwischen Kern und Rinde bestritten Andere und verfochten einen allmähligen Uebergang. Wieder andere äußerten die Ansicht, die Erde sei hohl und Manche wollten den Hohlraum sogar bewohnt wissen (Anlaß zu Niels Klims „unterirdischer Reise“). Neuestens

*) Dr. W. Bruhns, Die über den Zustand des Erdinnern aufgestellten Hypothesen. B. A. Z. 1892, Nr. 268.

wollten A. Ritter und Zöppritz das Innere wieder als gasförmig erklären, welcher Zustand nach außen allmählich in den festen übergehe. Bruhns aber findet, wir wissen über das Erdinnere einfach — Nichts!

Zum ersten Male hat die Erdbebenkunde oder Seismologie in ein System gebracht Rud. Hoernes, Prof. in Graz,*) welcher schon früher die vieles Aufsehen erregende Erdbebentheorie Rud. Falbs (dessen urgeschichtliche Träumereien vom Titicaca-See ebenso abenteuerlich, wie seine Wetterprognosen fehlgeschlagen sind) „in vernichtender Weise widerlegt" und als „Phantasiegebilde" verurteilt hat. Vor ihm hat Prof. A. Schmidt in Stuttgart „über die wahre Natur der hodographischen Erdbebenkurve aufgeklärt"; auch Sueß (Bd. VI, S. 287) und Favaro haben ihm vorgearbeitet, sowie die seismologische Gesellschaft von Japan. Hoernes weist nach, „wie ungeheuer unregelmäßig die Zuckungen der Erdkruste vor sich gehen"; er teilt die Erdbeben (nach Vorgang anderer) in vulkanische, tektonische, Einsturz- und Uebertragungs-Erdbeben. Die vulkanischen sind weit seltener als früher angenommen wurde, und die Beziehungen zwischen Erdbeben und Vulkanausbrüchen nicht besonders innige. Die meisten Erdbeben sind tektonische oder solche, die mit der Bildung der Erdrinde zusammenhängen, wobei darauf hinzuweisen ist, daß in unserer jüngsten Zeit die Unebenheiten der Erdoberfläche als durch Abkühlung und Zusammenziehung entstanden anerkannt werden, was in weniger energischer Weise sich noch jetzt fortsetzt. Seltener sind die Einsturz-, weniger heftiger die Uebertragungs-Erdbeben, die Nachwirkungen von Erderschütterungen an anderen Orten sind.

Die Oberfläche der Erde am nächsten berühren unter den geologischen Forschungen diejenigen über die Eisperioden und über Tal- und Seenbildung, in welchen sich Karl Ludwig Rütimeyer aus Bern (geb. 1825, † 1895 in Basel) besonders auszeichnete. Nach ihm sind die Täler keine bei der Gebirgserhebung gewaltsam aufgerissene Klüfte, sondern Rinnen, die das fließende Wasser allmählich sich selbst gegraben, die Seen kleine Episoden in der Geschichte rasch wachsender Täler.**)

## 2. Geographie.

Vom Innern der Erde zu ihrer Oberfläche emporsteigend, verzichten wir auf die teilweise abenteuerlichen Folgerungen, die aus ihrer Gestalt gezogen worden sind; ist ja diese eine zufällige, die, wenn der Spiegel des Meeres weniger hoch oder höher läge, einen ganz anderen Anblick darböte, und legen das Hauptgewicht auf die Erforschung ihrer unbekannten Teile, ohne auf die Nennung mehrerer hundert Entdeckungs-

*) Siehe Günther, Erdbebenkunde. B. A. Z. 1893, Nr. 120.
**) Nachruf von Dr. C. Schmidt. B. A. Z. 1896, Nr. 123.

reisender unserer Zeit eingehen zu können, deren wesentlichste Resultate in der Erwähnung einer beschränkten Anzahl besonders bedeutungsvoller Forscher der Hauptsache nach als inbegriffen betrachtet werden dürften.

Das meiste Interesse auf diesem Felde wird ohne Zweifel dem ehemals dunkeln, jetzt aber sich immer mehr aufhellenden Erdteile Afrika gezollt. In der von uns zu berücksichtigenden Periode war es namentlich Nordost-Afrika, das die meiste Aufmerksamkeit erregte. Die Forschungsreisen standen hier in enger Verbindung mit den Feldzügen des Chedive Ismail nach den oberen Nilregionen und den westlichen Oasenländern; denn ein großer Teil der Forscher stand im Civil- oder Militärdienste des modernen Aegyptens, das sie vielfach unterstützte.

Die interessantesten unter diesen Forschern waren Dr. Eduard Schnitzer, Naturforscher und Arzt aus Schlesien, als ägyptischer Beamter und Offizier Emin Pascha genannt (geb. 1840) und der Deutschrusse Dr. Wilhelm Junker (geb. 1840). Durch den Aufruhr der Mahdisten, den Fall Chartums und den Tod Gordons von Aegypten abgeschnitten und im Stiche gelassen, hielt sich Emin als Statthalter der „Aequatorial-Provinz“ aufrecht, während Junker 1886 nach dem Osten entkam, sah sich aber je länger je mehr bedrängt. Durch Junker auf diese Lage Emins aufmerksam gemacht, beschlossen dessen Freunde in London im Nov. 1886 eine Expedition zu seiner Rettung und betrauten mit ihrer Führung den bewährten Kongo-Forscher Henry Stanley (Bd. VI, S. 337 f.).*) Aus verschiedenen Gründen, die sich nachher als trügerisch erwiesen, wahrscheinlich im Interesse des Kongo-Staates, dessen Souverän, König Leopold von Belgien, das Unternehmen „patronisirte“, wählte man, obschon die Expedition in Sansibar vorbereitet wurde, den Seeweg um Südafrika herum und den Landweg von der Mündung des Kongo aus, welche am 18. März 1887 erreicht wurde. Am 28. Juni betrat man vom Lager zu Yambuya aus eine bis dahin unbekannte Wildnis. An jenem Orte mußte Stanley eine Nachhut unter Major Barttelot zurücklassen, weil ihm der Sklavenhändler Tippu Tip, der ihn von Sansibar aus begleitet hatte, um an den Stanley-Falls Statthalter des Kongo-Staates zu werden, Zuzug von Mannschaft bringen sollte. Aber der elende Araberbastard verriet ihn an seine Spießgesellen, welche Barttelot ein Jahr lang gewaltsam zurückhielten und schließlich 1888 ermordeten und die Nachhut zugrunde richteten. Stanley mußte zurückkehren, um ihre Reste zu sammeln. Hundertsechzig Tage durch Urwaldsfinsternis vordringend, unter unsäglichen Leiden, von feindseligen Schwarzen angegriffen, hatte man am 12. Dez. den See Albert-Nyanza erreicht,

*) Stanley und Emin, herausg. von der Illustrated London News. Autoris. Uebersetzung. Berlin 1890.

und endlich, am 29. April 1888, hatte Stanley zu Kawalli an diesem See die erste Begegnung mit Emin Pascha, der ihn hier aufsuchte, gehabt. Emin kehrte indessen mit Mounteney Jephson, den ihm Stanley mitgab, in seine Provinz zurück, die er nicht im Stiche lassen konnte und wollte, wurde aber durch eine Meuterei seiner ägyptischen Truppen bedroht und bis Ende 1888 gefangen gehalten, endlich aber freigelassen. Er kam wieder zu Stanley, der von der Aufsuchung der Nachhut zurückgekehrt war, und entschloß sich Anfangs 1889 mit Widerstreben, seine treuen Sudanesen zu verlassen und mit Stanley, der harten Zwang gegen ihn anwandte, nach der Ostküste zu reisen. Auf diesem Wege, auf dem Emin die wissenschaftlichen Forschungen leitete, glaubte Stanley im Gebirge Ruwanzori (17 bis 18 000 Fuß hoch) das „Mondgebirge" der Alten gefunden zu haben. Jedenfalls fand er in dem südlich davon liegenden See Albert-Eduard-Nyanza oder vielmehr in dessen südlichem kleinen Zufluß die wahre Quelle des Nil. Nach Verlust von nicht weniger als der Hälfte ihrer afrikanischen Mannschaft gelangte die Expedition am 4. Dez. 1889 nach Bagamoyo am Indischen Ocean, wo sie festlich empfangen wurde. Emin, zuerst in deutschem Dienste an den großen Seen tätig, suchte 1892 seine frühere Provinz wieder zu erreichen, wurde aber im selben Jahre von den Eingeborenen ermordet. Stanley erfuhr viele Angriffe, und es wurde behauptet, er habe Emin nur weggeführt, um dessen Provinz für England zu gewinnen. Der große Mann hat seine großen Schwächen und läßt kaum andere Größen neben sich aufkommen, daher er in seinem Werke „Im dunkelsten Afrika" (1890) Emin (und Andere) beständig zu verkleinern sucht, obschon (oder weil?) er an Wissen und Bildung weit unter ihm steht und nur das Bild eines echten Conquistadors darbietet. Ein besonderes Verdienst um die Richtigstellung des Verhältnisses Beider erwarben sich der italienische Offizier Gaetano Casati, Emins treuer Begleiter und Freund, der seine Erlebnisse in dem Buche „Zehn Jahre in Aequatoria und die Rückkehr mit Emin Pascha" (Bamberg 1891) schilderte, mit noch entschiedener parteilosem Urteil über Emin (dem es an Energie und Zielbewußtsein fehlte, trotz beispielloser Zähigkeit und Ausdauer in dem, was er unternahm) der europäisirte Moslim Vita Hassan („Die Wahrheit über Emin Pascha und den Sudan") und Emins späterer Begleiter Dr. Stuhlmann in seinem „Reisebericht" (Berlin 1894).*)

Von weiteren Forschungsreisen in Afrika erwähnen wir vor allem die kühnen Fahrten Hermann v. Wißmanns (geb. 1853), des ersten deutschen Pioniers in der südlichen Hälfte Afrikas, der von 1881 bis

*) Stanley über Emin. B. A. Z. 1890, Nr. 149 u. 150. — Ratzel über Stanley. Ebendas., Nr. 168. — Dr. Edm. Naumann über Casati. Ebendas. 1891, Nr. 44. — Vita Hassan über Emin, von Brix Förster. Ebendas. 1893, Nr. 266 u. 267. — Stuhlmann über Emin, von dems. Ebendas. 1894, Nr. 4.

1887 nicht weniger als drei Reisen, darunter zwei Durchquerungen des Erdteils unternahm und das Kongo- und Nyassagebiet erforschte, worüber drei Werke, das dritte von seinem Begleiter Dr. Wolf erschienen (B. A. Z. 1895, Nr. 156). Dann: die Expedition Güßfelds mit Pechuel-Loesche nach Loango 1874—1876 und des Letztern nach dem Kongo 1882 und nach Südwest-Afrika 1884, — die Ersteigung des riesigen Kilimandscharo-Gebirges durch Dr. Hans Meyer 1887 und 1889 (B. A. Z. 1891 Nr. 4), die Reise von Dr. Karl Peters in Ostafrika zur Aufsuchung Emins 1890 (1891 Nr. 77 und 78), die Forschungen Kurt Morgens in Kamerun 1889—1891 (1892 Nr. 269 S. 6), die Reisen des Engländers Selous nach den Diamant- und Goldfeldern und zu den Matabeles 1871 bis 1890 (während welcher Zeit er fast beständig unter Schwarzen war, die nie einen Weißen gesehen, 1893 Nr. 41 S. 7), die Nigerreise des französischen Kapitäns Binger 1887—1889 (1893 Nr. 54), die Reise des franz. Seekapitäns Monteil vom Atlantischen Ocean zum Tsadsee und von da zum Mittelmeer 1890—1892 (ebd. Nr. 82), diejenige Gaston Mérys durch das Land der Tuaregs 1893 (ebd. Nr. 91 S. 7), diejenige Oskar Baumanns aus Wien zum Victoria-Nyanza 1892 und 1893 (ebd. Nr. 106, S. 6), M. v. Stettens Expedition in das Hinterland von Kamerun 1893 (ebd. Nr. 297), die Durchquerung Afrikas von Pangani (Deutsch-O.-A.) bis zur Kongomündung in 11 Monaten 1893 und 1894 durch Graf v. Götzen, Dr. v. Prittwitz und Dr. Kersting (1895 Nr. 31 und 298) und die Pionierarbeit Dr. Eugen Zintgraffs in Kamerun und Bali-Land 1886—1893, deren Resultate wegen Zerwürfnisses mit der Kolonialbehörde leider aufgegeben wurden (1895 Nr. 48).

Der Zwergkontinent Australien, dieses Afrika im Kleinen, wurde in den Siebenziger Jahren von Warburton, Gosse, Forest und Giles durchforscht; bedeutender war das Unternehmen Sir Thomas Elders, der 1891 durch David Lindsay und Leech nebst einem Stabe deutscher Naturforscher (Helms und Streich) den noch unbekannten Teil des Innern erforschen ließ (1891 Nr. 127).

Jules Léon Dutreuil de Rhins, geb. 1846 in St. Etienne, bereiste als Marinesoldat Mexiko, Oceanien, Südamerika, als Schiffskapitän den Orient, trat 1876 in den Dienst des Königs von Annam, den er wegen des Widerstandes gegen alle Verbesserungen bald verließ und dessen Land er 1879 in einem Buche schilderte, schuf dann Karten von Hinterindien, wollte 1882 Arabi-Pascha gegen England beistehen, sah sich aber getäuscht, begleitete Brazzas Expedition am Kongo, und unternahm endlich im Auftrage des Unterrichtsministeriums eine Forschungsreise nach Tibet, wurde aber 5. Juni 1894 am obern Yangtsekiang von Eingeborenen angegriffen und mit gebundenen Händen und Füßen in den Strom geworfen!

In Asien unternahmen Russen Forschungsreisen nach dem „Dache der Welt“ Pamir, so Muschketow 1877, der Pässe von der Höhe des Montblanc überschritt, Ssewerzow zu derselben Zeit, der jenes Gebiet geographisch aufklärte und naturgeschichtlich ausbeutete, endlich Iwanow, Benderskh und Putjata, welche 1883 das Land in allen Richtungen durchzogen (1891 Nr. 267). Rockhill, amerikanischer Gesandtschaftssekretär in Peking, bereiste 1892 Tibet; aber auch ihm gelang es nicht, bis zur Hauptstadt Hlassa vorzudringen (1893 Nr. 2 S. 7). Lord Dunmore ritt in demselben Jahre von der Indus-Mündung über Kaschmir und den westlichen Himalaya nach Klein-Tibet, über den Karakorum (17 250 Fuß üb. Meer), den Küenlüen (auf einem 18 850 Fuß hohen Paß) nach Yarkand, Kaschgar, Taschkend und Samarkand (1893 Nr. 59 S. 7). Der Schwede Dr. Swen Hedin trat (ebenfalls 1892) eine Reise von Russisch-Turkestan über Tibet und die Mongolei nach China an (ebd. Nr. 80 S. 8).

Sibirien wurde weniger der Forschung wegen, als zu besonderen Zwecken bereist, so von Kennan (oben S. 108 ff.), um die Zustände der Strafkolonisten kennen zu lernen (1891, Nr. 248 ff.), und von der aufopferungsfreudigen Kate Marsden 1893, um das Los der Aussätzigen zu mildern (1893, Nr. 49, S. 6).

Weit mehr als Asien und ziemlich so viel wie Afrika hat die Polarwelt, und zwar die des Nordens, das allgemeine Interesse wach zu erhalten verstanden. Den oft vergeblich gesuchten Nordostweg um Asien verfolgte mit unermüdlichem Eifer der schwedische Gelehrte Niels Adolf Erik von Nordenskjöld. Schon 1864 und 1868 erforschte er Spitzbergen, 1872 die Westküste Grönlands, 1875 die sibirische Küste bis zur Jenissei-Mündung und unternahm endlich 1878 mit seinem Schiffe „Vega“ und dem Begleitschiffe „Lena“ seine berühmte Fahrt um die Alte Welt (die „Lena“ fuhr in den Strom ein, dessen Namen sie trug). Nach langer Ueberwinterung im Eise der Kolintschin-Bai passirte er 1879 die Beringsstraße und kehrte über Japan, den indischen Ocean und den Suez-Kanal heim.*)

Auf Anregung Dr. August Petermanns übernahm Karl Koldewey 1864 die erste deutsche Nordpolfahrt mit der „Germania“, konnte zwar den 75. Grad nicht überschreiten, entdeckte aber in der Umgebung Spitzbergens die Augusta-Bucht und die Bastiansinseln. Eine zweite Expedition ging 1869 von Bremerhafen aus unter Koldewey, Hegemann und Julius Payer und erweiterte die Kenntnis der Ostküste Grönlands; das Begleitschiff „Hansa“ ging zugrunde und die Mannschaft rettete sich, auf dem Eise treibend, mit Not. Charles Francis Hall entdeckte 1871 das Hall-Land, starb aber im Eise

*) Nordenskjöld. B. A. Z. 1892, Nr. 271.

der Polarisbai auf dem bis dahin erreichten höchsten Punkte 82° 26′, und seine Mannschaft hatte ein ähnliches Schicksal wie die der „Hansa“. George S. Nares erreichte 1873 schon 83° 20′. Die Oesterreicher Julius Payer und Karl Weyprecht segelten 1872 mit dem „Tegethoff“ von Bremerhaven ab und entdeckten am 30. Aug. 1873 das Kaiser Franz Joseph-Land, hatten aber auf der Rückreise, nach Verlust des Schiffes, furchtbare Strapazen zu überstehen. Im Jahre 1879 fuhr die „Jeannette“ in San Francisco aus, um Nordenskjöld aufzusuchen und kam unter de Long durch die Beringsstraße, wurde aber am 12. Juni 1881 vom Eise zerdrückt, und wenige der Reisenden kehrten zurück.

Die amerikanische Expedition Greelys 1881—1883 untersuchte das Innere von Grinnell-Land, stellte die Eigenschaft Grönlands als Insel fest, verhungerte aber bis auf wenige Teilnehmer. Lieutenant Robert Peary suchte 1891—1894 umsonst, an Grönlands beiden Küsten vorzudringen. Größeres erreichte erst der kühne Mann, den unsere Tage als die Zukunft der Nordpolfahrten feiern, — der Norweger Fridtjof Nansen (geb. 1861). Vorbereitet hat ihn auf sein großes Werk seine Durchquerung des Eises von Grönland auf Schneeschuhen im Jahre 1889. Nach sorgfältigen Studien baute er selbst sein dem Eise trotzendes Schiff „Fram“ und lief mit 13 auserwählten Leuten am 22. Juli 1893 von Vardö aus. Er drang im Norden Sibiriens durch das Eis vor, erreichte am Ende 1894 den 83° 84′, sah die „Fram“ von rings sie umschließenden Eisbergen unbeschädigt bleiben, verließ sie aber mit Hjelmar Johansen am 14. März 1895, während Sverdrup sie übernahm, wanderte über das Eis auf Hundeschlitten, gelangte am 7. April auf die höchste bisher erreichte Breite von 86° 14′, konnte nicht weiter dringen, mußte sich südwärts wenden, traf am 18. Juni 1896 auf die Expedition des englischen Reisenden Frederick Jackson und fuhr mit ihr vom 7. bis 13. August nach Vardö, wo am 20. auch die „Fram“ eintraf. Seine Heimkehr in Christiania war ein großartiger Triumph. Umsonst versuchte der schwedische Professor Andrée von Spitzbergen aus mit einem Luftballon aufzusteigen, auf dem er den Nordpol zu erreichen hoffte.*)

Bietet auch die Periegetik, wie man die Kenntnis der Reisen als Wissenschaft nennen könnte, der Welt mehr Unterhaltung, so hat dagegen die systematische Geographie, die das Material jener sammelt und durch Statistik vervollständigt, den Vorzug zusammenhängender und gründlicher Belehrung. Großes haben in dieser Beziehung die

*) Otto Rühle, Die Geschichte der Nordpolfahrten. München u. Leipzig 1897. — B. A. Z. 1892, Nr. 273, S. 7, 1893, Nr. 1, S. 7, Nr. 138, 220, S. 7, 1894, Nr. 1, S. 7, Nr. 9, 162 u. 163. — Nansen, In Nacht und Eis. Deutsche Ausgabe. 2 Bde. Leipzig 1897.

umfangreichen Werke des Franzosen Elisée Reclus und des Deutschen Sievers (jeder Erdteil ein Band) geleistet. Fortlaufende Ergänzung liefern Petermanns († 1878) Geographische Mitteilungen und Andrees „Globus“ (mit dem neulich das „Ausland“ verschmolzen ist).

Tot wäre die Geographie ohne ihre Illustration durch die Karten. Deutschland und die Schweiz werden in deren Herstellung von keinem Lande übertroffen oder auch nur erreicht. Stielers und Andrees geographische, Spruners und Droysens historische Atlanten, Berghaus physikalischer Atlas und darin besonders Gerlands Atlas der Völkerkunde, Vogels Karte des Deutschen Reiches, Siegfrieds topographischer Atlas der Schweiz (über 550 Blätter) sind prachtvolle Meisterwerke. Im Jahre 1891 wurde die Spezialkarte von Oesterreich-Ungarn (1:75 000) vollendet. Die neue Karte des Deutschen Reiches wird 65 Quadratmeter groß werden. Als internationales Unternehmen ist in Vorbereitung eine Erdkarte im Maßstabe von 1:1 Million.*) In Bearbeitung von Reliefkarten ist die Schweiz unermüdlich.**)

### 3. Biologie.

Von der Oberfläche der Erde wenden wir uns zu dem auf ihr sich regenden Leben, vorläufig mit Ausnahme des Menschen, der durch seinen Geist sich von der Menge der organischen Wesen scharf abhebt. Auch hier, im Reiche der Pflanzen und Tiere, das immer mehr in seinen Grundlagen und ältesten Formen zu einem Ganzen zusammenwächst, verzichten wir auf die Nennung einer Legion von Forschern und heben das kulturgeschichtlich merkwürdige kurz hervor. In der Botanik widmete sich unsere Zeit erst ganz besonders dem Studium der Kryptogamen und der Art ihrer Fortpflanzung. Dieser Gegenstand förderte die Beobachtung der durch jene Pflanzen erzeugten Krankheiten und Fäulnisprozesse, wodurch mehr der praktisch-landwirtschaftlichen und praktisch-technischen, als der eigentlich wissenschaftlichen Richtung gedient war. Die Bakterien-Forschung hat demnach einen bedeutenden Umfang angenommen. Diese niedrigsten Lebewesen (Mikrobien, falsch Mikroben) wurden früher zu den Infusionstierchen gerechnet. Perty reihte sie 1852, nachdem es bis dahin ungewiß gewesen, ob sie Pflanzen oder Tiere seien, zu den Pflanzen. Erst Hallier erklärte sie 1866 als mit den Pilzen verwandt, Ferdinand Cohn zählte sie den niedrigsten Algen zu und brachte sie in ein System. Robert Koch förderte 1876 das biologische Studium der

---

*) Die Erdkarte im Maßstabe u. s. w., von Prof. Albr. Penck in Wien. B. A. Z. 1891, Nr. 141.

**) Schweizer Reliefkarten, von Prof. Ed. Brückner in Bern. Ebendas. 1893, Nr. 178.

Einzelarten, entdeckte 1878 die Infektionskrankheiten durch Bakterien, fand 1882 den Tuberkel- und 1883 den Cholera-Bacillus. Er benutzte die Tierimpfung als sicherstes Mittel zur Gewinnung von Reinkulturen dieser Wesen und erfand die Methode der isolirten Züchtung. Prof. Arnold Braß in Marburg („Die niedrigsten Lebewesen", Leipz. 1891) bezeichnete als deren größte Gruppe die Spaltpilze, die sich in jedem Wasser mit organischen Substanzen finden.*)

Die Gärung, die Käsebereitung, die Butter- und Broterzeugung, Bier- und Weinproduktion, die Befruchtung und Veredlung der Kulturpflanzen; aber auch die Fälschung aller Nahrungsmittel u. s. w. „stehen im engsten Zusammenhange mit der Tätigkeit der Spaltpilze". Sie schaffen ungeheure Massen von organischen Resten, Tierleichen u. s. w. fort. Ihre einzelnen Formen, die länglichen Bacillen, die rundlichen Mikrokokken, die schlangenförmigen Spirillen u. a. gehen auseinander hervor. Durch ihre ungeheueren Mengen werden die Spaltpilze, die sich durch Spaltung so vermehren, daß ein Individuum mehrere hundert Millionen ins Leben rufen kann, — zu einer Macht, „mit der alles Lebendige, der Mensch inbegriffen, rechnen muß," und sind daher ein Mitwirkendes an der Kulturgeschichte; sie befördern deren Entwickelung und brechen zugleich Breschen darein. Man ist dazu gelangt, diese winzigen Wesen mit Hilfe von Vergrößerungsinstrumenten photographisch darzustellen.

Den Entdeckungen Kochs folgte die angebliche des Bakteriums der Epilepsie durch Dr. v. Bodelschwingh (Bacillus infernalis genannt?). Ein anderes, der Micrococcus prodigiosus, der Brot und andere Substanzen rot färben soll, gab Anlaß zu dem Aberglauben an blutende Hostien. Dr. Buttersack glaubt das Bakterium des Pockenkeims entdeckt zu haben (B. A. Z. 1894, Nr. 1, S. 7).

Im Uebrigen baut die Botanik noch auf den Entdeckungen des Vaters ihrer neuesten Entwickelung, Matthias Schleiden (geb. 1804 in Hamburg, † 1881 in Frankfurt a. M.) fort. Schleiden begründete durch seine mikroskopischen Untersuchungen die Zellenlehre und die Kenntnis von der Befruchtung der Phanerogamen. Er wies nach, „daß die Zelle für das gesamte Pflanzenreich das Formelement sei, daß sie ein selbständiges Wesen, einen Organismus für sich bilde, welcher Wachstum und Fortpflanzung besitze, daß jeder Pflanzenteil und jede Pflanze aus einer oder einigen Zellen hervorgingen und daß alle pflanzlichen Gebilde aus Zellen beständen".**) Seine Lehre regte Theodor Schwann (geb. 1810, † 1882) an, „bei den tierischen Ge-

---

*) Die niedrigsten Lebewesen. B. A. Z. 1891, Nr. 17. — Ueber allerlei Bakterien, von E. P. Evans. Ebendas. 1893, Nr. 221.

**) Hallier, Kulturgeschichte des 19. Jahrh., S. 294 ff.

weben zuerst nach den Kernen zu suchen und durch deren Nachweis die Zusammensetzung der Gewebe aus Zellen zu ermitteln“. Es ist vorzüglich Schleiden zu verdanken, daß die exakte Naturwissenschaft die Träumereien der (Schelling-Hegelschen) sog. Naturphilosophie beseitigt hat. Nach der Zellenlehre begründete er auch die Gewebelehre, führte die entwickelungsgeschichtliche Methode ein und legte den Grund für die gesamte Histologie und Organologie.

Der Theorie Schwanns, daß die Entstehung der Zelle mit dem Auftreten des Kernkörperchens beginne, „um welches herum sich durch Ausscheidung fester Substanz der Zellkern und später erst durch weiteres Wachstum und besondere Differenzirung die Membran und der übrige Zellinhalt bilden,“ stellte Karl Wilhelm Nägeli (geb. 1817 bei Zürich, † 1891 in München) eine andere entgegen, nach welcher sich die Zellen aus „Micellen“ als ihren Elementen aufbauen. Der Wachstumvorgang ist bei ihm eine Art Kristallisation, bei welcher das Micell durch Apposition wie der Kristall wächst. Nägeli verglich (1884) das gesamte Pflanzenreich einem großen, von der Basis an verzweigten Baume, an welchem die Enden der Zweige die gleichzeitig lebenden Pflanzenformen darstellen. In den achtziger Jahren wurden gegen die 20 Jahre lang herrschende Micellar-Theorie immer mehr Einwände erhoben, so von Brücke, dem Urheber der Plasomentheorie, welche Prof. Julius Wiesner in Wien (1892) weiter ausbildete. Er lehrte: wenn der Grundsatz richtig sei, daß innerhalb des Organismus alles Lebende unmittelbar aus dem Lebenden hervorgehe, so folge daraus, daß alle uns in der Zelle entgegentretenden lebenden Individualitäten aus anderen lebenden Gebilden auf dem Wege der Teilung hervorgehen müssen. Diese ursprünglichen Gebilde sind die Plasomen.*)

Die jetzige Entwickelung der Histologie in der Botanik gab die Anregung zur Entwickelung der Histologie des Tierreichs. Umgekehrt wirkte die tierische Organologie anregend auf die pflanzliche. Daher wird die botanische Forschung heute von der durch den Schweizer Simon Schwendener (geb. 1829, Prof. in Berlin) begründeten anatomisch-physiologischen Richtung beherrscht, und die Biologie ist denn auch das leitende Prinzip der großen Prachtwerke über das Pflanzenleben, unter denen das des Wiener Gelehrten Dr. Anton Kerner von Marilaun, ein ebenbürtiges Seitenstück zu Brehms Tierleben, hervorragt. Letzteres hat in dem Afrika-Reisenden Dr. Pechuel-Loesche seit 1892 einen ebenbürtigen Neubearbeiter gefunden, welchem Dr. Wilhelm Haacke, Prof. Taschenberg, Prof. Will. Marshall und bewährte Zeichner helfend zur Seite stehen (B. A. Z. 1892, Nr. 109).

---

*) Dr. Ludw. Karell, Die Struktur und das Wachstum der Organismen. B. A. Z. 1892, Nr. 217 (worauf bezüglich des Nähern verwiesen wird).

Entgegen der vielfach die Wissenschaft zersetzenden und in zahllose Spezialstudien auflösenden „Bagatellforschung" schließt die Macht der natürlichen Tatsachen die Kenntnis der beiden Hälften des organischen Lebens der Pflanzen- und Tierwelt, wie bereits oben angedeutet, immer mehr in ein Wissensgebiet zusammen. Beide Welten haben zum Ausgangspunkte die einzelligen Lebewesen, deren Stammtypus die Amöben sind, und denen natürlicher Tod nicht beschieden ist; zu den mehrzelligen gehören Pflanzen und Tiere unterschiedlos bis hinauf zum Menschen nach seiner körperlichen Seite.*)

Unlöslich sind sie auch verknüpft durch die Abstammungslehre, welche, von allen Phantasmen und falschen oder unnachweisbaren Folgerungen befreit, einen Kern der Wahrheit in sich birgt, der keineswegs, wie befürchtet wurde, die Religion ausschließt, sondern sie, freilich nicht im Sinne der Buchstaben-Orthodoxie, sondern in ihrer Reinheit bestätigt. Es wird versichert, daß „man kaum zu weit gehen würde, wenn man in mindestens 99 Procent aller derjenigen, die sich berufsmäßig mit der Erforschung der Tier- und Pflanzenwelt zu befassen haben, Anhänger der Abstammungslehre erblicken wollte." **) Diese große Anzahl bildet aber keineswegs ein Bild der Einigkeit in Bezug auf die Hauptfragen, welche die Entwickelung der Tier- und Pflanzenwelt betreffen, sondern nur im Allgemeinen, soweit es sich um die Frage der Abstammung der heutigen Lebewesen von anders gearteten Vorfahren handelt. Namentlich ist es irrig, alle heutigen Botaniker und Zoologen für Darwinisten zu halten. Gegen die Theorie Darwins (Bd. VI, S. 291 f.) erhob sich vielmehr ein wachsender Widerstand. Diesem gegenüber hält der Zoologe August Weismann (geb. 1834 in Frankfurt a. M., Prof. in Freiburg im Br.) die Fahne Darwins hoch, ja man nennt ihn darwinistischer als Darwin selbst. Er erneuerte die Präformations- oder Evolutionstheorie, welche im vorigen Jahrhundert Swammerdam, Malpighi, Leeuwenhoek, Haller, Bonnet und Spallanzani vertraten, indem er zu zeigen versuchte, „daß der Organismus sowol im Ei, als auch in der dieses befruchtenden Samenzelle vorgebildet sei, und zwar so, daß auf beiden Seiten männliche und weibliche Keime von Haus aus enthalten seien" (Näheres s. Haacke a. a. O.).

Der „Determinantenlehre" Weismanns steht die Lehre von der „Epigenesis" gegenüber, d. h. „derjenigen Anschauung von der Keimgeschichte, die im Keime keine Determinanten der einzelnen Organe des spätern Körpers annimmt, sondern behauptet, daß diese sich erst im

---

*) Zur Geschichte des Todes. B. A. Z. 1892, Nr. 215.

**) Wilh. Haacke, Brennende Fragen der Entwickelungslehre. B. A. Z. 1895, Nr. 296 und 297

Verlauf der keimesgeschichtlichen Entwickelung allmählich von einander sondern und in ihren charakteristischen Merkmalen ausbilden". Diese Lehre vertrat schon im vorigen Jahrhundert der Arzt Kasp. Friedr. Wolff. Heute fehlt es nicht an Neigung zur Vermittlung zwischen der Präformations- und der Epigenesistheorie. Außerdem beschäftigt die Biologen die Frage von der Vererbung erworbener Eigenschaften, z. B. Verstümmelungen, und sodann die weitere, ob ein seiner Form nach veränderter Körperteil auf andere Organe formverändernd einwirke (Korrelation der Körperteile), während dagegen viele behaupten, daß sich im Organismus „Mosaikarbeit" vollziehe, d. h. „daß die einzelnen Organe ein unabhängiges Dasein führen, wenigstens insofern, als sich ein Organ verändern kann, ohne daß eine Veränderung der übrigen Körperteile eintritt". Es handelt sich dabei auch um die Fragen, woher Abnormitäten des Körpers, wie z. B. überzählige Finger und Zehen, der Albinismus, die Wiedererzeugung verlorener Körperteile bei manchen Tieren u. s. w. rühren. Die Anhänger der Präformationstheorie nehmen Mosaikarbeit an, während die Epigenetiker für eine korrelative Entwickelung sind. Von der Frage, welche von beiden Fraktionen recht hat, wird auch die nach dem Wesen des Unterschiedes (der Variation) zwischen den Individuen einer Pflanzen- oder Tierart, von denen keines völlig einem andern gleicht, berührt. Prof. Eimer in Tübingen hat bestimmt gerichtete Variationen u. a. an der Färbung und Zeichnung der Schmetterlinge nachgewiesen und behauptet, daß die Entstehung aller Einzelheiten derselben an bestimmten Stellen erfolge. Wilhelm Haacke beobachtete dagegen bei der Züchtung der Ziermäuse eine völlige Regellosigkeit in der Färbung. Nach ihm handelt es sich im Streit um den Darwinismus schließlich um die Frage, ob der Organismus ein Mikrokosmos oder ein Mikrochaos sei. Wir möchten diesen Widerstreit mit demjenigen zwischen Theismus und Atheismus vergleichen.

In dem Buche „Gestaltung und Vererbung" (Jena 1893), vorzüglich aber in seinem Werke „Die Schöpfung des Menschen und seiner Ideale" (Jena 1895) gibt Haacke „eine umfassende Widerlegung des Darwinismus", obwol ihm eine polemische Tendenz eigentlich fern liegt.*) Im Gegensatze zu der vom Darwinismus ausgehenden Leugnung eines Weltzwecks gelangt er „zur Aufstellung eines Organisationsprinzips, welches den ganzen Gang der stammesgeschichtlichen Entwickelung der Organismen beherrscht und zu einem bestimmten Ziele hinlenkt". Nach ihm ist das „Streben nach Gleichgewicht" das Gesetz, das die Bewegungen der Himmelskörper, wie die Formen-

*) H. Buchner, Naturwissenschaft und letzte Probleme. B. A. Z. 1896, Nr. 21 u. 22.

bildungen der Organismen umfassen und beherrschen soll. Dem „Kampf um das Dasein“ schreibt er die Wirkung der Arterhaltung, nicht, wie Darwin, die Bildung neuer Formen und Arten zu. Damit verwirft Haacke das Abstoßende der Anpassungstheorie, d. h. die gewaltsame Verdrängung der Schwachen durch die Starken, welche zur Wurzel der verderblichen und inhumanen Lehre Nietzsches geworden ist. Er verficht dagegen das Prinzip der Entwickelung, nur auf andere Weise als der Darwinismus, auf andere auch als die veraltete Einschachtelungslehre des neuen Präformismus (Weismann), während er im Ganzen der Epigenesislehre zustimmt, die sich bei ihr zu einer Formenvervollkommnung ausbildet, die vom Einfachen zum Zusammengesetzten vorschreitet. Jedes Atom ist beseelt und daher zwischen anorganischen und organischen Wesen keine scharfe Scheidung.

Einen ähnlichen, wenn auch hypothetischen, doch wohltuenden Standpunkt nimmt Hans Driesch in seiner „Theorie der organischen Entwickelung“ (Leipz. 1894) ein. Wir schreiten offenbar edleren Auffassungen zu, als sie der sog. Materialismus bieten konnte.

Um die Biologie in Verbindung mit den naturwissenschaftlichen Verhältnissen der Meere zu erforschen, umschiffte 1872—1876 die englische Corvette „Challenger“ in Kreuz- und Querzügen die Erdoberfläche, geführt von Kapitän Nares und später Thomson, und bemannt von einem Stabe Gelehrter, welche so umfassende Beobachtungen machten, daß der Bericht darüber, an dem 76 Gelehrte verschiedener Nationen mitarbeiteten, 50 dicke Quartbände umfaßte und erst nach 19 Jahren vollendet wurde (B. A. Z. 1895, Nr. 269). Aehnliche Expeditionen unternahmen 1874 die amerikanische „Tuscarora“, 1874 bis 76 die deutsche „Gazelle“ und 1876—78 die deutsche „Elisabeth“.

Einer anhaltendern Erforschung des von der See beherbergten Lebens dienen die zoologischen Stationen. Die erste derselben ins Leben gerufen zu haben, ist das Verdienst eines Deutschen, des Docenten Dr. Anton Dohrn aus Jena (geb. 1840), der 1870 zu diesem Zwecke nach Neapel reiste und aus eigenen Mitteln den Bau der dortigen Station begann. Als sein Vermögen erschöpft war, reiste er nach Berlin, um die Unterstützung des Deutschen Reiches zu erlangen. Mit den größten Schwierigkeiten, denen sich auch solche in Neapel beigesellten, gelang es endlich, die Station (1874) einzuweihen und ein Arbeitsfeld für Biologen aller civilisirten Nationen einzurichten. Das Beispiel fand Nachahmung, und gegenwärtig zählt die Erdoberfläche über 50 zoologische Stationen an fast allen Meeren, von denen aber keine die in Neapel an Ruhm und Großartigkeit erreicht.*)

---

*) Fridtjof Nansen 1861—1896, von Prof. Brögger und N. Rolfsen. Deutsch von E. v. Enzberg. Berlin 1896, S. 92 ff.

## C. Der Mensch und seine Leiden.

### 1. Anthropologie.

Eines der interessantesten, ja wol das interessanteste Problem ist für den denkenden Menschen dasjenige des Ursprungs seiner Gattung. Der Mensch ist sowol nach den religiösen Ueberlieferungen, als nach der naturwissenschaftlichen Forschung das letzte Glied der Schöpfung, worunter die Entwickelungslehre natürlich nicht eine völlig unbegreifliche Erschaffung aus dem Nichts versteht, die ja auch die Bibel, ungeachtet die Orthodoxie darauf beharrt, nicht berichtet, welche vielmehr, richtig verstanden und dem Sinne nach aufgefaßt, eine Entwickelung lehrt.

Für den Zusammenhang des Menschen mit der Tierwelt sprechen nach Haacke (a. a. O.) rudimentäre Vorkommnisse an seinem Körper (z. B. die männlichen Brustwarzen, der Schwanzwirbel, haarbewachsene Stellen), die alle für ihn keinen Zweck haben, wenn er direkt erschaffen wurde, sondern nur dann, wenn er von niederen, wenigstens von anders beschaffenen Wesen abstammt, die „jene verkümmerten Organe besessen haben, die bei ihm infolge von Nichtgebrauch zu bedeutungslosen Resten geschwunden sind".

Diese Annahme hat mit der vielbesprochenen, vielverspotteten und viel verdammten Frage der Abstammung des Menschen vom Affen nichts zu tun. Letztere ist auch von keinem ernsten Forscher behauptet worden. Die Frage: von wem stammt der Mensch ab? ist ein wol unlösbares Rätsel. Jedenfalls steht der Mensch unendlich hoch über der Tierwelt, und sein Geist ist ein Geheimnis, das neben dem andern seiner tierähnlichen Eigenschaften unvermittelt steht. Er folgt einem in allen Verhältnissen zu Tage tretenden Gesetze der Vervollkommnung, in dessen Anerkennung, wie auch Haacke findet, der Keim einer Versöhnung zwischen Religion und Wissenschaft, freilich weder einer blindgläubigen Religion, noch einer blindgottlosen Wissenschaft liegt, welche beide diesen Namen nicht verdienen.

Einen angeblichen Vorfahren des Menschen, den Pithekanthropos (P. erectus) wollte 1895 Dr. Dubois bei Trinil auf Java gefunden haben, wie er am 15. Dez. in Berlin berichtete (B. A. Z., Nr. 291, S. 7). Die Fundstücke bestehen aus einem Backenknochen, Schädeldach, Schenkelknochen und zwei Zähnen, nach Dubois' Ansicht Teilen desselben Skeletts, das im Jung-Pliocän lag. Die Forscher sind uneinig darüber, ob diese Reste einem Menschen, einem Affen oder einer Zwischenform angehörten; jedenfalls sprechen sie für aufrechten Gang des Besitzers. Die Sache ist noch dunkel, und so lange

nichts vollständigeres gefunden ist, wird der Affenmensch auf sein Hervortreten aus der Dunkelheit noch warten müssen.

Sehr mannigfach sind indessen die Anschauungen über das erste Erscheinen des Menschen auf der Erde und seine Verwandtschaft mit den Tieren. Wir führen nur die folgende an.

Der 1886 in Jena verstorbene Prof. K. Snell hat in den im folgenden Jahre von R. Seydel herausgegebenen „Vorlesungen über die Abstammung des Menschen“ *) versucht, die Descendenztheorie umzukehren und nachzuweisen, daß das Tier vom Menschen abstamme, d. h. eigentlich eher den Darwinismus durch ein Paradoxon zu widerlegen. Snell anerkennt die Lehre vom Kampf um das Dasein; aber dessen Ziel ist nicht die Umänderung, sondern die Erhaltung der Arten. Er verwirft die Lehre von der Anpassung, weil sie nach darwinistischer Ansicht ohne alle Rücksicht auf Nützlichkeit vor sich geht, daher auch keine Anpassung ist. Während nach Darwin die Organismen ihr Gepräge durch ihre Umgebung erhalten, erklärte Snell die fortschreitenden Entwickelungen als spontane, von innen kommende. Nach ihm ist aus Darwins Grundsätzen der Fortschritt von niederen Stufen zu höheren nicht zu erklären. Denn da dieser Fortschritt durch das Ueberleben der kräftigsten Exemplare bewerkstelligt werden soll, so handelt es sich um keine Steigerung, sondern um eine Erhaltung der Vollkommenheit. Die behauptete zunehmende Zweckmäßigkeit bedingt keine Zunahme der Intelligenz. Snell findet überhaupt im Darwinismus kein inneres, das Ganze beherrschendes Entwickelungsgesetz, sondern nur einen leeren Mechanismus des Geschehens; die Descendenztheorie sage einfach: „das ist nun einmal so“, und überlasse alles dem blinden Zufall. Dem gegegüber setzt Snell die Idee einer immer fortgehenden, nie ruhenden Schöpfung und die einer Sonderstellung des Menschen. Die Organismen, aus denen sich der Mensch entwickelte, mußten ganz anderer Art sein, als die uns bekannten sowol lebenden als ausgestorbenen Tiere, nämlich bildungsfähige, den Keim des Menschen bereits in sich enthaltende, keine eigentlichen Tiere. In diesen Geschöpfen muß etwas nicht wie bei den bekannten Tieren abgeschlossenes, sondern auf weitere Entwickelung hindeutendes „Ahnungsvolles“ enthalten gewesen sein. Von dem „Grundstamm“ dieser Wesen haben sich nach Snell alle Tierarten als Seitensprossen abgezweigt und sind auf der Stufe ihrer Entwickelung stehen geblieben. In diesem Sinne stammt das Tier vom Menschen, d. h. von dem für dessen Entwickelung bestimmten Grundstamme ab. Den Bildungstrieb dieses Grundstammes sucht Snell in seelischen Gaben, zunächst in der „Bildwelt des Traumes“. Natür-

*) Nach Gutberlet, Der Mensch, sein Ursprung und seine Entwicklung. Paderborn 1896, S. 195 ff.

lich, Gewisses weiß man hierüber nichts; aber wie dem auch sei, so ist Snells Theorie jedenfalls geeigneter den Nichtmaterialisten zu befriedigen als die darwinistische. Schon früher, ohne von jener Theorie etwas zu wissen, ist uns der Gedanke aufgestiegen, daß von einem nicht mehr existirenden Wesen einerseits in absteigender Linie die Affen, anderseits in aufsteigender die Menschen abgeleitet werden könnten. Auf alle Fälle aber hat bei der Entstehung des Menschen als solchen etwas mitgewirkt, was seine geistige Superiorität begründete und was der Verfasser der Genesis sinnbildlich durch Einflößung des Odems Gottes ausdrückte.

Einen besonderen Punkt der Lehre Darwins, den der Vererbung, behandelt dessen englischer Anhänger S. Buckman (deutsch 1893), welcher findet, daß die vollständige Behaarung des menschlichen Fötus auf die Abstammung von einem vollständig behaarten Tiere hinweist. Dafür spricht nach ihm auch die Muskelkraft in den Händchen und Füßchen der kleinen Kinder, welche sie mit der Zeit zu gunsten allgemeiner Kraft verlieren. Die Neigung zum Klettern und Rutschen, die zur Naschhaftigkeit, Dieberei und Nachahmung (Nachäffung) sollen an äffische Verwandtschaft erinnern (?). Er meint ferner, die Völker mit raschverlaufender Entwickelung werden solchen mit langsamer weichen müssen, also z. B. die Europäer den Chinesen.*) Dies sind eben nur Phantasien!

Etwas besser begründet sind die Hypothesen des ebenfalls darwinistischen französischen Gelehrten M. de Lapouge, Professor in Montpellier (in 4 Schriften 1885—1889), welcher aus der Abstammungslehre durchaus aristokratische Folgerungen zieht. Nicht mit Unrecht sagt er, die Ungleichheit der Menschen sei ein Naturgesetz und sei erblich. Er nennt die bei einer Minderzahl erblichen guten Eigenschaften Eugenismus. Die Bevorzugten sind die langköpfigen blonden Arier. Wo sie herrschen, wiegt der Eugenismus vor, wo sie dezimirt und vernichtet werden (wie z. B. durch die französische Revolution von Seite der asiatisch-rundköpfigen Gleichmacherei), kommt die Mittelmäßigkeit empor und nimmt die Geburtenziffer ab, dagegen Verbrechen, Selbstmord und Irrsinn zu. Das Gegenteil von Frankreich bieten England und Norddeutschland dar. Die Rassenvernichtung ist ein Unglück, sie degenerirt die Menschheit und verdrängt den Familiensinn. Lapouge sucht nachzuweisen, daß alle tüchtigen Personen Langköpfe, alle schädlich wirkenden Rundköpfe waren. Er verurteilt daher die Demokratie als Ausfluß asiatischen Herdengeistes. Er verwirft die Humanität gegen die Verbrecher und empfiehlt deren Deportation. Der ewige Friede ist ein Traum, der Krieg eine Notwendigkeit, die

*) Ludw. Büchner, Vererbung. B. A. Z. 1893, Nr. 98.

Aufhebung der Sklaverei eine Verirrung. Weder der Nationalität noch dem Christentum schreibt er irgend einen Wert zu und schätzt die Sittengesetze gering. Schließlich befürwortet er einen „arischen Bund" der „eugenischen Elemente".*)

Das Richtige in diesen Ansichten ist die Ungleichheit der Menschen und die Bevorzugung der Arier; unrichtig sind alle jene Folgerungen, welche der Humanität widersprechen. Heute aber sind die Völker so vermischt, daß eine natürliche Auslese der Tüchtigen unmöglich geworden und nur noch eine Auswahl nach der Bildung möglich ist. Die erste Pflicht der Auserwählten muß aber stets die Humanität, Güte und Milde gegenüber den Nichtauserwählten sein, d. h. das Gegenteil dessen, was Nietzsche von seinen „Uebermenschen" rühmte.

Mehr Verdienst als alle diese Phantasien hatte für die Wissenschaft die unermüdliche anthropologische Tätigkeit der Forscher Hermann Schaaffhausen (geb. 1816, † 1893), Rudolf Virchow (geb. 1821), Thomas Henry Huxley (geb. 1825, † 1895) u. A. Schaaffhausen hat kein größeres Werk geschrieben, wol aber in 365 Aufsätzen seit 1853 ein riesiges Material anthropologischer Tatsachen aufgespeichert (B. A. Z. 1893 Nr. 83). Er nannte das Ziel dieser Studien die nächsten Angelegenheiten des Menschen, sprach aber das Recht, darüber mitzureden, allen ab, die nicht die dazu nötigen Kenntnisse besitzen oder gar politische und religiöse Tendenzen dabei verfolgen. Die Wissenschaft, sagte er, hänge nicht von solchen Anschauungen, sondern nur von der Richtigkeit der Tatsachen und der daraus abgeleiteten Schlüsse ab. Stimmen beide nicht miteinander überein, so müssen wir eben anders denken lernen.**) Er mahnte rastlos, die Zeit zu emsigen Nachforschungen zu benutzen, da die Kultur den Menschen immer weiter von seinen Ursprüngen entferne und daher die Untersuchung dieser immer schwieriger werde.

Diese Nachforschungen haben bisher nur das Ergebnis gehabt, die gähnende Kluft zwischen dem Menschen und dem Affen zu erweitern. Virchow macht darauf aufmerksam, daß „mit jedem Monat und Jahre des Lebens der Schädel auch der menschenähnlichsten Affen dem Menschen unähnlicher wird. Von allen Teilen des Kopfes wächst das Gehirn des Affen am wenigsten. Es liegt daher auf der Hand, daß durch eine fortschreitende Entwickelung des Affen nie ein Mensch entstehen kann." Der Schädel mancher kleinen Affenarten ist dem menschlichen ähnlicher als derjenige der menschenähnlichen Affen. Als erreichbares Ziel der Anthropologie für die nächste Zeit bezeichnete

---

*) Otto Ammon, Die Anthropologie als politische Wissenschaft. B. A. Z. 1890, Nr. 154.

**) M. Hoernes, Die Urgeschichte des Menschen. Wien 1892, S. 42 f.

Virchow, über den Zusammenhang wenigstens der europäischen Stämme untereinander bestimmte Anhaltspunkte zu gewinnen und deren Verschiedenheiten aufzuklären (Hoernes a. a. O. S. 51 f., 70).

Virchow gründete 1870 die Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte in Berlin, welcher noch in demselben Jahre gleichnamige Gesellschaften in Wien und München folgten. Virchow und seine Schule haben ein bedeutendes Material von Schädelmessungen und anderen anthropologischen Maßen und Merkmalen, wie z. B. Farbe der Augen und Haare, gesammelt. Man durchsuchte und durchforschte die Schulen und die Kasernen, ja ganze Dörfer in den Sommerfrischen, ohne indessen etwas anderes zu finden als eine Kreuz- und Quermischung langer und breiter Schädel überall. Doch fand sich in Baden z. B. ein größerer Prozentsatz Langköpfe in den Städten als auf dem Lande. Von Hölder vertrat (1876) die strenge Erblichkeit der Kopfformen und zugleich die Einflußlosigkeit von Klima, Höhenlage, Beschäftigung, Lebensweise u. s. w. Francis Galton (1869—1883) und de Candolle (1876 und 1885) legten die Erblichkeit der geistigen Anlagen durch eine Fülle von Beweisen dar, wie Lombroso und seine Schule (oben S. 203 ff.) die des Hanges zum Verbrechen behaupteten. Der schon erwähnte de Lapouge verband beide Erblichkeiten, trennte sie aber nach Rassen. Mit ihm beklagt Otto Ammon den „Selbstvernichtungsprozeß" der reinen Arier, welche „sich im Interesse der höheren Geisteskultur, deren Sitze die Städte sind, durch Ueberanstrengung und durch die mit der Kultur verbundenen Schädlichkeiten körperlich aufreiben. Sie sind gewissermaßen die Martyrer der Kultur; aber alle Wohltäter der Menschheit sind von jeher Martyrer gewesen." Ammon läßt hingegen die Frage offen, ob die den reinen Ariern nahestehenden Mischtypen ihnen nicht in mancher Hinsicht überlegen sein können.*)

Huxley**) hat einen weitern Wirkungskreis aufzuweisen als die Genannten. Er war es, welcher seinen Freund Darwin erst auf die Konsequenzen des „Ursprungs der Arten" (1859) aufmerksam machte. Ungemein vielseitig, Mediziner, Physiolog, Anatom, Paläontolog, Biolog, freireligiöser Kämpfer, bereicherte er besonders die Zoologie in Verbindung mit der Anthropologie und wurde der „Begründer der sog. Affentheorie", doch nur im Sinne entfernter Verwandtschaft der Affen und Menschen, nicht der Abstammung dieser von jenen. Verdienstvoller als diese schwer zu begründende Hypothese ist sein unerschrockener Kampf für die der Naturwissenschaft gebührende Stellung in der

---

*) Otto Ammon, Ein Beispiel der natürlichen Selektion beim Menschen. B. A. Z. 1890, Nr. 253.

**) Th. Huxley, v. Eug. Oswald. B. A. Z. 1895, Nr. 153. — Th. H. Huxley, von Alex. Tille. Westermanns Illustr. Monatshefte. März 1896, S. 684 ff.

Schule und gegen den klerikalen Einfluß in dieser, — ein Kampf, dem es an glänzenden Erfolgen nicht fehlte. Er erfand den Namen „Agnostizismus“, d. h. Ungewißheit des Glaubens, für die freidenkerische Weltanschauung. Er verpflanzte die deutsche wissenschaftliche Bibelkritik nach England, und verfocht sie tapfer gegen den orthodoxen Gladstone. Mannhaft aber widerstand er der Marotte, die Darwin'sche Selektionstheorie, woran auch ihr Schöpfer nicht gedacht hatte, auf die Ethik anzuwenden und die Schwachen gefühllos dem Elend preiszugeben, und beharrte auf der humanen Moral, welche Nietzsches Richtung als „Sklavenmoral“ zu erniedrigen sucht. Und das, obschon auch er das Phantom der Gleichheit zerstören half und die Gesellschaft auf aristokratischer, aber humaner Grundlage sich aufbauen zu sehen wünschte. Er ist der konsequenteste Vertreter der Entwickelungslehre, wie selbst der Nietzscheaner sans phrase, Alex. Tille, anerkennen muß.

Der bedeutendste Nachfolger Darwins und Huxleys in Deutschland ist Ernst Haeckel (s. Bd. VI, S. 292), dessen wir bei Anlaß der monistischen Philosophie näher gedenken werden.*)

## 2. Pathologie und Therapie.

Die von „Naturärzten“, Pfuschern und unzufriedenen Patienten vielgeschmähte Heilkunde, welcher die hartnäckige Nichtbeachtung einer gesunden Diät auf Seite der meisten Menschen unübersteigliche Hindernisse in den Weg legt, hat dessenungeachtet in unserer Zeit, namentlich in Deutschland, große Fortschritte gemacht. Die Leistungen eines Johannes Müller (Bd. VI, S. 293) u. A. begründeten hier die physiologische Richtung, welche besonders Ernst Brücke in Wien neben der pathologischen von Rokitansky vertrat, ohne diese zu befruchten. Die neue Richtung wollte „die Erscheinungen des kranken Lebens aus seinen elementaren Bedingungen erklären“. Brücke schloß „aus dem optischen Verhalten der Muskelelemente auf ihre Zusammensetzung aus noch feineren diskreten Teilchen, den Disdiaklasten“. Die chemische, physikalische und mikrographische Forschung unterstützten dieses Beginnen in hohem Maße. Oppolzer in Wien entschloß sich, den dortigen Widerstand gegen die deutschen Forschungen zu brechen, indem er die physiologische Pathologie auf seiner Klinik einführte. Endlich bekannte sich auch Rokitansky selbst zu der Reform Rudolf Virchows, welche an die Stelle der pathologischen Anatomie, — einer Messerforschung, — die „Cellularpathologie“, eine mit mikroskopischer und experimenteller Methode arbeitende Wissenschaft, setzte, und betrieb selbst (1867) die Besetzung des chirurgischen Lehrstuhls durch Theodor Billroth

*) Ernst Haeckel, von L. Büchner. B. A. Z. 1894, Nr. 39.

(geb. 1829, † 1894),*) mit dem in diesem Fache eine neue Epoche begann. Den in jenem Jahre von dem englischen Chirurgen Sir Joseph Lister bekannt gemachten antiseptischen Verband nahm auch Billroth an, während er (1874) seine Untersuchungen über die septischen (Fäulnis bewirkenden) Bakterien (oben S. 357 f.) veröffentlichte, die aber heute durch andere Ansichten verdrängt sind, jedoch Robert Koch dankenswerte Anregung geboten haben.

Der letztere entdeckte, wie bereits angedeutet, 1882, daß die Tuberkelbacillen die Ursache der Schwindsucht bilden; dies erregte das größte Aufsehen und man verlangte vielfach, „daß die Phthisiker wie die Aussätzigen des Mittelalters aus der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen und unnachsichtlich isolirt werden sollten". „Man verlangte obligatorische Anzeigepflicht aller Fälle von Tuberkulose durch die Aerzte, polizeiliches Einschreiten bei jedem Falle und ähnliches, ohne zu bedenken, welche Summe von überflüssiger Härte, Grausamkeit und Inhumanität mit solchen Maßnahmen, abgesehen von ihrer Undurchführbarkeit, verbunden wäre." **)

„Seitdem wir wissen," sagt Prof. Bollinger, „daß der Auswurf der Phthisiker das gefährliche Gift enthält, ist die Richtung der vorbeugenden Maßregeln klar vorgezeichnet." Nach ihm ist die Beseitigung der vom Phthisiker ausgehenden Gefahren eine einfache und leichte. Reinlichkeit in den Krankenhäusern ist die Hauptsache und die Errichtung eigener Sanatorien, namentlich für un- und wenigbemittelte Kranke, dringend zu empfehlen, — eine Frage, mit der sich der Deutsche Verein für öffentliche Gesundheitspflege seit 1889 in 20 Versammlungen beschäftigte.***) Von diesen Mitteln hofft Prof. Bollinger, daß die gefährlichsten Fälle von Lungentuberkulose immer seltener werden. Diese Hoffnung ist jedoch in kurzer Zeit schon sehr herabgestimmt worden, obschon neue Fortschritte das Gegenteil bewirken sollten. „Zu letzteren gehört die von Professor Landerer in Leipzig 1892 geschilderte Behandlung der Tuberkulose mit Zimmtsäure." †) Es wird behauptet, daß die bisherigen Erfolge dieses Heilverfahrens, wenn auch zunächst auf begrenztem Gebiete, weit günstiger seien als die mit Kochs Tuberkulin erzielten.

Die zweite Entdeckung Kochs, 1883, gestützt auf frühere Untersuchungen von Hallier ††), daß der Keim der Cholera im „Komma-

*) Siehe B. A. Z. 1894, Nr. 32, 46, 51.

**) O. Bollinger, Entstehung und Verhütung der Tuberkulose. B. A. Z. 1891, Nr. 2.

***) Die Erbauung von Heilstätten für Lungenkranke u. s. w. Referate von Dir. Gebhard (Lübeck) und San.-Rat Dr. Hampe (Helmstedt). Braunschw. 1896.

†) Ein neues Heilverfahren bei Tuberkulose. B. A. Z. 1892, Nr. 70.

††) Dessen Kulturgeschichte des 19. Jahrh., S. 465 f.

Bacillus" liege, legte auch dar, daß „mit dem Namen Cholera zwei grundverschiedene Krankheiten bezeichnet werden", welche die Namen „nostras" und „asiatica" erhielten. Doch geht die eine in die andere über, und die letztere bildet den Schlußeffekt einer Reihe, deren Stadien: starker Darmkatarrh, Cholerine und Cholera „nostras" bilden. Der Genuß von Wasser aus verunreinigten Flüssen, so fand man, führt die einheimische Cholera auch ohne die Infektion durch asiatische Bacillen herbei.*) Prof. Fürbringer in Berlin beobachtete, daß bei schweren Fällen einheimischer Cholera Bakterien entdeckt wurden, die von den Komma-Bacillen nicht zu unterscheiden waren, deren Einführung in den Darmkanal nach Koch allein die asiatische Cholera bewirken soll. Es ist daher noch ungewiß, ob letzteres richtig ist. Dies muß sich zeigen, wenn gesunde Wasserleitungen und regelmäßige Untersuchungen des Trink- und Flußwassers einmal verbindlich eingeführt werden. Die treffliche Hochquellenleitung Wiens schützte diese Stadt, als 1892 die Cholera in Südrußland und Frankreich und später im August in Hamburg ausbrach; dies gilt auch von dem an die Hansastadt stoßenden Altona. Geh. Rat v. Pettenkofer verwirft den Komma-Bacillus ebenso vollständig, wie er alle Vorsichtsmaßregeln und Abschließungen gegen die Cholera als unnütz erklärt, und sieht das einzige Mittel gegen sie in der Assanirung der Wohnplätze und in der Erfindung einer Schutzimpfung gegen diese Pest. Diese ist nach ihm nicht kontagiös, wie das Verhalten der Aerzte und Krankenwärter zur Genüge zeige.**) Prof. Behring in Marburg stellte 1895 mit Dr. Ransom Versuche an über den Nachweis des Choleragiftes und die Anwendung der Blutserumtherapie auf die Cholera an Meerschweinchen (B. A. Z. 1895, Nr. 170 S. 7). Das von demselben Gelehrten 1894 entdeckte und enthusiastisch als größte Tat des Jahres begrüßte Heilserum gegen Diphtheritis scheint sich noch nicht völlig bewährt zu haben.

Am 5. Okt. 1895 starb der französische Naturforscher Louis Pasteur (geb. 1822). So zahlreich sind seine Arbeiten als Chemiker, Physiker, Geolog, Biolog und Therapeut, daß jede davon „ausreichen würde, einen Forscher lebenslang zu beschäftigen und seinen Ruhm zu begründen".***) Er hatte schon 1857 nachgewiesen, daß „jedem Gärungsprozesse die vitale Funktion einer Zellspecies zu grunde liege, und zwar daß dieser Prozeß von der lebenden Zelle eingeleitet werde, nicht erst ein Effekt der abgestorbenen Organismen sei". Dieses Er-

*) Rich. Lüders, Erwägungen angesichts der Cholera-Epidemie. B. A. Z. 1892, Nr. 236.

**) v. Pettenkofer, Ueber Cholera u. s. w. Ebendas., Nr. 270, 271, 272.

***) L. Pasteurs naturwissenschaftl. Bedeutung, von Dr. A. Nagy. B. A. Z. 1895, Nr. 280.

gebnis seiner Forschung galt als „stärkstes Beweismittel der Erfahrung“ der Darwin'schen Lehre gegenüber. Er erwies dann die Fermentationen als „biologische Aeußerungen ganz bestimmter Mikrobienarten“. Seine Methode behielt den Namen des „Pasteurisirens“. Daran knüpfte er 1860 bis 1865 seine Untersuchungen über die Krankheiten des Weines und Bieres. Dann fand er, daß Mikrobien, wie die Gärung, so auch ansteckende Krankheiten verursachen, worauf sich in der Folge Kochs Studien gründeten. Das Eingreifen der Bakteriologie wurde zu einer Epoche in der Geschichte der Medizin, einer Epoche, die der Name Pasteur bezeichnet. In der Chirurgie stützte sich darauf die schon erwähnte Antiseptik Listers und die Desinfektion als sicherstes Mittel gegen die Ausdehnung der ansteckenden Krankheiten. Obschon selbst fromm, hat Pasteur das meiste dazu beigetragen, die abergläubige Auffassung der Krankheiten als Strafen Gottes zu zerstören. Sein größtes Verdienst aber ist seine Erforschung einer Verhütung der Wutkrankheit, deren Wesen bisher nicht erklärt und vom Aberglauben in Beschlag genommen war. Im J. 1886 entstand aus freiwilligen Beiträgen sein Institut zur Vornahme von „Immunisirungsversuchen“ an Tieren und von Wutschutzimpfungen an von wutverdächtigen Tieren gebissenen Menschen. Solcher wurden etwa 1500 behandelt, von denen nur etwa 70 der Wutkrankheit erlagen. „Immerhin ist aber das letzte Wort hierin noch lange nicht gesprochen, und es liegt keine Aeußerung Pasteurs vor, welche seine Ueberzeugung dargetan hätte, daß das Heilmittel für ausgebrochenene Wut bereits entdeckt sei.“

### 3. Hygieine.

Weitaus der größte Teil der Krankheiten des Menschen, und damit auch der Pathologie und Therapie würde wahrscheinlich wegfallen, wenn sich, was freilich noch lange nicht zu erwarten, alle Erdenbewohner, namentlich aber diejenigen der Städte, einer wohldurchdachten diätetischen Lebensweise ergeben würden. Eine solche zu lehren ist die Aufgabe der Hygieine, die, in früheren Zeiten beinahe unbekannt, dann lange Jahrhunderte völlig vernachlässigt, in unserer jüngsten Zeit bedeutende Aufmerksamkeit und vermehrte Beachtung gefunden hat. Und doch bedürfen wenigstens ihre Grundlagen so erstaunlich wenig Kenntnisse, fast keine Mühe und gewähren überdies ganz enorme ökonomische Ersparnisse. Reinlichkeit der Wohnung, der Kleidung und des Körpers, gesunde Beschaffenheit der Nahrung, Zuführung frischer Luft, wenig und nur echtes Essen, Vermeidung von starken Gewürzen, Alkohol und Tabak, häufige Bäder und Bewegung der Glieder und Keuschheit, — diese so sehr einfachen Regeln würden und müßten die Krankheiten bis

auf ein geringes Maß, z. B. bis auf die durch Unfälle verursachten, beseitigen.

Die wissenschaftliche Hygieine ist natürlich im Stande, der Sache, um die es sich handelt, tiefer auf den Grund zu gehen als diejenige des gesunden Menschenverstandes. Sie widmet ihre Forschungen besonders der Ernährung des Menschen und benutzt dazu die großen Fortschritte der Forschungen auf den Gebieten der Chemie und Biologie.*) Die Aufgabe der Ernährung, welche Liebig und seine Schule für eine dynamische hielten, ist durch Voit als eine stoffliche erwiesen worden. Die Ernährungslehre ist danach „die Lehre von der Erhaltung des materiellen Bestandes des menschlichen Körpers zu dem Zwecke, daß dessen sämtliche Funktionen in der für die wechselnden Lebensverhältnisse geeigneten Weise ablaufen können.“ Es wurden infolge dieser Erkenntnis die gebräuchlichsten Nahrungsmittel genau analysirt, besonders auf Grundlage der Arbeiten von Pettenkofer und Voit. Es ist bereits soviel erreicht, daß in den civilisirtesten Ländern wenigstens die Bewohner der öffentlichen Anstalten (Kasernen, Gefängnisse, Spitäler) nach wissenschaftlichen Grundsätzen ernährt werden. Desto mehr bleibt noch unter dem nicht kasernirten Teile des Volkes aller Stände zu wünschen übrig.

Hierher gehört besonders die Vernachlässigung der Hygieine bei den schwächeren Teilen des Menschengeschlechtes, den Frauen und Kindern. Die egoistischen Männer sorgen ja schon hinlänglich für sich selbst; um das leibliche und geistige Wohl ihrer Angehörigen bekümmern sie sich viel zu wenig. Man huldigt den Frauen bald auf oft übertriebene Weise, bald setzt man ihren Wert über alles Maß herunter und verdirbt damit auf beiden Wegen ihren Charakter. Man begünstigt ihren Hang zu Putz und Vergnügungen, statt ihn durch Geistesbildung zu bekämpfen und überläßt ihnen nur schlechte Romanlektüre. Man zieht sie zu unsinnigen Gastereien und nutzlosen Badekuren heran und merkt nicht, daß damit ihr Organismus der Entartung und dem Verfalle entgegengeht. Man unterstützt mehr oder weniger ihre sog. Emanzipation, die nur eine Verirrung des Triebes nach nützlicher Wirksamkeit ist, und stößt sie damit in das wilde Leben, in den Kampf um das Dasein hinaus, in dem sie als die Schwächeren zu grunde gehen müssen. Diese Verirrungen malten, mehr auf historisch-genetische Weise, der gelehrte und blendend schreibende italienische Physiolog Paolo Mantegazza**), weit prägnanter aber, doch nicht ohne

---

*) Dr. H. Albrecht, Ein wichtiges Kapitel der Volkshygieine. B. A. Z. 1892, Nr. 225 u. 226.

**) Die Physiologie des Weibes. Aus dem Italien. von Dr. R. Teuscher. Jena 1893.

Uebertreibung, Max Wolf Professor in Berlin.*) Das Uebel ist aber an der Wurzel anzufassen. Es muß beim Kinde, also namentlich beim Mädchen, mit vernünftig-hygieinischer Erziehung eingeschritten werden. Darum Turnen und Leibesübungen, und fort mit dem Klaviergeklimper bei allen, die nicht musikalisches Genie verraten!

Großes Verdienst hat sich um die Verbreitung hygieinischer Kenntnisse unter dem Volke der Pfarrer Sebastian Kneipp in Wörishofen (Baiern), jetzt päpstlicher Prälat, erworben,**) entschieden mehr als durch die etwas einseitige Kaltwasser- und Barfuß-Kur in seiner Heilanstalt. Wissenschaftlich und zugleich populär behandelte diese Fragen der geschätzte Arzt, Sanitätsrat Dr. Laurenz Sonderegger in St. Gallen (geb. 1825, † 1896),***) indem er sich außer der Ernährung auch über die Boden- und Wohnungsverhältnisse und deren Bedingungen zur Erhaltung der Gesundheit, über die Kleidung, den Schlaf, die Kinder- und Krankenpflege u. s. w. verbreitete. Ohne Zweifel harrt die Hygieine noch weiterer Ausdehnung und Verbreitung zum Wohle der Menschheit. Eine Geschichte der Hygieine schrieb Dr. Alfred Rossig.†) Ein stattliches Lehrbuch über sie veröffentlichten die Medizinalräte Dr. A. Wernich in Berlin und Dr. R. Wehmer in Koblenz.††)

---

## Zweiter Abschnitt.

# Die historischen Wissenschaften.

## A. Die Merkmale der Völker.

### 1. Ethnologie.

Sobald sich die Anthropologie, die Lehre vom natürlichen Menschen (oben S. 363 ff.), auf das Gebiet der Kultur begibt, d. h. auf das Gebiet dessen, was der Mensch bewirkt, so wird sie zur Ethnologie, zur Lehre von den Unterschieden in der Tätigkeit der Menschen, welche, soweit

*) Die physiologische und sittliche Entartung des modernen Weibes. 4. Aufl. Dresden 1896.

**) So sollt ihr leben! 22. Aufl. Kempten 1896. Meine Wasserkur. 59. Aufl. Ebendas. 1896. Mein Testament für Gesunde und Kranke. Ebendas. 1896. (Beide erstere in fast alle europäischen Sprachen übersetzt.)

***) Vorposten der Gesundheitspflege. 4. Aufl. Berlin 1892.

†) Geschichtliche Entwickelung und Bedeutung der öffentlichen Gesundheitspflege. Stuttgart 1894.

††) Lehrbuch des öffentlichen Gesundheitswesens. Stuttgart 1894.

sie bestimmte Abzweigungen der Menschheit beschreibt, Ethnographie heißt. Eine ganz scharfe Grenze zwischen Anthropo- und Ethnologie gibt es indessen nicht; beide gehen in einander über und sind auch meist in Verbindung miteinander bearbeitet worden.*) Es ist somit zwischen der mit der körperlichen Anthropologie zusammenhängenden Ethnologie und der eigentlichen Ethnologie mit Inbegriff der Ethnographie zu unterscheiden. Als Vertreter der erstern ist besonders Virchow (oben S. 366 f.) zu nennen. R. Hartmann hat namentlich (1879) alte Vorurteile in Bezug auf die Völker Afrikas zu berichtigen und zum Teil zu zerstören verstanden. Er bestritt auch die Berechtigung der Ansicht, daß Aehnlichkeiten in der Sprache immer die Gleichheit der Abstammung bedingen. Nach ihm ist es nur dann möglich, Vergleichungen zwischen den Menschenstämmen anzustellen, wenn zuerst die physischen Eigentümlichkeiten, dann alle Kulturäußerungen eines solchen genau studirt werden. Die Ergebnisse der heutigen anthropologischen Forschung in Verbindung mit der Ethnologie faßte Joh. Ranke in München in seinem Werke „Der Mensch" (1887) zusammen und zeigte namentlich, wie in der lange streitig gewesenen Frage einer gemeinsamen oder getrennten Abstammung des Menschengeschlechtes notwendig die erstere Annahme zur allgemeinen Anerkennung gelangen mußte, indem man nun einsieht, daß alle Verschiedenheiten unter den Menschen durch Zwischenformen vollkommen mit einander verbunden sind (B. A. Z. 1892, Nr. 110). Diese Erwägung führte zur Behandlung der Frage nach der Urheimat des Menschen und nach der Entstehung der Menschenrassen. O. Peschel, M. Alsberg (1888), O. Caspari und Häckel neigten zur Annahme eines angeblichen Lemurien im indischen Ocean, Armand de Quatrefages (geb. 1810, † 1892) zu Hochasien als Urheimat. Der letztere war, ausgenommen nach dem deutsch-französischen Kriege (freilich erst 1879), als er, von Chauvinismus verblendet, gegenüber Virchow eine „preußische Rasse" erfand, in nüchtern objektiver Weise bestrebt, „das Gebiet des exakten Wissens von dem des Glaubens und der Hypothese abzugrenzen".**) So namentlich in seinem Hauptwerke „l'espèce humaine" (1878). Er unterschied denn auch scharf zwischen den physischen und den psychologischen Charakteren der Menschenrassen, hielt erstere für die wichtigeren, weil beständigeren und betrachtete letztere, rein naturgeschichtlich, nur als allmähliche Erhebungen über die Tierseele, über die sich der Mensch nur (?) in Moral und Religion erhebe (in Kunst und Wissenschaft etwa nicht?).

---

*) Th. Achelis, Moderne Völkerkunde, deren Entwickelung und Aufgaben. Stuttgart 1896, S. 98 ff.

**) Achelis, a. a. O., S. 139 ff. — Ders., Armand de Quatrefages. B. A. Z. 1892, Nr. 58.

Als Träger und Begründer der modernen Völkerkunde (soweit sie sich von der physischen Anthropologie selbständig ablöst) sind nach Achelis (S. 180 ff.) Th. Waitz und Bastian zu betrachten, von denen zwar ersterer (1859 ff.) nicht mehr in unsere Periode gehört, aber hier zu erwähnen ist, weil er den uns heute so geläufigen Namen der „Naturvölker" einführte, welche, „obgleich nicht im eigentlichen Naturzustand befindlich, doch auf einer Entwicklungsstufe stehen, die diesem ziemlich nahe kommt, und in allen Eigentümlichkeiten, welche wir dem natürlichen Menschen beilegen, unter einander übereinstimmen." Er machte auch darauf aufmerksam, wie dem Untergange der Naturvölker, der meist durch die Schuld der Kulturvölker herbeigeführt wird, die Tatsache gegenübersteht, daß die Civilisation die allgemeine Bestimmung des Menschen ist, das Entwickelungsziel, das ihm durch seine Natur vorgezeichnet ist und an dem deshalb alle Völker der Erde teilnehmen müssen. In unserem Zeitraum eröffnet Adolf Bastian (geb. 1826), Direktor des großartigen Museums für Völkerkunde in Berlin, den Reigen der Ethnologen. Durch Weltreisen von mehreren Jahrzehnten befähigt, auf denen er alle Rassen kennen lernte, hat er, wenn auch stilistisch schwerfällig, in zahlreichen Werken, Zeitschriften und Vereinen zur Verbreitung von Licht auf dem Felde der Völkerkunde ungemein viel beigetragen, zahlreiche eingewurzelte Irrtümer hinweggeräumt und eine Masse Material gesammelt, das sonst dem Untergange geweiht war, weil die Kultur der Naturvölker dies selbst ist. Endlich hat er die Uebereinstimmung der Vorstellungen verschiedener Völker nachgewiesen, wie auch die Wechselwirkung zwischen deren Eigenschaften und ihrer Umgebung (Völkergedanken und geographische Provinzen). Bastian wandte sich entschieden „gegen die gewagten Induktionen, welche die Descendenztheorie vielfach zu Tage gefördert hat, während er dem nüchternen und doch genialen Begründer der Selektionstheorie die unumwundenste Anerkennung und Bewunderung zollt." *) Im besonderen enthüllte er das Wesen des Fetisches als der eigentlichen Wesenheit der Dinge, die nur deren Schatten sind.

Die systematische Völkerkunde begründete der mit einer seltenen Vielseitigkeit auf dem geographischen Gebiete ausgestattete Oskar Peschel, Professor in Leipzig (geb. 1826, † 1875). Gefällige Schreibart und Gerechtigkeit gegen alle redlichen Standpunkte, unterstützten das Wirken seiner trefflichen „Völkerkunde" (1875), welche einen ungeheuren Schatz von Tatsachen in gedrängtem Bilde vereinigt und mit der Kulturgeschichte in Verbindung bringt, deren einzelne Momente bis zu ihren Ursprüngen verfolgt werden. Prof. Georg Gerland in Straßburg

*) Achelis, a. a. O., S. 202. — B. A. Z. 1893, Nr. 207 u. 285. — Adolf Bastian, von Th. Achelis. Deutsche Denker. 7. Heft. Danzig 1890.

setzte nicht nur die Anthropologie der Naturvölker von Waitz fort, sondern stellte in seinen „Anthropologischen Beiträgen“ (1875) eingehende Forschungen über die Verschiedenheit der Menschenrassen (nach Haar, Farbe, Schädel, Sprache u. s. w.) an, verwarf die Einteilung derselben nach diesen einzelnen Rücksichten und empfahl eine neue mit Berücksichtigung aller ihrer verschiedenen Eigenschaften, die aber auch nicht durchdrang. Die Urheimat der Menschheit suchte er (S. 137) in der Gegend des Himalaya.

Professor Friedrich Müller in Wien suchte in seiner „Allgemeinen Ethnographie“ (1873) „Sprachwissenschaft und Naturforschung in eine organische Vereinigung zu bringen, um beides der Völkerkunde zu Gute kommen zu lassen“ (Achelis S. 228). Er unterscheidet streng zwischen Rasse (anthropologisch-physisch) und Volk (ethnologisch-psychisch). Nach dem Haarwuchs (was Gerland widerlegte) scheidet er die Rassen, nach der Sprache die Völker. Die Urheimat der Menschheit sucht er in einem warmen Teile Asiens, die der mittelländischen Rasse in Armenien.

Die umfassendsten ethnologischen Arbeiten der jüngsten Zeit sind die von Friedrich Ratzel, Professor in Leipzig. In seiner „Anthropogeographie“ (1. Teil Stuttg. 1882, 2. Teil 1891) behandelte er die Wechselwirkungen zwischen der Gestalt der Erdoberfläche in allen ihren Modifikationen nach Gebirgen und Ebenen, Küsten, Inseln und Festländern, Fruchtgebieten, Steppen und Wüsten und dem Menschen, beziehungsweise seiner Geschichte und seiner Verbreitung über die Erde. Der Inhalt des Werkes ist so reichhaltig und erschöpfend, daß wir nur auf das einzig in seiner Art dastehende Werk verweisen können. Es gehört indessen weniger in das Gebiet der Ethnologie als des Verfassers größeres Werk, die Völkerkunde (1. Aufl. in 3 Bdn. Leipzig 1885, 2. Aufl. in 2 Bdn., 1894), welches das dringende Bedürfnis befriedigt, die Menge neuer und reicher Forschungen, welche seit dem Erscheinen der Bücher von Waitz-Gerland, Peschel und Müller gemacht worden sind, zusammenzufassen und in anziehenden Bildern mit bildlicher Ausschmückung vorzuführen. Ratzel hofft, daß die Naturvölker, d. h. diejenigen Völker, welche von der Natur abhängiger sind als die Kulturvölker, mit der Zeit auch in die Geschichte aufgenommen werden. Er findet, daß diese Völker weder einen Vorzug vor uns verdienen, noch zu einer Mittelgattung zwischen Mensch und Tier herabgewürdigt werden dürfen. Sie sind nicht tierischer als die Kulturvölker es unter Umständen sind, besonders aber oft gewesen sind, und unsere Voreltern standen einst nicht höher als sie. Sie alle haben ein gewisses Maß von Kultur und sind nur durch Verhältnisse am Fortschreiten verhindert worden, die in der Lage und Beschaffenheit der Länder liegen, in die sie verdrängt wurden. Ratzels Völkerkunde ist eine nach Völkern, be-

sonders niederer Kultur, geordnete Kulturgeschichte, und wir verweisen auch hier bezüglich alles näheren auf das schöne Werk selbst.

Aus Einzelheiten sucht Richard Andree in seinen „Ethnographischen Parallelen und Vergleichen" (Stuttg. 1878 und neue Folge, Leipzig 1889) die Völkerkunde aufzubauen, indem er Züge des Aberglaubens und der Sagenwelt, die Auffassung von Naturereignissen, Speisenverbote, Behandlung und Beachtung von Verwandten, Berufsarten u. s. w., Personennamen, Anfänge der Schrift, Kartenzeichnung und Malerei, Spiele, Masken, Sitten und Gebräuche, abnorme Körpereigenschaften u. s. w. bei verschiedenen Völkern verfolgt und vergleicht.

Ein besonderes Kulturmoment, das Recht, wählte Hermann Post (geb. 1839, † 1895 als Richter in Bremen)*) zum Gegenstande völkerkundiger Betrachtung in mehreren Schriften seit 1875, zuletzt und am eingehendsten in seinem „Grundriß der ethnologischen Jurisprudenz" (2 Bde. Oldenb. und Leipzig 1894 und 1895), worin er in naturwissenschaftlich-exakter Weise die sämtlichen Rechtsverhältnisse der Völker aller Erdteile und Kulturstufen vergleicht und einem Gesetze zu unterwerfen sucht. Er will an der Stelle der persönlichen eine ethnische Psychologie zur Grundlage der Rechtsphilosophie erheben. Das Individuum ist ihm nichts durch sich selbst, sondern nur ein Produkt des geselligen Zusammenlebens der Menschen. Sein Rechtsbewußtsein wird durch die Natur des sozialen Verbandes, in dem es aufgewachsen ist, bestimmt. Wir werden ihm und anderen Ethnologen bei Anlaß der Rechtswissenschaft, sowie der Ur- und der Kulturgeschichte wieder begegnen.

Der Völkerkunde unserer Zeit gab Th. Achelis (a. a. O.) einen vorläufigen Abschluß. Er betont (S. 301), „daß die Ethnologie ihrem ganzen Charakter nach eine empirische Wissenschaft ist, daß sie sich streng an die Tatsachen der ethnographisch-geographischen Forschung zu halten hat und jeden spekulativen Ausblick über diesen festen Bereich des konkreten Materials hinaus als Hypothese zu kennzeichnen die Verpflichtung besitzt". Die Völkerkunde „umschließt das körperliche und geistige Sein des Menschen zu einer untrennbaren Einheit", und sie könnte „sich höchstens zu ihrem eigenen großen Schaden der Verpflichtung entschlagen, beiden Seiten gerecht zu werden".

Die Historiker werfen der Völkerkunde, was indessen auch die Urgeschichte trifft, Gleichgültigkeit gegen die Zeitrechnung vor. Beide Wissenschaften sind aber Sammlungen von Tatsachen auch ohne Rechnung nach Jahren und Jahrhunderten. Ihre Perioden sind Kulturschichten, ähnlich den geologischen Schichten, welche verschiedenen Stufen der Kultur angehören und demnach neben einander herlaufen können.

*) Nachruf von Th. Achelis. B. A. Z. 1895, Nr. 216.

Die Chronologie ist in der Tat gleichgültig für Zustände, die den Staat noch nicht kennen; nur dieser und seine Geschichte bedürfen ihrer als einer Notwendigkeit.

## 2. Sprachwissenschaft.

In Verbindung mit anderen anthropologischen und ethnologischen Untersuchungen, besonders mit der Frage nach der Urheimat und Schöpfung des Menschen, wurde auch der Ursprung der Sprache Gegenstand der Nachforschung. Er ist aber bis heute ein Rätsel geblieben, obschon verschiedene Theorien ihn gefunden zu haben glaubten. So trat eine Ableitung der Sprache von unwillkürlichen Ausrufen in Folge äußerer Eindrücke (Puhpuh-Theorie), eine zweite von der Nachahmung tierischer Laute (Wauwau-Theorie), eine dritte (die Max Müller aufstellte) von Anklängen durch die Töne der äußern Welt in der Seele (Ding-Dang-Theorie) an die Oberfläche. Lazarus Geiger (Zur Entwickelungsgesch. der Menschheit, 1871) suchte die Anregung zur Sprachbildung in einem „hochbegabten Individuum", O. Caspari (Urgeschichte der Menschheit, 1873) in der Angabe der Bezeichnung von Dingen durch den Häuptling als „Tonangeber". Ludwig Noiré (Ursprung der Sprache, 1877, Ursprung der Vernunft 1882 und Logos 1885) stellte die Sympathie-Theorie auf, der sich auch Max Müller anschloß, nach welcher der Mensch bei Erregung seiner Sinne durch Ausstoßen von Lauten eine Art Erleichterung fühlt, besonders z. B. wenn Leute zusammen arbeiten, marschiren u. s. w. M. Alsberg (Anthropologie mit Berücksichtigung der Urgeschichte, Stuttg. 1888) leugnet das Dasein eines sprachlosen Urmenschen, betrachtet die menschliche Sprache als eine höhere Entwickelung der Tiersprache, verwirft die Hypothese von einer gemeinsamen Ursprache und nimmt für jede Horde oder Familie ein eigenes ursprüngliches Idiom an.*) Man hat dann Tiersprachen zu ergründen gesucht, so z. B. aus Lauten, durch die sich die Ameisen verständigen sollen, und aus dem Gesange der Vögel. Endlich wollte der Amerikaner R. L. Garner die Sprache der Affen erforschen, machte Versuche in dieser Richtung mit Kapuzineraffen, und zwar mit Hilfe des Phonographen, sammelte Ausdrücke für verschiedene Begriffe und rüstete sich mit sinnreichen Apparaten zu einer Reise nach Afrika aus, um die Sprache der Gorillas zu studiren.**) Das Resultat des Unternehmens ist uns nicht bekannt.

Ferner von solchen zweifelhaften Marotten, nicht aber von allerlei Hypothesen, hat sich die vergleichende Sprachforschung der

---

*) Achelis, a. a. O., S. 107.

**) E. P. Evans, Auch ein Sprachstudium. B. A. Z. 1892, Nr. 24.

jüngsten Zeit gehalten. Der seitdem verstorbene von der Gabelentz untersuchte um 1889 die Aufgaben, Methoden und bisherigen Ergebnisse der Sprachwissenschaft. Alfred Rosenstein in Danzig verbreitete sich über das Leben der Sprache. Otto Jespersen in Kopenhagen suchte nachzuweisen, daß jede sprachliche Entwickelung einen Fortschritt, keinen Rückschritt oder Verfall bedeute (wie Schleicher gemeint hatte) und hielt dafür, daß die Ursprache überaus reich an Lauten und Wörtern, aber ohne abstrakte Begriffe gewesen sei. Er wie Gießwein verwarfen die gangbare Einteilung der Sprachen in isolirende, agglutinirende und flektirende, weil sie ohne scharfe Grenzen sei und überall sich Uebergänge finden. Die Schweizer J. Winteler und Th. Curti suchten die Entwickelung der Sprache aus Naturlauten sowol der Tiere als der Naturerscheinungen zu erklären, während Franz Misteli in Basel nur die eigenen, zum Teil unbewußten Vorstellungen des Menschen gelten läßt. B. Bourdon verfuhr arithmetisch und untersuchte die gegenseitige Stellung der Laute, Silben und Wörter, Raoul de la Grassière die der grammatischen Formen und der Sprachen selbst. R. Löwe behandelte die Frage der Sprach- und Mundartenmischung. J. Ries suchte die Stellung der Syntax in der Grammatik zu berichtigen.*)

Durch eine lange Reihe von kurzgefaßten, aber gründlichen und wissenschaftlichen Lehrbüchern aller möglichen Sprachen (darunter auch Chinesisch, Japanisch, Malayisch, Siamesisch, Suaheli u. a.) strebt A. Hartleben in Wien die oberflächlichen Sprachanleitungen, die mit Reklametiteln auftreten, zu verdrängen.

Auf dem Gebiete der von Ernst Brücke in Wien († 1892), Merkel und Helmholtz (von diesem in Verbindung mit der Optik) begründeten Phonetik (Lautphysiologie oder Sprachtonlehre) sind in England seit Bells „Visible Speech" (1867) und in Deutschland seit Ed. Sievers' „Grundzügen der Lautphysiologie" (1876) bedeutende Fortschritte gemacht worden, die einen tiefen Einfluß auf die Sprachwissenschaft und den Sprachunterricht gewannen.**) Prof. Joh. Storm in Christiania bearbeitete 1879 den Gegenstand mit besonderer Rücksicht auf das Englische, aber mit allgemeiner Ausdehnung auf die germanischen und romanischen Sprachen, Dr. F. Techmer († 1891) 1880 von naturwissenschaftlichen Gesichtspunkten. Die deutsche Phonetik „hat den Mechanismus der Konsonanten auf physiologischem Wege genau und endgültig festgestellt". Die englisch-skandinavische Schule hielt sich mehr an die Tatsachen, und Lloyd fertigte sogar eine Sprechmaschine für seine Untersuchungen an.

*) Sütterlin, Die allgem. Sprachwissenschaft. 1889—1894. B. A. Z. 1896, Nr. 66.

**) Wilh. Swoboda, Fortschritte der Phonetik. B. A. Z. 1893, Nr. 169.

In der deutschen Sprache sind seit 1891 mehrere Unternehmungen aufgetaucht, teils (nach persönlicher Ansicht) mißbräuchliche Ausdrücke und Redewendungen zu bekämpfen (so von Gustav Wustmann: Allerhand Sprachdummheiten, 2. Aufl. 1896), teils das richtige Deutsch darzulegen (von Alb. Heintze „Gut Deutsch“ und Ernst Eckstein „Verstehen wir Deutsch?“), teils die Schönheiten unserer Muttersprache zu offenbaren (Herman Schrader „Der Bilderschmuck der deutschen Sprache in tausenden volkstümlicher Redensarten“, 2. Aufl. 1894, und „Aus dem Wundergarten der deutschen Sprache“, 1896).

Für Reinigung der deutschen Sprache von entbehrlichen Fremdwörtern und undeutschen Formen wirkt der deutsche Sprachverein, der im Deutschen Reiche und in Deutsch-Oesterreich mächtigen Anhang hat. Vielfach wird auch der Gebrauch der deutschen Schrift statt der lateinischen (obschon sie ursprünglich keine deutsche, sondern eine späte lateinische Mönchsschrift ist) als patriotische Forderung betrachtet und dafür Fürst Bismarcks Beispiel angeführt, der kein Buch in Antiqua liest. In Hinsicht der Orthographie sind viele Bestrebungen aufgetaucht, von der extrem-phonetischen des Rektors Fricke in Wiesbaden bis zu der heute teilweise in der Litteratur eingeführten sog. Duden'schen, welche inkonsequenter Weise das dem Hochdeutschen durchaus fremde **th** in einem Teile der Wörter ohne berechtigten Grund stehen läßt und das schwerfällige -ieren statt -iren einzuführen sich bemüßigt fühlte.

Der Dialektforschung ist vor allem das vortreffliche „Idiotikon der schweizer-deutschen Sprache“ gerecht geworden, das seit 1881 (von Friedr. Staub und Ludw. Tobler begründet) in Zürich erscheint (doch ist der Ausdruck „Sprache“ hier kaum zu rechtfertigen).

Dem Rätoromanischen, das im Kanton Graubünden immer mehr zurückweicht (oben S. 51), ist in jüngster Zeit vermehrte Aufmerksamkeit geschenkt worden. Zeitungen in dieser Sprache (in deren beide Dialekte, Rumonsch und Ladin, auch die Bundesverfassung übertragen wurde) und Uebersetzungen aus anderen Sprachen mehren sich wieder.*)

Orthographische Reformen wurden auch für die französische Sprache angestrebt und der Akademie von Gréard unterbreitet, halten sich jedoch in sehr mäßigen Grenzen (B. A. Z. 1893, Nr. 204 u. 205).

Vom rumänischen Unterrichtsministerium wurde 1893 an der Universität zu Leipzig ein rumänisches philologisches Seminar errichtet, das Studierenden aller Nationen offen ist und unter der Leitung von Dr. Gustav Weigand steht, dessen Reisen zu den Zinzaren oder makedonischen Rumänen reiche sprachliche und ethnische Resultate

*) Gottfr. Hartmann, Rätoromanisches. B. A. Z. 1895, Nr. 172.

hatten. Aelter ist das seit 1887 an der Universität Berlin bestehende und 1890—91 von 101 Studirenden und Hörern besuchte Seminar für orientalische Sprachen (chinesisch, japanisch, hindostanisch, arabisch, persisch, türkisch und suaheli) (B. A. Z. 1891, Nr. 24).

Eines wachsenden Aufschwungs hat sich seit 1862 in Deutschland die neugriechische Sprache zu erfreuen; besonders beförderte denselben der griechische Gesandte Rhangabé in Berlin durch seine neugriechische Litteraturgeschichte (1877). Wörterbücher und Sprachlehren mehrten sich (B. A. Z. 1890, Nr. 294 u. 295). Dagegen haben Versuche von Seite der Deutschen in Athen und des Reisenden Dr. Engel, die neugriechische Aussprache des Altgriechischen in der deutschen Schule einzuführen (B. A. Z. 1891, Nr. 28), so wenig Anklang gefunden, wie der sonderbare Vorschlag von Dr. Aug. Boltz und zwei anderen Gelehrten, Griechisch zur internationalen Gelehrtensprache zu erheben (B. A. Z. 1890, Nr. 235).

Dieser Vorschlag klingt bereits an die Projekte einer Weltsprache an, die wir nun erwähnen wollen.

Der katholische Pfarrer Martin Schleyer (geb. 1831), früher bei, jetzt in Konstanz, als geistlicher Dichter und Musiker sehr begabt, veröffentlichte 1878 ein 28 Buchstaben zählendes „Weltalphabet" zur Anwendung auf alle Sprachen und ließ ihm 1880 seinen Entwurf einer Weltsprache folgen, die er Volapük (vol, von world, genet. vola, Welt, und pük, von speak, sprechen) nannte und von der er sanguinisch hoffte, sie werde Studirenden, Reisenden und Kaufleuten „eine Centnerlast von Sprachstudien abnehmen". Seither sind sechzehn Jahre verflossen, ohne daß sich Volapük eine mehr als zerstreute Geltung bei Vereinen und einzelnen Liebhabern errungen hätte; vielmehr hat es, nachdem es etwa 1886 seinen Höhepunkt erreicht und eine Anzahl Zeitschriften, sogar ein Witzblatt erzeugt hatte, manchen Abfall und gegenwärtig eine vollständige Ignorirung in der Presse und Litteratur zu verzeichnen. Dies beweist, daß es kein Bedürfnis befriedigt hat, noch je befriedigen wird. Bekanntlich besteht es aus keinen bereits internationalen Ausdrücken, wie sie die griechische und lateinische Sprache unter den gebildeten Nationen verbreitet haben, sondern aus selbst erfundenen Wörtern, die nur schwach oder auch gar nicht an solche lebender Sprachen anklingen, und sein Wörterbuch ist daher ebenso schwierig zu bewältigen, als seine rein mechanische Grammatik (die meist mit der Reihenfolge der Vokale operirt) einfach und leicht zu lernen ist.*) Die zur Ausbildung dieses Idioms 1887 in München aufgestellte Akademie läßt öffentlich nichts von sich hören.

---

*) Schleyers Versuch einer Weltsprache. Vom Verf. d. B., Unsere Zeit, 1887, II, S. 721 ff.

Volapük ist indessen nicht ohne Konkurrenz geblieben, die ihm teilweise überlegen ist, wenn sie sich auch nicht so weit verbreiten konnte. Unter diesen Versuchen ist „Spelin“, von dem abgefallenenen Volapükisten Prof. Bauer in Agram geschaffen, eine Spielerei mit den Vokalen und ebenso fremdartig wie das Vorbild. „Esperanto“, von Dr. Samenhof in Warschau erfunden, ist weit verständlicher für Jeden, der die bekanntesten Kultursprachen kennt. „Pasilingua“, von Prof. Steiner in Zabern verändert sich je nach Belieben für jeden Sprachgenossen und ist nur in den Endungen eigenartig. — Besser steht es mit den dem Lateinischen entnommenen Weltsprache-Entwürfen, deren zwei aber, von Volck und Fuchs in Berlin (1882) und Pfarrer Eichhorn in Bamberg (1887) unbeachtet blieben. Nicht ganz so der „Kosmos“ von A. Lauda (1888), der seinen ganzen Wortschatz der Sprache Roms entnahm. Sehr witzig polemisirte gegen Schleyer dessen Amtsbruder Jos. Stempfl, Pfarrer und Dekan bei oder in Kempten, Schöpfer der „Myrana“ (1889), die sich jedoch auf eine Grammatik ohne Wörterbuch und Sprachprobe beschränkte. Ebenso witzig schreibend, sucht Albert Liptay, ein in Chile als Militärarzt dienender Ungar, seine „Gemeinsprache der Kulturvölker“ allen civilisirten Europäern beliebt zu machen (B. A. Z. 1891, Nr. 255); sie errichtet auf lateinischer Grundlage ein sehr gefälliges und angenehm anmutendes Sprachgebäude und ist offenbar der beste Versuch einer Weltsprache, mit welcher derjenige von Julius Lott in Wien („Mondolingue“) nahe verwandt ist, aber sich zu sehr dem Französischen nähert.

Wir finden jedoch, die Idee einer Weltsprache sei überhaupt abzulehnen; denn wir halten eine solche 1. für überflüssig (wer Verstand hat, lernt lieber lebende Sprachen, wer keinen hat, lernt auch keine „Weltsprache“), 2. für fortschrittfeindlich (weil das Studium wirklicher Sprachen und ihrer Litteraturen beschränkend) und 3. für unausführbar (weil es geradezu wunderbar wäre, wenn einer dieser vielen Versuche eine allgemeine Anerkennung und Erlernung erringen würde). Die Erlernung einer sog. Weltsprache muß daher als eitler Zeitverlust bezeichnet werden.*)

### 3. Religionswissenschaft.

Nach langem Zögern folgte der Völkerkunde in der Entwickelung die Sprachwissenschaft, die man bis dahin nur als Grammatik gekannt hatte, — nach vielleicht ebenso langem der Sprach- die Religions-

---

*) Die Versuche einer Weltsprache. Vom Verf. d. B. Argentin. Wochenblatt vom 4. April 1896.

wissenschaft, welche früher einer rechten Seite als Profanation, einer linken aber als überflüssige Betrachtung einer Art von Aberglauben gegolten haben würde. Der Bahnbrecher, der diese neue Wissenschaft schuf, indem er ihren Inhalt sowol von der Theologie, als von der sog. Religionsphilosophie emanzipirte, ist Max Müller (geb. 1823), Professor in Oxford seit 1854. In seinen Vorlesungen über die Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft, die er 1870 zu London hielt, stempelte er dieses Studium zu einem dritten und höchsten Teile der Völkerkunde, als deren zweiter die vergleichende Sprachwissenschaft bereits anerkannt war.

Was nach Goethe von der Sprache, gilt nach Max Müller von der Religion: „wer eine kennt, kennt keine". Das heißt: nur durch Vergleichung der einen und anderen lernt man das wahre Wesen sowol jener als dieser kennen. Max Müller hält an der tiefen Verwandtschaft zwischen diesen beiden vergleichenden Wissenschaften fest, und nachdem er gezeigt hat, daß die früheren Einteilungen der Religionen: in wahre und falsche, in geoffenbarte und natürliche, in mono- und polytheistische unzulänglich seien, weist er nach, „daß die einzige, wahrhaft wissenschaftliche und genetische Klassifikation der Religionen auf derselben Grundlage beruht wie die Klassifikation der Sprachen, und zwar aus dem Grunde, weil in der frühesten Entwickelung des menschlichen Geistes Sprache, Religion und Volksbewußtsein auf das engste verwachsen sind, ja", wie er weiter sagt, „mehr als durch die physischen Eigenschaften des Blutes, des Schädels oder des Haarwuchses" (Einleit. in d. vergl. Rel.-Wiss., Straßb. 1874, S. 128). Sprache und Religion sind „die wahren Elemente, welche zur Bildung von Völkern gehören," und die Religion ist „noch mehr als die Sprache die Quelle des Volksbewußtseins", was aus der Geschichte bewiesen wird. Es sind drei Hauptmittelpunkte sowol der sprachlichen als der religiösen Entwickelung, der arische, semitische und turanische. Was außerhalb dieser liegt, ist die „natürliche, wildwachsende Sprache und Religion", die „keine Geschichte hinterlassen haben". Keine Religion, sagt M. Müller weiter (a. a. O. S. 240 f.), ist durchaus falsch, ja in einem gewissen Sinne ist jede Religion eine wahre, „indem sie das darstellt, was zu einer gewissen Zeit erreichbar, was mit der jedesmaligen Sprache verträglich, was mit dem ganzen Kulturstande vereinbar, was für den Zeitgeist möglich war". Freilich muß nicht von einzelnen Verirrungen ausgegangen werden, die in keiner Religion, auch im Christentum nicht, fehlten, sondern vom Geiste des Stifters, und wo ein solcher fehlt, vom Einflusse auf das gewöhnliche Leben. Denn die wahre Absicht der Religion ist überall gut und heilig.

Seiner „Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft" ließ Max Müller in weiteren Cyklen von Vorlesungen, die er vor der

Universität Glasgow hielt, nähere Ausführungen seiner Ansichten über die Religionen der Menschheit folgen, so 1888 über „natürliche" Religion, die von der Natur und nicht von einem Buche ausging, daher auch nicht unveränderlich ist. Er hielt weiter 1890 die Vorlesungen über physische Religion, die sich über die Entdeckung des Unendlichen in der Natur, und zwar vorzugsweise über den Glauben des alten Indien zur Zeit der Entstehung des Rig-Veda verbreiteten, 1891 diejenigen über anthropologische Religion, die vom Seelen- und Totenkultus handelten, und 1892 diejenigen über Theosophie (nicht im okkultistischen Sinne) oder psychologische Religion, welche die höchsten Probleme der sämtlichen ausgebildetsten Religionen, namentlich das Verhältnis der Seele zu Gott, zum Gegenstande hatten.*)

Soviel auch von anderer Seite gegen Max Müllers Ansichten eingewendet werden mag, — das Verdienst bleibt ihm ungeschmälert, eine vorurteilslose Beurteilung der Religionen angebahnt zu haben, die sich gleichweit von Befangenheit in Dogmen und von deren einseitiger Verurteilung entfernt hält. Positiver und vom rein wissenschaftlichen Standpunkte noch verdienstvoller, weil absolut unanfechtbar, ist die von ihm 1879 ins Leben gerufene und sowol von ihm, als von einer Reihe ausgezeichneter und berufener Forscher besorgte Herausgabe der heiligen Bücher aller Religionen, welche solche besitzen, der alten Chinesen, der Brahmanen, der Buddhisten, des Islam u. s. w., nur mit Ausschluß des Juden- und Christentums (the sacred books of the East).

Gegenüber der Ansicht Sir John Lubbocks, daß es Völker ohne Religion gebe, verfocht Prof. Gustav Roskoff in Wien, Verfasser der „Geschichte des Teufels" (1870), in der kleinen aber tüchtigen Schrift „Das Religionswesen der rohesten Naturvölker" (Leipzig 1880) die gegenteilige, auf allseitige Forschungen und Nachrichten gestützte Ueberzeugung, „daß bisher kein Völkerstamm ohne Spur von Religion entdeckt worden ist", und schloß mit dem Grundsatze, daß die Religiosität dem Menschen weder angeboren, noch durch äußere Offenbarung mitgeteilt, sondern, wie er nach Ed. Zeller betont, selbst erworben und selbst auch durch Irrtum und Aberglauben entstellt worden sei und eben deshalb sich aus rohen Anfängen zu einer edlern, geläuterten Gestalt habe emporarbeiten können.

Gegen Max Müllers Uebertragung der Ergebnisse der vergleichenden Sprachwissenschaft auf das Gebiet des Götterglaubens und der Göttersage, gegen die vergleichende Mythologie überhaupt, die „mit völliger Entsagung geendet" habe, wendet sich die neueste Schule der

---

*) B. A. Z. 1891, Nr. 57 u. 98. — A. Hillebrandt, Ueber den Rigveda. Ebendas., 1895, Nr. 181.

germanischen Mythologen, an ihrer Spitze Wolfgang Golther, Professor in Rostock.*)

Die wissenschaftliche Behandlung der germanischen Mythologie begann mit Ludwig Uhlands Schriften über die Göttersage 1830 bis 1836, in denen er die physikalische Mythendeutung durchführte und die Entstehung der Thorssagen aus der norwegischen Naturumgebung nachwies. Seinen prachtvollen Ausführungen fehlte aber die konsequente Ausbildung im Einzelnen. Diese unternahm Jakob Grimm in seiner „Deutschen Mythologie“ (1835, neue Ausgabe in 2 Bänden 1854 und 1875, 3. von E. H. Meyer 1878). Als Sammlung ohne System unerreicht, enthält das Werk nur wenig eigene Ansichten und eröffnete desto mehr Quellen. Aber aus dieser Sammlung, findet Golther, sei sehr viel zu streichen, was weder altgermanisch noch überhaupt mythisch ist.

Die „Deutsche Mythologie“ Jakob Grimms suchte Wilhelm Müller (geb. 1812, † 1890 als Prof. in Göttingen) 1844 in „Geschichte und System der altdeutschen Religion“ „nach geschichtlichen Erwägungen zu sichten“, und schied manches Material als unbrauchbar aus, namentlich was erst in christlicher Zeit berichtet wird. Gleichzeitig begannen zahlreiche Sagensammlungen zu erscheinen. An ihrer Spitze und an derjenigen der Schule, welche die nordische Sage auch auf Deutschland ausdehnte und die deutsche Volkssage für uralt erklärte, standen J. W. Wolf und Karl Simrock, deren reichhaltige, aber zum Teil verfehlte Schriften seit 1852 zutage traten. Eine andere Richtung, welche das Mythische und Historische zu sondern versuchte, begründete seit 1845 Müllenhoff. Eine dritte riefen A. Kuhn und W. Schwartz mit ihren Sagensammlungen und Abhandlungen ins Leben, nämlich die der Erforschung des Ursprungs der Mythen. Schwartz sah in den Volkssagen eine ältere Schicht, aus welcher erst die höhere Mythologie sich entwickelte, und gab Anlaß zu der von Th. Waitz, Bastian (oben S. 375) und Tylor versuchten Darlegung gleichmäßiger Mythenbildung bei allen Völkern niederer Kultur. Kuhn verlegte sich mehr auf die Vedas und begründete damit 1859 durch seine „Herabkunft des Feuers und des Göttertranks“ die vergleichende Mythologie mit einseitigem Bezug auf das Gewitter, worin sich ihm Max Müller mit ebenso einseitiger Rücksicht auf den Sonnenmythos beigesellte. Nach Golther hielten ihre Etymologien nicht Stich, und selbst die Zusammenstellung der Götternamen: Dyaus-Pitar, Zeus-Pater, Jupiter und Tiuz, auf welche M. Müller soviel Gewicht legt, wird bestritten. Die Vedamythen seien, heißt es, lediglich aus der Natur ihrer Heimat zu erklären. Die angefochtene Richtung brachte 1860 in Wilhelm Mannhardts „Götterwelt der deutschen und nordischen Völker“, das einzige

*) Handbuch der germanischen Mythologie. Leipzig 1895.

wissenschaftlich begründete Werk über diesen Gegenstand hervor, und sein Verfasser trat bald zu der neuen Lehre über, welche Volksglauben und Volksbrauch obenan stellt und glaubt, daß „Wald-, Feld- und Hausgeister in der Einbildung des Volkes zuerst lebendig wurden und lebendig blieben, gleichviel welche Mythen auch die höhere Kultur zeitigt". So entstanden „Roggenwolf und Roggenhund" 1865 und die Korndämonen 1868, der Baumkult der Germanen 1875, die antiken Wald- und Feldkulte 1877. Golther findet Mannhardts Mythenerklärung viel zu künstlich und abstrakt. Diese Richtung erweiterte Elard Hugo Meyer in den „Indogermanischen Mythen" 1883 und 1887 und in der „Germanischen Mythologie" 1891 durch seine Annahme mehrerer Stufen des Volksaberglaubens, nämlich an Seelengeister, Naturdämonen, Götter und Heroen.*) Golther hält diese Entwickelung nicht für bewiesen. Julius Lippert behandelte seit 1881 speziell den Seelenkult, den er einseitig als „mythenerzeugendes Element in allen Religionen" hinstellt. Ebenso einseitig verfuhr Ludwig Laistner 1879 in den „Nebelsagen" (die doch nicht sehr alt sind), und focht 1889 im „Rätsel der Sphinx" förmlich mit der Stange im Nebel herum, indem er alle Mythologie aus dem Alptraum ableiten wollte! Diese Krankheitsform ist doch allzu sehr vereinzelt, um ganze oder alle Völker zur Schöpfung ihrer Mythen zu veranlassen! Golther will in seinem schon erwähnten Handbuche die Begriffe: Mythologie und Religion, Sage und Glauben, nordische und deutsche Mythe, endlich Götter- und Volksglauben auseinander halten; er will nur wahrscheinliche Lösungen wagen. „Eine Götterlehre", sagt er, „brachte das germanische Heidentum nicht hervor." Erst die isländischen Christen (Snorri Sturluson, erste Hälfte des 13. Jahrh.) schufen eine solche. Darin sind indessen nordische Forscher noch weiter gegangen. Nach Henry Petersen (1876) ist die Skaldendichtung nicht echter nordischer Götter- und Volksglaube, sondern wesentlich Erdichtung jener Sänger. Thor ist allgemein nordischer Volksgott, Freyr speziell schwedischer Hauptgott, Odin aber der aus Deutschland übernommene Wodan. Noch schärfer verfuhren die Dänen Bang (1879) und Sofus Bugge (seit 1889); nach letzterm, der ganz verwerfliche Etymologien zu Hilfe nahm, entstanden die Baldrsage und andere nordische Mythenkreise „unter Einwirkung antiker und christlicher Vorstellungen, welche die nordischen Wikinger in England und Irland kennen lernten".**) Müllenhoff und der patriotische Isländer Finnur Jonsson protestirten gegen

*) Diese Anordnung ist im Ganzen auch die vom Verf. d. Buches in der „Deutschen Volkssage", 1. Aufl. Leipzig 1875, 2. Aufl. Wien 1879, befolgte.

**) Otto Jiriczek, Die ältesten Zeugnisse der nord. Mythologie. B. A. Z. 1894, Nr. 79.

diese Ansicht, und letzterer wies den britischen Einfluß entschieden zurück und wies einen festen Kern altnorwegischen Götterglaubens nach. Bugge beharrte 1894 auf seinem Standpunkt, und Golther findet, mit ihm sei die Betrachtung der Edda als Ausfluß nordischen Geistes und echt nordische Schöpfung wohl vereinbar, und die nordische Mythologie bleibe dennoch der Abschluß der Entwickelungsgeschichte germanischer Mythologie. Schade ist, daß (Golther S. 489 ff.) die reizenden Sagen von den „Göttinnen" Berchta und Holda keine alten Mythen, sondern in später Zeit aus dem Gespensterglauben entstanden sein und nichts mit der germanischen Mythologie zu tun haben sollen! — Die Kritik dient zwar der Wahrheit; aber sie zerstört überall die Schönheit. —

Neben diesen Stadien der Auffassung nordischer Mythologie gingen auch ähnliche in der griechischen Mythe einher. Der Bruder des genannten Wilhelm Müller, H. D. Müller (geb. 1819, auch Professor in Göttingen, † 1893) trat schon seit 1848 bis in die siebenziger Jahre gegen die Ursprünglichkeit der polytheistischen Götterwelt auf und suchte „die damals herrschende Ansicht zu widerlegen, daß das griechische Göttersystem ein Abbild der uns umgebenden Natur und ihrer Kräfte sei". Durchaus ablehnend verhält er sich gegen die vergleichende Mythologie, erfuhr aber Widerspruch „auf der ganzen Linie". Er baute alle Mythologie auf die Vorstellungen vom Tode und von der Unterwelt und behauptete, daß sich in der griechischen Sage und Religion die älteste Geschichte der hellenischen Stämme spiegele (B. A. Z. 1894 Nr. 69). Einen ähnlichen Standpunkt nahm Erwin Rhode (Psyche, Seelenkult und Unsterblichkeitsglaube der Griechen, 1890) ein, ebenso Julius Lippert (von ihm weiter unten).

Es ist sonderbar, mit welcher Heftigkeit, ja Leidenschaftlichkeit viele Mythologen ihre doch wahrscheinlich unbeweisbaren Hypothesen verfechten und die gegnerischen Ansichten angreifen, — in einer Sache, deren Gegenstand so weit zurückliegt und mit den brennenden Fragen der Gegenwart nichts zu tun hat.

## B. Die Geschichte der Völker.

### 1. Urgeschichte.

Wie alles Rätselhafte, Geheimnisvolle und noch wenig Bekannte, hat auch die Urgeschichte der Menschheit einen eigenartigen Reiz für Alle, die der Wissenschaft oder dem, was sie dafür halten, Interesse entgegenbringen. Auf diesem Gebiete stehen sich indessen zwei unvereinbare Ansichten gegenüber, von denen die eine sich eine Urzeit vorstellt, in welcher die Menschen vollkommen gewesen, dann aber ent-

artet, verkommen, verwildert wären. Die alten Griechen nannten diese Urzeit das „goldene Zeitalter“, die Juden und ihnen nach die Christen das „Paradies“. Einen Nachweis für die Richtigkeit dieser dichterischen Ansicht gibt es nicht; denn was zu ihren Gunsten angeführt wird, das zweite und dritte Kapitel der Genesis, sagt das gerade Gegenteil. Adam und Eva haben keine Kultur, sie kennen weder das Feuer noch Werkzeuge, weder Wohnung noch Kleidung, keinerlei, nicht einmal die geringste Kunstfertigkeit. Sie haben keine moralischen Begriffe; denn schon das erste Gebot Gottes übertreten sie ohne viel Bedenken. Sie kennen weder die Ehe, noch (vor dem sog. Sündenfalle) die Familie. Ihre Religion ist die primitivste, die sich denken läßt; sie besteht lediglich in der Furcht vor einem als menschlich gedachten Wesen. Das einzige Kulturmittel das sie besitzen, die Sprache, ist nur angelernt, nicht selbst ausgebildet.

In allem dem stehen die rohesten Naturvölker höher als sie.

Sie haben daher jedenfalls eine Entwickelung hinter sich. Es ist noch niemals ein Volk ohne Kultur entdeckt worden; wenn auch oft eine sehr geringe, haben doch alle Völker irgend eine Kultur. Dies beweist, daß die Wissenschaft nur das Prinzip der Entwickelung anerkennen kann, das als zweites dem schon erwähnten der Entartung gegenübersteht. Wenn die Partei der letztern durch einen ihrer Vertreter*) behauptet, die Gegenpartei „bemale die leeren Blätter der Urzeit mit den Verirrungen und Greueln der verkommensten Exemplare unserer Gattung und erhebe den allerrohesten Wilden zum Lehrer der Civilisation“ (was, beiläufig gesagt, ein krasser, unvereinbarer Widerspruch ist), so erfindet sie etwas, was niemals gesagt wurde. Vielmehr beurteilen die Anhänger der Entwickelung vom Rohen zum Gesitteten die uncivilisirten Menschenbrüder stets mit Nachsicht und Milde und suchen die Lehrer der Civilisation nicht in den Wilden als solchen, sondern in dem Menschengeiste, den diese ja bereits im Keime und in den Anfängen des Emporstrebens besitzen, und der von Stufe zu Stufe fortschreitet.

Unsere Zeit hat in der Erforschung der Urgeschichte des Menschengeschlechtes so große Fortschritte gemacht, daß sie die Geschichte unserer Gattung nicht mehr mit dem hypothetischen Paradiese, oder mit der Mythologie, oder mit China, Aegypten u. s. w. zu beginnen braucht. Sie ist, dank den Forschungen der Prähistorie und der Ethnologie, im Besitze zweier kostbarer Gruppen von Quellen, nämlich:

---

*) Dr. W. Schneider, Die Naturvölker. Mißverständnisse, Mißdeutungen und Mißhandlungen. Paderborn und Münster 1885. — Dr. Moriz Hoernes, Die Urgeschichte des Menschen nach dem heutigen Stand der Wissenschaft. Wien 1892, S. 75.

1. der in jetzt civilisirten Ländern vorgenommenen Ausgrabungen und sonstigen Entdeckungen,
2. der unter sogen. Wilden und Halbwilden von den Reisenden angetroffenen Zustände.

Die erste dieser Gruppen hat das ältere Gepräge, weil sie bis zu den rohesten Anfängen einer Kultur zurück zu verfolgen ist. Die zweite, die wie gesagt schon eine Entwickelung hinter sich hat, kann nur in solchen Punkten zur Erforschung der Urzeit herbeigezogen werden, in welchen die erste Gruppe versagt, d. h. in solchen, deren Zeugnisse nicht ausgegraben werden können, weil sie nicht materieller Art sind, wie die Entstehung der Sprache, Religion, Familie, Völkerverbindung u. s. w. Sprache und Religion sind bereits oben (S. 383) berührt als völkerunterscheidende Merkmale; die übrigen Momente sind bei verschiedenen Völkern gleichartiger.

Eine umfassende Berichterstattung über die Erforschung der Urzustände mit Hilfe von Ausgrabungen eröffnete das Werk: „Der vorgeschichtliche Mensch“, von Wilhelm Baer, Fräulein J. Mestorf und Fr. v. Hellwald, Leipzig 1874, in zweiter Auflage, völlig umgearbeitet von Hellwald, ebend. 1880.

Eine neue, früher nie geahnte Welt erschloß sich uns durch diese Forschungen; es traten vor uns Völker auf, welche vor ungezählten Jahrtausenden, noch ehe die Gletscher zum zweiten Male die Stromtäler bis weit in die Ebenen herab erfüllten, die Gegenden bewohnten, in denen jetzt die civilisirtesten Völker Mitteleuropas leben — Völker, welche so tief oder noch tiefer in der Kultur standen als jetzt die Australier, Buschmenschen oder Feuerländer, — Völker von unbekannter Rasse, — Höhlenbewohner von rohester Lebensart mit Geräten aus Knochen, Horn, Holz und Stein, Menschenfresser und Zeitgenossen ausgestorbener Tierarten, denen später, nach der zweiten Eiszeit, Renntierhüter, Genossen jetzt ausgewanderter Tiere, daneben auch Pfahlbauer und Errichter riesiger Steindenkmale folgten.*) Die zweite Auflage des Werkes war bereits in der Lage, es durch neue Forschungen zu erweitern und teilweise zu berichtigen. Neu hinzu kamen die vorgeschichtlichen Funde in Asien, Griechenland, Italien u. s. w. Gleichzeitig erschien „Der Mensch vor der Zeit der Metalle“ von S. Joly (deutsch Leipzig 1880), welches Buch auch geistvolle Ansichten über das Alter des Menschengeschlechts und die Uranfänge der Civilisation aufstellte. Umfangreicher wurde des Marquis v. Nadaillac Buch „Die ersten Menschen und die prähistorischen Zeiten“ (herausg. von Schlösser und Seler, Stuttg. 1884), das geeignet war, eine Menge Irrtümer im Gebiete der vorgeschichtlichen Forschung aufzuklären und

*) Alles nähere s. Allgem. Kulturgesch., I, S. 23—45.

einen vollständigen Ueberblick über dieses immer reichhaltiger werdende Gebiet zu gewähren, namentlich auch was 'das von anderen Prähistorikern vernachlässigte Amerika betrifft.

Alle diese Werke aber läßt weit hinter sich das neueste dieser Gruppe, „Die Urgeschichte des Menschen nach dem heutigen Stande der Wissenschaft“ von Dr. Moritz Hoernes (Wien 1892). Es ist das umfassendste in seiner Art. Alle die Bereicherungen der urgeschichtlichen Forschung, die es bringt, würden uns zu weit führen. Wir erwähnen nur, daß es zum ersten Male (S. 636 ff.) die Kultur-Fundstätte von La Tène am Neuenburgersee in die Urgeschichte aufnimmt, welche der keltischen Eisenzeit angehört, aber, wie denn die urzeitlichen Gerätestoffe nicht streng nach Perioden zu trennen sind, auch Bronze, Holz, Bein und Horn enthält. Die La Tène-Kultur erinnert in manchem an die von Hallstadt (A. K. I, S. 38 f.), unterscheidet sich aber doch wesentlich von ihr. Zuerst beschrieben hat sie der schwedische Forscher Hans Hildebrand. Hoernes hält sie für einen Ausläufer der vorgriechischen, phönikisch-ägyptischen Kultur der Mittelmeerländer. Sie ist in Frankreich, Großbritannien, Deutschland und Böhmen verbreitet, reicht bis nach Ungarn und Kroatien und dauerte bis tief in die Zeit der römischen Herrschaft hinein.

Die urgeschichtliche Forschung auf Grund primitiver Zustände gegenwärtig lebender Völker berührt sich eng mit der Ethnologie und Ethnographie. Ihre Mitarbeiter gehören daher auch zu den Ethnologen im weiteren Sinne. Doch ist hier, soweit nicht die Tatsachen der Völkerkunde, sondern Ansichten über die Urzeit in Frage kommen, der Hypothese ein weites, ja nur zu weites Feld geöffnet, auf welchem fantasiereiche Schriftsteller oft genug strauchelten, so geistreich sie waren. Dies gilt besonders von Otto Casparis „Urgeschichte der Menschheit“ (2 Bde., Leipzig 1873). In falscher Analogie an die sog. Insektenstaaten (vielmehr Familien) anknüpfend, leitet der Verfasser alle Kultur aus primitiven Verbänden her und schreibt den größten Einfluß auf ihre erste Entwickelung der „centralen Persönlichkeit eines Stammvaters oder Führers“ zu (was in Wirklichkeit bei den niedrigsten Naturvölkern nicht der Fall ist). So wird auch alle Religion irriger Weise von der Scheu vor den Häuptlingen abgeleitet. Der materialistischen Ansicht des Ursprungs der Tierverehrung und der Mischwesen aus Menschen verschlingenden Tieren genügt es, die pflanzenfressenden Tiere entgegen zu halten, welche (wie Pferde, Rinder u. s. w.) zu jenen Vorstellungen den meisten Anlaß boten. Die Entstehung des Seelenbegriffs aus dem Atem läßt sich eher hören. Im übrigen enthält das Werk tiefe und viele richtige Gedanken.

Weit mehr auf dem Boden der Tatsachen steht der englische Kulturhistoriker Edward B. Tylor (geb. 1832) in „Researches into

the early history of mankind" (1865, deutsch 1870) und „Primitive culture" (1871, deutsch 1873), welchen später (1881, deutsch 1883) die „Einleitung in das Studium der Anthropologie" folgte. Tylor sucht in allen Zuständen der Völker das Veraltete, das „Ueberlebsel" auf, konstruirt daraus die Zustände der Urzeit, so z. B. die Steingeräte, die ursprüngliche Feuererzeugung, das älteste Zählen u. s. w., und vertieft sich am eingehendsten in die Urzustände der Religion, den „Animismus",*) — was eine Reihe der wertvollsten Aufschlüsse über die Entwickelung des Seelenbegriffs ergibt. In der „Anthropologie" verficht Tylor die Idee eines stetigen, nur durch gelegentliche Rückfälle unterbrochenen Fortschrittes der Kultur und untersucht die Entstehung und Entwickelung des Glaubens an die Seelenwanderung und an die Unsterblichkeit.

Aehnliche Bestrebungen wie Tylor verfolgt sein Landsmann Sir John Lubbock (geb. 1834) in „Prehistoric times" (1865, deutsch 1874) und „the origin of civilisation and the primitive condition of man" (1870, deutsch 1876).**) Er behandelt im letztern, dem Hauptwerke, die Abbildungen und Verzierungen, die Ehe und Verwandtschaft, die Religion, den Charakter und die Sittlichkeit, die Sprache und die Rechtszustände. Das meiste Eigenartige bringt er in den Abschnitten über Ehe und Verwandtschaft. Darin meint er, nach dem Vorgange von Bachofen in Basel (geb. 1815, † 1887, „Das Mutterrecht" 1861), Mac Lennan und Morgan, die seither sehr bestrittene***) Annahme einer geschlechtlichen Promiskuität oder eines Hetärismus in den Urzuständen der Menschheit, aus welchem Verhältnis sich durch den Raub und die Exogamie die Einzelehe (sowol Ein- als Vielweiberei) entwickelt haben soll. Lubbock versucht weiter nachzuweisen, daß mit dem Fortschreiten der Civilisation sich die Benennungen der Verwandtschaftsgrade vermehren und schärfer unterscheiden (was auf mancherlei Täuschungen beruht). In der Religion nimmt er die sehr anfechtbare Stufenfolge: Totemismus, Fetischismus, Schamanismus, Idolatrie, Menschenverehrung, Ideenverehrung an, welche, wenigstens die vier ersten, vielmehr stets nebeneinander bestanden haben. Ebenso steht die Meinung, daß dem Vaterrechte überall ein Mutterrecht oder gar (was freilich Lubbock nicht betont) eine Weiberherrschaft vorangegangen wäre, auf schwachen Füßen.

Die Erforschung der urzeitlichen Familie ist seitdem vielfach fortgesetzt worden. In seiner „Primitiven Familie" will Dr. C. N. Starcke in Kopenhagen (Leipzig 1888) auf Grund vielseitiger Nachforschungen die Grenzen der Familie genau umschreiben, bekämpft die falschen Be-

*) Achelis a. a. O., S. 244 ff.
**) Ebendas., S. 235 ff.
***) Schmidt, Karl, Jus primae noctis, Freiburg 1881, S. 36—43.

hauptungen von der Promiskuität und dem Mutterrechte als Dichtungen und stellt als Grundsatz auf, daß die Ehe überhaupt nicht aus dem Geschlechts-, sondern nur aus einem Rechtsverhältnisse entstanden sei. Abweichender Ansicht ist der als Geo- und Ethnograph vielfach tätig gewesene Kulturhistoriker Hellwald in seinem Werke „Die menschliche Familie nach ihrer Entstehung und natürlichen Entwickelung" (Leipzig 1889), das übrigens bis auf die neueste Zeit herabreicht; er geht in manchen Punkten (doch in gemäßigtem Grade) auf die Ansichten Bachofens und seiner Schule zurück, bestreitet aber, im Gegensatze zu ihr, durchaus die Identität von „Geschlechtsverkehr" und „Ehe", welche letztere erst spät, mit Ausbildung des Privateigentums, entstanden sei (S. 285). Auf demselben Standpunkte steht Julius Lippert (geb. 1839) in seiner „Kulturgeschichte der Menschheit" (2 Bde., Leipzig 1886 und 87), welche in Wirklichkeit lediglich eine Urgeschichte der Menschheit und sehr stark in der Aufstellung von haltlosen Hypothesen ist, namentlich in der Ableitung aller Religion aus dem „Seelenkult". Doch enthält das Werk auch vieles wichtige und manche nützliche Anregung. Weit besser ist sein kleineres Werk „Die Kulturgeschichte in einzelnen Hauptstücken", in drei Bändchen (Leipzig und Prag 1885 und 86), von denen das 1. die Nahrungssorge, Kleidung und Wohnung, das 2. die Gesellschaft, Familie, Eigentum, Regierung und Gericht und das 3. die geistige Kultur: Sprache, Kult und Mythologie behandelt, die aber ebenfalls die Urgeschichte nicht wesentlich überschreiten.

Die kritische Betrachtung des Ursprungs der Familie, die sich gegen den Traum der Bachofenschen Schule ablehnend verhält, haben wir bisher erst durch Starcke vertreten gefunden. Neulich ist ihr ein zweiter Kämpe beigetreten, dessen Ansicht aber leider nicht besser begründet ist als jener Traum. Es ist Dr. Joh. Richard Mucke, Professor in Dorpat, mit seinem Buche „Horde und Familie" (Stuttgart 1895). Er geht von dem Grundsatze aus, daß das menschliche Geschlecht dieselben Stufen der Entwickelung durchlaufen habe, welche der einzelne Mensch durchläuft, d. h. daß in jenem dieselben psychologischen Einwirkungen sich geltend machen wie in diesem. Er gründet die Urzustände auf eine zusammenwohnende Horde, welche dem Raume entsprechend nach Geschlecht und Altersstufen getrennt war, woraus sich die ursprünglichen Namen der Verwandtschaftsgrade ergaben. Zwischen Altersgenossen folgten sich nach der Reihe die geschlechtlichen Verbindungen, und zwar außerhalb der Wohnungen, in welchen die Jüngeren den Aelteren nachrückten. Durch den Weiberraub aus anderen Horden, nicht durch die Ehe, entstand die Familie, d. h. ein Verhältnis von Herr und Sklavin, und, wenn schon eine Gattin vorhanden war, die Vielweiberei. Mißlang der Raub, so wurde der Räuber Sklave einer

Frau (?) der bedrohten Horde, und es entstand eine von der Frau beherrschte Familie. In beiden Fällen blieben die Kinder bei den Eltern, und so trat die Familie nach und nach an die Stelle der Horde, wurde jedoch erst vollendet, als die Frauensklaven und später auch die Sklavinnenkinder frei wurden. Die verlassenen Hordenwohnungen wurden dann zu — Grabstätten (?). Die Sache ist hübsch ausgedacht, kann aber nur als eine urgeschichtliche Utopie gelten, deren wirkliche Vorgänge uns stets dunkel bleiben werden.

Nicht besser steht es mit den Fantasien über den Ursprung und die Urheimat der Völkerstämme. Die längst absolut herrschende, wenn auch rein aus der Luft gegriffene Ansicht, daß die europäischen Arier in geregelten, nach den Sprachstämmen getrennten Kolonnen aus Asien einmarschirt wären, suchte mit den bestmöglichen Gründen Victor Hehn (geb. 1813, † 1890) in seinem vielgeschätzten Buche „Kulturpflanzen und Haustiere in ihrem Uebergange aus Asien nach Griechenland und Italien, sowie in das übrige Europa“ (1870, 6. Aufl., herausg. von Otto Schrader, Berlin 1894) dadurch zu stützen, daß Europa in allen Beziehungen von Asien aus befruchtet worden sei, zuerst durch die Einwanderung vorarischer Völker, deren letzte Reste die Basken und Etrusker darstellen, dann der Indogermanen oder Arier. Auch Max Müller neigte, wenn auch sehr vorsichtig, dieser Meinung zu.*) Dieser Theorie wurde aber seit einigen Jahren, zuerst von Theodor Benfey, 1868, in seiner Vorrede zu Ficks „Wörterbuch der indogermanischen Grundsprache“, die vielleicht besser, aber doch auch unsicher begründete Theorie einer Entstehung der arischen Familie in Europa entgegen gesetzt, welcher sich zuerst Lazarus Geiger 1871 anschloß, der den Ursitz in Mitteleuropa suchte („Zur Entwickelungsgeschichte der Menschheit“). Einen bestimmtern Ausdruck gab dieser Hypothese Theodor Poesche („Die Arier. Ein Beitrag zur historischen Anthropologie.“ Jena 1878), der in den blonden Menschen die wahren Arier zu finden erklärte und die Urheimat dieser „Albinos“ in die Rokitno-Sümpfe Littauens verlegte. Karl Penka („Die Herkunft der Arier“, Wien und Teschen 1886) wanderte noch weiter westlich, glaubte diese Urheimat in Süd-Skandinavien zu finden und schrieb die helle Farbe der Arier dem Klima zu. Zu demselben Ergebnis kam schon früher Ludwig Wilser („Die Herkunft der Deutschen“, Karlsruhe 1885). Sogar Hehns Herausgeber Schrader, der „verdiente Vorkämpfer der indogermanischen Altertumskunde“, verhielt sich zweifelnd, ob er Asien oder Europa als Urheimat der Arier annehmen sollte.**) Desto entschiedener trat Ernst

*) Zur ältesten Geschichte der Kulturpflanzen und Haustiere, von Prof. Dr. Fritz Hommel. B. A. Z. 1895, Nr. 197.

**) Ueber den Gedanken einer Kulturgeschichte der Indogermanen auf sprachwissenschaftlicher Grundlage. Jena 1887, S. 20.

Krause (Carus Sterne, „Tuisko-Land, der arischen Stämme und Götter Urheimat", Glogau 1891) auf; er verwirft überhaupt die Annahme einer indogermanischen Völkerfamilie oder Rasse und betont mit Recht, daß Sprachverwandtschaft allein noch keine Stammverwandtschaft begründe. Er will nur von einer blonden langköpfigen Rasse wissen, welche ihrer Körperbeschaffenheit gemäß im Norden (ohne daß das Land näher bestimmt wird, S. 51 f.) entstand, sich sehr langsam nach Süden und Osten ausbreitete und je weiter sie von Norden sich entfernte, desto mehr ihre helle Farbe verlor und unter der dunkeln Urbevölkerung aufging. Andere, zum Teil noch kühnere Hypothesen müssen wir aus Mangel an Raum bei Seite lassen.

## 2. Kulturgeschichte.

Die so eben betrachtete Urgeschichte ist eigentlich ein Teil der Kulturgeschichte; da sie aber vielfach mit der Anthropologie und Ethnologie zusammenhängt und für sich allein eine sehr umfangreiche Litteratur aufzuweisen hat, haben wir sie hier als vorgeschichtliche Einleitung von der Kulturgeschichte der geschichtlichen Völker ausgeschieden, obschon sie auch in den diese behandelnden Werken berücksichtigt ist, ja werden muß.

Nicht mehr in unsern Zeitraum gehören, müssen aber als grundlegend erwähnt werden Gustav Klemms ethnographisch und Wilhelm Wachsmuths historisch angelegte Kulturgeschichte (jene seit 1843, diese seit 1850 erscheinend).*) Die in ganz anderer Weise, durchaus kritisch gehaltenen Werke des Engländers Henry Thomas Buckle (seit 1859), des Anglo-Amerikaners John William Draper (1862, deutsch 1871) und des Anglo-Irländers Will. Edw. Hartpole Lecky (1865, deutsch 1870/71), sowie des Deutschen Ernst Petsche (1865) haben wir anderswo eingehend behandelt.**) In unsern Zeitraum fällt die „zweite Auflage" von Friedrich Kolbs (der schon 1840, also vor Klemm und Wachsmuth einen als erste Auflage geltenden Abriß herausgegeben) „Kulturgeschichte der Menschheit" (in 2 Bänden, Leipzig 1872 und 1873), welche durchaus im Sinn und Geiste der politischen Fortschrittspartei geschrieben ist, sich gegen Monarchie, Aristokratie und Christentum einseitig polemisch verhält und an sehr ungleicher Behandlung der einzelnen Teile, sowie am Mangel der Berücksichtigung wichtiger Kulturmomente leidet. Die dritte Auflage (1884—85) behielt die subjektive Färbung und ungleichmäßige Behandlung bei und blieb frei von irgend

*) Die kulturgeschichtliche Litteratur der letzten 20 Jahre, vom Verf. d. B. — Unsere Zeit, 1876, 1. Bd., S. 721 ff.

**) Die Kulturgeschichte im Lichte des Fortschritts, vom Verf. d. B. Leipzig 1869, S. 8 ff., 11 ff., 19 ff., 39 ff.

welchen wesentlichen Verbesserungen. — Ursprünglich geradezu gegen Kolb gerichtet war Friedr. v. Hellwalds „Kulturgeschichte in ihrer natürlichen Entwickelung“ (Augsburg 1875). Dem idealistischen Standpunkte Kolbs wurde hier ein extrem materialistischer, orthodox-darwinistischer und radikal-pessimistischer entgegengesetzt. In dieser ersten Auflage leugnete Hellwald allen Fortschritt, behandelte alle Freiheit verächtlich und sympathisirte mit jeder Unterdrückung. Wir haben über sie anderswo ausführlicher berichtet*) und an drittem Orte gesagt, daß sie nicht über Tatsachen belehrt, sondern blos an diese allgemeine Urteile und Auffassungsweisen knüpft, im ganzen aber, trotz aller irrigen, wenn auch mit großer Entschiedenheit vorgetragenen Ansichten eine bahnbrechende und anregende und in vielen Beziehungen geistvolle Arbeit genannt werden kann. Die zweite Auflage des Werkes veränderte dieses wenig, desto mehr aber die dritte (1883—84), die ganz bedeutende Verbesserungen und vielseitige Bereicherungen erfuhr, den schroffen Standpunkt der ersten Auflage sehr wesentlich milderte und gegnerischen Richtungen gerechter wurde, wenn auch manche Irrtümer und falsche Auffassungen stehen blieben.**) — Eine nach dem allzufrühen Tode Hellwalds (geb. 1842, † 1892) unternommene, von einer größern Anzahl gelehrter Schriftsteller bearbeitete und reich illustrirte 4. Auflage seines Werkes (in 4 Bänden) ist im Erscheinen begriffen und wird von dem ursprünglichen Texte wenig übrig lassen.

Einen wohltuendern Eindruck als Hellwalds mit einem Mißton ausklingendes Werk erregt das von Moriz Carriere schon vor Beginn unserer Periode unternommene: „Die Kunst im Zusammenhange der Kulturentwickelung und die Ideale der Menschheit“ (1. Aufl., Leipzig 1863—1873, 2. Aufl. 1871—1874). Es ist eine vollständige Kulturgeschichte ohne den Anspruch es zu sein, jedoch mit vorwiegender Berücksichtigung der Kunst und Litteratur, Wissenschaft und Religion, ist vortrefflich angeordnet und edel gehalten.

Als Text zu der Abteilung „Kulturgeschichte“ im Bilder-Atlas von Brockhaus (2. Aufl., Leipzig 1875) lieferte A. von Eye einen trotz seiner Kürze sehr gut orientirenden Abriß der Kulturgeschichte.

Der Verfasser des vorliegenden Buches hatte schon 1866 begonnen, sich mit der Kulturgeschichte zu beschäftigen, äußerte aber bestimmte Grundsätze über diesen Gegenstand erst in der „Kulturgeschichte im Lichte des Fortschritts“, welche als Einleitung zu einer „Kulturgeschichte der neuern Zeit“ 1869 erschien und bestimmte Thesen über den Einfluß des Klimas und der Lage der Länder auf die Entwickelung der Kultur aufstellte. Das mit diesem kleinen Buche eingeleitete

*) Neueste kulturgeschichtliche Litteratur, vom Verf. d. B. — Deutsche Warte, Jan. 1875, S. 21 ff.

**) Blätter für litterarische Unterhaltung, 1884, Nr. 11. (Vom Verf. d. B.)

Werk, die Kultur seit den Zeiten der Renaissance entwickelnd, erschien in drei Bänden 1870 bis 1872 und hatte eine scharfe Spitze gegen alle reaktionären sowol als kopflos-revolutionären Tendenzen. Bald jedoch eignete sich der Verfasser einen unbefangenen und mehr kritischen Standpunkt an und gelangte 1875 zu folgenden Grundsätzen:

Kultur, was füglich mit „Bildung" übersetzt werden könnte, wenn dieser Begriff nicht wieder seine eigene herkömmliche Bedeutung hätte, ist alles das, was den Menschen zu dem macht, was er ist, d. h. was ihn vom Tiere unterscheidet; mithin gehört in die Kulturgeschichte die Erzählung alles Wissenswürdigen, was für die Stellung des Menschen als solchen charakteristisch ist und sich im Laufe der Zeiten verändert hat, jedoch stets mit Rücksicht darauf, daß das zu Berichtende ein zusamenhängendes Ganzes, ein Gesamtbild der menschlichen Tätigkeit darstelle.

Die Kulturgeschichte ist somit die Geschichte schlechthin, jedoch nicht im herkömmlichen beschränkten Sinne als Bericht über die Veränderungen im Machtverhältnis der Staaten, sondern als solcher über die Veränderungen im Gesamtzustande des Menschengeschlechts. Und dazu gehört denn eben Alles, was für den jeweiligen Zustand der Menschheit in einer gewissen Zeit oder bei einem gewissen geschichtlich wichtigen Volke bezeichnend ist und sich von dem Zustande in einer andern Zeit, beziehungsweise bei einem andern Volke in einem für die Entwickelung des Menschengeschlechtes wesentlichen Maße unterscheidet. Wir können, was sonach von der Kulturgeschichte zu behandeln ist, in folgende kurze Uebersicht bringen:

I. Materielle Kultur.

1. Allgemeine Lebensfragen: Aeußere Erscheinung. Charakter. Kleidung. Schmuck. Wohnung. Geräte. Nahrung.

2. Familienleben: Ehe. Hochzeit. Kindererziehung. Familiengebräuche. Gastmähler. Krankenbehandlung. Tod. Bestattung.

3. Berufsleben: Jagd und Fischerei. Viehzucht. Ackerbau. Gewerbe. Handel und Verkehr.

4. Oeffentliches Leben: Spiele. Vergnügungen. Oeffentliche Gebäude. Städte und Dörfer. Münze. Maß und Gewicht. Zeitrechnung.

II. Politische Kultur.

1. Staatswesen: Verfassung. Verwaltung. Gesetzgebung. Rechtspflege. Stände. Hof.

2. Kriegswesen: Truppen. Waffen. Kriegführung. Festungen. Flotte.

III. Geistige Kultur.

1. Religion: Götterlehre. Mythe. Tempel. Priester. Kultus. Feste. Mysterien. Orakel. Aberglaube.

2. Kunst: Architektur. Skulptur. Malerei. Musik. Tanz. Schauspielkunst.

3. Nationallitteratur: Dichtkunst. Redekunst.

4. Wissenschaft: Naturwissenschaft. Heilkunde. Mathematik und Astronomie. Geschichtschreibung. Philosophie.

Auf diese Grundsätze gestützt, erweiterte der Verfasser seine Kulturgeschichte der neuern Zeit zu einer „Allgemeinen Kulturgeschichte", die in sechs Bänden (1. Urzeit und morgenländische Völker; 2. Hellenen, Römer und Entstehung des Christentums; 3. Mittelalter; 4. bis 6. Neuere Zeit in zweiter Auflage) 1877 bis 1879 vollständig erschien.*) Im Jahre 1881 erweiterte und erhob er seine in der „Einleitung" aufgestellten Thesen zu „Gesetzen der Kultur", die in „Unsere Zeit" erschienen, aber 1889 in den „Kulturgeschichtlichen Skizzen"**) eine neue Bearbeitung fanden und durch eine Einteilung der Menschheit, statt der unzuverlässigen Rassen, in 9 Kulturreiche vermehrt wurden. Dieser Aufsatz bildete die Grundlage zu dem zweibändigen Werke „Die Kultur der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in vergleichender Darstellung" (Danzig 1890), das zum ersten Male eine vollständige Kulturgeschichte, nicht nach Völkern und Perioden, sondern nach Kulturmomenten geordnet, schuf (1. Buch: Die Grundlagen; 2. Die Stufen der Kultur; 3. Die Kultur der Arbeit; 4. der Geselligkeit; 5. Religion und Sittlichkeit; 6. Kunst und Wissenschaft). Eine Vermehrung der Kulturgesetze auf die Zahl von 12 brachte 1890 die Zeitschrift „Das Ausland" (Nr. 16). Von demselben Verfasser erschienen mehrere, die gesamte Kulturgeschichte durchziehende Monographien, wie: Das Buch der Mysterien (Geschichte der geheimen Gesellschaften), Die Kulturgeschichte des jüdischen Volkes, Das Jenseits, Die Frau, Das Christentum und der Fortschritt, Der Teufels- und Hexenglaube, Die Gebrechen der Sittenpolizei und Eine Reise durch das Reich des Aberglaubens. In der „Kulturgeschichte des deutschen Volkes" (2 Bde., 1. Aufl. Berlin 1886, 2. Aufl. 1892) konkurrirte er mit Johannes Scherr, Professor in Zürich, dem gefürchteten Kritiker (geb. 1817, † 1886), dessen „Deutsche Kultur- und Sittengeschichte" und dessen populärere „Germania" (1878 ff.) dasselbe Thema behandeln.

Scherr war eine echt deutsche, derbe Kraftnatur, die alles Weiche haßte und dabei so weit ging, mit ihm auch das Milde und Sanfte zu verwerfen. Diese Stimmung machte ihn zum Pessimisten, der im ganzen Weltgetriebe nur den Krieg Aller gegen Alle, in den edelsten

*) Der vorliegende Band ist der siebente, bildet aber, in höherm Grade als einer der übrigen, auch eine selbständige Arbeit.

**) Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur, Serie 14, Bd. 3.

Bestrebungen, wie in den verworfensten Taten nur Seifenblasen erblickte. Mit Humor und Ironie sah er sich als lachender Philosoph das Trauerspiel der Weltgeschichte an. Alle in die Geschichte eingreifenden Ideen, Papsttum, heiliges römisches Reich, Reformation, Aufklärung, Revolution sind ihm nichts als Komödie und Schwindel. Jedes Jahrhundert hat seine Narrheit, das 19. die parlamentarische (oder „plappermentarische"). Es handelt sich überall nur um Macht. „Die Gesellschaft von heute ist bankbrüchig an Glauben und Hoffen." Dazu passen Scherrs drastische, meist nach Fischarts Beispiel selbstgeschaffene Ausdrücke, wie Rückwärtserei, scheusälig, Allerweltslügenbrei u. s. w. Scherrs Geschichtsanschauung endet in trostloser Verzweiflung. Schade nur, daß man sie, wenn auch zu bekämpfen, doch nicht zu widerlegen vermag!*) Scherr hat zahlreiche Schriften, aber keine allgemeine Kulturgeschichte geschrieben. Seine „Allgemeine Litteraturgeschichte" (8. Aufl. 1882, 9., herausg. von O. Haggenmacher, illustr., Stuttgart 1895) war das ruhigste seiner Werke, worin ihr übrigens die oben erwähnte „Germania" nahe steht. Seine trefflich angelegte „Geschichte der Religion" hat leider keine die neuesten Forschungen berücksichtigende neue Bearbeitung erfahren. Seiner vollen derben Eigenart ließ er die Zügel schießen in der bereits genannten „Deutschen Kultur- und Sittengeschichte" (10. Aufl. Leipzig 1897), ferner in „Blücher, seine Zeit und sein Leben" (schon 1862 u. 63), in „1848", in der „Menschlichen Tragikomödie", im „Trauerspiel in Mexiko" (1868), in den „Nihilisten" (1885) und besonders in seinem letzten Werke „Gestalten und Geschichten".

In einem Vortrage über „Kulturgeschichte und Naturwissenschaft" (1877) teilte Prof. Emil Du Bois-Reymond in Berlin (geb. 1818, † Ende 1896) die menschliche Kulturentwickelung ein: in ein Zeitalter der unbewußten Schlüsse (?), die Vorzeit, ein anthropomorphes, das homerische, ein spekulativ-ästhetisches (Blüte Griechenlands), ein scholastisch-asketisches (Mittelalter), ein humanistisches und ein technisch-induktives, das unsrige. Er hält als großer Naturforscher (Elektrophysiolog) die Geschichte der Naturwissenschaften für die eigentliche Geschichte der Menschheit (?). In einer Schrift „Die Kulturgeschichtschreibung, ihre Entwickelung und ihr Problem" (1878) versuchte Friedrich Jodl ein Programm künftiger Behandlung dieses Faches aufzustellen, beruhend auf der Forderung steter Vergleichung der einzelnen Kulturvölker, Kulturepochen und Kulturgebiete unter sich, die aber kaum ohne weitgehenden Subjektivismus durchführbar ist und dadurch, daß sie dem Leser das Selbstdenken erspart, nicht wol bildend

*) Joh. Scherr. Ein Lebensbild, vom Verf. d. B. Unsere Zeit, 1887, S. 532 ff.

wirken kann! Joh. Jak. Honegger, Prof. in Zürich (geb. 1825, † 1896) schrieb 1879 in seinem „Lapidarstil“ einen kurzen „Katechismus der Kulturgeschichte“ und begann 1882 eine „Allgemeine Kulturgeschichte“, die jedoch nur bis zum zweiten Bande gedieh, d. h. nur die Vorzeit und das Altertum umfaßte.

Ein Unternehmen, dem er nicht gewachsen war, wagte Karl Faulmann in Wien mit seiner „Illustrirten Kulturgeschichte“ (1881); sie ist wesentlich eine Zusammenstellung der nur den Verfasser selbst interessirenden, aber meist unwissenschaftlichen und für ein weiteres Publikum unverständlichen etymologisch-mythologischen Wunderlichkeiten und Absonderlichkeiten, die jedes Gesetz der Entwickelung ignorirte und ohne Bedenken die Wirkungen den Ursachen voransetzte.*) Robert Springers sogen. „Kulturgeschichte der Menschheit“ (1884) ist lediglich eine — Geschichte des Vegetarismus! Gegenüber diesen Machwerken steht, ungeachtet mancher Fehler, hoch die „Entwickelungsgeschichte des Geistes der Menschheit“ von Gustav Diercks (2 Bde., Berlin 1881 u. 82). Das Buch ist sehr lesbar und verrät gute Studien, läßt jedoch in vielen Punkten gründliche Kenntnis der Quellen vermissen, leidet an ungleichartiger Behandlung der einzelnen Abschnitte und wirkt mehrfach verwirrend.

Trotzdem, daß Prof. Wilhelm Maurenbrecher in Leipzig („Geschichte und Politik“, 1884) die Geschichte auf die des Staates zu beschränken suchte und damit die „Mauern“ der Kulturgeschichte zu „brechen“ schien, und Prof. Dietrich Schäfer in Tübingen („Das eigentliche Arbeitsgebiet der Geschichte“, 1888) ihm beistimmte, lebte doch die Kulturgeschichte fröhlich fort. Albert Richter ließ 1887 „Die Kulturgeschichte in der Volksschule“ erscheinen und drückte sich darin ähnlich aus wie unser Programm von 1875, ebenso Gebhardt, welcher schon 1886 sagte: „Kulturgeschichte ist im weitesten Sinne Geschichte des Menschen“, und ihr geradezu einen höhern Wert beilegte, als der politischen Geschichte. Ebenso sagte (wie Voriger in der „Zeitschrift für Allgemeine Geschichte, Kultur u. s. w.“) Prof. v. Zwiedineck-Südenhorst, die „Staatshistorie“ könne von der Kulturgeschichte gar nicht getrennt werden, wenn sie ihr Ziel unverrückt vor Augen behalte; die Entwickelung des Staates sei von der des Individuums und der Familie bedingt; ein Zeitbild, in welchem sich nur Staatsmänner und Offiziere bewegen, sei unvollständig und wirke geradezu irreführend. Eberhard Gothein behandelte 1889 die Aufgaben der Kulturgeschichte und verfocht gegenüber Schäfer die Forderung einer Ein- und Unterordnung der politischen Geschichte ihr gegen-

*) Ein gutes Werk ist dagegen Faulmanns „Geschichte der Schrift“ (1880), wenn man die fantastische Einleitung „Runa“ abrechnet.

über. Dr. Georg Steinhausen, Verfasser einer trefflichen „Geschichte des deutschen Briefes“ und Herausgeber der „Zeitschrift für Kulturgeschichte“ seit 1894, begrenzte in dieser (II. Bd., S. 195 f.) das Gebiet unserer Wissenschaft dahin, daß sie umfasse: die Erforschung der äußeren Lebensverhältnisse, also des Einflusses der natürlichen Umgebung, der Wohnung, der Nahrung, der Tracht, der Wirtschaft, des Verkehrs, der Technik u. s. w., ferner die Erforschung der gesellschaftlichen Lebensverhältnisse, also der Familie, der Gesellschaftskreise (Adel, Höfe, Gelehrte u. s. w.) und der gesellschaftlichen Lebensformen und Sitten (geselliger Verkehr, Benehmen, Spiele, Feste u. s. w.), dann die Erforschung der Sitten überhaupt, die Geschichte des Gemüts, des Volkscharakters, der geistigen Bildung, der Erziehung, des Aberglaubens, der Sittlichkeit u. s. w. Mit der diese Gegenstände behandelnden „engern Kulturgeschichte“ bilden Litteratur-, Kunst-, Religions-, Rechtsgeschichte u. s. w., ja auch die politische Geschichte, die „Allgemeine Kulturgeschichte“. Dies ist wesentlich auch unsere Ansicht.

Unser Bericht über die Litteratur der Kulturgeschichte ist so reichlich ausgefallen, daß wir uns hinsichtlich der in unsern Zeitraum gehörenden kulturgeschichtlichen Forschungen und Entdeckungen kurz fassen und darüber auf Werke verweisen müssen, welche die Kulturgeschichte selbst behandeln. Natürlich fallen diese Entdeckungen vorzugsweise in das Altertum, sowol das orientalische, als das klassische. So sehen wir, wenn wir blos das wichtigste herausgreifen, vor unserm geistigen Auge auftauchen:

Die unter den Ruinen der Sonnenkönigsresidenz bei Tell el Amarna in Ost-Aegypten 1887 gelungene Auffindung von Tontafeln in Keilschrift, enthaltend eine bis dahin unbekannte Korrespondenz zwischen den Kulturcentren vom Eufrat-Tigris und vom Nil mit Einschluß der ägyptischen Vasallen in Syrien unter Amenhotep IV., dem Verehrer der Sonnenscheibe.*) (B. A. Z. 1895, Nr. 209.)

Die (noch nicht völlig aufgehellte) Entdeckung einer sog. hittitischen oder Cheta-Kultur in Syrien mit eigenartigen Schriftzeichen und Bildwerken, die Puchstein 1890 untersuchte und Jensen 1894 zu entziffern unternahm und den Kilikern zuschreibt (B. A. Z. 1894, Nr. 291 u. 294).

Die hinlänglich bekannten Ausgrabungen des unermüdlichen Heinrich Schliemann im alten Troia, Mykenä und Tiryns, die unter des ehrwürdigen Ernst Curtius Leitung im festberühmten Olympia und die von Humann im einst glänzenden Pergamon

*) Ueber ihn s. Allgem. Kulturgesch., I, S. 338 und des Verf. Buch der Mysterien. 3. Aufl., S. 17 ff.

(1877—1886), alle vorzugsweise mit deutscher Unterstützung, während französische und deutsche Tätigkeit (Haussouiller und Pomtow) auf der Stätte des Orakels von Delphi wetteiferte (B. A. Z. 1885, Nr. 52).

Weniger bekannt ist folgende Entdeckung: Im Auftrage der archäolog. Gesellschaft von Athen entdeckten Kavvadias und Staïs 1881—87 und seit 1891 in Epidauros das besterhaltene Theater Griechenlands, zwei Tempel, Propylä, Portiken, den Tholos des Polyklet und eine Menge wertvolle Inschriften. Defrasse, Architekt der Villa Medicis, unternahm die Restauration (d. h. Zeichnung) dieser Entdeckungen und Lechat beschrieb sie. Es handelt sich um das Heiligtum des Asklepios, in welchem 6.—3. Jahrh. v. Chr. an Kranken im Schlafe Heilungswunder vollbracht wurden, und dessen Tempel 380 bis 375 v. Chr. von Theodotos gebaut und durch Thrasymedes von Paros mit Marketterie aus Elfenbein und Holz und mit einer Statue des Gottes aus Gold und Elfenbein geschmückt wurde, an welcher der Athener Timotheos Skulpturen mit Kampfszenen anbrachte.

Ein litterarischer Fund von großer Bedeutung ist der in Aegypten 1891 gemachte von des Aristoteles Werk über die Staatsverfassung Athens (B. A. Z. 1891, Nr. 107 u. 108).

Eine Hinterlassenschaft römischer Weltherrschaft in Süddeutschland, der vom Rhein zur Donau hinziehende Limes (Grenzwall), ist seit vielen Jahren und noch heute Gegenstand eifrigster Forschung.

All dies ist, wie gesagt, nur ein kurzer Auszug aus der kulturgeschichtlichen Forschung unserer Zeit.

### 3. Staatengeschichte.

Auch die politische Geschichte gehört, abgesehen von den Einzelheiten der Kriege und Friedensschlüsse, der Regierungswechsel und Revolutionen, also namentlich soweit sie die Entwickelung der Staaten darstellt, in die Kulturgeschichte. Allein sie trägt, weil sie früher allein die Geschichte repräsentirte, noch immer einen so vornehmen Nimbus um ihr Haupt, daß ihr heute noch eine besondere Betrachtung gebührt, wenn auch die Erkenntnis immer mehr wächst, daß sie der Kulturgeschichte als Begleiterin bedarf, deren Absonderung von den nichtpolitischen Ereignissen daher immer schwieriger, ja sogar unausführbar wird. Danach wird ein „Streit" zwischen politischer und Kulturgeschichte, wie er vielfach vorgekommen ist (oben S. 399),*) als abgetan betrachtet werden müssen. Allgemeine Vorschriften, wie es in dieser

*) Vergl. Dr. Moriz Ritter (Prof. in Bonn). B. A. Z. 1893, Nr. 219.

Beziehung gehalten werden müsse, sind unnütz; denn sie werden niemals befolgt werden. Die Freiheit muß jedem Historiker gelassen werden, in sein Werk, je nach dessen Umfang und Bedeutung, so viel politische und so viel Kulturgeschichte aufzunehmen, als erforderlich ist, um dasselbe so vollständig zu gestalten, daß es seinem Zwecke entspricht. Unsere Zeit ist aber die Verbindung beider Zweige, solange sie noch als solche gelten, so sehr gewohnt, daß sie eine einseitige Trennung nicht mehr genießbar finden wird.

An der Schwelle unseres Zeitraums steht die gewaltige Gestalt des Vaters der modernen Geschichtschreibung. Im Alter von 85 Jahren (1880) begann Leopold v. Ranke die Veröffentlichung seiner Weltgeschichte, welche allseitige Bewunderung seiner Arbeitskraft und Unternehmungslust in so hohem Alter hervorrief. Die erste Ausgabe erschien in neun, die spätere in vier Bänden. Der erste derselben enthält (sehr kurz und wie nachgewiesen worden, durchaus unkritisch) die morgenländischen Völker und die (um so glänzender dargestellte) griechische und römisch-republikanische Geschichte, der zweite die des römischen Kaisertums und der Völkerwanderung, der dritte die der arabischen Weltherrschaft, des fränkischen und der Blütezeit des deutschen Reiches, der vierte und letzte die Kreuzzüge, die Höheperiode des Papsttums und die weitere Geschichte bis zur Eroberung von Konstantinopel durch die Türken. Beigefügt wurden die dem König Maximilian II. von Baiern 1854 zu Berchtesgaden gehaltenen Vorträge über die Epochen der neuern Geschichte. Die unerreichte Kunst des großen Forschers in der bündigen und klaren Darstellung weltgeschichtlicher Ereignisse lassen die Unterbrechung seines letzten Werkes durch seinen Tod am 23. Mai 1886 allgemein tief bedauern. Der dumme Angriff des Jesuiten E. Michael (1890) auf den großen Toten hat seinem Andenken nichts geschadet.

Ranke hatte, wie Moriz Ritter (a. a. O.) sagt, alle Kultur in die beherrschende Idee der Religion zusammengefaßt. Es ist wol in der Einseitigkeit dieser Auffassung der bei aller Größe des genannten Historiographen unverkennbare Fehler begründet, daß er nicht die Völker, sondern nur ihre Führer auftreten ließ. Mit Ausnahme der im ganzen geringen Zahl seiner ihm strikte nachfolgenden Schüler haben sich die heutigen Historiker von diesem Fehler freigemacht. Dies zeigen die geschichtlichen Werke in ihrer Großzahl, so verschieden auch unter sich ihre Haltung, so manigfaltig das Maß ist, in dem sie die nicht zur Politik gehörenden Kulturmomente berücksichtigen.

Unsere Zeit liebt es, die bedeutendsten historischen Kräfte in Sammelwerken zu vereinigen, was zwar schon früher der Fall war, nicht aber in dieser Ausdehnung. Man kann indessen nicht sagen, daß diese Unternehmungen zu einer Art von Harmonie vorgedrungen

wären; es sind Werke für sich, die, jedes nach den eigenen Ansichten des Verfassers geschrieben, nur zufällig auch einen gemeinsamen Titel tragen, eines gemeinsamen Charakters aber entbehren. Infolgedessen zeigen sie einerseits in ihrer Gesamtheit klaffende Lücken, die man, nach dem Gesamttitel zu schließen, nicht zu finden erwartet, anderseits aber zahlreiche Wiederholungen desselben Gegenstandes der Forschung, die zudem oft von verschiedenen Gesichtspunkten ausgehen.

Das älteste dieser historischen Sammelwerke, die von Heeren und Ukert begründete und bald 70 Jahre zählende „Geschichte der europäischen Staaten" (Hamburg und Gotha, Fr. Andr. Perthes seit 1829), in unserem Zeitraume von Giesebrecht und seit seinem Hinschiede von Lamprecht geleitet, enthält gewiß höchst verdienstvolle Arbeiten, ja mehrere der verdienstvollsten unserer Zeit, leidet aber an Planlosigkeit und an dem allzu stark hervortretenden Bestreben, ältere Werke durch neuere zu verbessern, so daß kaum mehr recht klar ist, welche Bestandteile eigentlich als veraltet zu betrachten sind. Ein etwas befremdender Umstand ist, daß von Deutschland und Italien zur Zeit ihrer Zersplitterung einheitliche Geschichten erschienen, seit ihrer Einigung aber die Geschichte der Einzelstaaten in den Vordergrund tritt, — ebenso, daß die vorübergehende, von Frankreich oktroyirte Scheinorganisation eines Teiles von Nordwestdeutschland unter dem Titel einer „Geschichte des Königreichs Westfalen" einer besondern historischen Darstellung gewürdigt wurde. Zu begrüßen sind dagegen die neu aufgenommenen Geschichten der Schweiz und Finlands. Eine projektirte Bearbeitung der deutschen Geschichte in Perioden aus der Feder verschiedener Historiker ist leider nicht über einen kleinen Anfang hinaus gekommen. Von anderer Seite ist ein derartiges Unternehmen dagegen in raschem Fortschreiten begriffen („Bibliothek deutscher Geschichte", herausgeg. v. Zwiedinek-Südenhorst, bearbeitet von Lindner, Egelhaaf, Mor. Ritter, K. Th. Heigel u. A., Stuttgart, Cotta Nachfolger, seit 1890).

Eine 1858 begründete „Staatengeschichte der neuesten Zeit" (Leipzig, S. Hirzel) lieferte seit etwa 20 Jahren, obschon noch mehrere andere Staaten ganz oder teilweise im Rückstande sind, nur noch des jüngst verstorbenen Heinrich v. Treitschke (1848 abgebrochene) deutsche Geschichte (in welcher das subjektive Urteil allzusehr die historische Objektivität überwuchert und beeinträchtigt).

An raschem Fortgange und daher auch an verhältnismäßiger Gleichförmigkeit steht diesen Sammelwerken voran die von W. Oncken geleitete „Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen" (Berlin, G. Grote), die 1879 bis 1894 in 4 Hauptabteilungen und 45 Bänden erschien; aber auch dieses Unternehmen leidet an Ungleichheiten, Lücken und Wiederholungen, und gerade der Umstand, daß es sich durch eine

Fülle kulturgeschichtlicher Abbildungen auszeichnet, läßt kulturgeschichtliche Darstellungen vielfach vermissen, so besonders die des Mittelalters.

Es sind, wenn wir auf die Nennung einzelner Geschichtschreiber und ihrer Werke eingehen, im Bereiche der politischen Geschichte, weil sie schon ein so ehrwürdiges Alter hat, auch soweit sie Kulturgeschichtliches mit aufnimmt, nicht, wie bei der noch jungen Kulturgeschichte, neu aufgetauchte Prinzipien zu erwähnen; da auch die Aufzählung langer Reihen von Namen nicht unsere Aufgabe ist, können wir nur eine Auswahl desjenigen bringen, was weitere Kreise besonders interessirt.

Die Geschichtschreibung unserer Tage, und zwar die deutsche, hat eine Geschichte der alten Reiche des Morgenlandes, die es früher nicht gab, erst geschaffen, und wir lesen ihren ununterbrochenen Verlauf gerade so fließend wie die Geschichte eines europäischen Landes. Das pyramidenreiche Nilland hat seine Historiographen in Heinrich Brugsch, Adolf Erman und Eduard Meyer, seine Hieroglyphen und Normarchien haben ihre Erforscher und Beschreiber in Georg Ebers und Johannes Dümichen gefunden. Die Geschichte der Reiche am Eufrat und Tigris schuf zusammenhängend Fritz Hommel; ihre Keilschriften entzifferten nach früheren Vorgängen Eberhard Schrader, Friedrich Delitzsch u. A. In Frankreich haben sich mit der Geschichte Aegyptens Maspero und mit derjenigen Babyloniens und Assyriens Lenormant und Ménant beschäftigt.

Leider haben die alten Inder, unsere träumerischen Sprach- (und zum Teile Stammes-) Genossen am Ganges, keine Geschichte geschrieben; ihre Epopöen, das Mahabharata und Ramayana, mußten den ältern Teil von des Bengalen Romesch Tschandra Datta (B. A. Z. 1891, Nr. 18) englischem und von Prof. S. Lefmanns deutschem Geschichtwerk ausfüllen. Die alten Perser lernen wir nicht mehr nur aus Herodot kennen; ihren Zoroaster wie ihre Schahe schildert uns Ferdinand Justi. Wie Bernhard Stade und Oskar Holtzmann das Noli me tangere der altisraelitischen und altchristlichen Ereignisse in die Geschichte hereinzogen, ist bereits (oben S. 287 ff.) gesagt. Neue Auffassungen und Darstellungen der Geschichte des alten Hellas bahnten außer Curtius Adolf Holm, des alten Rom Hermann Bender und W. Soltau an. Die Epoche des Untergangs der römischen Weltherrschaft, der sog. Völkerwanderung und der Entstehung germano-romanischer Reiche ist in Deutschland noch so ziemlich die Domäne Felix Dahns, während den Franzosen dieser Zeitraum durch Fustel de Coulanges genießbar gemacht wird.

Wir kommen zu der Zeit, in der die deutsche Geschichte beginnt. In gehobener, wahrhaft epischer Sprache und farbenprächtiger

Schilderung der staatlichen, gesellschaftlichen und geistigen Zustände bietet sie uns Karl Lamprecht; namentlich führt er schaffend und belehrend in das Geschick der einzelnen Stämme ein. Einen Abschnitt des frühen Mittelalters wählte Heinrich Gerdes zu allseitiger Beleuchtung. Einen andern, den Kampf zwischen Staat und Kirche zur Zeit Papst Gregors VII. behandelt in dessen Leben auf äußerst sympathische Weise der katholische Geistliche Wilhelm Martens in Oliva bei Danzig, der sich kräftig gegen übertriebene Ansprüche des Papsttums wendet. Die eingehenden Forschungen von Sybel und Röhricht haben sowol Bernhard Kugler, als dem Verfasser dieses Buches eine Geschichte der Kreuzzüge möglich gemacht. Im übrigen haben Hans Prutz und v. Pflugk-Harttung das Mittelalter vielfach durchforscht und dargestellt. In dem neuerdings wieder aufgegrabenen Prozesse der Templer, denen Prutz soviel Schuld wie möglich aufbürdete, ist es Schottmüller und dem Pfarrer Julius Gmelin gelungen, sie vielfach zu entlasten. Dem letzten Staufer Konradin, einem der Lieblinge unseres Volkes, hat Karl Hampe eine Blume auf das frühe Grab gelegt.

Mit dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts beginnt die Geschichte der Schweiz. Sie ist in unserm Zeitraum von Karl Dändliker mehr in kulturhistorischem, von Johannes Dierauer mehr in politischem Geiste erzählt worden. Eine Darstellung in franz. Sprache erscheint von B. van Muyden in Lausanne. In der zu derselben Zeit anhebenden Geschichte des habsburgischen Oesterreich steht Alfons Huber heute voran.

Vielfach wenig bekanntes Licht hat Ludwig Keller in Münster über die altevangelischen Gemeinden vor der Reformation (gewöhnlich Waldenser genannt) verbreitet.

Von einseitig konfessionellem Standpunkte suchte Johannes Janssen, der ultramontane Geschichtschreiber κατ᾽ ἐξοχήν (geb. 1829, † 1891), abgesehen von manchen vortrefflichen Einzelschilderungen und des Verfassers bedeutender Arbeitskraft (s. B. A. Z. 1892, Nr. 298), — die Reformation so darzustellen, daß an den Protestanten kein gutes Haar blieb. Er ist dafür von Julius Köstlin (Luther 1883), Gottl. Egelhaaf (1888) und Friedr. v. Bezold (1890) ernst und würdig zurechtgewiesen worden.

Die Gegenreformation mit einem ihrer Hauptbelden, Ignaz von Loyola, fand in Martin Philippson und Gustav Droysen neuere und in Eberhard Gothein ihren neuesten kulturgeschichtlich geschulten und unbefangenen Darsteller. Eine Heldin jener Periode, Maria Stuart, war vielfach Gegenstand verschiedener Ansichten, ob schuldig, ob schuldlos. Zuletzt hat der norwegische Professor Gustav Storm eine Lanze für sie eingelegt. Es ist eine eigene Erscheinung, daß besonders die Helden Schiller'scher Dramen noch heute Gegenstände historischer

Kontroversen sind, so auch Jeanne d'Arc (B. A. Z. 1892, Nr. 249), Don Carlos und besonders Wallenstein, über den Winters Geschichte des 30jährigen Krieges das Abschließende enthalten dürfte. Nicht Verrat, sondern vom unfähigen Kaiser abweichende Politik stürzte und mordete ihn. Bernhard Erdmannsdörffer füllt die Lücke zwischen dem westfälischen Frieden und Friedrich dem Großen aus, dessen Zeitalter Oncken schilderte.

Von einem großen Teile, vielleicht dem größten ihres Nimbus entkleidete die französische Revolution und entlarvte ihre frühere Schönfärberei Hippolyte Taine*), der geistvollste Schriftsteller des heutigen Frankreich, der Philosoph und Litteraturhistoriker (geb. 1828, † 1893), in seinem letzten und größten Werke „Les origines de la France contemporaine“ (1876—1890), in welchem er, was dem gerechten Historiker nur zum Ruhme gereichen muß, sowol die Reaktionäre als die Revolutionäre vor den Kopf stieß. Ebenso unerbittlich scharf, aber ruhiger schilderte dasselbe große Ereignis, mit Ausdehnung der Darstellung auf ganz Europa, Albert Sorel in „l'Europe et la révolution française“ (1885—1892).**) Der frühere Geschichtschreiber jener Revolution, Heinrich v. Sybel, dem darin Wilhelm Oncken nachfolgte, hat zuletzt vor seinem kürzlichen Hinschiede die Entstehung des neuen Deutschen Reichs zur Aufgabe seiner geschätzten Feder gemacht; Oncken bearbeitete dieses Thema bis zum Tode Kaiser Wilhelms I. Ein ganz großartiges Werk, wie es wol keine andere Nation besitzt, ist die „Deutsche Biographie“, die alle verstorbenen bedeutenden Personen deutscher Abstammung aufnimmt und (1896 bis zum Buchstaben W 40 Bände zählend) ihrem Abschlusse entgegen geht.

Nachdem 1881 der Papst das vatikanische Archiv eröffnet hatte, ermöglichte 1888 das preußische Kultministerium die Gründung einer historischen Station (später „Institut“ genannt) in Rom unter Leitung einer Kommission der Berliner Akademie, deren Vorsitz Sybel führte, mit einem deutschen Sekretär an der Spitze und mit der nächsten Aufgabe einer Veröffentlichung der Nuntiaturberichte des 16. Jahrhunderts, die bereits 1892 in 2 Bänden, von Prof. Friedensburg bearbeitet, vorlagen, wozu noch die andere Aufgabe kam, die dortigen Arbeiten von Historikern deutscher Sprache zu unterstützen, die in Menge vorgenommen wurden.***)

*) Nachruf von Leop. Katscher. B. A. Z. 1893, Nr. 78, von K. Th. Heigel, ebendas. 1893, Nr. 289 ff. und von F. B., ebendas. 1894, Nr. 134.

**) Herm. Hüffer. B. A. Z. 1892, Nr. 172.

***) Bericht von L. Quidde. B. A. Z. 1892, Nr. 233.

## C. Die Verbindungen der Völker.

### 1. Gesellschaftslehre.

Wie sehr alle Wissenschaften unter sich zusammenhängen und ein Ganzes bilden, geht besonders aus der Kettenfolge hervor, deren Glieder sind: Biologie — Anthropologie — Ethnologie — Urgeschichte — Gesellschaftslehre — Psychologie. Mit der Biologie berührt sich die Anthropologie durch das Hervorgehen des Menschen aus dem organischen Leben gleich den Pflanzen und Tieren, mit der Anthropologie die Ethnologie durch die Beobachtung des Menschen als solchen in seiner Einheit und in den Verschiedenheiten, die seine Erscheinung darbietet, mit der Ethnologie die Urgeschichte durch die Forschung nach der Herkunft der Menschen und ihrer Kultur. Die Urgeschichte führt sodann auf die Gesellschaftslehre, d. h. die Betrachtung der Menschen in ihrem Uebergange aus der Wildheit zur Gesittung, der nicht möglich ist ohne gesellige Verbindungen, in denen sie lediglich als Menschen leben, noch ohne irgend welchem Zwang, den Verhältnisse und die Geschichte herbeiführen, zu unterliegen. In der Gesellschaftslehre oder (wie sie ein uns unsympathisches lateinisch-griechisches Mischwort, das Franzosen und Engländer erfanden, bezeichnet) in der Sociologie, wird eine Menge von Menschen, z. B. ein Volk, in ihren gemeinsamen Beziehungen zur Außenwelt, — zur Natur und zur übrigen Menschheit — Gegenstand der Betrachtung. Wenn nun dabei auch ihre gemeinsamen seelischen und geistigen Eigenschaften eine Rolle spielen, so können doch diese als solche, mehr oder weniger unabhängig vom körperlichen Element gedacht, erst Gegenstand einer höhern Wissenschaft, der Psychologie sein, in der wir die Grundlage der Philosophie erblicken. So manigfaltig also, trotz ihrem Zusammenhang, diese Kettenfolge ist, so einheitlich erscheint sie als die Lehre vom Menschen im weitern Sinne, deren Glieder durch Seitenverbindungen (wie die Anthropologie durch Pathologie und Hygieine, die Ethnologie durch Sprach- und Religionswissenschaft, die Urgeschichte durch die Kultur- und Staatengeschichte) zur Wissenschaft der Menschheit erweitert werden.

Die Gesellschaftslehre soll nach einer Ansicht auch*) die sog. Völkerpsychologie, die Lehre vom Charakter der Völker, in sich begreifen, welcher Lehre ihre Begründer, Lazarus und Steinthal, in der nach ihr benannten Zeitschrift, eingehende Forschungen gewidmet haben. Sie bezeichneten diese Wissenschaft „als die Erforschung der geistigen Natur des Menschengeschlechtes, des Volkes, wie sie die Grund-

*) Achelis, Moderne Völkerkunde, S. 122 ff.

lage zur Geschichte oder dem eigentlichen geistigen Leben des Volkes wird". Wir sehen in ihr aber mehr eine Fortsetzung oder Höherbildung der Völkerkunde, als eine solche der Psychologie, wie ihre genannten Begründer fanden. Es ist überhaupt ein Fach ohne klare Stellung im Reiche der Wissenschaften; wir finden in ihr nichts als eine Anknüpfung zwischen Völkerkunde und Gesellschaftslehre, und in der letztern einfach die Lehre von den menschlichen Verbindungen, die in ihrer Ausdehnung zwischen der Familie und dem Staate stehen, d. h. weiter sind als jene und enger als dieser, jedoch auch beide berühren und mit ihnen eng zusammenhängen, wie die Korporationen verschiedener Art (Berufsgenossenschaften, Gemeinden, Vereine u. s. w.). Hier ist es indessen blos unsere Aufgabe, ihre geschichtliche Entwickelung zu verfolgen.

Der Begründer der „Sociologie" war August Comte (geb. 1798, † 1857), ein Gegner der spekulativen Philosophie und Schöpfer der sog. positiven Philosophie, welche (seit 1839 ausgearbeitet) nur Tatsachen anerkennt und von Comte als die dritte Stufe der Erkenntnis nach der „erfundenen" Theologie und der abstrakten „irrtumsvollen" Metaphysik bezeichnet wurde. Sie „verzichtet auf die Erforschung der letzten Ursachen und Zwecke des Geschehens", sie findet alles erklärt, „wenn die Umstände, unter welchen die Vorgänge entstanden sind, untersucht und durch das Verhältnis der Zeitfolge und Aehnlichkeit mit einander verknüpft werden". Dies soll auch die „Sociologie" tun. Sie sieht in allen Ereignissen einfach Gegenstände der Beobachtung, sie preist sie nicht und verdammt sie nicht; sie betrachtet sie lediglich in ihrer Eigenschaft als Ursachen und Wirkungen. Sie beurteilt die soziale Entwickelung nach ihrer Umgebung (Comte nannte diese ungenauer Weise das Milieu, was vielmehr den Mittelpunkt der Umgebung bezeichnet). Er betrachtet die soziale Wissenschaft naturgeschichtlich als von der Biologie ausgehend, mit welcher die soziale Entwickelung im Einklang bleiben muß. Wie jene, ist auch diese an die unorganische Natur gebunden, geht unter astronomischen, physikalischen und chemischen Bedingungen vor sich. Die natürlichen Störungen treffen auch das soziale Leben und dessen Vorgänge. „Der politische, moralische und geistige Fortschritt der Menschheit", sagt Comte, „ist untrennbar von ihrem materiellen Fortschritte." Die Familie ist, so sehr sie sich auch verändert, das Muster der Gesellschaft und die Vorbereitung auf diese, und die Gesellschaft ist eine Gruppe von Familien, nicht von Einzelmenschen. Sie muß ausführen, was die Familie vermöge ihrer beschränkten Zahl von Individuen nicht kann; die Teilung der Arbeit tritt an die Stelle der Sympathie.

Klarer drückte die sociologische Lehre der Belgier Quételet aus, indem er sie auf die Statistik gründete und daraus Gesetze ableitete.

Er schloß die individuellen und zufälligen Momente von der Betrachtung aus und behauptete bei allen Vorkommnissen, z. B. Verbrechen, eine regelmäßige Wiederkehr der Zahlen, die man unmöglich verkennen könnte. Die Gesellschaft berge daher die Keime der Verbrechen in sich und bereite sie vor; der Verbrecher sei nur ihr Werkzeug. Diese Beobachtung biete aber auch die Mittel zur Besserung der Sitten und damit auch jenes Uebels. Es liege darin das Gesetz, daß dieselben Ursachen dieselben Folgen haben. Hat man den Menschen bei verschiedenen Völkern beobachtet, so wird man die Gesetze bestimmen können, denen er bei den verschiedenen Völkern unterworfen war. Die Völker aber stehen in demselben Verhältnis zur Menschheit wie die Individuen zu den Völkern. Aus dem Fortschritte der Einzelnen folgt der der Völker und aus diesem der der Menschheit. Quételet gründete darauf einen durchaus optimistischen Blick in die Zukunft. Er hoffte Abnahme der Krankheiten, Verbrechen und Kriege und eine gleichmäßige Gestaltung des menschlichen Typus.

Ein „Fortsetzer und Fortbildner" Comtes wird der englische Philosoph Herbert Spencer (geb. 1820) genannt, dessen „sociologische" Wirksamkeit 1870 begann und in Deutschland seit 1875 Anerkennung fand. Er leitet ebenfalls die Gesellschaftslehre von der Biologie ab und überträgt die Gesetze dieser auf jene, die Entwicklung in der Natur auf die der menschlichen Gesellschaft. Alle gesellschaftlichen Handlungen werden durch solche von Individuen bestimmt, und letztere sind „vitale" Handlungen, die mit den Gesetzen des Lebens im Allgemeinen im Einklange stehen. Die Gesellschaft zeigt Erscheinungen des Wachstums, der Bildung und Verrichtung gleich denen des einzelnen Körpers. Jede Organisation wird durch gegenseitige Abhängigkeit der Teile einer Masse hervorgebracht und erhalten; sie ist nicht möglich, wenn alle Teile gleich sind und ohne gegenseitige Hilfe leben. Sie verlieren ihre Gleichheit, indem sie ungleiche Arten der Tätigkeit beginnen, für die sie ihre Stellung zu einander geschickt macht. Die Individuen der Gesellschaft zerfallen dann in verschiedene Ordnungen von Tätigkeiten, und langsam ergeben sich dauernde gesellschaftliche Gebilde. Die Einzelnen passen sich stetsfort der Gesellschaft an, jedoch nur annähernd, und die Anpassung muß sich immer wieder erneuern, weil der Typus eines Volkes durch das eigene Wachstum und durch die Tätigkeit der Nachbarvölker modifizirt wird.

Spencer schließt sein hierher gehöriges Werk*) mit dessen Zusammenfassung in die Annahme, „daß die von gesellschaftlichen Ordnungen dargebotenen gleichzeitigen oder sukzessiven Tatsachen eine nicht

*) Herb. Spencer, Einleitung in das Studium der Sociologie, herausg. von Dr. Heinrich Marquardsen. 2 Teile, 2. Aufl. Leipzig 1896.

minder natürliche Entstehung als die aller anderen Klassen von Tatsachen besitzen". Er verwirft alle Vorurteile, politische wie religiöse, als „durch Gefühlserregungen verursachte Verzerrungen des Urteils", welche die durchaus notwendige ruhige Betrachtung der Dinge unmöglich machen. Er verlangt in der Sozialwissenschaft einen gesunden Kompromiß-Prozeß zwischen dem Alten und dem Neuen. Demgemäß führt nach ihm „ein wissenschaftliches Studium der Gesellschaftslehre zu einer gerechten Würdigung der verschiedenen Parteien, politischer, religiöser und anderer". Die durch dieses Studium „enthüllte Fortschrittstheorie ist also eine solche, welche die Hoffnungen und Befürchtungen extremer Parteien bedeutend mäßigt". Es ist aber besser, die Wahrheit zu erkennen, als fantastische Hoffnungen zu hegen, und „der Mensch von höherm Typus muß sich mit bedeutend gemäßigten Erwartungen begnügen". „Er muß erkennen, wie vergleichsweise wenig getan werden kann, und muß es doch der Mühe wert halten, dies wenige zu tun, und so philanthropische Energie mit philosophischer Ruhe verbinden."

Der, wie Achelis (a. a. O. S. 152) sagt, außerhalb der fachgenössischen Litteratur wenig bekannte Deutschrusse Paul v. Lilienfeld (geb. 1829, Generalgouverneur von Finland 1855—1861, Gouverneur von Kurland 1868) ließ von 1873 bis 1881 sein fünfbändiges Werk „Gedanken über die Sozialwissenschaft der Zukunft" in Mitau erscheinen.*) Es beruht auf dem Grundsatze, „die menschliche Gesellschaft sei, gleich den Naturorganismen, ein reales Wesen, lediglich eine Fortsetzung der Natur und nur ein höherer Ausdruck derselben Kräfte, die allen Naturerscheinungen zu Grunde liegen. Der Verfasser hat sich darin, wie er selbst sagt, von Parteigeist und einseitigen Tendenzen möglichst fern zu halten gesucht. — Die sozialen Verhältnisse sind, so beginnt er seine Darlegung, vom Anfange der menschlichen Gesellschaft an dieselben. Die Neuzeit hat blos die sozialen Prinzipien zu Fragen gemacht, welche in einem höhern Grade die Leidenschaften wachrufen. Wie nach Comte und Spencer, entwickeln sich auch nach ihm die sozialen Organismen nach denselben Gesetzen wie die übrigen organischen Wesen. Die einzelnen Menschen stellen danach innerhalb der sozialen Gruppen, zu denen sie gehören, dasselbe dar, was die pflanzlichen und tierischen Zellen in den Körpern, deren Bestandteile sie ausmachen. Lilienfeld geht von Darwin aus, nach dessen System ein Wesen desto höher organisirt ist, eine je komplizirtere Vereinigung von Zellen es darstellt. Die höchste Vereinigung dieser Art zeigt der Mensch; die einzelnen Menschen aber sind die Zellen der Menschheit, die ein organisches System bildet, das vollkommenste Nervensystem be-

*) Paul v. Lilienfeld, vom Verf. d. B. 6. Heft der „Deutschen Denker". Danzig 1889.

sitzt und ein sozialer Kosmos ist. Die Familie ist der Anfang jeder Gesellschaft; aus ihr entwickeln sich Geschlechter, Stämme, Völker und Staaten im Kampf um das Dasein, dem viele dieser Gruppen zum Opfer fielen. In der menschlichen Gesellschaft leben zu gleicher Zeit Individuen und Stämme, die ältere und neuere Kulturzustände vertreten. Kinder und Naturvölker leben auf der geistigen Stufe der Urzeit. Alle Gestaltungen der menschlichen Gesellschaft waren schon in ihren Uranfängen gegeben und vorhanden. Der Entwickelung der Zelle entsprechend schreitet die Menschheit in der Kultur im ganzen fort, oft aber auch rückwärts. Im Emporsteigen nimmt die Zuchtwahl edlere Motive an. Der Mensch ist weniger ein Produkt der Natur, als der Gesellschaft (die aber doch selbst ein Produkt der Natur sein soll!). So gelangt Lilienfeld immer mehr zu falschen Schlüssen; er weist nirgends nach, wie der Mensch dazu komme, einer Zelle zu entsprechen, und ignorirt in der Entwickelung der Völker die Einwirkung der Lage und des Klimas der Länder; ja im letzten Bande versteigt er sich in die Gebiete religiöser Mystik und versucht eine Vermittelung zwischen Wissenschaft und Kirche, mit der sich keine von beiden einverstanden erklären könnte, ohne sich selbst aufzugeben. —

Wir kommen zu Albert Schäffle zurück, den wir bereits (oben S. 134 ff.) als Kritiker der Sozialdemokratie kennen lernten. Die Gesellschaftslehre behandelt er in dem schwerwiegenden Werke „Bau und Leben des sozialen Körpers“ (2 Bde. 1. Aufl., Tübingen 1875, 2. 1881, 3. 1896), dessen Sprache zu philosophisch ist, um weiteren Kreisen zugänglich zu sein. Trotzdem geht, gleich den bisher besprochenen Sozialforschern, auch Schäffle von naturwissenschaftlichen Gesichtspunkten aus und verwirft die metaphysische Betrachtung. „Die Sozialwissenschaft hat nur mit wirklichen Ursachen, Vorstellungen, Motiven, Mitteln und Wirkungen zu tun, hat nur erfahrungsmäßig gegebene Tatsachen, Kräfte und Wirkungen, sowie deren kausale, historische und praktische Zusammenhänge zu beobachten, objektive Gewißheit zu finden.“ Die Civilisation stellt einen belebten Körper dar, der „ein Ganzes aufsteigend komplexerer Zusammenstellungen eigentümlicher Grundbestandteile ist; seine Gesamtorganisation ist ein Aufbau aus zwei Elementen, aus Personen und Gütern, aus Bevölkerung und Vermögen.“ Er „lebt; denn er bewahrt innerlich bewegt den Zusammenhang seiner Teile und Bewegungen gegen äußere Störungen.“ Sein Leben ist „geistige, potenzirt bewußte, symbolisch und technisch vollzogene Lebensgemeinschaft“. „Er wirkt zwar durch und für seine aktiven Bestandteile, die Individuen und die Gruppen der Bevölkerung; aber er erhält sich über denselben als ein Ganzes mit ununterbrochenem Kollektivbewußtsein, mit einer die Einzelnen beherrschenden Tradition der geistigen und materiellen Güter, mit Anhäufung der Kunsterrungen-

schaften aller vergangenen Geschlechter zur Ausstattung aller kommenden . . .“ Abweichend von Lilienfeld bestreitet Schäffle die Betrachtung des sozialen Körpers „im Sinne einer den organischen Körpern gleichwertigen Erscheinung“. Er ist „kein Organismus im Sinne der Biologie“. Dennoch bewegt sich die Darstellung Schäffles fortwährend in Analogien und Vergleichungen zwischen dem sozialen Körper und dem der Pflanze und des Tieres. Denn alle Sozialwissenschaft „muß auch die Natur, die Umgebung des sozialen Körpers, in Betracht ziehen“. Auch schließt sich Schäffle dem Darwinismus in edlerer Auffassung an und verwirft durchaus die (von Nietzsche und besonders seinem Anhänger Tille vertretene) Ansicht, daß die Selektionstheorie eine (brutale) Ausscheidung der angeblich Untüchtigen verlange. Die stärksten Kräfte sollen (I, 570) gezwungen werden, wahres Recht zu bilden und zu hüten, dem Recht zur Macht zu verhelfen und aus der Macht Recht hervorgehen zu lassen. „Was nicht brutal ist, kann aber sehr wohl eine Macht sein.“ Macht ohne Recht kann nicht bestehen.

Gegen die Lehren von Comte und Spencer erklärt sich Benjamin Kidd in seiner „Sozialen Evolution“.*) Gegenüber Jenem findet er die Lösung des zwei Jahrtausende dauernden Kampfes zwischen Individualismus und Kollektivismus in der Religion und zwar nicht der vernünftigen, sondern der orthodoxen (?), die er von oben nach unten im Wachstum begriffen glaubt. Er bestreitet ferner Spencers Utilitarismus und die Annahme, daß durch die größtmögliche Wohlfahrt der größtmöglichen Anzahl von Individuen das soziale Wohl im ganzen gewährleistet sei, wogegen er behauptet, das Gesamtwohl erfordere das Vorherrschen solcher Tendenzen, die auch die Interessen noch ungeborener Geschlechter mit umfassen. Die neueste Gesellschaftslehre, die von Otto Ammon**), zieht gegen den Wahn der allgemeinen Gleichheit der Menschen zu Felde. Von der Darwin'schen Auslese ausgehend, will er (S. 243 ff.) eine Aristokratie der Gebildeten (die auch für den Verf. d. B. das wahre ist), die vaterländisch fühlt und denkt. Er will aber eine natürliche Auslese, — keine gewaltsame wie Nietzsche (S. 116), auf den wir weiter unten näher eingehen werden, — beruhend auf der Geltendmachung der Begabung, auf der Belohnung nach dem Geleisteten, auf eingreifenden sozialen Verbesserungen, und zwar vor allem auf dem Lande (S. 254), und einer Unterrichtsreform. „Alles für (nicht durch) das Volk“ ist seine Losung.

---

*) Deutsch von E. Pfleiderer. Jena 1893. Besprochen von Dr. Emerich Prettenhofer. B. A. Z. 1895, Nr. 257.

**) Die Gesellschaftsordnung und ihre natürlichen Grundlagen. Entwurf einer Sozial-Anthropologie u. s. w. 2. vermehrte Aufl. Jena 1896. Besprochen von Jul. Wolf. B. A. Z. 1895, Nr. 114.

Zur Gesellschaftslehre gehört auch die Volkswirtschaft. Was daran für weitere Kreise Interesse hat, haben wir (oben S. 128 f. u. 133 ff.) bei Anlaß des Sozialismus gesagt und fügen hier nur einiges Geschichtliche aus diesem Fache bei.

Wie der Nationalökonom Lujo Brentano sagt*), „zeigt Deutschland heute eine Fülle emsiger Arbeiter auf volkswirtschaftlichem Gebiete, die nach ausreichend übereinstimmender Methode arbeiten, um dem einen Forscher die Benützung der Ergebnisse des andern zu gestatten. Ein wesentliches Mittel, um diese Forscherschaar groß zu ziehen, bilden die Seminare. ... Welchen Nutzen dies bringt, zeigen die auf solchem Zusammenarbeiten beruhenden Schriften des Vereins für Sozialpolitik." Brentano hat mit seinen Schülern in München die Aufgabe in Angriff genommen, die Konkurrenzfähigkeit der einzelnen gewerblichen Betriebsformen zu prüfen (worauf wir bei Anlaß der Gewerbe zurückkommen werden).

Seit langer Zeit bekämpften sich die Nationalökonomen verschiedener Schulen heftig. Heutzutage aber „herrscht ein Geist der Duldung und Nächstenliebe" unter ihnen,**) wenn auch „markante Gegensätze vorhanden" sind, wie zwischen Abstraktion und Tatsächlichkeit, die aber einander gegenseitig Zugeständnisse machen. Volkswirtschaftliche Vereine entstanden in England, Nordamerika und Deutschland, während in Frankreich unter den Fachgenossen noch Krieg waltet. Die zwei bedeutendsten modernen Systeme der Volkswirtschaft sind die „Principles" von Marshall und das „Lehrbuch" von Adolf Wagner. Die Behandlung der gewerblichen Organisation, der Güterverteilung, der Rententheorie und der Finanzwirtschaft besteht bei Beiden zum großen Teil aus historischen Betrachtungen. Das Kapital wird sogar von Wagner, dem Vorkämpfer der Abstraktion, nicht mehr als eine „ewige Notwendigkeit", sondern als eine historische Entwickelung betrachtet. Durch die historische Behandlung ist die Wissenschaft weit klarer geworden.

Der Führer der historischen Schule, Gustav Schmoller, sagt in seiner „Litteraturgeschichte der Staats- und Sozialwissenschaften" (1888), es sei nutzlos, Fortschritt zu hoffen von „der weitern Destillation der bereits hundertmal destillirten Abstraktionen des alten Dogmatismus". Mancher wirft dafür der historischen Schule Kleinmalerei und Spezialissima über allerhand Gilden vor. Dem von Walker 15 Jahre lang aufrecht erhaltenen abstrakten Satze, die Löhne seien ein Restanteil, den der Arbeiter von dem gesamten Produkt des Kapita-

*) „Münchener volkswirtschaftliche Studien". B. A. Z. 1893, Nr. 275.

**) W. J. Ashley, Das Studium der Wirtschaftsgeschichte. B. A. Z. 1894, Nr. 157 u. 158.

listen, Unternehmers, Grundeigentümers und Arbeiters erhält, wobei die Anteile der drei anderen begrenzt sind, wird schwerlich ein anderer lebender Nationalökonom von Bedeutung beistimmen. Thorold Rogers, Verfasser der „Geschichte der englischen Arbeit“ (1890), widmete seine ganze Tätigkeit der Sammlung von Materialien über mittelalterliche Preis- und Lohnverhältnisse, die aber, meint Ashley, nur dann von Wert sind, wenn wir sie in den richtigen Zusammenhang zu bringen vermögen. Nach ihm enthält Seebohms englisches Werk: the english village community (1883, deutsch von Bunsen 1885) auf 100 Seiten mehr bedeutendes als alle Bände von Rogers. Er „gibt ein lebenswahres Bild, wie sich die Tage der Landbevölkerung abgespielt haben“, was erst die Daten und Tatsachen von Rogers ins rechte Licht gesetzt habe. In Deutschland haben Karl Theodor v. Inama-Sternegg (1872—79), Karl Lamprecht (1878—86) und G. F. Knapp (Die Landarbeiter in Knechtschaft und Freiheit, 1891) bedeutende Werke über die Wirtschafts- und Agrargeschichte des Mittelalters und neuerer Zeit veröffentlicht.*) Ashley sieht bereits die Zeit kommen, in der die Wirtschaftshistoriker sich von den Nationalökonomen lossagen, warnt aber vor dem Glauben an blos behauptete und nicht bewiesene historische Tatsachen.

Bezüglich alles nähern und weitern müssen wir auf die angeführten Quellen verweisen.

## 2. Rechtswissenschaft.

Wie die Ethnologie in der Sprach- und Religionswissenschaft und die Urgeschichte in der Kultur- und Staatengeschichte sich aus einer Lehre vom Menschen zu einer Lehre von der Menschheit erweitert, so die Gesellschaftslehre in der Rechts- und Staatswissenschaft. Gleich der Ethnologie und Urgeschichte hat es die Gesellschaftslehre noch nicht mit Ausdehnung der Wissenschaft auf die Gesamtheit der Menschen, sondern mit Beschränkung auf gewisse Kreise solcher zu tun. Verbindet sich dagegen die Ethnologie mit der Gesellschaftslehre, so kommen die Rechtsverhältnisse zur Geltung, und diese führen auf die überraschendsten Analogien zwischen den verschiedensten Völkern aller Kulturstufen, so daß sie sich als Gemeingüter der Menschheit enthüllen, auch ohne daß noch die Idee des Staates, die ausschließlich mittlerer und höherer Kultur angehört, notwendig mit ihnen verbunden wäre.

Dies hat kein Forscher besser erkannt und nachgewiesen, als der schon erwähnte Hermann Post (s. oben S. 377). „Es gibt,“ sagt

*) Näheres und weiteres berichtet Eberhard Gothein. A. A. Z. 1892, Nr. 244, 248, 249, 264 u. 276.

er (Ethnol. Jurispr. I, S. 8 ff.), „kein Volk der Erde, welches nicht die Anfänge eines Rechtes besäße. Das gesellige Leben gehört zur menschlichen Natur, und mit jedem geselligen Leben ist auch ein Recht gegeben.“ Durch den Zusammenschluß von Menschen treten diese über das blos biologische Dasein hinaus, und dieser Zusammenschluß hat zur Folge, daß die Einzelnen gewisse Teile ihrer Eigenart ihren Genossen opfern. Es entwickelt sich ein Rechts- und Pflichtgefühl und äußert sich auf den rohesten Stufen z. B. in der Blutrache. Es entstehen Organe, welche Recht sprechen; aber auch der Wille des Herrschers erscheint als Rechtsquelle, und überdies gibt es ein Gewohnheitsrecht, das sich in Rechtssätzen ausdrückt, die sich anfangs im Gedächtnis der alten Leute erhalten und von ihnen den Jüngeren überliefert werden. Erhält das Volk eine Schrift, so erfahren sie Aufzeichnung. Das Recht ist es erst, welches feste Verbände schafft und sie bis zum Staate hinauf fortführt. Diese Verbände ordnen sich nach Geschlechterrecht (Ehe und Blutsverwandtschaft), nach Gebietsgemeinschaft, nach Unterordnung unter eine Herrschaft oder nach freier gesellschaftlicher Verbindung. Diese vier Formen sind auch oft gemischt mit Vorwiegen der einen oder andern. In ihrem Kulturwert ordnen sie sich in der genannten Reihenfolge von unten nach oben. Im ersten und niedrigsten, dem Geschlechterverbande herrscht die Friedlosigkeit des eigenen und die Blutrache an dem ganzen Geschlechte eines fremden Totschlägers, womit die Keime des Krieges gegeben sind. Die Autorität eines Häuptlings regelt das Leben der Geschlechtsgenossenschaft; aber sein Ansehen ist beschränkt durch die gemeinsame Sitte. Hat diese Organisation sich in einem bestimmten Gebiete niedergelassen und sich nach Geschlechtern darein geteilt, so entsteht die zweite Form, drängt die erste nach und nach zurück und ordnet sich nach Hausgenossenschaften. Bilden sich durch Kriegsgefangenschaft oder Eroberung oder Ergebung in Unfreiheit (aus Armut oder Schutzbedürfnis) oder wegen Schulden oder zur Strafe Unterschiede zwischen Herrschenden und Dienenden, so kommt die dritte Form zur Geltung, und die Unfreien stehen unter einer Adelskaste oder einem Einzelherrscher. Löst sich ein solches Verhältnis auf (oder hat es nie bestanden), so kann die freie gesellschaftliche Vereinigung als vierte Form eintreten. Wir sehen in der dritten die Keime der Aristokratie und Monarchie, in der vierten die der Demokratie.

Ueber deutsche Rechtsgeschichte war bis 1886 kein mit den Fortschritten der Wissenschaft Schritt haltendes neues Buch erschienen und auch kein dieselben berücksichtigendes altes neu aufgelegt worden. Endlich erschien 1887 Heinrich Brunners Werk, dessen erster Band aber (mit 71 Bogen!) nur bis zum Ende der Karolingerzeit reicht und beinahe ausschließlich Verfassungsrecht und Geschichte

der Rechtsquellen behandelt. Den fühlbaren Mangel aber füllte schon 1889 Prof. Richard Schröders in Heidelberg „Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte" aus, das auf 52 Bogen alle Gebiete des Rechtes bis auf die Gegenwart (d. h. bis 1870) verfolgt. Im J. 1894 ließ Brunner seine „Forschungen zur Geschichte des deutschen und französischen Rechts" (gesammelte Aufsätze) folgen, an denen Felix Dahn die strenge, von fantastischen Einfällen freie Methode rühmt (B. A. Z. 1894, Nr. 85).

Seit der Errichtung des neuen Deutschen Reiches hat sich in diesem eine geradezu Staunen erregende Tätigkeit in der Ausgestaltung einer einheitlichen Gesetzgebung entwickelt.

Das deutsche Strafgesetzbuch, das den Reigen eröffnete, fällt noch in die frühere Periode (A. K. VI. Bd., S. 442). Es erhielt aber am 26. Febr. 1876 eine seinen Inhalt verbessernde und ergänzende Novelle.

Das wichtigste unter den Spezialstrafgesetzen des Reiches ist das Reichspreßgesetz vom 7. Mai 1874, welches die richterliche Entziehung der Befugnis zur Herausgabe von Druckschriften und zum Vertriebe derselben, die Verpflichtung zur Kautionsbestellung und die besondere Besteuerung der Presse und der einzelnen Preßerzeugnisse abgeschafft, die meisten der die Ordnung der Presse betreffenden Bestimmungen auf die periodische Presse beschränkt und das System der Verantwortlichkeit sogar milder gefaßt hat, als der Journalistentag wollte. Eine Ausnahme für oder wider die Presse von der Anwendung der allgemeinen Strafgesetze ist überhaupt im Reichspreßgesetze nicht enthalten. Auch die Vorschriften über die Beschlagnahme sind zu Gunsten der Presse erheblich modifiziert worden. Unter den zahlreichen übrigen Spezialstrafgesetzen nennen wir hier nur das Gesetz über den Wucher vom 24. Mai 1880. Dasselbe hat den Begriff und Tatbestand des Wuchers nicht von einem bestimmten Prozentsatze abhängig gemacht, indem es auch keinen solchen gibt, der für die Beurteilung eines Geschäfts in Hinsicht auf die Frage, ob es ein wucherisches sei, maßgebend wäre. Es läßt vielmehr dem Richter einen weiten Spielraum in Beurteilung der Frage, ob durch die Zinsnahme der übliche Zinsfuß dergestalt überschritten werde, daß nach den Umständen des Falles die Vorteile des Gläubigers in auffälligem Mißverhältnis zu dessen Leistung stehen und hierdurch eine Bestrafung wegen Wuchers gerechtfertigt sei.

Wie mit einem Schlage sind am 1. Oktober 1879 im ganzen Reichsgebiete in Kraft getreten: das Gerichtsverfassungsgesetz vom 27. Januar 1877, die Civilprozeßordnung vom 30. Januar 1877, die Strafprozeßordnung vom 1. Februar 1877, die Konkursordnung vom 10. Februar 1877 und das Gesetz über die Konsulargerichtsbarkeit vom

10. Juli 1879. Die Urteile aller Gerichte im Reiche können im gesamten Reichsgebiete innerhalb der Vorschriften der Reichsgesetzgebung vollzogen werden, so daß das gesamte Reich ein einziges Rechtsgebiet bildet. Die von kleineren zu größeren bürgerlichen Streitigkeiten und von kleineren zu mittleren und größeren Strafsachen (Uebertretungen, Vergehen und Verbrechen) aufsteigenden Rechtsfälle werden je nach der Schwere derselben von den staatlichen Behörden der Amtsgerichte, der Landgerichte und der 28 Oberlandesgerichte beurteilt, von denen jede höhere Behörde ein weiteres Amtsgebiet hat als die niedrigere, und zwar so, daß die niederen Gerichte kleinerer Staaten den höheren benachbarter größerer unterstellt sind, was sehr zur näheren Verbindung zwischen Nachbarn verschiedener Staaten beiträgt. Aus dem Personal der Gerichtsbehörden gehen, sowol für Civil- als für Straffälle, die Richter hervor, die über Civil- und geringere Straffälle allein, über Verbrechen aber in Verbindung mit Geschworenen urteilen. Ueber den Staatsgerichten steht das Reichsgericht, dessen Sitz Leipzig ist, dessen Stelle in Baiern das oberste Landesgericht in München vertritt.

Die Krönung des Gebäudes der deutschen Rechtseinheit bildet aber das Bürgerliche Gesetzbuch für das Deutsche Reich, das schon seit 1873 infolge eines Reichstags- und Bundesratsbeschlusses vorbereitet wurde, und dessen erster Entwurf bereits 1888 veröffentlicht wurde und im Laufe der Zeit von namhaften Juristen und Volkswirtschaftern mancherlei Angriffe erfuhr, die dahin lauteten, daß er zwar sehr gelehrt, aber weder deutsch, noch volkstümlich, noch schöpferisch sei. Der Entwurf hatte namentlich den Fehler, daß er sich zu sehr an das römische, freilich im größten Teile des nichtpreußischen Deutschland noch als „gemeines" geltende Recht anlehnte, was vorzugsweise dem Einflusse des von 1874 bis 1883 in der Kommission tätigen Professors Bernhard Windscheid, des größten und vielleicht letzten deutschen Romanisten unserer Zeit († 1892), zuzuschreiben war; ja sein Lehrbuch hatte geradezu den Grundriß der Kodifikation abgegeben (B. A. Z. 1892, Nr. 278, S. 4). Die Litteratur über den Entwurf wuchs massenhaft an und wurde im Reichs-Justizamt Nov. 1890 in 6 Druckbänden zusammengestellt. Man ließ ihm jedoch als einer verdienstvollen Grundlage für den Neubau Gerechtigkeit widerfahren. Es wurde eine neue Kommission aus 24 rechtswissenschaftlichen, richterlichen und anwaltlichen Autoritäten der verschiedenen bisherigen Rechtsgebiete (des gemeinen, preußischen, französischen und sächsischen Rechts) gebildet, deren Verhandlungen 1895 einen neuen Entwurf zeitigten, den der Bundesrat am 16., sowie das Einführungsgesetz am 25. Jan. 1896 genehmigte und der Reichstag, nach verschiedenen Ab-

änderungen, am 1. Juli mit 222 gegen 48 Stimmen annahm. In dieser Fassung genehmigten das Werk am 14. Juli der Bundesrat und am 18. Aug. der Kaiser. Am 1. Jan. 1900 wird das Bürgerliche Gesetzbuch, ein Triumph deutschen Geistes und deutscher (trotz der Parteien bewirkter) Einigkeit, ein Werk, das den gesamten Umfang des bürgerlichen Rechts in fünf Büchern und 35 Abschnitten ordnet, in Kraft treten.

Eine allgemeine Gewerbeordnung erließ schon 1869 der Norddeutsche Bund; nach Gründung des Reiches wurde sie Reichsgesetz (s. oben S. 154 f.). Ihr Grundsatz ist: Freiheit der wirtschaftlichen Tätigkeit des Einzelnen, soweit nicht das öffentliche Interesse eine Beschränkung dieser Freiheit notwendig erscheinen läßt. Zahlreiche Spezialgesetze ergänzten sie, und nach dem umfassendsten, vom 1. Juli 1883, erhielt sie eine neue Redaktion. Die Gewerbeordnung schafft den Unterschied zwischen Stadt und Land in Bezug auf den Gewerbebetrieb ab, verbietet den Ausschluß von demselben durch Zünfte und dergleichen, stellt in Bezug auf denselben die beiden Geschlechter einander gleich, ebenso Ortsbürger und Nichtortsbürger. Eines Fähigkeitsnachweises bedürfen Apotheker und Aerzte, sowie Seeleute aller Art, einer Konzession Unternehmer von Heilanstalten verschiedener Gattung, einer Erlaubnis Schauspielunternehmer, Musikaufführungen, Schaustellungen, Gastwirte und Branntweinhändler, sowie Pfandleiher. Einer Untersagung im Falle der Unzuverlässigkeit unterliegen Tanz-, Turn- und Schwimmunterricht, Badeanstalten, Trödelhandel, Vermittelung von Privatgeschäften. Zu beeidigen und öffentlich anzustellen sind Feldmesser, Versteigerer, Warenprüfer; durch die Ortspolizei zu regeln sind die Unternehmungen von Transportmitteln u. s. w. Die Gewerbeordnung regelt ferner den Marktverkehr, das Innungswesen, das Handwerks- und Fabrikwesen, die gewerblichen Hilfskassen. Ein Netz von 128 Handels- und 30 Gewerbekammern durchzieht Deutschland.

Wie vieles die volkswirtschaftliche Reichsgesetzgebung auf dem Felde der Versicherungen geleistet hat, haben wir schon (oben S. 155 ff.) aufgezählt.

„Das Recht zur ausschließlichen gewerblichen Verwertung einer Erfindung und der Schutz dieses Gewerbemonopols gegen Verletzung ist durch das Reichspatentgesetz vom 25. Mai 1877 in jedem einzelnen Falle von der Erteilung eines Patentes abhängig gemacht," worüber eine besondere Behörde, das Reichspatentamt, wacht. Das erworbene Patent bewirkt, „daß niemand befugt ist, ohne Erlaubnis des Patentinhabers den Gegenstand der Erfindung gewerbsmäßig herzustellen, in Verkehr zu bringen oder feilzuhalten". „Landespatente können seitdem von den Einzelstaaten nicht mehr erteilt werden. Dagegen sind die vorher verliehenen Patente in Kraft geblieben."

Aber nicht nur die materiellen Interessen sind vom Deutschen Reiche in jeder Beziehung geschützt, sondern auch diejenigen des geistigen Lebens. Das Recht auf die Urheberschaft der Schöpfungen menschlicher Ideen ist durch eine Reihe von Gesetzen als unverletzlich gewährleistet. Das Gesetz vom 11. Juni 1870 schützt das Urheberrecht an Schriftwerken, Abbildungen, musikalischen Kompositionen und dramatischen Werken, das Gesetz vom 9. Januar 1876 dasjenige an Werken der bildenden Künste, das vom 10. desselben Monats dasjenige an Photographien, das vom 11. desselben Monats dasjenige an Mustern und Modellen. Das Deutsche Reich hat aber nicht nur außerdem mit den umliegenden Staaten Verträge zum Schutze des Urheberrechts geschlossen, sondern auch an einem allgemeinen internationalen Schutze des geistigen Eigentums teilgenommen, in Bern am 9. September 1886 die Uebereinkunft, betreffend die Bildung eines internationalen Verbandes zum Schutze von Werken der Litteratur und Kunst, gründen geholfen und durch kaiserliche Verordnung vom 11. Juli 1888 ihre Ausführung näher bestimmt. Seitdem besteht in der Bundesstadt der neutralen Schweiz außer den Centralbureaux des Weltpost- und des Welttelegraphenvereins auch das dritte internationale Bureau zum Schutze von Werken der Litteratur und Kunst.

Auch die Schweiz hat Anfänge zur Vereinheitlichung des Rechtes gemacht, zuerst 1883 mit dem trefflichen Obligationenrecht; ein allgemeines bürgerliches und Strafgesetzbuch sind in Vorbereitung begriffen.

Das Internationale Privat-, Straf- und Prozeßrecht, welches schon seit Jahren in allen westeuropäischen Staaten, wie in Nordamerika, an den Universitäten gelehrt und in Werken bearbeitet wurde, hatte lange Zeit in Deutschland wenig Beachtung gefunden. Zwar hatte Dr. L. von Bar, Professor in Göttingen, schon 1862 darüber geschrieben, gelangte aber erst 1892 zu einer neuen Bearbeitung („Lehrbuch des internationalen Privat- und Strafrechts"),*) und ihm folgte 1894 „das in Deutschland geltende, Internationale Privatrecht" von Dr. Theodor Niemeyer, Professor in Kiel, der endlich sagen kann, daß „auch unser Juristenstand sich lebhafter für das internationale Privatrecht zu interessiren und an der bislang verschmähten Arbeit tätigen Anteil zu nehmen beginnt."

### 3. Staatswissenschaft.

Durch das Recht wird die staatlose Gesellschaft der Urzeit zum Staate, nicht plötzlich, sondern allmählich. Eine scharfe Grenze haben überhaupt Gesellschaft und Staat nicht zwischen sich; auch die sozial-

*) Adolf Fleischmann. B. A. Z. 1892, Nr. 261.

demokratische Behauptung, daß die Partei keinen Staat, sondern nur eine Gesellschaft wolle, ist weiter nichts als ein unwillkürliches Eingeständnis der Tendenz, in der Kulturentwickelung rückwärts schreiten zu wollen.

Wie der Staat entstanden ist? Diese Frage hat zu allen Zeiten die Geister bewegt. Ludwig Gumplowicz*) verwirft die drei Hypothesen, die darüber aufgestellt worden sind, die theologische (das Gottesgnadentum), die rationalistische (den durch seine vielfachen Greuel seinen Namen einbüßenden Vernunftstaat) und die naturwissenschaftliche (welche die Frage durch die Einflüsse von Klima, Lage u. s. w. nicht zu erklären vermag) und anerkennt nur den Weg „sociologischer" Untersuchung der Frage. Danach entstand der Staat und entstand auch das Recht durch den Kampf zwischen Kräften menschlicher Gruppen oder Horden. Aus fischessenden Horden bildeten sich seefahrende und handeltreibende, aus fruchtessenden ackerbauende, aus Jägern viehzüchtende und aus Räubern kriegerische Stämme oder Völker. Diese Gruppen sind als isolirte noch staatlos. Die roheste Staatsform wird durch Eroberung von Seite der Krieger und Unterjochung der übrigen Gruppen geschaffen.

Aus der Führung im Kriege entsteht das Königtum, aus der Mitarbeit daran die Aristokratie der Großen, aus den Unterworfenen das Volk. Alle Fragen im Staate, alle Gesetze und Einrichtungen verdanken ihr Dasein dem Kampfe zwischen diesen Elementen. Jede Forderung der Aufhebung ihrer Ungleichheit ist soviel wie eine Forderung der Auflösung des Staates.

Anders faßt die Aufgabe der Staatslehre der vielverdiente Nationalökonom Wilhelm Roscher (s. A. K., Bd. VI, S. 416) in seinem letzten Werke.**) Wie der Titel zeigt, folgt Roscher vorzugsweise dem Aristoteles, will jedoch die von diesem anerkannten drei Staatsformen nicht durch die Zahl der Regierenden unterschieden und bestimmt sehen, sondern durch ihren Geist und ihr Wesen. So gelangt er (S. 12 f.) zu einer neuen Entwickelung der Staatsformen. Sie geht von einem ursprünglichen Geschlechterstaate aus, mit dem (S. 9 f.) die Geschichte der Kulturvölker zu beginnen pflege und worin „die Keime aller drei Staatsformen noch ungesondert neben und in einander

*) „Der sociologische Staat". Graz 1893. Besprechung in B. A. Z. 1893, Nr. 26.

**) Politik: geschichtl. Naturlehre der Monarchie, Aristokratie und Demokratie. Stuttgart. 1. Aufl. 1892, 2. Aufl. 1893. Besprechung in B. A. Z. 1893, Nr. 130. — In unsern Zeitraum fällt auch die 18. vermehrte Auflage des Systems der Volkswirtschaft von demselben Verfasser in 5 Bänden (1. Grundlagen, 2. Nationalökonomie des Ackerbaues, 3. des Handels und Gewerbefleißes, 4. Finanzwissenschaft, 5. Armenpflege). Stuttgart 1886—1894.

liegen"; es ist ein Uebergang von der Familie zum Staate. Aus diesem geht zunächst (?) die Monarchie hervor, besonders durch Krieg, und befestigt sich durch Erbrecht, verharrt aber noch in der Form eines patriarchalisch-volkstümlichen Urkönigtums. Dieses verfällt allmählich und weicht entweder einer ritterlichen oder priesterlichen Aristokratie, die auch verbunden vorkommen; eine spätere Form ist die Städte-Aristokratie; das Prinzip aller ist Ausschließung; Eigentümlichkeiten sind Milde (?), Selbstsucht, Heimlichkeit, Mißtrauen, Mangel an kriegerischem Geist, Schwäche gegen außen u. s. w. Ihrem Verfalle folgt, gestützt auf einen Mittelstand zwischen Regierenden und Regierten, die absolute Monarchie. Durch Wachstum und Erhebung des Mittelstandes entsteht neben oder, infolge einer Revolution, nach ihr die Demokratie (die doch meist auf die Aristokratie folgt: Hellas, Rom, Schweiz, deutsche und ital. Städte). Ihr Wesen ist (angebliche) Gleichheit, Oeffentlichkeit u. s. w. Dem Verfalle des Mittelstandes folgen die Extreme der Plutokratie und des Proletariates, und ihren Kampf benützt der Cäsarismus, um eine neue, auf Militärtyrannis beruhende Monarchie zu errichten. — All dies kommt ja vor; aber als allgemeine Regel ist dieser Hergang, dessen Beispiele ja in zerstreuter Weise aus der ganzen Geschichte, ohne Rücksicht auf die Zeitfolge herbeigezogen sind, irrtümlich, wenn auch auf eine im Einzelnen vortreffliche Weise geschildert. Auch fehlt dabei auffallender Weise die konstitutionelle Monarchie. Jedes Ereignis hat seine Ursachen; aber wie die Ereignisse, so sind auch die Ursachen sehr verschieden, und in Wirklichkeit ist jede Staatsform jeder möglichen andern nachgefolgt. Eine allgemein gültige Einteilung der Staatsformen läßt sich schwerlich aufstellen, sie alle sind im Grunde gemischt. Auch welches die beste ist, wurde niemals anders als durch Erdichtung einer neuen, noch nicht dagewesenen beantwortet. Unsere Zeit hat verschiedene gute Zusammenstellungen dieser Dichtungen von Platon bis auf die Gegenwart hervorgebracht.*) Roschers „Politik" wurde übrigens vervollständigt durch die „Untersuchungen über die Praxis und das Recht der modernen Bünde", welche Pof. J. B. Westerkamp in Marburg unter dem Obertitel: Staatenbund und Bundesstaat (Leipzig 1892) schrieb, worin die föderativen Verfassungen Deutschlands, der Schweiz, der Niederlande, Amerikas u. s. w. lichtvoll verglichen sind.

Die Tatsachen des staatlichen Lebens faßt als Wissenschaft die nach dem Staate (status) benannte und auch nur im Staate mögliche Statistik in trockenen, aber ungemein beredten, wenn auch nicht

---

*) Schlaraffia politica (der Titel ließe eine Satire erwarten, wird aber korrigirt durch den zweiten): Geschichte der Dichtungen vom besten Staate. Leipzig 1892. — Fr. Kleinwächter, Die Staatsromane. Wien 1891.

immer zuverlässigen Zahlen zusammen.*) Die heute vorwiegende tabellarische und graphische Darstellung der statistischen Erhebungen nahm gegen Ende des 18. Jahrhunderts in Deutschland und England ihren Anfang. Landesstatistische Behörden schuf zuerst die französische Revolution; sie fanden zu Anfang des 19. Jahrh. Nachahmung in Italien, Spanien und Deutschland, am gründlichsten in Preußen unter dem Freiherrn vom Stein seit 1805. Einen kräftigen Anstoß erhielt die Statistik durch den deutschen Zollverein seit 1819. Die verschiedenen Abweichungen in der Auffassung der Statistik und „die Ratlosigkeit in Betreff ihrer wissenschaftlichen Entwickelung" führten 1852 zu dem auf der Londoner Weltausstellung von Quetelet (s. oben S. 408 f.) und A. gefaßten Gedanken eines internationalen statistischen Kongresses, der 1853 in Brüssel stattfand und dem weitere in Paris 1855, Wien 1857, London 1860, Berlin 1863, Florenz 1866, Haag 1869, Petersburg 1872 und Pest 1876 folgten. Eine 1869 und 1872 aufgestellte permanente Kommission ordnete die Beschlüsse und bereitete die Verhandlungen vor. Es gelang jedoch nicht, „aus dieser Kommission ein ständiges Organ der amtlichen Statistik der verschiedenen Staaten zu machen", und infolge dessen kam es nicht zur Fortsetzung der Kongresse. Doch haben diese das Interesse für die Statistik sehr gefördert, zahlreiche und wertvolle Schriften veröffentlicht und den Regierungen die Mittel zur Pflege der Statistik erleichtert. Die statistischen Behörden in den civilisirten Staaten vermehrten sich, und ihnen traten auch solche der größeren Städte zur Seite. Es wuchs immer mehr eine Gleichartigkeit in ihrer Einrichtung und ihren Arbeiten heran, und ihre Veröffentlichungen mehrten sich ungemein. Die Statistik fand auch, wie wir in diesem Buche wiederholt gesehen haben, vielfache Verwendung in geschichtlichen und staatswissenschaftlichen Werken. Ihre oft erstaunliche Uebereinstimmung ließ, wie bei Quetelet, Buckle, Adolf Wagner u. A. Aufhebung des freien Willens befürchten, was Drobisch, A. v. Oettingen und Heuermann äußerten, die daher gegen jene Auffassung opponirten. Es zeigten jedoch Rümelin, Schmoller, Knapp, Sigwart u. A., daß die gleichmäßigen Zahlenreihen mit irgend einem Zwange gegen die freie moralische Entscheidung nicht zusammenhängen und auch kein Gesetz begründen, sondern daß gleichstarke Wirkungen nur das Fortbestehen gleichstarker Ursachen beweisen und sich in der Zeit gleich verteilen. Wappäus und Rob. v. Mohl verlangten im Sinne Achenwalls (s. Bd. V, S. 288, 467), daß die Statistik nicht nur mit Zahlen ausdrückbare Tatsachen berücksichtigen,

*) Aug. Meitzen (Prof. in Berlin), Geschichte, Theorie und Technik der Statistik. Berlin 1886. — Ernst Mischler (Prof. in Prag), Allgem. Grundlagen der Verwaltungs-Statistik. Stuttgart 1892.

sondern „alle faktischen und sozialen Verhältnisse der Bevölkerung abspiegeln solle“. Infolge dessen fand die Statistik Aufnahme in die Geographie, und Ed. Engel, gewesener Direktor des preuß. statist. Bureaus (geb. 1821, † 1896) erklärte sie als Wissenschaft von den menschlichen Gemeinschaften und vom gesamten Leben der Völker, die er Demologie oder Demographie nannte. Rümelin und Ad. Wagner wollten sie als wissenschaftliche Massenbeobachtung und Massenforschung betrachtet wissen. Die statistische Methode fand neulich auch auf die Naturwissenschaften, auf Astronomie, Meteorologie, Botanik und Zoologie, ferner auf die Sprachwissenschaft (im Vorkommen von Worten und Lauten) Anwendung, und Christoph Sigwart führte sie in die Logik ein, um durch Zählung aller einzelnen Objekte und ihrer Veränderungen ein dauerndes Maß, eine Regel aufzustellen und die Gesetze des Geschehens zu ergründen (?).

An die Stelle der statistischen Kongresse waren seit 1878 in Paris hygieinische und demographische getreten. Auf dem achten in Budapest 1894 erklärte Dr. Georg v. Mayr die Statistik als die gegenüber der Sociologie bedeutungsvollere Erscheinungsform der allgemeinen Gesellschaftswissenschaften; sie sei so recht eigentlich die Gesellschaftslehre auf exakter Grundlage. „Es ergebe sich aus dem Wesen der Erkenntnis der sozialen Massen mittels Zählung ihrer Elemente von selbst das Grundgesetz der erschöpfenden Massenbeobachtung der statistisch zu erfassenden Zustände und Erscheinungen.“ Elemente der sozialen Massen seien 1. die Menschenmassen selbst, 2. ihre Handlungen und 3. die Wirkungen derselben.*)

Derselbe Gelehrte erörterte 1895 an der Versammlung des internationalen statistischen Instituts in Bern die Frage nach dem Wesen der statistischen Gesetze und erklärte als solche (nicht ganz klar) „alle durch Massenbeobachtung und Erkenntnis der Typen und Kausalitäten genügend geklärten und dargelegten Regelmäßigkeiten sozialer Zustände und Erscheinungen“.**) Er unterscheidet 4 Gruppen: Zustands-, Ereignis-, Entwickelungs- und Kausalitätsgesetze. Zur ersten gehört der Aufbau der Bevölkerung nach Alter, Geschlecht, Nationalität, Beruf u. s. w., zur zweiten die Bewegung der Bevölkerung (Geburten, Ehen, Todesfälle, Wanderungen, Berufsänderungen, Krankheiten, Verbrechen u. s. w.), zur dritten die Zusammenfassung dieser Bewegungen nach Zeitabschnitten, zur vierten endlich die ursächlichen Beziehungen zwischen den einzelnen Bestands- und Bewegungserscheinungen, z. B. zwischen Alter, Geschlecht u. s. w. einerseits, Geburten, Verbrechen, Selbstmorden u. s. w. anderseits.

---

*) Statistik und Gesellschaftslehre. B. A. Z. 1894, Nr. 212 u. 213.
**) Die statistischen Gesetze. B. A. Z. 1895, Nr. 202 u. 203.

Das genannte Institut, auf Anregung des Nationalökonomen F. X. v. Neumann-Spallart in Wien gegründet, war zum ersten Male 1887 in Rom zusammengetreten, was 1889 in Paris, 1891 in Wien und 1893 in Chicago wiederholt wurde. Es „bildet gegenwärtig die Verkörperung des internationalen Gedankens in der Statistik und bezweckt die Arbeit des internat. statist. Kongresses fortzusetzen, internationale Werke herauszugeben, die Pflege der Statistik überhaupt zu fördern, einen Vereinigungspunkt der Statistiker und gleichzeitig eine geschlossene Akademie zu bilden und Einfluß auf die Regierungen in allen Angelegenheiten der Statistik zu gewinnen." *)

---

# Dritter Abschnitt.

# Die philosophischen Wissenschaften.

## A. Die reine Philosophie.

### 1. Geschichte der Philosophie.

Philosophisch oder weisheitfreundlich ist eigentlich oder soll wenigstens sein das gesamte Gebiet der Wissenschaften. Altem Herkommen gemäß verstehen wir jedoch unter Philosophie nur diejenigen Lehren, welche sich nicht mit den Dingen selbst, sondern nur mit deren denkender Betrachtung beschäftigen. Die Philosophie greift, indem sie dieses tut, in alle übrigen Wissenschaften ein, die daher gleichsam die Planeten vorstellen, welche um die Sonne der Weisheitsliebe kreisen.

Mit den zuletzt betrachteten historischen Wissenschaften hängt die Philosophie zunächst durch ihre Geschichte zusammen. Diese war man bis auf die letzten Jahre gewohnt mit den Griechen und unter diesen mit Thales zu beginnen. In diese Gewohnheit eine Bresche zu brechen hat zuerst der jüngste Bearbeiter dieser Wissenschaft, Paul Deussen (Allgem. Geschichte der Philosophie, mit besond. Berücksichtigung der Religionen, I. Band, 1. Abteil., Leipz. 1894) gewagt, indem er ihr gleich einige Jahrhunderte und den sechsten Teil des Erdumfangs beifügte.**) Sein Werk läßt die Inder den Reigen eröffnen und begründet dies damit, daß „Indien schon als Land ebenso

*) H. d. St., Art. Statistik, v. Lexis, Mischler u. A. Bd. VI, S. 41 ff.

**) Griechenland liegt unter dem 20., Indien unter dem 80. Grad ö. L. von Greenwich.

groß ist wie das ganze philosophirende Europa zusammengenommen, daß ferner die Inder früher als die Europäer über die Rätsel des Daseins nachzudenken begannen und damit durch alle Jahrhunderte hindurch bis zur Gegenwart hin fortgefahren haben, daß aber, was Intensität des philosophischen Interesses betrifft, das durch so viele andere Dinge in Anspruch genommene Europa mit Indien schwerlich einen Vergleich aushalten dürfte.“ Wir fügen dem bei, daß eine genaue, quellenmäßige Kenntnis der indischen Weisheit das beste Mittel abgeben muß, die Träumereien der sog. Theosophen als Irrtümer zu entlarven.

Gewissermaßen eine Philosophie der Geschichte der Philosophie versuchte Franz Brentano („Die vier Phasen der Philosophie und ihr augenblicklicher Stand“, Stuttg. 1895).*) Er vergleicht diese Geschichte mit jener der Kunst und findet, wie in dieser, so auch in jener, und zwar sowohl im Altertum, als im Mittelalter und in der Neuzeit je einen aufsteigenden und drei (?) absteigende Abschnitte, nämlich ein Nachlassen des reinen Wissenstriebes, eine Zeit der Skepsis und als Reaktion gegen diese ein mystisches Treiben. Solche Phasen kommen ja vor, aber lassen sich ohne gewaltsame Willkür nicht in regelrechte Abschnitte abzirkeln. Die Scholastik des Mittelalters dem hellenischen und modernen Denken gleichzustellen ist doch sehr gewagt, Kant zum Verfalle der Philosophie in der Neuzeit zu rechnen einfach komisch und eine Wiedergeburt der Philosophie von Mathematik und Naturwissenschaften zu erwarten, wie Brentano tut, mindestens einseitig.

Dankbarer als solche Fantasien ist nach unserer Ansicht die denkende Betrachtung von Philosophen der der unsrigen zunächst vorhergehenden Periode. So lieferte 1891 Wilhelm Bolin eine tüchtige und liebevolle Darstellung der Lehre Ludwig Feuerbachs**), jedoch in allzu parteiischer Bewunderung dieses Denkers und Verurteilung seiner Gegner, ohne diese Stellungnahme auf befriedigende Weise zu begründen. Die wesentliche Beschränkung der litterarischen Wirksamkeit Feuerbachs auf religiöse Fragen verleitet indessen begreiflicher Weise zu einer absolut negativen Haltung gegenüber aller Theologie. Es ist jedoch höchst interessant, die geistigen Kämpfe der vierziger Jahre und ihre kecken Streiter (wie Stirner, Ruge, Strauß, Moleschott u. A.) wieder vorübergehen zu sehen an einer ein halbes Jahrhundert jüngern, zahmer und kleinmütiger gewordenen Generation! Es geht auch aus diesem Buche hervor, daß der Standpunkt Feuerbachs nicht nur die Theologie, sondern auch die Philosophie selbst zu gunsten der Naturwissenschaften bei Seite warf und dem Materialismus die Wege bahnte;

*) Besprochen von Dr. Rudolf Eisler in B. A. Z. 1895, Nr. 206.
**) Besprochen von Hugo Falkenheim in B. A. Z. 1892, Nr. 66.

denn er wurde eben — das ist sein großer Fehler — dem Geiste nicht gerecht, ein so gewaltiger Geist und humaner Charakter er auch war, so ernst er nach Licht und Wahrheit strebte.

Derjenige Denker, der, ungeachtet seiner Irrungen, die nach der Spaltung der Hegelschen Schule in einseitigen Spiritualismus und Materialismus zerfahrene Philosophie wieder herstellte, Arthur Schopenhauer, dessen Hauptwerk zwar 1818 abgeschlossen war, aber erst seit 1850 Aufsehen erregte, und dessen Leben 1860 endete, hat sich einer längern Dauer seines Anhangs zu rühmen, als die heute fast vergessenen Schelling und Hegel. Er gehört zwar der Geschichte, aber sein Name noch immer dem Leben an. Nach Kuno Fischers Ansicht*) rührt das erwähnte Schicksal des Nirwana-Philosophen daher, daß in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts der Geist der Freiheit lebendig, wenn auch meist von oben bedrückt, in der zweiten Hälfte aber erlahmt, wenn nicht gar gebrochen war (wir citiren dem Sinne, nicht den Worten nach) und daher eine Philosophie der Entsagung in jener Periode ungenießbar, in dieser aber willkommen war. Erbliche Belastung mit Wahnideen, Menschenfeindschaft, Vereinsamung, Ablehnung aller Begeisterung für Freiheit und Vaterland, sind nach Kuno Fischer die Wurzeln der pessimistischen Lehre Schopenhauers. Indessen bahnte nicht sein Hauptwerk „Die Welt als Wille und Vorstellung“, sondern sein letztes, die „Parerga und Paralipomena“ (1851) seinem Ruhme den Weg. Fischer sucht, anders als des Philosophen unbedingter Lobpreiser Frauenstädt, „den Widerstreit zwischen Schopenhauers Moralphilosophie und Charakter fortzuschaffen“. Er, der sich für einen neuzeitlichen und europäischen Buddha hielt, kannte im Leben keine buddhistische Weltflucht, keinen Sinn für die Leiden Anderer, wie sein Vorbild, sondern nur für sein eigenes, noch dazu eingebildetes; denn er wußte niemals, was Sorge ist. Dieser Widerstreit ist nach Fischer nicht moralisch, sondern nur künstlerisch zu erklären. Schopenhauer war beobachtender und ausführender Künstler; nach seinem Kunstwerke zu leben fiel ihm nicht ein. Daß er die dunkle Schreibart der Philosophen vor ihm haßte und verachtete, das war der Blick des Künstlers, der selbst klar und lichtvoll schrieb und nach dem Ruhme des Künstlers heiß strebte. Der Pessimismus war lediglich die Farbe, mit der er seine Worte malte, die Rolle, die er auf dem Theater der Welt spielte.

Ueber einen weiteren modernen Philosophen, der in die frühere Periode fällt, über Rud. Hermann Lotze (geb. 1817, † 1881 in Berlin, s. Bd. VI, S. 518) berichtet Dr. Moritz Kronenberg (B. A. Z. 1892,

---

*) Arthur Schopenhauer: Ein Charakterproblem. B. A. Z. 1892, Nr. 161 und 163.

Nr. 79—83). Lotzes Lehre wußte man niemals recht unter den philosophischen Systemen einzuschachteln; nach dem genannten Berichterstatter kann sie nur im Zusammenhange mit der Geschichte der Philosophie seit den dreißiger Jahren verstanden werden. Damals war eine realistische Richtung an die Stelle der frühern idealistischen getreten, und eine Schule, die man die der Erkenntnistheoretiker nannte, suchte infolge dessen sich mit den Erfahrungs-, besonders aber den Naturwissenschaften auseinanderzusetzen. In seinem Hauptwerke, dem „Mikrokosmos" (1856—1866) stellte sich Lotze die Aufgabe, den Idealismus und Realismus zu versöhnen und verlangte „eine sichere Fundirung der Philosophie als Wissenschaft durch erkenntnistheoretische Untersuchungen, welche jeden Dogmatismus ablehnten und verlangten, daß das kritische Verfahren Kants wieder zur Geltung komme." Er wollte den Zwiespalt der Systeme „durch den Aufbau einer umfassenden Weltanschauung beseitigen". Vom Menschen aus, und „in ständiger Beziehung auf ihn sollte die Wirklichkeit geprüft werden"; Lotzes Philosophie sollte Anthropologie sein. Er sah in der Geschichte des Menschen einen Plan zu dessen Erziehung und wurde hierdurch zur Annahme der Unsterblichkeit und einer unendlichen Substanz (Gott) geführt. „Es ist ja unmöglich, daß das Größte von allem Denkbaren nicht wäre." Das System Lotzes ist ein humanistischer Pantheismus, es ist im Grunde der Standpunkt aller großen Philosophen und Dichter. Durch diese seine vermittelnde Stellung ist Lotze auch, obschon wenig gekannt, einer der die Vergangenheit mit der Zukunft verbindenden Geister geworden und hat auch für unsere Zeit seine Bedeutung.

An der Schwelle unseres Zeitraums steht und ragt zwar mehr in diesen herein, gehört aber doch bereits der Geschichte der Philosophie an: der Philosoph des Unbewußten, Eduard von Hartmann (geb. 1842, s. Bd. VI, S. 521 f.). Als sein Prophet und Apostel trat Dr. A. Drews auf*) und erklärte die ganze deutsche Spekulation seit Kant für eine Vorbereitung auf die Lösung des Welträtsels durch „das Unbewußte". Es ist schon wiederholt, auch von Nichtmaterialisten gesagt worden, was Büchner neuerdings betont, daß man sich eine größere Torheit nicht denken kann, als ein negatives Eigenschaftswort in der Form eines Hauptwortes zum Urgrund aller Dinge zu stempeln. Unbewußt ist nur gerade die niedere Natur, d. h. die Schöpfung mit Ausnahme der höhern Tierwelt und des Menschen. Was soll damit in aller Welt gewonnen sein, daß man das, was über dem Menschen steht, mit dem Mangel seiner hervorragendsten Eigenschaft ausstattet?

---

*) Die deutsche Spekulation seit Kant. Berlin 1893. Besprochen von Ludw. Büchner. B. A. Z. 1893, Nr. 64.

Drews interpretirt Hartmann dahin, daß der „Stoff“ ein bloses Vorurteil und die „Kraft“ das wahrhaft Erste, also nicht ein materielles, sondern ein geistiges Prinzip sei, was Büchner lediglich als versteckte Ausflüsse des von ihm für nichtig gehaltenen Gottesbegriffs erklärt. Jedenfalls ist einerseits sicher, daß das „Unbewußte“ außer vereinzeltem Anhang keine Schule gemacht hat und so ziemlich vergessen wäre, wenn Hartmann nicht auf anderen Gebieten recht verdienstliche Schriften hätte erscheinen lassen, — und daß andrerseits alle Versuche, das Absolute näher zu bezeichnen, wenn man sich nicht einfach dem religiösen Glauben ergeben will oder kann, vergeblich sind und bleiben.

Eine weit verbreitete Ansicht geht überhaupt dahin, daß in unseren Tagen die Philosophie im Verfalle begriffen sei. Versteht man darunter die Aufstellung von Grundsätzen, welche nicht auf exakter Forschung beruhen, sondern mehr oder weniger lediglich aus dem Denken der die philosophischen Gebiete bearbeitenden Gelehrten hervorgehen, ohne sich auf Tatsachen zu stützen, so ist die genannte Ansicht richtig und muß um so mehr an Wahrheit gewinnen, je weiter die auf Tatsachen beruhende Forschung in den Gebieten der Natur und des Geistes vorschreitet und an Resultaten zunimmt. Schon 1855 nannte O. F. Gruppe („Gegenwart und Zukunft der Philosophie in Deutschland“) die Geschichte der Philosophie „eine Geschichte des menschlichen Irrtums mit vereinzelten Lichtblicken“, leugnete das Dasein von selbst einleuchtender Wahrheiten oder angeborener Ideen und bezeichnete alle auf der Grundlage allgemeiner Begriffe aufgeführten philosophischen Systeme als gänzlich unhaltbar. In Allihn und Zillers „Zeitschrift für exakte Philosophie“ (1860) wurde gesagt, man sei „der dreisten Behauptungen, wie man sie lange Zeit in der idealistisch-spinozistischen Rüstung des Philosophirens von Kant bis Hegel und darüber hinaus gehört hat, herzlich überdrüssig. Man lache über die renommistischen Verheißungen, empfinde Widerwillen vor dem wüsten Wortschwall und vor dem leichtfertigen Spielen des Witzes und der Fantasie und sehe die tumultuarischen Verdrehungen der alten Ordnungen des richtigen Denkens nicht mehr als irgend welchen philosophischen Fortschritt an. Schopenhauer beschuldigte Kant, er habe den eigentlichen Anstoß zu der in unseren Tagen so berühmt gewordenen philosophischen Charlatanerie, welche die Begriffe über die Dinge stellt, gegeben. Der englische Kulturhistoriker H. Th. Buckle leugnete das Bestehen einer Metaphysik als Wissenschaft und sagte, der Metaphysiker studire nur seinen eigenen Geist, der ihm sowol Stoff wie Instrument sei. Nirgends gewahre man soviel Bewegung und so wenig Fortschritt wie in der Philosophie. Prof. R. Zimmermann in Wien („Philosophie und Erfahrung,“ 1861) versicherte, einen festen Halt für philosophisches Denken nur in der Erfahrung zu finden. Ernest Renan urteilte,

eine Metaphysik könne es nur insofern geben, als sie aus den Tatsachen die Gesetze der Vernunft, Harmonie, Poesie, Schönheit u. s. w. zu erkennen suche, nicht aber im Sinne einer besonderen Wissenschaft. Was wir wissen, führte er aus, wissen wir nur durch Erfahrung, d. h. aus Natur und Geschichte. Nach der Ansicht von B. Suhle (A. Schopenhauer und die Philosophie der Gegenwart, 1862) sind Kants Kategorien „Fabelwesen" oder ein willkürliches Gewebe von Spitzfindigkeiten und alle Schlüsse auf Transcendentes oder die Erfahrung Uebersteigendes unlogisch oder Trugschlüsse und ist transcendente Erkenntnis überhaupt unmöglich. Der Physiker Tait in Edinburg verglich 1870 die Metaphysiker mit Wilden, indem sie vor der positiven Forschung ebenso zurückweichen wie jene vor der Civilisation, und fand, die heutige Philosophie stehe in Bezug auf die Naturwissenschaften fast noch auf demselben Standpunkte, den die letzteren im Mittelalter einnahmen.

Von Hegel und Schopenhauer sagt der geistvolle Franzose Graf Alexander Foucher de Careil (1888, † 1891), sie hüllen sich, um die Leere des Gedankens zu verbergen, in endlose Perioden, erfinden neue Worte, geben sich den Anschein einer seichten Tiefe, kleiden die trivialsten Ideen in ein prächtiges Gewand und sagen die gewöhnlichsten Dinge in einem gesuchten und schwülstigen Stil. Ein Meisterstück nennt er dagegen Schopenhauers vernichtende Kritik der Kantischen Philosophie. Ueber E. von Hartmanns „Unbewußtes" sagt Stiebeling in Neu-York: „Wer solches zu denken vermag (daß das „Unbewußte" allwissend sei und doch von sich selbst nichts wisse), in dessen Gehirn müssen die Moleküle der grauen Substanz sehr abnorm schwingen." Gegen dasselbe problematische Prinzip richtet J. C. Fischer (Leipzig 1872) einen „Schmerzensschrei des gesunden Menschenverstandes" und nennt es den kläglichsten aller metaphysischen Lösungsversuche, während vollends N. Kurt („Wahrheit und Dichtung in den Hauptlehren E. von Hartmanns" 1894) die Lehre dieses Philosophen grenzenloser Unsinnigkeiten und Widersprüche beschuldigt. Einen „Anti-Kant" schrieb, trotz der modernen, doch nach und nach verschwindenden Phrase von einer Rückkehr zu Kant, Bolliger (Basel 1882). — Prof. Gideon Spicker ließ sich („Die Ursachen des Verfalles der Philosophie in der Gegenwart", Leipzig 1892) vernehmen: „Die Philosophie ist wirklich in einer verzweifelten Lage. Ihrer Bestimmung nach ist sie auf die Lösung der höchsten Probleme angewiesen, und am Ende eines dritthalbtausendjährigen Prozesses kommt sie schließlich zu der Einsicht, daß dies ihre Aufgabe gar nicht sei und daß es eine Philosophie als Wissenschaft bis jetzt noch gar nicht gegeben habe. Daß die Philosophie seit langer Zeit ihre Aufgabe nicht erfüllt, geht schon aus der allgemeinen Verachtung hervor, mit der sie von der wissenschaftlichen und gebildeten

Welt behandelt wird. .... Die größten Geister haben Zeit und Kraft an ein Fantom verschwendet. Ihre Systeme sind ein leerer Wahn, und das Studium ihrer Geschichte hat kaum mehr Wert als die Kenntnis der Hexenprozesse (!?)." Von Kant sagt Spicker: „Entweder ist die Kritik der reinen Vernunft lauter Schein, oder der Satz, daß nur in der Erfahrung Wahrheit sei, ist eine leere, der ganzen Kritik widersprechende Phrase." Entschieden ging auch ins Zeug H. Gartelmann („Der Sturz der Metaphysik als Wissenschaft", Berlin 1893). „Der bekannte Satz Kants, daß alle Erkenntnis mit der Erfahrung anfange, aber doch nicht aus ihr entspringe, enthält einen unlösbaren Widerspruch. Denn warum sollen die von der Erfahrung unabhängigen Erkenntnisse später zu uns kommen, als die ersten Erkenntnisse durch Erfahrung? Ueberhaupt ist die Verwirrung der Begriffe in den auf die Erkenntnisse oder Urteile a priori, welche bald rein, bald nicht rein sein sollen, bezüglichen Auseinandersetzungen erschrecklich." *)

Dieser pessimistischen Ansicht gegenüber sind „Aerzte" aufgetreten, welche die kranke Philosophie mit der Mixtur der Religion heilen wollen. Leider sagen sie nicht, welcher Religion. Johannes Volkelt verlangt von einer ideal gerichteten Philosophie: Kampf gegen den Naturalismus der Lebensauffassung, der keine Moral anerkennt, gegen die moderne Gleichmacherei und gegen die Ueberschätzung von Wissen und Wissenschaft (!). In den Widersprüchen unseres Daseins soll die Religion (aber welche?) Helferin und Trösterin der Menschheit sein.**) Daß es keine orthodoxe Religion ist, die er meint, unterliegt keinem Zweifel; dann ist es aber entweder die kritische (und diese will er auch nicht) oder eine noch zu erfindende. — Wesentlich dasselbe gilt von dem schon genannten Gideon Spicker, Professor in Münster (Westfalen). Er sagt: „Die Philosophie muß von neuem die Religion zur Basis nehmen; sie soll mit dem christlichen Glauben in Zukunft nicht nur auf das engste verbündet sein, sondern auch aus ihm ihre wesentlichsten Inspirationen holen.***) Und doch wendet sich Spicker oft mit den schärfsten Worten gegen die Orthodoxie, die doch das Christentum allein zu besitzen behauptet. Mit Recht fürchtet Montanus von einer Verquickung zwischen Philosophie und Religion, daß sie „in die tiefsten Dickichte der Mystik und des Okkultismus hinein führe, denen wir uns ohnehin schon vielfach in bedenklicher Weise genähert haben." — Auf diesen „Neuen Mystizismus" weist der französische Philosoph Paulhan hin. Die christliche Religion, sagt er, habe nicht

*) Ludwig Büchner im „Magazin für Litteratur", 1896, Nr. 1.

**) Vorträge zur Einführung in die Philosophie der Gegenwart. Besprochen von R. Eucken. B. A. Z. 1892, Nr. 18.

***) A. a. O. Besprechung von Montanus („Aufschwung und Verfall der Philosophie"). B. A. Z. 1893, Nr. 166, — und von Carriere, ebendas., Nr. 32.

vermocht, Verstand und Gemüt zugleich zu befriedigen; man habe sich daher der Wissenschaft zugewandt; was aber von ihr in das Volk dringe, seien nur Schlagworte und Folgerungen, die man aus diesen ziehe, und sie biete dem Gemüte nichts, das daher sein Heil in Spiritismus und in der Theosophie suche oder gradezu zur Kirche zurückkehre. Er schließt daraus, gegen die religiösen Bedürfnisse lasse sich nichts ausrichten; aber ihre Ausartung in Aberglauben sei am einfachsten durch praktische, greifbare Fortschritte der Wissenschaft und der sozialen Reformen zu verhüten oder eigentlich: die Religion — sei hierdurch überflüssig zu machen (?!).*)

## 2. Logik und Metaphysik.

Begeben wir uns zunächst in jene Gebiete der Philosophie, die sich mit der Feststellung der Begriffe, ohne Rücksicht auf die konkrete Welt, beschäftigen, nämlich in die der Logik, die mit realen, und der Metaphysik, die mit idealen Werten rechnet, so finden wir, ungeachtet des behaupteten Verfalls der Philosophie in unserer Zeit, doch eine bedeutende Fruchtbarkeit an Systemen, die sich teils an solche früherer Zeit anlehnen, teils neugeschaffen wurden.

An Kant knüpft, dem Rufe Kuno Fischers und Eduard Zellers folgend, Otto Liebmann, Professor in Jena (geb. 1841), an. Er prüfte dessen System und kritisirte jene seiner Nachfolger, und fand als fundamentalen Fehler des Ersteren die Lehre vom Ding an sich, das, mit anderen Worten, ein Unsinn sei, und diesen Fehler haben die Nachfolger von Fichte bis Schopenhauer noch verschlimmert. Liebmanns Begründung ist für die spätere Kant-Kritik gültig geblieben. Er verurteilte jeden Dogmatismus und bekannte sich als Skeptiker an der menschlichen Unfehlbarkeit. Der Mensch kann nach ihm das Problem der Welt nicht lösen, sondern nur suchen, er soll sich in den Grenzen des Begreiflichen halten und nichts behaupten, was er nicht gewiß weiß. Die Beschäftigung mit dem Weltproblem endet stets mit einem Fragezeichen. Ebenso scharf wendet er sich auch gegen den krassen Empirismus, den er des Mangels an Ehrfurcht vor der Größe des Weltproblems anklagt.**)

Doch sucht er auch aufzubauen und sieht in der strengen Gesetzmäßigkeit des Weltlaufs dessen Begreiflichkeit, woraus folgt, daß „im natürlichen Geschehen eine der korrekten Logik menschlichen Denkens korrespondirende objektive Logik herrscht“. Aus der „Weltvernunft“

---

*) Der Umwandlungsprozeß unserer Weltanschauung, von Dr. Edm. König. B. A. Z. 1892, Nr. 193.

**) Näheres s. Dr. Hugo Falkenheim. B. A. Z. 1891, Nr. 50 u. 51.

sprießen alle Einzeltatsachen, Epochen und Entwickelungsstufen in der Natur und der Weltgeschichte mit Denknotwendigkeit hervor. „Kritische Metaphysik“ ist sein Losungswort; sie schiebt das große Fragezeichen durch Entdeckung immer allgemeinerer Gesetze weiter hinaus.

Einen Nachfolger der Naturphilosophen Schelling-Hegelscher Zeit finden wir in J. H. Vogt, dessen erstes Werk „Die Kraft“ 1878 erschien und dem weitere folgten, die sehr günstig aufgenommen wurden, aber auch Angriffe hervorriefen.*) Darin wird als Grundsatz aufgestellt, der Naturforscher könne „seine kausalen Fäden“ nur so weit verfolgen, als dies das Mikroskop gestatte. Versagen seine Sinne und Hilfsmittel, so habe der Naturphilosoph diese Fäden aufzunehmen und weiterzuspinnen, bis das Vorstellungsvermögen versage. Dabei gelangt er aber nur zu einem neuen dogmatischen System und beweist damit, daß die Naturphilosophie lediglich eine Abzweigung der Metaphysik ist, d. h. ein Gewebe von unbeweisbaren Behauptungen, und daß eine philosophische Betrachtung der Natur, soweit sie möglich, nur in der Naturwissenschaft selbst ihren richtigen Platz hat.**)

Allerdings hat diese Betrachtung bisher vorzugsweise den Materialismus hervorgebracht (A. K. VI, S. 517 ff.), doch auch eine wachsende Opposition gegen ihn wachgerufen. Von seinem Grundprinzip, der Materie, das Helmholtz schon 1854 als eine bloße Abstraktion bezeichnete, sagt der bedeutende Physiker E. Mach in seinen „Beiträgen zur Analyse der Empfindungen“ (1886), sie sei nur „ein sich unbewußt ergebendes, sehr natürliches Gedankensymbol für einen Complex sinnlicher Elemente“, wie Farben, Töne und andere Merkmale.***) Sie ist, fügen wir bei, eine Hypothese wie jede andere, der Materialismus ein Dogma wie jedes andere. Sein Prophet ist noch immer der alte Ludwig Büchner, der 1894 seinen 70. Geburtstag feierte und dessen Verdienste um die Anthropologie unbestritten sind, wie auch seine dem Alter trotzende Geistesfrische hohe Achtung fordert.†) Bei Anderen hat sich der Materialismus sehr wesentlich abgeschwächt. Man spricht gern von naturwissenschaftlicher Weltanschauung und meint den Materialismus. Ernst Häckel in Jena, der sich von jeher durch künstlerische Auffassung von jener poesielosen Schule abhob, hat 1892

*) Vergl. A. Rau, „Eine Philosophie der Naturforschung“. B. A. Z. 1890, Nr. 176. — Ders., Zur Kritik und Charakteristik dogmatischer Systeme. Ebendas. 1891, Nr. 104.

**) Vergl. E. Koenig, Ueber Strömungen in der heutigen Naturphilosophie. B. A. Z. 1890, Nr. 217. — Dr. E. Jaesche, Zur Erkenntnistheorie. Ebendas., Nr. 251.

***) H. Buchner, Naturwissenschaft und letzte Probleme. II. B. A. Z. 1896, Nr. 22, S. 6.

†) Biographie von Hans Schmidtkunz. B. A. Z. 1894, Nr. 72 u. 73.

vor der naturforschenden Gesellschaft in Altenburg das Glaubensbekenntnis eines Naturforschers abgelegt, worin er als Band zwischen Religion und Wissenschaft den Monismus feierte.*) Es ist eine offenbare Absage an den einseitigen Materialismus. Eine scharfe Grenze findet Häckel nirgends, nicht zwischen anorganischer und organischer Natur, nicht zwischen Pflanzen- und Tierreich, nicht zwischen diesem und dem Menschen, nicht zwischen Natur- und Geisteswissenschaft, nicht zwischen Welt und Gott. Beide Teile sind in allen diesen Fällen Eines! Alles entwickelt sich langsam und allmählich vom Niedern zum Höhern, Vollkommenern. Jeder große Fortschritt der tiefern Erkenntnis (S. 13) bedeutet eine Ablösung vom überlieferten Dualismus und eine Annäherung an den Monismus. Der Vernunft drängt sich immer deutlicher die Notwendigkeit auf, Gott nicht als ein äußerliches Wesen der materiellen Welt gegenüberzustellen, sondern ihn als „göttliche Kraft“ oder „bewegenden Geist“ ins Innere des Kosmos selbst hineinzulegen. Auch die menschliche Seele ist ein winziger Teil dieser allumfassenden „Weltseele“. Häckel bekennt sich bezüglich der Grundfrage nach dem Urstoffe der Welt (S. 22) wol zum „Ignoramus“, nicht aber zum „Ignorabimus“, der bekannten Rede des berühmten Physiologen und Erforschers der Muskel- und Nerven-Elektrizität (seit 1843) Emil Du Bois-Reymond in Berlin (1872). Er verwirft die Bezeichnung „Materialismus“; man könnte den Monismus ebenso gut „Spiritualismus“ nennen (S. 26). Die Versöhnung zwischen Wissenschaft und Religion findet er in der Menschenliebe, die kein Monopol des Christentums ist, vielmehr von dessen Anhängern vielfach verleugnet wurde, wenn sie auch in der Lehre Jesu ihren reinsten Ausdruck findet, die aber durch Mythen und Dogmen entstellt wurde. Die monistische Gottesidee (S. 32 f.) endlich ist eine pantheistische und verwirft die Idee von der Persönlichkeit Gottes, d. h. seiner Beschränkung durch Zeit, Raum und menschlichen Charakter. Den Vorwurf des Atheismus weist Häckel vom Monismus zurück und betont dessen Begeisterung für Ethik und Aesthetik (S. 35 f.) Das Wahre, Gute und Schöne bilden seine Dreieinigkeit.

In ähnlicher Weise äußert sich Friedrich Paulsen, Professor in Berlin, in seiner „Einleitung in die Philosophie“ (1892). Er will einen idealistischen Monismus zur Geltung bringen. Denken und Ausdehnung sind nach ihm zwei Seiten oder Erscheinungsweisen eines und desselben einheitlichen Wesens. So kommt er zum Gedanken der Weltseele, der gegenüber die menschliche Seele nur „eine Vielheit seelischer

*) Der Monismus als Band zwischen Religion und Wissenschaft. 6. Aufl. Bonn 1893. — Ernst Häckel. B. A. Z. 1894, Nr. 39.

Erlebnisse ist". Das All-Eine offenbart sich in Natur und Geschichte, für die Erde besonders in Jesus Christus.*)

„Gegen den Materialismus" nennt sich eine seit 1892 erscheinende Flugschriftensammlung, herausgegeben von Hans Schmidkunz, mit Beiträgen von Moriz Carriere, Karl Freiherr Du Prel, Otto v. Leixner u. A. Das Unternehmen will alle religiösen Richtungen, freiere und andere, sowie die mystischen zum Kampfe gegen den gemeinsamen Gegner vereinigen. Da es populär gehalten ist, richtet es sich natürlich vorzugsweise gegen die sozialdemokratische Partei. Es ist uns nicht möglich zu glauben, daß solche Extreme wie religiöser Liberalismus und Okkultismus sich auf die Dauer unter einen Hut bringen lassen, und es ist zu fürchten, daß der Obskurantismus dabei das Feld behaupten wird.**)

Mehr Aussicht zum Siege über den Materialismus als jene unnatürliche Allianz, hat der freie und offene, jeder Dunkelheit fern bleibende Idealrealismus, wie ihn Wilhelm Wundt und Moriz Carriere vertreten. Wundt sagt in seinem „System der Philosophie": „Von ihrer geistigen Seite betrachtet, ist die Welt Entwickelung, ewiges Werden und Geschehen; nicht im Werden, das ziellos nur das Vorhandene zerstört, damit Neues an seine Stelle trete, sondern stetiger Zusammenhang zweckvoller Gestaltungen. Als ein solcher reichen die Entwickelungen der Natur schon in das Gebiet des Geistes hinüber und betätigen sich alle geistigen Schöpfungen in bestimmten, empirisch nie vollendbaren, aber doch in ihrem allgemeinen Verlaufe erkennbaren Richtungen". So stellt auch Carriere in seiner „Sittlichen Weltordnung" den Geist nicht als etwas Fremdes der Natur gegenüber: er ist „selbstinnige, wissende und wollende Naturkraft".***) Carriere bekennt sich zur Zweckmäßigkeit der Welt und anerkennt nichts zweckloses. Die Entwickelung der organischen Schöpfung schließt letzteres aus. Die Welt ist ihm kein bloser Schein, sondern erscheinendes Wesen. Die Freiheit des Willens ist nur da, wo das Wollen mit dem Sollen zusammentrifft; nur das Sollen der Pflicht genügt den Ansprüchen der Seele. Was wir wollend schaffen, das sind wir selbst. Das Böse ist nach ihm nur die anfängliche Selbstsucht unserer Sinnlichkeit, das Gute der Sieg über alles Unvollkommene. Dieser Sieg vollbringt die Kulturarbeit der Geschichte. „Die ganze Sinnenwelt ist als die ununterbrochen sich fortsetzende Schöpfung des allgegenwärtigen Gottes zu verstehen." Man erkennt Gott an seinen Werken. Nach Carriere ist der Geist nicht Materie, sondern alles, was wir als

---

*) Besprochen von M. Carriere. B. A. Z. 1893, Nr. 32.

**) C. Montanus. B. A. Z. 1892, Nr. 184.

***) Walter Bormann, Die Tatsachen der äußern und innern Erfahrung. B. A. Z. 1891, Nr. 29 u. 30.

Materie wahrnehmen, ist Geist. Er glaubt an unmittelbare Einflüsse des göttlichen Geistes auf den Menschengeist, aber nicht an die Durchbrechung der Naturgesetze, also nicht an das Wunder.*)

Carrieres Kollege, Jakob Frohschammer (geb. 1821, kathol. Priester 1847, Professor der Philosophie in München 1855, vom Papste gebannt 1863, † 1893) hat so mannhaft wie kein Anderer gegen den Materialismus in dessen Vertretern Karl Vogt und Friedrich Strauß gekämpft. Sein System ist ein eigentümliches; gleich den meisten der bisher genannten bekennt es sich zur Versöhnung von Idealismus und Realismus. Es verfällt aber in den Fehler, als „Grundprinzip des Weltprozesses“ gleich Schopenhauer eine Eigenschaft anzunehmen, nämlich die Fantasie. Er gibt also dem Absoluten statt eines ethischen einen ästhetischen Charakter, während der einzig mögliche ein logischer wäre. Nach ihm (1877) ist die Fantasie (aber Wessen?) „das Bildende und Gestaltende in der unorganischen und organischen Natur, ferner im seelischen Leben, aber auch in der sittlichen Welt und im Verlaufe der Menschheitsgeschichte“.**) Er begründet diese Annahme dadurch, daß die subjektive Fantasie die Bildungskraft überhaupt bedeute, die Wahrheit entfessele, Kunst und Wissenschaft (?) beherrsche. Sie lasse sich weder aus der unorganischen Natur, noch aus den übrigen Seelenfähigkeiten ableiten. Nur das Organisationsprinzip im Weltall sei ihr vergleichbar. Danach sei die ganze Welt eine Schöpfung der „Welt- oder objektiven Fantasie“. Sie fasse immer eine Dreiheit von Momenten in sich, das Stoffliche, woraus gebildet wird, die Kraft, welche bildet, und die Norm, nach welcher sie bildet. Auch die Menschenseele sei eine Schöpfung der Weltfantasie. Frohschammers Philosophie will zwar nicht monistisch sein, ist es aber doch im Grunde. Seine Fantasie scheidet Stoff und Form, vereinigt sie aber wieder. Dieses System wurde fortgesetzt in der „Genesis der Menschheit und deren geistige Entwickelung in Religion, Sittlichkeit und Sprache“ (1883), in der „Organisation und Kultur der menschlichen Gesellschaft; philosophische Untersuchungen über Recht und Staat, soziales Leben und Erziehung“ (1885) und im „Mysterium magnum des Daseins“ (1891).***) Carriere sagt darüber, das eigentliche „große Geheimnis“ im höchsten Sinne sei das in sich eine Unendliche, d. i. Gott. Frohschammer aber erklärt (Myst. magn.

---

*) Vergl. Ein Philosoph am Altar des unbekannten Gottes (M. Carriere). B. A. Z. 1893, Nr. 68.

**) Dr. Bernh. Münz. B. A. Z. 1891, Nr. 4. — Nachruf, ebendas. 1893, Nr. 142. — Deutsche Denker, Heft 2 u. 3. Berlin 1888.

***) Ueber das Mysterium magnum des Daseins. Leipzig 1891. (Vom Verfasser dem Verf. d. B. selbst übersandt.) — M. Carriere, Mysterium magnum. B. A. Z. 1891, Nr. 74.

S. 140 ff., bes. S. 163), wissenschaftlich lasse sich angesichts der tatsächlichen Verhältnisse des Daseins (der großen Leiden dieser Welt, denen der Mensch hilflos preisgegeben ist) die Annahme eines persönlichen Gottes nicht (oder noch nicht) erweisen. Denn wenn Gott die Schöpfung deshalb nicht unterlassen hätte, weil nicht um des Uebels willen auch das Glück unterbleiben durfte, so wäre nicht der freie göttliche Wille, sondern wären die Ideen des Guten und Wahren das Bestimmende bei der Schöpfung und müßte Gott nur als Organ der Realisirung von Ideen erscheinen.

Das Gefühl will als Fundament der Weltordnung ein Schüler Schopenhauers, Fr. v. Feldegg (Wien 1890), entgegen dem „Willen" seines Lehrers, aufstellen und nachweisen (B. A. Z. 1891, Nr. 60 u. 61). Den Realismus und Idealismus hält Rudolf Eucken, Professor in Jena („Die Grundbegriffe der Gegenwart", Leipzig, 1. Aufl. 1878, 2. Aufl. 1893), für unversöhnlich, wendet sich dem letztern zu, ohne seine Schwächen zu verkennen, und verlangt, daß er sich zu einer konkreten Gestalt in Kunst, Moral und Religion fortbilde (Theobald Ziegler in B. A. Z. 1893, Nr. 65).

Am 20. Juli 1894 starb im Schottenkloster zu Wien der Benediktiner und Professor der Philosophie Pater Vincenz Knauer, 66 Jahre alt, ein freisinniger Geistlicher, der von ultramontaner Seite vielfach angegriffen wurde, weil er die päpstliche Unfehlbarkeit offen bekämpft hatte. Ebenso entschieden war er aber auch gegen die „Kraftstoffelei" des Materialismus aufgetreten. Einem bestimmten Systeme wandte er sich in seinen philosophischen Werken nicht zu und bewahrte sich eine vorurteilsfreie Unabhängigkeit. Er würdigte Darwin und die Psychophysik ebenso, wie er Shakespeare und seinen Jugendfreund Robert Hamerling, der auch über Philosophie schrieb („Die Atomistik des Willens"), verehrte, wie er auch selbst Dichter war (B. A. Z. 1894, Nr. 199).

Interessant ist, daß auch der Afrikaforscher Dr. Karl Peters als Philosoph aufgetreten ist in „Willenswelt und Weltwille; Studien und Ideen zu einer Weltanschauung" (Leipzig 1883). Er ging von Schopenhauer aus, den er bewunderte, sagte sich aber von dessen blindem „Willen" und Pessimismus los und faßt das Weltall als „den unendlichen Abglanz des dem All-Einen innewohnenden Ideenreichtums, als den durch die Himmelsfernen ausgestrahlten Inhalt des göttlichen Wesens, als die der Gottheit gegenübergestellte Fülle ihres eigensten Ichs". Weltwille und Willenswelt sind nach ihm unzerreißbar und ihrem Wesen nach miteinander verknüpft, und doch wieder zweierlei. Es soll ein dualistischer Pantheismus sein, der aber doch im Grunde monistisch ist (B. A. Z. 1891, Nr. 135).

Wie lange werden sich die Philosophen noch um diese Fantome von Begriffen herumstreiten? Liebmann, mit dem wir begannen, scheint uns eben doch mit seinem Skeptizismus der Wahrheit am nächsten zu kommen. Eine Wiederbelebung der ausgelebten Metaphysik, dieser „Begriffsmythologie", wie sie auch genannt wird, dürfte ungeachtet mancher Versuche, ihre großen Schwierigkeiten haben.*)

## 3. Psychologie.

Die mit Begriffen experimentirende Logik und Metaphysik möchten wir als die Einleitung in die Philosophie, die auf den Tatsachen des Seelenlebens beruhende Psychologie als ihren Hauptteil und Mittelpunkt und die aus dem Seelenleben hervorgehenden denkenden Betrachtungen außerhalb der Philosophie liegender Gebiete (Kunst, Moral und Religion) als ihren Abschluß ansehen.

Wir haben die Psychologie bereits (oben S. 407) als das höchste und erhabenste Glied in der Kette der den Menschen behandelnden Wissenschaften bezeichnet. In jenen Gliedern befreit sich der Geist stufenweise von den Fesseln der Sinnlichkeit, in welchen er anfangs schlummert und noch nicht handelnd auftritt. In der Biologie ist der Mensch noch Embryo, in der Anthropologie träumendes, in der Ethnologie die ersten Schritte versuchendes Kind, in der Urgeschichte wilder Knabe, in der Gesellschaftslehre Genossen suchender Jüngling; in der Psychologie wird er zum reifen, denkenden Manne. Den erkünstelten Unterschied zwischen Seele und Geist lassen wir ebenso bei Seite wie die sieben Prinzipien der Theosophen (oben S. 329 ff.). Als Seele fühlt das Höhere im Menschen, als Geist denkt es; aber beide sind dasselbe.**)

Wie schon vor etwas mehr als einem halben Jahrhundert die Psychologie als ihre notwendige Voraussetzung die Physiologie anerkannte (Rosenkranz a. a. O. S. 9) und sie auch stets zu Vergleichungen zwischen dem körperlichen und geistigen Leben herbeizog (wie ebend. der ganze erste Teil zeigt), so erhob sich vor etwas über dreißig Jahren die Psychophysik, d. h. eine eigentliche Verbindung der Seelenlehre mit der Naturwissenschaft. Sie wurde durch die Professoren Ernst Heinrich Weber (geb. 1795, † 1878) und Gustav Theodor Fechner in Leipzig (geb. 1801, † 1887) um 1860 begründet. Beinahe gleichzeitig begann auch Wilhelm Wundt (geb. 1832) sich diesem Wissenszweige zu widmen und wandte sich von der

---

*) Jul. Goldstein über die Untersuchungen von Prof. Claß in Erlangen. B. A. Z. 1896, Nr. 203.

**) K. Rosenkranz, Psychologie oder die Wissenschaft vom subjektiven Geist. Königsberg 1843, S. 7.

Naturwissenschaft zur Philosophie, deren Lehrer in Leipzig er seit 1875 ist. Sein erstes hierher gehöriges Werk, die „Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele", erschien 1863, die 2. Auflage erst 1892, nachdem seine auf die Philosophie übergetragene physiologische Methode sich weiter ausgebildet und manigfache Veränderungen in seinen Anschauungen hervorgebracht hatte. Ihm ist es zu verdanken, daß „in der Philosophie die reine Spekulation mehr und mehr verdrängt wird, die Auffassung und die Methoden der exakten Forschung in demselben Maße zur Anwendung gelangen".*) „Wundt fußt auf dem Boden der Entwickelungslehre." Er anerkennt, daß der Mensch einst in physischer Beziehung über die Schranke hinweggeschritten ist, welche heute Mensch und Tier trennt. Elementare Formen der geistigen Tätigkeit (Vorstellungen, Gefühle, Triebe und Associationen der ersteren) finden sich bei Mensch und Tier; dagegen fehlen diesem vollständig eigentliche Intelligenzhandlungen. Solche sind nur anzunehmen, „wo eine wirkliche Bildung von Begriffen, Urteilen und Schlüssen oder eine freie willkürliche Fantasietätigkeit nachgewiesen werden kann". „Die Intelligenzäußerungen der Tiere führt Wundt lediglich auf Associations-Erscheinungen von verhältnismäßig einfacher Art zurück" und verhält sich damit ablehnend gegen gewisse Tierpsychologen, „die geneigt sind, alle psychischen Leistungen der Tiere in Intelligenzhandlungen umzudeuten". Dies gilt wol hauptsächlich von den beiden reichhaltigen und höchst interessanten Büchern Ludwig Büchners „Aus dem Geistesleben der Tiere" (Berlin 1876) und „Liebe und Liebesleben in der Tierwelt" (ebendas. 1879), worin der Verfasser den Tieren alle möglichen Tugenden nachrühmt (doch hat Peter Scheitlin, Professor in St. Gallen, † 1848, in seinem „Versuch einer vollständigen Tierseelenkunde", Stuttgart 1840, bei aller Liebe zu den Tieren sich bemüht zu zeigen, daß ihnen Sinn für Wahrheit, Sittlichkeit, Aesthetik, Religion und Metaphysik abgehe).

Wundt verwirft die bei den älteren Psychologen beliebte Teilung der psychischen Vorgänge in drei „Vermögen" als für sich bestehende Einheiten, und erklärt, „daß nur der psychische Organismus in seiner Gesamtheit als eine solche Einheit betrachtet werden dürfe". Kurz, er hat die Grundlagen der ältern Psychologie verlassen und neue errichtet.

Im J. 1874 erschienen W u n d t s „Grundzüge der physiologischen Psychologie" (4. Aufl. 1895), worin er die von Ernst Heinr. Weber eingeführten und von Fechner systematisch ausgebildete experimentelle Methode „zum Zwecke der Ergründung der Wechselbeziehungen zwischen den physischen und psychischen Vorgängen des Lebens" vervollkommnete.

---

*) Zur Psychologie der Gegenwart. B. A. Z. 1893, Nr. 200.

Das Werk wird von der Kritik als ein klassisches und sicher begründetes anerkannt; doch wird „der innere Ausbau noch manche Veränderungen nötig machen“. Wundt ist durch dieses Werk der gefeiertste Psycholog in der civilisirten Welt geworden; er hat es stetig erweitert und umgearbeitet und darin die wichtigsten technischen Hilfsmittel beschrieben, deren er sich in seinem Laboratorium in Leipzig bedient. Von seinem Schüler Oswald Külpe, jetzt Professor in Würzburg, erschien 1895 „Grundriß der Psychologie auf experimenteller Grundlage“. Er abstrahirt ganz von der Frage, was die Seele, und ob sie immateriell ist und betrachtet sie lediglich als die Summe der „von erlebenden Individuen abhängigen Eigenschaften der Erlebnisse“. Sein Gegenstand sind die Empfindungen, von denen sich etwa 13 000 Qualitäten unterscheiden und durch Kombinationen derselben noch wesentlich erhöhen lassen sollen, dann die Gefühle der Lust und Unlust, die Verbindungen dieser Elemente des Bewußtseins, der Zustand des Bewußtseins, die Frage des Willens und des Selbstbewußtseins, das Wesen des Schlafes, des Traumes, der Hypnose u. s. w.

Für die traurige rückläufige Bewegung der Geister, die in unserer Zeit eingerissen ist, haben wir weiter oben überwältigende Beispiele im Wiederaufleben eines vergangen geglaubten Okkultismus, in der verstärkten Ausdehnung des Spiritismus und in der neu aufgetretenen Theosophie geliefert. Ganz wie in diesen teils als blose „fromme Wünsche“, teils als Betrug erkannten, teils noch unerklärten Gebieten sieht es auch auf dem der Psychologie aus. Auch hier überwiegt im allgemeinen Interesse die sog. Nachtseite des Seelenlebens die Tagseite, d. h. die Teilnahme für das Dunkle, Geheimnisvolle, Rätselhafte überwiegt diejenige für das wissenschaftlich Bewiesene und Beweisbare um mehr als das Hundertfache. Vor einem halben Jahrhundert kannte man auf diesem dunkeln Gebiete außer dem Traume lediglich die Ahnung, die Vision, das zweite Gesicht, das Nachtwandeln, den Somnambulismus und das Hellsehen (Rosenkranz a. a. O., S. 132 ff.). Heute, am Ende des „naturwissenschaftlichen“ Jahrhunderts, sind dazu getreten das Gedankenlesen, die Telepathie, der Hypnotismus und das Doppel-Ich. Diese Erscheinungen beruhen allerdings auf Tatsachen, so daß wir sie nicht in die „okkulte Religion“ (oben S. 302 ff.) aufnehmen konnten; aber sie sind auf so arge Weise mit Aberglauben, Charlatanerie und krankhaften Spekulationen durchsetzt, daß sie für die Wissenschaft noch vielfache Rätsel darbieten.

Das sog. Gedankenlesen, das von reisenden Taschenspielern und Antispiritisten, wie Charles Garner, genannt Stuart Cumberland (oben S. 320) u. A. in ganz Europa und Amerika vorgeführt worden ist, wurde 1877 von dem amerikanischen Nervenarzt W. G. Beard und 1886 von Prof. Will. Preyer in Jena auf einfache

Weise als auf unwillkürlichen Muskelbewegungen der Personen beruhend erklärt, welche den „Gedankenlesern“ als „Medien“ dienten. Jetzt ist es außer Mode gekommen, gleich dem Somnambulismus u. a. Ueber diesen hatte noch um 1875 Prof. Charles Richet in Paris geschrieben und damit „den Anstoß zur exakten Erforschung der hypnotischen Erscheinungen gegeben“. Um 1890 schritt er jedoch weiter und glaubte die Tatsache des Hellsehens und der psychischen Fernwirkung experimentell feststellen zu können. Seine Studien hierüber gab 1891 Dr. A. Freiherr v. Schrenck-Notzing deutsch heraus und suchte durch seine Einführung des Buches in Deutschland den Untersuchungen des Verfassers den Weg zu bahnen. Die mitgeteilten Tatsachen waren jedoch zu sehr ungenügend, als daß sie überzeugend wirken konnten (Beil. z. A. Z. 1891, Nr. 122, S. 7).

Nachdem der genannte Prof. Preyer in der „Deutschen Rundschau“ (Jan. 1886) über „Telepathie und Geisterseherei in England“ berichtet und vor dem Betreten eines so gefährlichen Bodens gewarnt hatte, erwiderte darauf Edmund Gurney*), Verfasser der „Phantasms of the Living“ und Mitglied des Rates der „Society for psychical research“, indem er den Namen „Telepathie“ auf „Eindrücke, welche anders als mittels der bekannten Sinneswerkzeuge von einer Person in einer andern hervorgerufen werden“, bezog, jedoch bekannte, daß die Gesetze dieser Erscheinung noch nicht ergründet seien. Er hoffte jedoch, sie zu einer „Wissenschaft“ erheben zu können. Gurney nennt die Personen, die in telepathische Beziehung zu einander treten, „Agent“ (die aktive) und „Percipient“ (die passive). Diese Beziehungen bestehen darin, daß das Bild der einen Person der andern, an welche sie sehr eindringlich denkt, erscheint; es ist eigentlich dasselbe was die schon längst bekannte Doppelgängerei oder eine Art Geistererscheinung von Lebenden. Sie soll aber auch oft bei Sterbenden vorkommen und also den Uebergang zur wirklichen Geistererscheinung bilden. Gurney betrachtet diese Fälle jedoch als Hallucinationen, was wol vernünftiger ist als der sog. Astralleib, den die Theosophen (oben S. 330) für eine Loslösung vom wirklichen Leibe halten. Einen geringern Grad von Telepathie bildet das Lesen oder Erraten verborgen gehaltener oder entfernter Schriften, Bilder u. dergl. oder auch blos gedachter Worte, durch eine Person, die jene Dinge nicht sehen kann, die Schmerzübertragung von einer Person auf die andere u. s. w. Gurney erzählt mehrere Fälle aller dieser Arten und behauptet, ein Zufall dabei käme höchstens einmal unter einer Million oder Billion oder noch mehr Fällen vor (!?). Wie soll sich denn das beweisen lassen?

---

*) Telepathie: Eine Erwiderung auf die Kritik des Herrn Prof. W. Preyer (Leipzig 1887).

Die Gedankenübertragung ist nicht ganz zu verwerfen und kaum wunderbarer als die Elektrizität, die wahrscheinlich noch viele Rätsel birgt (s. oben S. 322).

Mehrfach berührt sich die Telepathie mit dem Hypnotismus, wahrscheinlich dem geheimnisvollsten Gegenstande der Kultur unserer Zeit, — dem einzigen geheimnisvollen, der seit zwanzig Jahren nach und nach in der Wissenschaft Anerkennung, wenn auch eine sehr geteilte, gefunden hat. Er ist indessen nichts neues, nur war er bis auf unsere Zeit in Europa wenig bekannt; er spielte bei Orakeln und anderen Zweigen der Götterdienste im alten Aegypten, Chaldäa, Hellas und Rom eine Rolle, und in Indien ist dies noch heute der Fall. Das Christentum unterbrach diese Erscheinung und schrieb sie den Mächten der Hölle zu. Ohne Zweifel war sie mit den Hexenprozessen verbunden und bewirkte bei deren Opfern ihre Einbildungen und teilweise Schmerzlosigkeit oder Unempfindlichkeit gegen Folterqualen. Auch bei Martyrern scheint sie vorgekommen zu sein, im Urchristentum wie bei Ketzern und Juden des Mittelalters. Sie war wol, mit Geisteskrankheit verbunden, Ursache der sog. Besessenheit und gab Anlaß zu den scheußlichen Fabeln von Vampyren und Werwölfen. Sie erzeugte wol auch die Ekstasen und Visionen, die bei manchen Sekten des Christentums, des Islam, Buddhismus u. s. w. Jahrhunderte hindurch beobachtert wurden, dann die angeblichen Offenbarungen mancher Schwärmer, wie Swedenborg, Lavater, Mesmer, Frau von Krüdener, Jung-Stilling, Justinus Kerner u. A., und war mit dem Somnambulismus und den Fällen von Stigmatisation, sowie den Marienerscheinungen unseres scheidenden Jahrhunderts eng verbunden. Der animalische Magnetismus Mesmers und der Somnambulismus Du Potets u. A. waren die nächsten Vorgänger des heutigen Hypnotismus. Diesen Namen schuf 1842 der englische Chirurg James Braid aus Manchester, der seit dem vorhergehenden Jahre Versuche auf diesem Gebiete anstellte und zu der Ueberzeugung gelangte, „daß die magnetischen Phänomene einer Störung des Nervensystems zuzuschreiben seien, entstanden durch Konzentration des Blicks, der absoluten Ruhe des Körpers und aufmerksames Fixiren; daß alles auf dem physischen und psychischen Zustande des Objektes beruhe, nicht auf dem Willen des Operirenden oder auf einem magnetischen Fluidum, noch auf einem allgemeinen mystischen Agens.“ *)

Die neue Theorie gewann nur langsam Anhang und Verbreitung, nach England zuerst in Frankreich, wo sie 1866 Liébault und Bernheim in Nancy, 1875 Richet und 1878 Charcot in Paris weiter

*) Nach Fred. Björnström, Der Hypnotismus, seine Entwickelung und sein jetziger Standpunkt. Deutsch von Larochelle. Wiesbaden (1894).

bekannt machten. In Oesterreich wirkten Geßmann (oben S. 304 ff.) und v. Krafft-Ebing dafür. Reisende Magnetisirer, darunter der Däne Hansen (um 1880, † 1897), erregten durch schauspielerhaftes Gebahren großes Aufsehen und fanden sowol Verehrer als Gegner in Menge.

Der hypnotische Zustand ist derselbe wie der früher so genannte magnetische; nur wird er jetzt anders behandelt. Nicht alle Leute sind dafür empfänglich, wahrscheinlich nur eine kleine Anzahl. Die Jugend ist es mehr als reiferes Alter, die Frauen, besonders hysterische, mehr als die Männer, die romanischen Völker mehr als die germanischen. Doch, wir geben hier keine Lehre, sondern berichten Tatsachen oder was dafür gehalten wird. Nach Aussage der Hypnotisten oder anwesender Zeugen wurden die Sinnesempfindungen hypnotisirter Personen verschärft, abgeschwächt oder ganz aufgehoben; sie hielten ein Kartenblatt für einen Spiegel und sahen darin, was hinter ihnen vorging, fanden verborgene Gegenstände u. s. w. Das Gedächtnis wurde gestärkt, geschwächt oder aufgehoben. Was man solchen Personen im hypnotischen Schlafe zu tun befahl, führten sie nach dem Erwachen aus, ohne sich an ihren Zustand oder diesen Befehl zu erinnern. Es wurde aber auch diese Erinnerung hervorgerufen, wenn sie während des Schlafes angeordnet worden war. Diese Suggestionen, wie sie die hypnotische Sprache nennt, bestehend im „zwangweisen Aufdrängen einer Idee“, sollen ihre Wirkung auch dann bewahrt haben, wenn man den Erwachten sagte, ihre Eindrücke seien blos suggerirt, und sollen hinwieder geschwunden sein, wenn der suggerirte Eindruck geleugnet wurde. Auch schwand die Erinnerung an den suggerirten Befehl, sobald er ausgeführt war. Ja, man rief auch im vollen Wachen Suggestionen hervor und tilgte sie wieder, sowie die Erinnerung daran. Auf Befehl verwechselten die Hypnotisirten Farben, Wörter, Buchstaben, Namen, Gegenstände aller Art, sogar das Mein und Dein. Suggestionen wurden nach einer im Schlafe vorgeschriebenen Zeit, angeblich sogar nach Jahren (?) genau ausgeführt. Die armen Opfer des Hypnotismus bildeten sich auf Befehl ein, an irgend einem Uebel zu leiden, nahmen eine ihnen befohlene Stellung an, aßen Kartoffeln für Orangen, krochen, sprangen, tanzten, arbeiteten, beteten, stahlen oder fingirten sogar einen Mord auf die bezügliche Suggestion hin. Es wurde aber auch eine selbstgeschaffene, eine sog. Autosuggestion beobachtet, darin bestehend, daß die Kranken (so darf man sie doch wol nennen) eine suggerirte Handlung weiter führten und sich Folgen einer solchen selbst ausdachten und wahrzunehmen einbildeten. Es sollen durch Suggestion Unempfindlichkeit gegen Schmerzen und im Gegenteil Schmerzen oder Uebel hervorgerufen, ferner Gedanken, Stimmungen, Begierden, Triebe, Handlungen im Schlafe und über diesen hinaus (posthypnotische Suggestionen) befohlen und geleitet, Sachen, die nicht vorhanden waren, vorgezaubert

und mit allen Sinnen wahrgenommen, also Sinnestäuschungen hervorgerufen, nicht vorhandene Personen, Scenerien u. s. w. vor die Sinne gebracht, in den Kranken die Einbildung geschaffen worden sein, als befänden sie sich noch im Kindesalter, in dessen Art sie spielten, sprachen und schrieben, oder in einem beliebigen andern Alter, und wieder diejenige, als wären sie eine andere Person, sogar verschiedenen Geschlechts, deren Sprache und Benehmen sie dann kopirten und die anwesende kopirte Person nicht bemerkten. Es soll bewirkt worden sein, daß sie mit dem einen Auge oder Ohr ganz andere Wahrnehmungen machten als mit dem andern, auf einem leeren Blatte Zahlen, Worte oder Bilder und auf einem Bilde etwas ganz verschiedenes sahen, als was es darstellte, angeblich sogar Jahre lang u. s. w. Es sollen durch Suggestion oder Autosuggestion Krankheitserscheinungen hervorgerufen worden sein, und dazu sollen auch die bekannten Stigmatisationen gehören. Es sollen Handlungen suggerirt und ausgeführt worden sein, die gar nicht genannt, sondern vom Hypnotisten nur gedacht wurden, wobei also die Gedankenübertragung (s. oben S. 441) ins Spiel kam. Damit verwandt ist die Uebertragung aller Arten von Empfindungen vom Hypnotisten auf sein Opfer; es soll zu trinken glauben, wenn er trinkt, Schmerz fühlen, wenn er sich kneift oder brennt, mit verbundenen Augen sehen, was er sieht u. s. w. (mentale Suggestion). Es sollen Hypnosen ohne Wissen und wider Willen der Betreffenden gelungen sein, ja sogar aus der Ferne (also Verbindung mit Telepathie)! Der Hypnotismus soll auch das sog. Hellsehen erklären, d. h. wenn es Wirklichkeit hat und nicht blos Sage ist. Ein Somnambule soll den Inhalt von Schachteln, Briefen u. s. w. und die früheren Schicksale von Personen, die er sonst nicht kannte, erraten haben.*)

Solche auf das Hellsehen bezügliche Experimente machte 1892 in Meiningen der seither verstorbene Okkultist Kiesewetter (s. oben S. 306 ff.). Ausgehend von dem Problem der angeblichen Geisterschriften (Bd. VI, S. 186 ff.), hypnotisirte er öfter einen dafür sehr empfänglichen jungen Mann, mit dem er durch Hansen (oben S. 442) bekannt geworden war. Das „Medium“ las mit verbundenen Augen Schriften, über die K. ihm den Finger führte. Es schrieb im hypnotischen Schlafe Eingebungen eines angeblichen ungenannten Geistes nieder, und als ihm K. suggerirte, er sei Faust (mit dem sich K. eben beschäftigte),

---

*) Vergl. außer Björnström, Dr. v. Schrenck-Notzing, Ueber Suggestion. B. A. Z. 1893, Nr. 77, 79 u. 80 (wo die hypnotische Litteratur ausführlich mitgeteilt ist), und 1895, Nr. 237, S. 6. — Mitteilungen aus Wien. Ebendas. 1893, Nr. 137, 138 u. 140 (je S. 7), 164, S. 6. — Frhr. Du Prel. Ebendas., Nr. 143. — Dr. J. Sadger, Suggestion und Hypnose. Ebendas. 1894, Nr. 296 u. 297. — Dr. Rud. Eisler, Zur Psychologie der Hypnose. Ebendas. 1895, Nr. 292.

und ihm den Pakt Fausts mit dem Bösen diktirte, schrieb er diesen in der Sprache und Schriftart des 16. Jahrhunderts nach, dann eine Erklärung Fausts ohne Diktat, und eine solche Mephisto's (letztere „wahrhaft dämonisch“), sowie Handschriften Maria Stuarts, Wallensteins, Marie Antoinettens, Friedrichs des Großen, der Königin Louise und vieler anderer historischer Personen — angeblich in ihrer richtigen Handschrift, und wie K. versichert, ohne von ihrem Leben näheres zu kennen, und ohne sich beim Erwachen daran zu erinnern!!!*) Wo sich hier Wahrheit und Dichtung (oder Täuschung) begegnen oder scheiden, ist allerdings unsicher.

Der hypnotische Zustand wurde auch bei Tieren, vom Krebs hinauf bis zum Säugetier, hervorgerufen und beobachtet, ferner bei ganz kleinen Kindern, bei den Naturvölkern und bei den verschiedensten Nationen. Er ist analog dem Traume, dem Fieber, dem Rausch, dem Wahnsinn, der Ekstase, der Hysterie, der Illusion, der Hallucination, welche Erscheinungen alle man unter dem gemeinsamen Namen „Hypnologie“, als anormalen Teil der Psychologie zusammenfassen könnte. Ja, er geht noch weiter. Wir möchten alle Verbohrtheit in gewisse Ideen, allen Fanatismus der verschiedenen politischen, religiösen und sozialen Parteien, allen Okkultismus, Spiritismus, Theosophismus, alle aus der Geschichte bekannten geistigen Epidemien, wie Wunder- und Aberglauben, Kreuzzugsfieber, Tanzwut, Geißlerzüge, Christen-, Ketzer- und Judenverfolgungen, alle Askese, Mystik, sogar dichterische und künstlerische Begeisterung einem mehr oder weniger starken Hypnotismus zuschreiben, ja sogar jede Beeinflussung durch fremde Ansichten (besonders in Schule, Büchern und Zeitungen) und fremden Willen (z. B. Verführung)!

Was nun die Anwendung des Hypnotismus im praktischen Leben betrifft, so kommt vorzugsweise eine solche in der Heilkunde, im Rechte und in der Erziehung in Betracht (Björnström, S. 148 ff.). Es soll sowol der Hypnotismus an sich in der Eigenschaft eines beruhigenden, schmerzstillenden Mittels, als die Suggestion in der Eigenschaft einer Beseitigung von Leiden durch den Willen des Hypnotisten heilend wirken. Auch hier ist der Hypnotismus nichts neues. Die Wunderheilungen und Wunderkuren aller Zeiten gehören hierher, geschehen sie nun durch Orakel, Beschwörungen, Amulette, Reliquien, Geheimmittel aller Art, oder (in den Fällen edlerer Art) durch menschenfreundlichen Willen und Einfluß. Es sollen durch Suggestion sogar Krüppel und Geisteskranke gesund geworden sein. Auf dem Gebiete der Erziehung wird behauptet, es seien bei Kindern und Erwachsenen auf diesem Wege üble Gewohnheiten beseitigt worden. Auf

*) Kiesewetter, Faust, S. 548 ff.

dem Gebiete des Rechtes liegt die Gefahr natürlich sehr nahe, vorausgesetzt, daß die Sache überhaupt möglich ist, daß Hypnotisirte das Opfer von Verbrechen oder selbst zu Verbrechen verleitet werden können, wenn ihnen die Verübung solcher suggerirt wird. Prof. Liégeois in Nancy machte sich einen Sport daraus, Damen zu suggeriren, sie seien ihm Geld schuldig oder hätten einen Mord begangen, oder sollten einen solchen begehen, was wir für höchst gewissenlos und sträflich halten, auch dann, wenn der Charakter des Hypnotisten die Gefahr des Vollzuges der Suggestion ausschließt; es kann ja der Vorfall auf den Charakter des Kranken nachteilig wirken. Ueberhaupt kann dieser Punkt zu den schändlichsten Mißbräuchen führen.*) Und überhaupt kann der Hypnotismus den ärgsten Schwindel erzeugen (und tut dies auch wirklich) und Generationen vergiften. Er sollte daher unter strenge Aufsicht gestellt werden.

Die Pflege der sog. geheimen Wissenschaften, unter denen alle aus dem gewöhnlichen Verlaufe des Seelenlebens heraustretenden Phänomene, und zwar in vorderster Reihe der Hypnotismus zu verstehen sind, durch den erst eine wahre „Experimental-Psychologie“ geschaffen worden, wird als die Aufgabe einer Anzahl von Gesellschaften bezeichnet, die sich „psychologische Gesellschaften“ nennen und in den öffentlichen Blättern durch Aufrufe zur Beteiligung einladen. Solche Gesellschaften bestehen in England (die älteste, „Society for psychical research“), Amerika, Paris, Berlin, München, Dresden, Stuttgart, Breslau, Düsseldorf und anderen Städten. Mit dem Hypnotismus verbinden sie die Telepathie, das Hellsehen, den Spiritismus u. s. w. und zerfallen in Fraktionen, die den einen dieser Zweige mehr Aufmerksamkeit widmen als den anderen. Diese „geheimen Wissenschaften“ finden in die philosophischen Zeitschriften immer mehr Eingang, was Wilhelm Wundt**) beklagt, indem er findet, solche Experimente, wie sie jene Gesellschaften empfehlen, machen nur Leute, die von vorn herein an okkulte Dinge glauben und einen Zweifel daran durchaus nicht zugeben, und ihre bisherigen Ergebnisse (s. bezüglich Richets oben S. 440) seien wertlos. Wundt bezweifelt nun zwar die Tatsachen des Hypnotismus nicht, schließt ihn aber von seinen Versuchen aus, weil er ihn nur auf ärztliche Anordnung gerechtfertigt findet und ihm als abnormer Erscheinung keinen Einfluß auf die psychologische Forschung zuzugestehen vermag. Diese Stellungnahme begründet Wundt in objektiv-wissenschaftlicher Weise so sehr eingehend, daß wir auf eine kurze Darstellung seines Standpunktes

---

*) Der Hypnotismus im Recht. B. A. Z. 1893, Nr. 276 u. 277. — Der Prozeß Czynski und die Fascination. Ebendas. 1895, Nr. 42 u. 43.

**) Hypnotismus und Suggestion. Leipzig 1892.

verzichten müssen und nur erwähnen wollen, daß er zu dem Schlusse gelangt, das Hypnotisiren sei zu verwerfen, mit der einzigen Ausnahme ärztlicher Vorschrift zu Heilzwecken; in jeder andern Hinsicht berge es nur Gefahren. Das Interesse am Hypnotismus, sagt er, sei kein rein wissenschaftliches, sondern nur durch die Hinneigung zum Okkultismus und Aberglauben gezeitigtes.*)

Mit dem Hypnotismus und der Telepathie ist nahe verwandt die infolge der okkultistischen Strömung am Ende dieses Jahrhunderts neulich aufgekommene und besonders von den französischen Psychologen kultivirte Vorstellung von einem geteilten Bewußtsein oder Doppel-Ich. Diese neue krankhafte Erscheinung, gewissermaßen eine modernisirte Auflage der alten Besessenheit, vertrat zuerst seit etwa 1882 Theodule Ribot, dessen Untersuchungen Pierre Janet und Alfred Binet fortsetzten. Es wird behauptet, daß bei einem Menschen zwei verschiedene Persönlichkeiten nacheinander auftreten oder nebeneinander bestehen können. Im ersten Falle soll nach einem Schlafe jede Erinnerung an das frühere Leben schwinden und ein neues mit den geistigen Erscheinungen der Kindheit beginnen. Im zweiten Falle sollen zwei verschiedene Charaktere miteinander abwechseln und in dem einen, doch nicht immer, die Erinnerung an den andern schwinden. Natürlich genügt dies der geheimnissüchtigen „Forschung“ nicht, und so hat man bei einem Marinesoldaten sogar sechs verschiedene Persönlichkeiten entdeckt.**) Armer Goethe, in dessen Brust nur zwei Seelen wohnten! Max Dessoir lehrt geradezu, daß „die menschliche Persönlichkeit sich aus mindestens zwei deutlich trennbaren Sphären zusammensetze, die jede für sich durch eine Erinnerungskette zusammengehalten werden“. Er schöpft diese Ansicht 1. aus den Erfahrungen des täglichen Lebens, 2. aus klinischen Beobachtungen an Nerven- und Geisteskranken, 3. aus Versuchen an Hypnotisirten, — will jedoch nicht überzeugen, sondern blos anregen. Wir können in der Sache nichts anderes finden, als die alltäglichen Erscheinungen von Stimmungswechseln und Gedächtnismängeln; was darüber hinaus geht, halten wir für fixe Ideen, die bis zur Verrücktheit steigen können. Von einer Regel doppelten oder mehrfachen Bewußtseins kann keine Rede sein. Auch entzieht es sich natürlich der Erkenntnis, in wie weit hypnotisirte und angeblich „doppelt“ oder mehrfach bewußte Personen mit den Herren Experimentatoren — Komödie spielen.

Auch ohne alle diese krankhaften Erscheinungen wird es möglich sein, die menschliche Seele, sowol in Verbindung mit dem Leibe, als

*) Dr. Edm. König, Gegensätzliche Strömungen innerhalb der experimentellen Psychologie der Gegenwart. B. A. Z. 1894, Nr. 175 u. 176.

**) Cl. Sokal, Ein Kapitel aus der franz. Experimental-Psychologie. B. A. Z. 1892, Nr. 146 u. 147. — Max Dessoir, Das Doppel-Ich. 2. Aufl. Leipzig 1896.

von ihm unabhängig gedacht, zum Gegenstande wissenschaftlicher Forschung zu wählen, die um so unbefangener arbeiten muß, je weniger sie von vorgefaßten Meinungen, durch welche man eine Lösung von Geheimnissen erzwingen will, die meist keine tatsächliche Grundlage haben, beeinflußt wird.

## B. Die angewandte Philosophie.

### 1. Aesthetik.

Die Philosophie beschränkt sich nicht nur auf ihr eigenes Gebiet, das der Seele und der von ihr gebildeten Begriffe, sondern wirft ihre Beleuchtung auch auf andere Gebiete und beweist damit ihre universale Bedeutung. Als die Ideen, welche zusammen den Inbegriff der Vollkommenheit bilden und auf die daher die denkende Betrachtung der Dinge sich vorzüglich beziehen muß, gelten diejenigen des Wahren, Schönen und Guten. Die Idee des Wahren ist aber Gemeingut der Wissenschaften, also auch der reinen Philosophie; hingegen kann an ihre Stelle ergänzend die Idee des Heiligen, natürlich ohne konfessionellen Beigeschmack, gesetzt werden, und so bezieht sich die auf andere Gebiete angewandte Philosophie auf drei Ideen: auf das Schöne und dessen Verwirklichung, die Kunst, als Aesthetik, auf das Gute und die Moralität als Ethik und auf das Heilige und die Religion als Religionsphilosophie oder von den besonderen Glaubensformen unabhängige Theologie.

Der Inhalt der Aesthetik kann nicht auf die Kunst allein beschränkt sein, sondern muß auch deren notwendige Voraussetzung und Quelle umfassen, und diese ist die Natur. Eine Kunst, die die Natur ignorirt oder über sie hinaus in wesenlose Regionen schweift, ist krankhaft. Auf der andern Seite wieder hat die Kunst ihr eigenes Recht und soll sich nicht sklavisch an die Natur binden. Zwar versuchen dies die Anhänger des Darwinismus, die indessen darin ihre Vorgänger schon im vorigen Jahrhundert hatten (wie Hemsterhuys und Platner, die das Schöne mit dem Sexuellen in Beziehung setzten). Sie sprechen von einer „evolutionistischen Aesthetik" *), die indessen ihre verschiedenen Richtungen hat. Eine derselben sucht die Empfindungen des Schönen von den tierischen Vorfahren des Menschen herzuleiten, d. h. von deren Eindrücken, die zur Lebensförderung und zum geschlechtlichen Verkehre gehörten. Eine andere Richtung steht mehr auf geschichtlichem Boden und will als schön in jeder Zeit gelten

*) Hans Schmidkunz. B. A. Z. 1894, Nr. 10 u. 11.

lassen, was diese dafür hielt. Eine dritte wendet die Entwickelungstheorie besonders auf die Tonkunst an und findet eine „natürliche Auswahl“ in der Geschichte der Harmonie und Melodie (so Tappert 1868 und Kulke 1884).

Hier berücksichtigen wir besonders die „zoologischen Evolutionisten“. Ein Teil derselben will nicht nur die Tierwelt, sondern die Natur überhaupt als Vorbild der menschlichen Kunst, die deren Nachahmung sein soll, angesehen wissen, so namentlich die Musik als Nachahmung der Natur- und besonders Tierlaute, so Przybyszewski in seiner Studie über Chopin und Nietzsche. Dies genügt aber den Darwinisten nicht, deren Meister doch alles rein Menschliche vom Tiere geschieden wissen wollte. Mißtrauisch gegen ein Gefühl der Tiere z. B. für die Farbe, hält Darwin den ästhetischen Geschmack der Menschen für einen im Laufe der Zeit vererbten, gesteht aber, keinen Beweis dafür zu haben; er äußert sich überhaupt sehr zurückhaltend in diesem Punkte. Büchner ist schon zuversichtlicher und findet den Ursprung der Kunst einfach in der tierischen „Liebe“. Der Tonpsychologe Stumpf (1885) will dagegen von einem Zusammenhange tierischer Laute und menschlicher Töne nichts wissen. H. Spencer (s. oben S. 409 f.) sieht in den Spielen der Tiere dramatische Darstellungen und in denen der Kinder „lauter Dramatisirungen der Tätigkeit Erwachsener“, bekämpft aber (1890) die Lehre vom Ursprung der Musik aus der Liebeswerbung der Tiere. In seinen „Paradoxen“ will Max Nordau alle ästhetischen Empfindungen aus der Lust ableiten. Alle Lust, sagt er, hänge vom Nutzen, alle Unlust vom Schaden ab. Die Empfindungen des Schönen teilt er in solche, die sich auf das Dasein des Einzelnen, und solche, die sich auf das der Gattung beziehen; zu jenen gehört das Erhabene, Reizende und Zweckmäßige, zu diesen das Schöne im engern Sinne und das Niedliche (welche Willkür und Unlogik!). Das Schöne im engern Sinne soll auf Anregung des „höchsten Geschlechtscentrums im Gehirn“ begründet sein!!! Der okkultistische Darwinist Du Prel findet, daß in der Zeit der Pubertät „die organisirende Seele ihre höchste Tätigkeit entfalte“. Man sieht, die Resultate der „evolutionistischen Aesthetik“ sind gleich Null.

Besser hört sich an, was der Physiologe Ernst Brücke (oben S. 368) über die Hervorbringung des Schönen sagt*), die das eigentliche Gebiet und höchste Ziel der Kunst sei. Die Schönheit der Antike und der italienischen Renaissance „liegt in der gleichmäßig vollkommenen Ausbildung aller Gliedmaßen und einzelner Teile der Gestalt und

*) „Schönheit und Fehler der menschlichen Gestalt“. Wien 1891. Besprochen von H. Ludwig, „Ein Beitrag zur wahren Aesthetik“. B. A. Z. 1891, Nr. 124.

in der Uebereinstimmung des Verhältnischarakters dieser Einzelteile mit dem des Ganzen". Er „beschreibt die menschliche Gestalt in einer Ausbildung ihrer Teile, die ihm, dem Naturforscher, als die gesündeste, normalste, den Absichten der schaffenden Natur in vollendetster Weise entsprechende erschienen ist". Er behandelt aber seinen Gegenstand nicht nur als Naturforscher, sondern auch mit feinsinniger, künstlerischer Liebe. Es ist ein gewichtiges Wort zu gunsten idealer Auffassung der bildenden Kunst.

In seinen „Aesthetischen Zeitfragen" (München 1895) klagt Prof. Johannes Volkelt in Leipzig*), die Aesthetik sei zu verfahren und habe zu sehr den Zusammenhang mit den Bedürfnissen der Zeit verloren, als daß sich über mehr als Zeitfragen auf ihrem Gebiete schreiben ließe. Keine ihrer Formeln passe auf die modernen Erzeugnisse der Kunst und Litteratur, weil jene Formeln zu eng und von einem zu beschränkten Standpunkte erfaßt sind. Volkelt will diesem Mangel dadurch abhelfen, daß er den „harten Gesetzen und drohenden Formeln" der alten Aesthetik gegenüber seine Freiheit bewahren und den Erzeugnissen der neuesten Zeit gerecht zu werden sucht. Ein absolut Schönes anerkennt er nicht, sondern findet, daß im Gegenteil die Manigfaltigkeit der berechtigten Gestaltungen unbegrenzt ist. Aesthetik und Moral bedürfen einer freiern Bewegung, eines Aufschwungs zu wagemutigem Handeln, zurückgehalten allerdings durch einen streng idealistischen Standpunkt. Die Kunst ist ein reines Erzeugnis des Menschengeistes, nichts ursprüngliches; die Bedingungen ihrer Gestaltungen müssen in der Natur des menschlichen Geistes gesucht werden, der allein der Ausgangspunkt für die Erfassung des Wesens der Kunst ist.

Noch tiefer beklagt E. V. Zenker in Wien den Verfall der Aesthetik.**) Aehnlich wie Volkelt nennt er als Mittel ihrer Wiedererhebung „ein richtiges Verständnis dessen, was der Zeit gemäß ist". Die Aesthetik darf kein starrer Gesetzeskanon, sondern muß eine Naturgeschichte der Kunst im Sinne der Entwickelungstheorie sein. Sie zerfällt in die psychophysische Lehre von den Elementen der ästhetischen Wirkung und die Kunstgeschichte im Zusammenhange mit den Ideen der Zeit.

Ein „Aesthetisches Erziehungssystem" stellt Dr. Albert Wittstock (Leipzig 1896) auf. Nach ihm ist die ästhetische Erziehung diejenige, die sich auf das Gefühlsvermögen (αἴσθησις) gründet; sie muß weiter gehen als die blose Geschmacksbildung; sie umfaßt die gesamte Entwickelung des Gefühlsvermögens; denn die Welt wird von Gefühlen

*) Besprochen von W. v. Seidlitz. B. A. Z. 1895, Nr. 84.
**) Die Aufgaben einer künftigen Aesthetik. B. A. Z. 1892, Nr. 11.

regiert. Als Inbegriff der Gefühle ist das Gemüt die Wurzel und Grundkraft des geistigen Lebens und muß daher die Hauptaufgabe der einander ergänzenden körperlichen, intellektuellen, ästhetischen und moralischen Erziehung sein, was der Verfasser im einzelnen trefflich ausführt. Auf dem ästhetischen Gebiete zeigt er die Entwickelung des Kunstschönen aus dem Naturschönen; jenes ist die Nachbildung von diesem; in der Schule der Natur allein wird die wahre Kunst gelernt. Darstellung des Schönen ist ihr Wesen und Verwirklichung desselben das Ideal. Diese Lehre ist zwar nicht neu, aber so vielfach in Vergessenheit und Mißachtung geraten, daß ihre Auffrischung der heutigen Kunst gegenüber wie neu erscheint. Nichts kann, sagt W. ferner, schön sein, was dem Wahren und Guten entgegen ist und nicht zur sittlichen Tätigkeit hinzieht. Der Sinn für das Schöne ist mit dem moralischen Sinn eng verbunden, und das Gefühl für das Schöne geht in die ganze Empfindungs-, Denk- und Handlungsweise über.

Mit der Aesthetik schmilzt die Kunstgeschichte immer mehr zusammen. In derjenigen der antiken Welt verbindet Heinrich von Brunn, Professor in Bonn (geb. 1822), die frühere und unsere Periode. Unter dem Eindrucke der Ausgrabungen Schliemanns vollendete er seine „Griechische Kunstgeschichte"; er schrieb 1877 und 1878 über die Skulpturen von Olympia, 1884 über die Gigantomachie von Pergamon und krönte seine Arbeiten 1893 durch die „Griechischen Götterideale" (B. A. Z. 1893, Nr. 68). Eugen Müntz, Konservator der Schule für die schönen Künste in Paris, stellte 1889—1891 die Kunst im Zeitalter der Wiedergeburt (Renaissance) für weitere Kreise der Kunstfreunde dar und verband umfassendste Kenntnis der Quellen mit glücklicher Gestaltung des Stoffes (B. A. Z. 1892, Nr. 75). Die „Geschichte der Deutschen Kunst" von der ältesten bis auf die neuere, teilweise neueste Zeit schilderten R. Dohme (Baukunst), W. Bode (Plastik), G. Janitschek (Malerei), C. v. Lützow (Kupferstich und Holzschnitt) und J. v. Falke (Kunstgewerbe) in lichtvoller, auch glänzend illustrirter Weise.*) Richard Muthers Geschichte der Malerei im 19. Jahrhundert (München 1893) wird als Tendenzschrift bezeichnet; sie „predigt", sagt Alfred Freihofer (B. A. Z. 1893, Nr. 295), „mit einem gewissen Fanatismus die Freude an der Welt des Wirklichen, am farbigen Schein, an den atmosphärischen Wundern". Sie ist „dem Publikum geradezu eine neue Offenbarung der Kunst".

*) Wir verdanken diesem trefflichen Werke (besprochen von G. Dehio, B. A. Z. 1892, Nr. 84) den kunstgeschichtlichen Teil unserer „Kulturgeschichte des deutschen Volkes" (2. Aufl.), so wenig es uns auch möglich war, ihm bei notwendiger Kürze der Fassung völlig gerecht zu werden.

## 2. Ethik.

Das Gute, dessen Wissenschaft die Ethik oder Moralphilosophie ist, kann nur als eine der Aeußerungen des Vollkommenen aufgefaßt werden. Das Vollkommene aber ist offenbar nicht der Mensch, dessen Mängel und Unvollkommenheiten klar am Tage liegen. Jene Eigenschaft kann nur dem Wesen zukommen, dessen Gedanken als Welt verwirklicht sind, dem Weltgeiste, den die Religion Gott nennt. Das Gute kann mithin, in seiner Reinheit genommen, nur im Vollkommenen, Fehlerlosen bestehen, keineswegs aber in einem von Menschen geschaffenen oder erreichten Zustande, und wäre er auch noch so glücklich, was er aber unter unvollkommenen Wesen niemals in dem Grade sein kann, den sich die hochstrebenden Menschen wünschen. Dagegen kann sich der Zustand der Menschheit verbessern, und dies geschieht, indem er sich mehr und mehr der Vollkommenheit nähert, wenn er sie auch nicht völlig erreichen kann. Diese Annäherung besteht in der zweckbewußten Kulturentwickelung, welche immer mehr bestehende Fehler und Mängel abstreift. Je höher die Kultur steigt, desto mehr müssen diese Fehler und Mängel schwinden, die wir als das Böse oder Schlechte bezeichnen, und so weit sie schädlich wirken und nicht von selbst schwinden, muß die Gesellschaft sie ohne Rücksicht auf die strengste Weise unterdrücken.

Alle Ethik der Vergangenheit beruhte auf dem Grundfehler, daß sie, in Uebertragung des Dualismus, der in Gott und Welt, in Seele und Körper angenommen wurde, auf das ethische Gebiet, zwei Prinzipien aufstellte, die des Guten und des Bösen. Das Böse wird aber niemals aus Prinzip, sondern nur aus Selbstsucht ausgeübt. Ein Prinzip kann nur die Vollkommenheit sein, deren vier Seiten das Heilige, Gute, Schöne und Wahre bilden. Was diesen Ideen entgegen steht, das (für die Menschheit selbstverständliche) Unheilige, dann das Schlechte, Häßliche und Unwahre, sind keine Prinzipien, sondern nur Fehler und Mängel, nur Ueberbleibsel roherer Kultur, nur Kennzeichen der Unvollkommenheit, nur Widersprüche gegen den Weg zur Annäherung an die Vollkommenheit, den die Menschheit sowol, als die allfällige denkende Bevölkerung anderer Weltkörper gehen soll und muß, um die Ziele der Gedanken des Weltgeistes zu erreichen.*) Mit dem Wesen des letztern ist ein anderes Prinzip als das der Vollkommenheit unverträglich, und wenn die theologische Ethik und die Theologie selbst in der Annahme eines dem Guten entgegengesetzten Prinzips des Bösen

*) Siehe des Verf. „Kultur der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft". Bd. II, S. 455 f. Aehnlich Pfleiderer, Religionsphilosophie. Berlin 1878, S. 547 ff. (nur mehr theologisch).

soweit gingen, dieses Prinzip in dem Satan zu personifiziren, so handelten sie allerdings konsequent, aber leider nur in der Unwahrheit konsequent.

In unserer Zeit hat die Ethik keine Fortschritte gemacht. Sie schleift noch immer die beiden Schleppkugeln des Guten und Bösen an den Füßen nach. Leider aber hat sie Rückschritte zu verzeichnen. Ein angeblicher Reformator, der eine neue Richtung einzuschlagen versuchte, hat lediglich das unvollkommene Gute, was bisher erreicht war, wieder rückgängig machen wollen, indem er den Dualismus der beiden sogenannten Prinzipien beibehielt, ihm aber eine andere Wendung gab, die weit hinter die bis dahin erreichten Ergebnisse der Ethik zurückging. Es ist dies der unglückliche Nietzsche.

Friedrich Wilhelm Nietzsche, 1844 zu Röcken bei Lützen als Pastorssohn geboren, wurde 1868 Professor der klassischen Philosophie in Basel, welche Stelle er wegen eines hartnäckigen Kopfleidens schon 1879 niederlegen mußte, führte dann ein unstetes Wanderleben, meist in Italien und der Schweiz und wurde 1889 in einer Irrenanstalt untergebracht, die er dann, ungefährlich, aber auch unheilbar, mit dem Aufenthalte bei seiner Mutter in Naumburg vertauschte. In seinen Werken, die sich ausschließlich auf den Menschen und dessen Kulturleben beziehen, ging er ursprünglich von Schopenhauer aus.*) So viele Wandlungen er auch durchgemacht hat, in einem Punkte blieb er stets konsequent, in dem von Schopenhauer übernommenen Atheismus.

Es sind in Nietzsches schriftstellerischer Laufbahn drei Perioden zu unterscheiden. In der ersten stand er unter dem doppelten Einflusse Schopenhauers und Richard Wagners. In diese fallen von seinen Schriften: „Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik“ (1872) und „Unzeitgemäße Betrachtungen“ (1873—1876), worin sich noch keinerlei eigentümliche Richtung, nur eine gewissermaßen dithyrambische Excentrizität kundgibt. Dann wandte er sich von seinen beiden Mentoren ab, von Schopenhauer, weil er an seiner Metaphysik irre wurde, von Wagner, weil dessen Hinneigung zum Christentum im Parsifal ihn abstieß. In seiner zweiten Periode erschienen die aphoristischen Schriften: „Menschliches, Allzumenschliches“ (1878), „Der Wanderer und sein Schatten“ (1880), die „Morgenröte“ (1881) und die „Fröhliche Wissenschaft“ (1882). In dieser „intellektualistischen“ Periode (Ritschl S. 31) tritt sein Antichristentum schärfer hervor; es beginnt die Skepsis an der Wahrheit, aber noch nicht die Verleugnung

*) Otto Ritschl, Nietzsches Welt- und Lebensanschauung in ihrer Entstehung und Entwickelung dargestellt und beurteilt. Freiburg i. B. u. Leipzig 1897, S. 4 ff. u. 46 f.

der Moral. Für die Beurteilung seiner Eigenart und die Erklärung des Anhangs, den er fand, ist nur die dritte „instinktivistische“ Periode (Ritschl S. 34 f.) maßgebend, in welcher er schrieb: „Also sprach Zarathustra“ (1883—1885), eine konfuse, dunkle Prosadichtung in nachgeahmtem Bibelstil, von der die schwachsinnigen Verehrer Nietzsches ganz besonders hypnotisirt sind, — „Jenseits von Gut und Böse“ (1886), das eigentliche „Lehrbuch“ seiner letzten und gefährlichsten Phase, dann dessen Ergänzung: „Zur Genealogie der Moral“ (1887), „Der Fall Wagner“ (1888), die „Götzendämmerung“ (in dems. Jahre) und den „Antichrist“, der nur drei Monate vor seiner Erkrankung entstand und erst in seinen gesammelten Werken 1895 erschien, — das leidenschaftlichste, unversöhnlichste Buch, das jemals gegen das Christentum erschienen ist, dem Nietzsche vorwirft, die klassische, die maurische und die Renaissance-Kultur zerstört zu haben.*) Schade nur, daß es nicht wahr ist; alle diese Kulturen haben sich selbst ausgelebt und überlebt.

Ueber den Charakter der Lehre Nietzsches in dieser letzten Periode sagt deren gründlichster und zugleich gerechtester Kritiker, Professor Ludwig Stein in Bern,**) sie berühre sich am nächsten mit der kynischen Philosophie des griechischen Altertums und ihrer Nachfolgerin, der stoischen, weil sie gleich dieser die herrschende Moral durch das Streben nach einem Naturzustande zu beseitigen suche, und ferner: sie stehe, gemäß der Abkunft Nietzsches, dessen Vorfahren ursprünglich Polen waren, mehr auf slawischem, als auf deutschem Boden, worauf die seine Schriften durchziehende Melancholie, der darin vorherrschende träumerische Geist sprechen. Nietzsche sei, fährt Stein fort, als Philosoph wesentlich nur Dilettant; denn er widerspricht sich fortwährend, behauptet ohne zu beweisen und legt sich die Tatsachen so zurecht, wie sie ihm gerade passen. Bezeichnend für sein slawisches Wesen ist auch seine feindliche Stellung gegen das Deutsche Reich und seine Bewunderung für Rußland.

Das Berechtigtste an Nietzsche als Schriftsteller ist sein glänzender, blendender Stil, dem Stein selbst „verführerischen Zauber“ zuschreibt. Daß eine Berechtigung dagegen seinen Ansichten nicht zukommen kann, mögen Stellen aus seinen Werken selbst beweisen, die wir nicht etwa, aus dem Zusammenhange gerissen, bei seinen Gegnern, sondern im Gegenteil bei seinen Anhängern zu dem Zwecke angeführt finden, ihn zu verteidigen und als größtes Genie darzustellen, nämlich bei Alexander Tille,***) Rudolf Steiner†) und Max Zerbst, welcher

*) Der Antichrist. B. N. Z. 1895, Nr. 37.
**) Fr. Nietzsches Weltanschauung und ihre Gefahren. Berlin 1893.
***) Von Darwin bis Nietzsche. Leipzig 1895.
†) Fr. Nietzsche, ein Kämpfer gegen seine Zeit. Weimar 1895.

Letztere so weit geht, in seiner Streitschrift gegen Hermann Türck*), der in Nietzsches Schriften schon lange vor seiner Erkrankung eine erbliche Belastung mit Irrsinn nachzuweisen suchte, — geradezu sagt: „Es kam eine große Sehnsucht über mich . . . . . nach einem neuen Gotte! . . . Ich fand ihn in Friedrich Nietzsche.“ **)

Von sich selbst sagt Letzterer: „Der Aphorismus, die Sentenz, in denen ich als der Erste unter deutschen Meistern bin, sind die Formen der Ewigkeit, . . . . Ich habe der Menschheit das tiefste Buch gegeben, das sie besitzt, Zarathustra: ich gebe ihr über kurzem das unabhängigste.“ (Türck, S. 71 f.)

Und nun seine Lehre selbst!

Die Grundlage derselben liegt in dem Satze: „Es gibt Herrenmoral und Sklavenmoral.“ ***) Allerdings auch eine gemischte. Aber diese beiden trennen die Menschheit in zwei Lager, Herren und Sklaven, von denen Jene dazu bestimmt sind, diese zu beherrschen. Die Moral der „Sklaven“, d. h. die christliche, auch jüdische und buddhistische, unterscheidet zwischen „gut“ und „böse“, die der Herren aber zwischen „gut“ und „schlecht“, was soviel bedeutet wie „vornehm“ und „verächtlich“. Diese Moral (Nietzsche nennt sie die „Umwertung aller Werte“), welche den Gewaltigen, den an Körper und Geist Bevorzugten Alles gestattet, was ihnen beliebt, habe, sagt Nietzsche, geherrscht im alten Hellas und Rom, in der italienischen Renaissance des 15. und 16. Jahrhunderts und im aristokratisch-absolutistischen Frankreich des 17. und 18. Jahrhunderts. Der „Mut zur Sinnlichkeit“ und der „Kultus der mächtigen Persönlichkeit“ sind die Merkmale jener „drei goldenen Zeitalter“. Merkwürdiger Weise sind sie aber alle drei verschwunden. Auf sie folgte der mit den Juden beginnende „moralische Sklavenaufstand“ †), d. h. nach unserer Sprache, nach derjenigen der heutigen civilisirten Menschheit, die Menschlichkeit, das Mitleid mit den Unglücklichen, die Emporhebung der Unterdrückten, was alles nach Nietzsche nichts anderes ist als, wie er selbst an einer andern Stelle verächtlich sagt, Schwäche des Charakters, Verfall der Menschheit, Aufkommen der Durchschnittsmenschen und Abnahme der Helden! Dachte er wohl nicht an Kaiser Wilhelm und Friedrich, Bismarck und Moltke? Der Mensch als Typus gehe zurück, behauptet sein Anbeter Zerbst (S. 63 f.), ohne den geringsten Beweis dafür zu versuchen. Er weiß nicht, soll er an der Entwickelung einer bessern,

*) Dr. Herm. Türck, Fr. Nitzsche und seine philosophischen Irrwege. Jena und Leipzig (1891). Neue Ausg. 1894.

**) Nein und Ja! Antwort auf Türcks Broschüre u. s. w. Leipzig 1892, S. 2.

***) Zerbst a. a. O., S. 54 ff. — Tille a. a. O., S. 210 ff.

†) „Jenseits von Gut und Böse“, S. 118.

edlern Individualität verzweifeln oder darauf „siegesgewiß“ hoffen. Vielleicht schare sich um das Banner Friedrich Nietzsches ein Häuflein berufener Ritter! Nietzsche selbst erwartet „die Züchtung einer neuen, über Europa regierenden Kaste“, bleibt uns aber die Auskunft schuldig, wer diese Kaste „züchten“ soll. Das Wesentliche an einer solchen „guten und gesunden Aristokratie“ ist, sagt er, „daß sie, deren Glieder er selbst „Raubtiere“ nennt, mit gutem Gewissen das Opfer einer Unzahl Menschen hinnimmt, welche um ihretwillen zu unvollständigen Menschen, zu Sklaven, zu Werkzeugen, zu „Herdentieren“, wie er sich ausdrückt, herabgedrückt und vermindert werden müssen“. Jedes Volk sei ein Umschweif, um zu 6 oder 7 „großen Männern“ zu gelangen. Noch deutlicher wird er, wenn er sagt, das Prinzip, sich gegenseitig der Verletzung, der Gewalt, der Ausbeutung zu enthalten, müßte, als Grundpinzip der Gesellschaft, zum Prinzip der Auflösung und des Verfalls werden. Man müsse sich aller empfindsamen Schwächlichkeit erwehren; denn Leben (d. h. wie er es versteht) sei wesentlich Aneignung, Verletzung, Ueberwältigung des Fremden und Schwächeren, Unterdrückung, Härte, Aufzwängung eigener Formen, Einverleibung und mindestens, mildestens Ausbeutung! Die dieses thun, die sich skrupellos über die Menschheit und alle Pflichten der Humanität erheben, das sind die von Nietzsche gefeierten **Uebermenschen** der Zukunft*) oder wie er sich poetisch ausdrückt, die lachenden Löwen, auf die sich die weitere Stelle bezieht: „die Grausamkeit (!) macht die große Festfreude der Menschheit aus; denn Leiden sehen thut wohl, Leiden machen noch wohler“!! (Zerbst, S. 23 ff.).

Nietzsches Ideal ist daher eine egoistische Kaste wohllebender und sich um das Unglück und Elend nicht nur nicht bekümmernder, sondern es geradezu verhöhnender Gewaltmenschen, „Uebermenschen“! „Bin ich“, sagt gewissermaßen in seinem Namen sein Jünger Zerbst (S. 39 f.) „eine starke blühende, in mir selbst sichere Natur, dann wird mir das Mitleid, das falsche Mitleid, in dem sich die Schwäche zur Tugend aufputzt, fern, meilenfern sein. Wohl aber werde ich ein gutes Verständnis, ein ehrliches warmes Mitgefühl haben für Alles, was mit mir stark ist, was mit mir blüht, was mit mir aufwärts sich entwickelt. Ich und alle Starken und Frohgemuten, wir fühlen uns ebenso als große Lebensgemeinschaft, wie ihr, die ihr schwächlich und krank, die ihr für jetzt und alle Ewigkeit verpfuscht seid.“ Er bekämpft dann, ja verspottet den Glauben an die Unsterblichkeit und die Religion überhaupt, mit den Worten: „Werdet euch doch einmal darüber klar, daß all euer Bedürfnis nach metaphysischem Troste, all euer religiöses

---

*) Tille a. a. O., S. 213 ff., 224 ff. — Steiner a. a. O., S. 29 ff. — Zerbst, S. 53 f. — „Jenseits von Gut und Böse“, S. 259.

Gefühl, all euer Gottesglaube in eurer eigenen Schwäche, in eurer eigenen Ohnmacht seinen Ursprung hat!" — —

Nietzsche verherrlicht die Assassinen, deren angeblichen Wahlspruch: „Nichts ist wahr, Alles ist erlaubt" er zu dem seinigen gemacht hat. Seine historischen Ideale sind die gewissenlosen Blutmenschen Cäsar Borgia und Napoleon I. Beide sind, nachdem sie ihrem wilden Ehrgeiz Tausende von Menschenleben geopfert hatten, ruhmlos zu Grunde gegangen. Wir bemitleiden sie nicht, wohl aber ihren Bewunderer, der Niemanden etwas physisch zu Leide gethan hat, aber moralisch, namentlich durch seine gedankenlosen Anhänger, namenloses Unheil, wenn nicht schon angerichtet hat, doch noch anrichten kann. Nietzsche selbst ist zu entschuldigen. Er war krank schon ehe er zu schreiben begann, und sein Ideal der blühenden Gesundheit lag daher von Anfang an außer ihm. Seine Gegner Achelis,*) Stein und Duboc, anders als der allzu scharfe und rücksichtlose Türck, beurteilen ihn daher mild und schonend, mit dem Mitleid, das er verwirft, und erklären sein Unglück aus seinem kranken Organismus. „Wenn aber," sagt Duboc**), „Nietzsches große, ja man kann vielleicht sagen geniale, wenn auch unglückliche Begabung einen gewissen Respekt einflößt, so gilt das Gleiche nicht ohne weiteres von denen, die auf ihn schwören. Man braucht die Nietzscheaner nicht so ernsthaft zu nehmen wie Nietzsche selbst. Die ‚Herrenmoral' ist, bei Lichte besehen, ein reiner Widersinn. Wenn ‚Herren' Lotterbuben werden, so handelt es sich eben um keine Herrenmoral, sondern um eine Lotterbubenmoral. Als die ehemals in hohem Ansehen stehenden, ihrer Würde und ihrer Pflichten bewußten Ritter Stegreifritter wurden, waren es die Bürger, die ihnen ihre verschrobenen Ansprüche zurecht rückten und sie mores lehrten. Dieselbe Aufgabe dürfte dem gesund verbliebenen Bürgertum auch heute noch gegenüber der krankhaften Entartung einer hocharistokratischen Herrenmoral von Nietzsche'schem Gepräge zufallen." ***)

Merkwürdiger Weise betrachten sich sowohl die Sozialdemokratie, als das Uebermenschentum, jene durch Bebel, dieses durch Alexander Tille, als Konsequenzen des Darwinismus. Beide einander diametral entgegengesetzte und einander streng ausschließende

*) Fr. Nietzsche, Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. N. F. X. 217 (1895).

**) Jenseits vom Wirklichen. Dresden 1896, S. 143 f.

***) Vergl. ferner: Rob. Schellwien, Max Stirner und Fr. Nietzsche. Leipzig 1892. — Dr. Hugo Kaatz, Die Weltanschauung Fr. Nietzsches. 1. Teil, Dresden und Leipzig 1892, 2. Teil, ebendas. 1893. — Wilh. Weigand, Fr. Nietzsche, Ein psychologischer Versuch. München 1893. — Lou Andreas Salomé, Fr. Nietzsche in seinen Werken. Wien 1894. — M. Carriere, Jenseits von Gut und Böse. B. A. Z. 1891, Nr. 35. — Max Nordau, Entartung, Bd. II, S. 303 ff.

extreme Richtungen, halten ihre Ansichten für das Ziel der natürlichen Entwickelung des Menschengeschlechtes. Der Kampf um das Dasein und die Zuchtwahl sollen nach der radikal-sozialistischen Lehre zur Gleichheit Aller, nach der Nietzsche'schen zur Unterjochung der Mehrheit durch eine Minderheit führen. Beide Lehren aber sind falsch; denn beide widersprechen der persönlichen Freiheit, dem Fortschritte der Bildung und Wissenschaft und einer gesunden Moral. Diese Güter können weder bei allgemeiner Nivellirung, noch bei irgend einem Kastenwesen, das die Masse niederdrückt, bestehen. Pflicht der Allgemeinheit ist es, höherer Geisteskraft ihren Flug zu gestatten, Pflicht der höher Begabten, die minder Begünstigten durch Güte, Menschlichkeit und Beispiel reinen Lebens und edeln Strebens zu sich emporzuziehen.

Nietzsche hat darin Aehnlichkeit mit seinem ursprünglichen Vorbilde Schopenhauer, daß zwischen seinem Leben und Verhalten und seinen Schriften der schärfste Widerspruch besteht, der sich denken läßt. Wahrlich, er war kein Uebermensch und hatte keine Anlage es zu werden. Er war eine „fast naive Gelehrtennatur", bescheiden und schüchtern im Auftreten. „Werdet hart," schrieb er, und weich war er. Als Atheist und Antichrist schrieb und dachte er; im Leben war er ängstlich bedacht, den Glauben von Niemanden zu verletzen. Gegen das Mitleid donnerte und wetterte er und bedurfte selbst des größten Mitleids, das er auch im Leben übte!*) Aber er war kein Schauspieler wie Schopenhauer, sondern ein Titanengeist, der über sich hinaus wollte und sich innerlich verzehrte, bis sein Geist diesem Feuer erlag und lebend erlosch. Es war sein Unglück, daß er als Dichter und Künstler Werke schrieb, die den Eindruck der Sprache des Philosophen machten, obschon er durchaus nichts zu beweisen versuchte, sondern nur Ansichten diktirte, und daß er durchaus kein Verständnis für die Geschichte, keinen historischen Sinn besaß, ja Tatsachen behauptete, die niemals stattgefunden haben. —

Das Aufsehen, das Nietzsche erregte, war in der gebildeten Welt, eben so ungeheuer, als es an der ungebildeten spurlos vorüberging. Populär ist er nicht geworden, konnte es auch nicht werden. Schon 1895 konnte man sagen, daß die Litteratur über ihn und seine Werke immer höher anschwoll.**) Und noch in diesem Jahre (1896) wurde berichtet, daß die Ideen Nietzsches Tag für Tag mehr Anhänger gewinnen.***) Die hervorragenden Werke waren in mehreren, und zwar die schroffsten (Zarathustra und Jenseits v. G. u. B.) in den meisten (bis 5) Auflagen erschienen. Es ist dies kein günstiges Zeichen für

*) Erinnerungen an Fr. Nietzsche, von Paul Lanzky. B. A. Z. 1893, Nr. 240.

**) Zur Nietzsche-Litteratur. B. A. Z. 1895, Nr. 94.

***) Zur Kritik der Nietzsche-Litteratur, von Albr. Rau. B. A. Z. 1896, Nr. 53.

die Urteilsfähigkeit unserer Zeitgenossen, die wie es scheint, für die zahllosen Widersprüche, Schwächen, Ungereimtheiten und Phrasenmachereien in Nietzsches Werken keine Augen haben. Daß Nietzsche die Lehre Darwins auf das Gebiet der Ethik übertrage, entdeckte Dr. Alexander Tille, der daraus in seinem höchst geistreichen Werke bedauerlicher Weise die brutalsten, aller Humanität Hohn sprechenden Folgerungen zog.*) Darwin und Spencer werden darin getadelt, weil sie noch der Humanität anhingen. Tille verwirft die Sorge für die Kranken und Elenden und anerkennt nur eine Auslese der „Tüchtigsten" (Wer soll sie auslesen und nach welchem Maßstabe?). Mit Recht bezeichnet Albr. Rau als Konsequenz dieser Athletenmoral eine Herrschaft „der brutalen Gewaltmenschen und der Halunken", und sagt, Tille habe „die ruchloseste und zugleich widersinnigste Theorie erfunden, die je einem menschlichen Gehirn entstammt ist", und über die, fügen wir bei, das stille, weinumblühte Pfarrhaus seiner Eltern (S. X) wenig Freude empfinden dürfte. Nietzsche war krank und ist darum zu entschuldigen; Tille ist gesund und daher zu verurteilen. —

An Nietzsche knüpft, sagt M. Carriere, ein Büchlein an, das unter der Aufschrift „Hie gläubig, hie modern" eine Scheidung der Geister anstrebt durch die „Modernisirung der zehn Gebote". Der Verfasser Kurd Grottewitz setzt an die Stelle Gottes die Menschheit (die doch am Dasein der Welt unschuldig ist) und wählt sich ihre Höherentwickelung zum Grundideal. Die zehn Gebote aber schafft er tatsächlich ab und predigt wie Nietzsche und Tille, daß man die Schwachen verkommen lassen solle.**) Noch weiter, aber konsequent, geht Adolf Gerecke („Die Aussichtlosigkeit des Moralismus", Zürich 1892), der überhaupt von Moral nichts wissen und den Begierden freien Lauf lassen will (B. A. Z. 1893, Nr. 74).

Wohin Nietzsches Moral „Jenseits von Gut und Böse" führt, zeigt die Verwandtschaft zwischen ihr und der „anarchistischen Moral" des „Fürsten" Peter Alexandriewitsch Krapotkin,***) eines Abkömmlings Ruriks und Heimatgenossen Bakunins (s. oben S. 89). Dieselbe Moral, welche Nietzsche als Sklavenmoral verachtet, verwirft auch Krapotkin, nur daß er sie, in umgekehrter Weise, bei den Reichen und Mächtigen sucht und ihr Gegenteil, die Kraft und Tüchtigkeit, bei den Unterdrückten. In allem, was die Menschen tun, gutes oder böses, sagt er, streben sie nach einer Lust oder fliehen einen Schmerz. Es gebe daher nichts gutes und böses, ausgenommen in der Bedeutung von nützlich und schädlich. Darauf gründet er die Selbstherrlichkeit

*) Von Darwin bis Nietzsche, S. 120 u. 180 ff.

**) Besprechung. B. A. Z. 1892, Nr. 137.

***) Dr. Laurentius, Krapotkins Morallehre und deren Beziehungen zu Nietzsche. Dresden und Leipzig 1896.

des Einzelwillens, der durch kein Gebot beschränkt wird. Jeder soll tun dürfen, wozu er Lust hat, und darf dafür nicht zur Rechenschaft gezogen werden. Er ist am Ende dasselbe, ob wir der Wut eines brutalen Uebermenschen oder einer entfesselten Proletarierbande schutzlos preisgegeben sind. —

Wie verfehlt, um nicht zu sagen bösartig, menschenfeindlich und empörend jene Theorie ist, welche, auf den Darwinismus gestützt, der Menschheit zumutet, die in der Natur unbewußt vor sich gehende Auslese der Tüchtigen absichtlich vorzunehmen oder an sich vornehmen zu lassen, wie Nietzsche, Tille, Zerbst u. A. wollen, ohne zu bedenken, daß der Menschengeist nicht an einen Herakleslleib gebunden ist, — zeigt ein Ethiker, der selbst Anhänger der Entwickelungslehre ist, aber zu ganz anderen Ergebnissen gelangt, — es ist der auf diesem Felde seit 1871 wirkende Barth. v. Carneri*) (geb. 1821). Er schreibt dem Menschen nicht vor, was er soll, sondern verlangt nur von ihm, was er kann. Die Sittlichkeit ist ihm das Mittel zur Erfüllung des dem Menschen angeborenen Strebens nach Glückseligkeit. Geist und Gemüt müssen harmonisch ausgebildet werden, damit die Sittlichkeit dem Menschen zur zweiten Natur werde, damit er das Gute tun müsse. Carneris Ethik ist eine Ethik der Erziehung; er will die Auslese von innen heraus bewirken und nicht wie Nietzsche und sein Anhang die rohe Körperlichkeit zum Siege und zur Ausbeutung der Schwachen führen.

In England pflegten die „evolutionische“ Ethik seit Darwin dessen Vetter Francis Galton, der das Ausscheiden der wenig Begabten und günstigere Daseinsbedingungen für die Urheber guter Leistungen, Alfred Russell Wallace, der größere Wahlfreiheit der Frauen verlangte, Leslie Stephen, der das Gesamtwohl, die Gesundheit der Gesellschaft auf biologischem Wege erreichen will, Huxley (s. oben S. 366 ff.), der sich über diese ekliche Züchterei erhebt und löblicher Weise nicht die leiblich Tüchtigen, sondern die ethisch Besten als die bezeichnet, deren Ueberleben die ethischen Gesetze fordern.**) Huxley hat sich durch seine naturwissenschaftliche Anschauung nicht irre machen, nicht von der Humanität abzuweichen verleiten lassen. Er hat sich nicht weismachen lassen, daß in der Natur stets das „Tüchtige“ überlebe.***) Es ist dies nicht immer wahr, und im Menschenleben ebenso

---

*) „Sittlichkeit und Darwinismus“, Wien 1871. „Grundlegung der Ethik“, Ebendas. 1881. „Entwickelung und Glückseligkeit“, Stuttgart 1886. „Der moderne Mensch, Versuche über Lebensführung“, Bonn 1891, besprochen von Dr. Bernh. Münz. B. A. Z. 1891, Nr. 55.

**) Alex. Tille, Huxley als Ethiker. B. A. Z. 1893, Nr. 163.

***) Tille, von Darwin bis Nietzsche, S. 123 ff. (eine geradezu empörende Stelle).

wenig; denn der Skrupellose, der meist obenauf kommt, auch wenn er ein Krüppel, ist kein Tüchtiger im wahren Sinne des Wortes. Huxley trennt verständiger Weise die blinde Auslese der Natur von einer willkürlichen im Menschenleben, die nur das Bedauerliche des Sieges der Gewissenlosen zur Regel machen würde.

Zwischen der evolutionistischen Ethik, die eigentlich gar keine Morallehre ist, da sie sich nicht mit dem beschäftigt, was der Mensch tun und nicht tun soll, sondern mit der Frage, welche Menschen das Recht zu leben haben, und sich um die Frage herumdrückt, was mit den anderen geschehen soll, zwischen dieser Pseudo-Ethik und derjenigen, welche die Moral ausschließlich aus dem Jenseits ableitet, ohne sie zu begründen, steht diejenige, welche sie auf Rücksichten der Nützlichkeit gründet, der Utilitarismus, der sich schon von Bacon herleitet und aus dem sich die nichttheologischen Ethiker alle ihr Rüstzeug hergeholt haben. Wundt (s. oben S. 437 ff.) gab ihm einen neuen Zweig, den ethisch-intellektuellen.*) Seine 1886 erschienene Ethik fußt auf Leslie Stephen, der an die Stelle des altruistischen oder Glücks- den Sozial-Utilitarismus setzte. Wundts Ideal und Ziel sind „nicht mehr die sozialen Beziehungen der Menschen zu einander in ferner Zukunft, sondern ihr sittlicher Wandel und ihre geistigen Schöpfungen". Nicht das individuelle Glück soll mehr in der Ethik maßgebend sein, sondern, und mit Recht, das soziale Gesamtbewußtsein, der Gesamtwille der Gesellschaft, welcher dem Einzelwillen voran gegangen ist. Es ist im Grunde dasselbe, was wir am Eingange dieses Paragraphen sagten, wenn Wundt als sittliche Zwecke die Selbstbeglückung und Selbstvervollkommnung, die allgemeine Wohlfahrt, den öffentlichen Fortschritt und die sittlichen Lebensideale bezeichnet und dagegen Ausrottung oder wenigstens Verminderung der unsittlichen Ziele, der sittlichen Schwäche und sittlichen Bosheit verlangt. Tille bemäkelt dies (S. 65) mit dem Hinweise auf den Untergang der Menschheit und begreift nicht, was daran liegen soll, wenn sie dann sittlicher ist als jetzt. Armer, verblendeter Mann! Was soll dann aber bei jener Katastrophe daran liegen, daß die Menschen zu Athleten gezüchtet sein würden?

Herbert Spencers (s. oben S. 409 f.) große, 1874 begonnene, aber erst 1891 fortgesetzte Ethik sucht einen „physiologischen" Utilitarismus zu begründen, der aber tatsächlich dem humanen Liberalismus entspricht**) und „an die Stelle des größtmöglichen Glückes der größtmöglichen Zahl das Leben, die Steigerung des Lebens in jeder möglichen Hinsicht" setzt. Spencer sagt: „Jeder ist soweit frei, als er nicht die gleiche Freiheit Anderer beeinträchtigt". Es ist dagegen eher

---

*) Tille, von Darwin bis Nietzsche, S. 41 ff.
**) Tille a. a. O., S. 72 ff.

geltend zu machen, daß es eine banale, spießbürgerliche Moral ist, als daß sie, wie auch die von Wundt, die kurzsichtige (in Wahrheit ewig gültige) christliche Nächstenmoral statt der Gattungsmoral der Entwickelungslehre vertritt, was natürlich Tille bitter tadelt. Sie soll nach ihm das Elend und die Armut vermehren. Wie sein Standpunkt der Züchtung von Herkulessen sie aber vermindern soll, ist und bleibt trotz seinen Phrasen (S. 111 ff.) ein Rätsel. Denn wenn er dies dadurch erreichen will, daß den Schwächlichen die Ehe verboten werde, so vergißt er, daß es auch eine außereheliche Fortpflanzung gibt. Offener wäre es, die Praxis der tapferen, aber geistesbeschränkten Spartiaten zu empfehlen, welche ihre schwächlichen Kinder in die Schluchten des Taygetos warfen, ohne zu bedenken, daß aus solchen ein Sophokles, Phidias oder Platon hervorgehen könnte, der mehr wert wäre als zehntausend gesunde Rüpel. Darum spielt auch Sparta in der Geschichte des Geistes keine Rolle, sondern nur in der des Blutvergießens. — Auch die von Tille und Rülf („Das Erbrecht als Erbübel," Leipzig 1894) vorgeschlagene Aufhebung des Erbrechts würde weiter nichts bewirken als deren Umgehung durch Schenkungen und Scheinkäufe.

Nur kurz erwähnen können wir, daß neue Auffassungen der Ethik erschienen sind: von Julius Duboc, dessen „Grundriß einer einheitlichen Trieblehre vom Standpunkte des Determinismus" (Leipzig 1892) auf der Vermeidung des Schmerzes beruht,*) — und von A. Dorner, Professor in Königsberg, dessen Buch „Das menschliche Handeln" (Berlin 1895), wie auch dessen Besprechung von Arthur Drews,**) jede Begründung der Ethik auf Naturwissenschaft, Geschichte, Psychologie u. s. w. verwirft und nur eine solche auf die Metaphysik gelten läßt, ohne welche das Heil allein in der Religion zu finden sei (?); das metaphysische Interesse müsse daher wiederbelebt werden! Doch sind Beide in ihrem Hypothesengewirre nicht einig.

Auch die Ethik der Tiere ist (außer von Büchner, oben S. 438) weiter bearbeitet worden, so zuletzt, auf Veranlassung der deutschen Tierschutzvereine, von Ignaz Bregenzer (Bamberg 1894).***) Der Verfasser versteht unter Tier-Ethik „die Lehre vom sittlichen und rechtlichen Verhältnis des Menschen zu den Tieren", nur in zweiter Linie das bei den Tieren vorhandene Pflicht- und Rechtsgefühl gegen einander. In diesem Sinne ist sie ja auch ein Zweig der menschlichen Ethik. Nach historischer und psychologischer Darlegung verlangt B. Einschränkung der Vivisektion (s. oben S. 225) und fragt, ob nicht

*) Besprochen von Albr. Rau. B. A. Z. 1892, Nr. 244.
**) Die moderne Ethik und die Metaphysik. B. A. Z. 1896, Nr. 70 u. 71.
***) Besprochen von E. P. Evans. B. A. Z. 1894, Nr. 213.

schuldige oder freiwillig sich opfernde Menschen an die Stelle der unschuldigen Tiere treten sollen?

Zur Ethik im weitern Sinne gehört auch die Rechtsphilosophie (früher auch „Naturrecht" genannt), die als im Aussterben begriffen betrachtet werden kann. Doch hat sie in unserm Zeitraum noch einen bedeutenden Vertreter in Rudolf v. Ihering (geb. 1818, † 1892) gefunden, dessen Werke: „Geist des römischen Rechts" (1858 bis 1866, 4. Aufl. 1883), „Der Kampf ums Recht" (1872, 8. Aufl. 1886) und „Der Zweck im Recht" (2. Aufl. 1884—86) „große neue Ueberblicke und weite Horizonte gewannen", aber (mit Ausnahme des zweiten, kleineren) unvollendet blieben.*)

Was von der Rechtsphilosophie, gilt auch von der Philosophie der Geschichte, deren Bestimmung ist, in der Kulturgeschichte aufzugehen. Eine Arbeit dieser Richtung erschien noch 1894 aus dem Nachlasse von Karl Steffensen; sie enthält „mehr ein Suchen, ein Ringen, ein Hin- und Herwägen, als einen fertigen Abschluß".**) Aber „flammende Worte des Zornes hat St. für Versuche, die freie Bewegung der Gedanken zu hemmen und die selbständige Gestaltung der Ueberzeugung zu unterdrücken". „Die ethischen Probleme wachsen (bei ihm) ins Kosmische und Uebergeschichtliche; unter den Gegensatz des Guten und Bösen wird alle Wirklichkeit gestellt, und die Schicksale dieses Kampfes werden zum Hauptinhalt des Weltprozesses. So entsteht eine kosmische Philosophie der Geschichte, von der unsere menschliche Geschichte nur einen Ausschnitt bildet."

### 3. Religionsphilosophie.

Unsere Periode beginnt, was die philosophische Betrachtung der Religion betrifft, mit dem Ende der litterarischen Wirksamkeit Feuerbachs (Bd. VI, S. 516). Dieser Zeitpunkt (1866) ist sehr nahe demjenigen, in welchem Max Müller (s. oben S. 382 ff.) die Religionswissenschaft begründete (1870). Diese unterscheidet sich von der Religionsphilosophie dadurch, daß sie nicht fragt, was von der Religion zu halten sei, sondern welche Religionen die Völker bekennen. Die Religionswissenschaft verfährt pragmatisch-historisch, die Religionsphilosophie spekulirt; jene gibt Tatsachen, diese Meinungen über solche. Unsere Darstellung der religiösen Verhältnisse und Zustände (IV. Buch 1. u. 2. Abschn. S. 259 ff.) enthielt die Tatsachen des hier behandelten Zeitraums auf dem Gebiete der Religion und diejenige der Religionswissenschaft die in diesen Zeitraum fallenden Forschungen über

*) Nachrufe von Ernst Zitelmann. B. A. Z. 1892, Nr. 234, und Ernst Landsberg. Ebendas., Nr. 278.

**) Ein einsamer Denker. B. A. Z. 1895, Nr. 69.

die Religionen vom Standpunkte der Völkerkunde; hier folgt, was in diesem Zeitraume über die Religion gedacht, geurteilt und gefolgert wurde.

Feuerbachs Lehre (oben S. 425 f.) am nächsten steht Friedrich Albert Lange, Verfasser der „Geschichte des Materialismus“ (1. Bd. Iserlohn 1873, 2. Bd. ebd. 1877), von welcher der 4. und letzte Abschnitt des 2. Buches: „Der ethische Materialismus und die Religion“ hierher gehört. Otto Pfleiderer nennt Langes Standpunkt einen neukantischen.*) Lange geht skeptisch zuwege. Nach ihm steht wissenschaftlich über die sittlichen Wirkungen des Glaubens und des Unglaubens an sich eigentlich gar nichts fest (a. a. O. Bd. II, S. 488 f.). Wenn er auch zugibt, daß die im Buchstabenglauben befangenen Gegenden sittlich roher sind, will er doch daraus nichts beweisen, sagt aber gleich darauf: die christlichen Ideen, deren Wirkung wir dem intellektuellen Fortschritt großenteils zuschreiben dürfen, können ihre volle Wirksamkeit erst entfalten, indem sie die kirchliche und dogmatische Form zerbrechen, und: die Lehre von der allgemeinen Verdammnis der gesamten Menschheit und den ewigen Höllenstrafen habe durch Niederdrückung der Gemüter und Erhebung des Priesterhochmuts namenloses Unheil über die neueren Nationen gebracht. Eine Religion übt nach Lange ihren moralischen Einfluß nicht sowol durch ihre Sittenlehren aus, als vielmehr durch die Form, in welcher sie dieselben zur Geltung zu bringen sucht, und diese hängt von dem Kulturzustande und den Kulturstufen der Völker und Zeiten ab. Es gibt aber nicht nur keine Natur- oder Offenbarungs-, sondern auch keine Vernunftreligion ohne Dogmen, die keines Beweises fähig sind, und wäre es auch nur die Verehrung des Wahren, Schönen und Guten. Fallen aber auch alle solche Lehren weg, so folgt daraus nicht ein Verfallen in Unsittlichkeit. Es sind „freie Gemeinden“ entstanden, welche jeden Glaubenssatz und auch jede religiöse Handlung verwarfen und deren Gliedern doch nichts schlimmes vorgeworfen werden konnte. Es gab aber noch andere Erscheinungen, welche eigenartige Verbindungen religiöser und philosophischer Ansichten verrieten. So versuchte der „Naturalist“ Dr. Eduard Löwenthal (schon 1865) die Gründung einer religiösen Gemeinschaft der Kogitanten auf rein verstandesmäßiger Grundlage, welche alle Dogmen verwirft und „einerseits das Denken und Wissen selbst zum Gegenstande des Kultus macht, anderseits aber sich auf Pflege der Menschenwürde und Menschenliebe begründet“.**)

Während Löwenthal den ethischen Materialismus verwirft, will der Materialist Dr. Eduard Reich eine hierarchisch eingerichtete „Kirche

*) Religionsphilosophie auf geschichtlicher Grundlage. Berlin 1878, S. 176 ff.

**) Der letzte Grund der Dinge, von E. Löwenthal. Berlin 1896, S. 19 f. — Lange a. a. O., S. 506.

der Menschheit" oder „des ewigen Lichtes" mit zahllosen Festen und Ceremonien. Der Positivist Comte (oben S. 408) wollte sogar einen Kult der Humanität mit täglich zweistündigen Gebeten, 84 jährlichen Festen und 9 Sakramenten. Der Philosoph Friedrich Ueberweg, der nach längerer geistiger Entwickelung zum Materialismus und Darwinismus gelangte oder sich wenigstens dazu bekannte, schloß doch die Annahme einer Weltseele nicht aus, ja auch nicht einen Kult, der dieses Wesen anthropomorphisch umgestaltete (Lange a. a. O., S. 523 ff.). Er war in der Politik monarchisch-konservativ, aber ein so bitterer Feind des positiven Christentums, daß er in einem erregten Augenblicke (1862) die Orthodoxen und Rationalisten „niederkartätschen" zu lassen wünschte, um dann wieder die Milde und Humanität walten zu lassen. Nicht so schroff, aber entschieden materialistisch und darwinistisch war der Schwanengesang Friedrich Straußens*) „Der alte und neue Glaube" (s. Bd. VI, S. 522 ff.), der einen Kult der Kunst, besonders der Musik und Poesie empfahl, Religionsgesellschaften aber verwarf. Lange schließt aus diesen in die Zeit vor ihm fallenden Standpunkten auf einen hohen Wert und bleibende Bedeutung der Religion, d. h. der Religion ohne ihre Fesselung und Verunstaltung durch Dogmatik und Hierarchie (a. a. O. S. 559 ff.).

Dagegen halten theologische Anhänger der neukantischen Richtung „die religiösen Ideale nicht für blose Gebilde der dichtenden Fantasie ohne Realität, sondern nehmen an, daß sie eine solche zum Hintergrund haben, doch ohne daß wir über das Was? dieser Realität etwas wissen können" (Pfleiderer S. 181 ff.). Der englische Denker John Stuart Mill hält Gott „nicht für den allmächtigen Weltschöpfer, sondern nur für den Bildner des gegebenen Weltstoffs, dessen Macht durch die Bedingung, die in der Natur dieses Stoffes lag, wesentlich beschränkt war" (Pfleiderer S. 190 f.), wodurch er sich die manigfache Unvollkommenheit der Welt erklärt.

Die Ritschl'sche Theologie suchte den Neukantianismus mit evangelischer Kirchlichkeit zu verbinden; ja aus ihrer Mitte wurde die Berechtigung einer Religionsphilosophie überhaupt in Frage gestellt.

Diese nahm dagegen die Schule Schopenhauers mit Eduard v. Hartmann in Pflege. Weiter als in der kleinern Schrift: „Die Selbstzersetzung des Christentums und die Religion der Zukunft" faßte er unsern Gegenstand in dem Werke „Das religiöse Bewußtsein der Menschheit" (Berlin 1882).**) Dieses, das auch als eine Religionsgeschichte gelten könnte, bringt sämtliche Religionen der Geschichte in

*) So war sein Rufname und es ist falsch, ihn „David" zu nennen, was nur ein Nebenname war.

**) Analysirt in des Verf. „Kulturgeschichtlichen Skizzen", S. 201 ff. (die Entwickelung der Religion).

ein umfassendes System. Hartmann hält das Himmelsgewölbe irriger Weise für den ältesten Gegenstand der Verehrung. Ohne Zweifel gingen ihm die personifizirten Gestirne und Wettererscheinungen voran, und wurden im Henotheismus so untereinander gemengt, daß jede solche Vergöttlichung als die Gottheit schlechtweg galt. Diese Religionsform verzweigte sich wieder in den Polytheismus durch Unterscheidung, und in den Monismus durch Verschmelzung der Gottheiten und der Dinge, aus denen sie abstrahirt wurden, in eine Einheit. Der Polytheismus, als in ein System gebrachter Henotheismus, nimmt verschiedene Formen, von rohesten bis zu verfeinerten an, vom Fetischismus, der die leblosen Dinge beseelt und in Tieren Geister verehrt, durch den Dämonismus oder Animismus, der die ganze Natur mit Geistern erfüllt, bis zum Spiritismus, dem blos Menschenseelen heilig sind. Dem Dämonismus, verbunden mit Ahnenkult, huldigen die alten Religionen Chinas und Japans; der Gottesdienst aller dieser Formen besteht in Zauberei und Wahrsagekunst. Ein weiterer Fortschritt ist es, wenn den Naturgöttern (Anthropomorphismus) menschliche Neigungen zugeschrieben werden (Anthropopathismus) und diese Annahme zu Dichtungen und Kunstwerken führt, wie bei den alten Griechen und teilweise bei den Römern und Germanen. Während diese Religionen sich auslebten, schritten andere, geführt von einer leitenden Priesterschaft, zu einer Stufe, die statt der Dichtung eine Offenbarung zum Prinzip nahm, was im alten Aegypten und Chaldäa-Assyrien geschah. Die hier noch haltlose Offenbarung erhielt festere Gestalt durch einen Religionsstifter, für geoffenbart gehaltene Schriften und Annahme übermenschlicher Götter bei den Persern oder Zoroastriern. Wieder andere Völker vertauschten den sie nicht befriedigenden Polytheismus mit einer einheitlichen Religion. Entweder wurde dann das Hauptgewicht auf die Einheit gelegt, in dem Monismus, der sich in Indien, oder auf die Gottheit, in dem Monotheismus, der sich bei den Israeliten aus heno- oder polytheistischen Glaubensformen entwickelte. Aus dem indischen Brahmanismus zweigte sich der Buddhismus ab, dessen Gehalt in dem von Hartmann noch nicht benutzten Werke von Hermann Oldenberg (Berlin 1881) in ausgezeichneter Weise dargelegt ist, dem der Verfasser später (1894) die Darstellung des Glaubens der Veda-Zeit folgen ließ. Hartmann beurteilte den Buddhismus einseitig nach dessen keineswegs alleiniger pessimistischer Seite und nach der atheistisch-nihilistischen Richtung eines kleinen Teiles seiner spekulativen Anhänger. In Wirklichkeit sind seine letzten Ziele optimistisch, und sein Grundgedanke ist pantheistisch. Max Müller, Oldenberg u. A. wiesen nach, daß das Nirwana keine Vernichtung ist, sondern ein seliger Zustand absoluter Ruhe. Dadurch, daß der Buddhismus seinen Stifter und dessen Reinkarnationen und große Schüler über die Götter stellte,

schnitt er sich weitere Entwickelung ab. Dagegen erhielt der erst heno-, dann (seit den Propheten) monotheistische Hebraismus im Christentum eine auf die ganze Menschheit erweiterte Höherbildung. Nach Hartmann bedeutet die christliche Dreieinigkeit, die er einen Henotheismus mit drei abgeschlossenen Göttern nennt, im Vater die Vergangenheit (das Judentum), im Sohne das Christentum selbst, im Geiste dessen Zukunft in einer rein geistigen Weltreligion, die er sich als eine Verbindung der „bleibend wertvollen religiösen Ideen des Buddhismus und des Christentums" denkt und den konkreten Monismus nennt.

Eine Erneuerung der Richtung Schellings in der Religionsphilosophie versuchte Chr. H. Weiße, der sich in seiner „philosophischen Dogmatik" (Pfleiderer, S. 218 ff.) „auf den Boden der religiösen Erfahrung stellen und von hier aus die Religion, speziell das Christentum spekulativ begreifen" wollte. Er ignorirte die historische Entwickelung der Dogmen und legte diese nach seinem Gutfinden aus. Er faßte in der Dreieinigkeit Gott Vater als die Urmöglichkeit oder Urwirklichleit, das selbstbewußte Ursubjekt, den Sohn als das göttliche Gemüt oder die Natur in Gott und den Geist als den Willen der Gottheit. So verlor er sich in mythologisches Fantasiren. Aehnlich verfuhr G. Fechner in seinem „Zendavesta oder über die Dinge des Himmels und des Jenseits". Für ihn (wie schon früher für Perty, oben S. 313) sind die Weltkörper (auch die Erde) beseelte Wesen von höherer geistiger Stufe als die Menschen, Halbgötter und Mittelwesen zwischen Gott und Menschen. Die Geister dieser und alles übrige Erdenleben sind in einem bewußten Erdgeiste ebenso einbegriffen, wie die siderischen Geister in einem bewußten Weltgeist oder in Gott. Die Natur ist „die äußere Seite oder Erscheinung, Aeußerung Gottes"; Gott ist über, nicht außer ihr; er hat eine obere Lust oder einen obern Willen und eine untere Unlust in sich, aus welcher letztern das Uebel in der Welt stammt, das er durch den obern Willen zu heilen und zum Guten zu wenden strebt. Mit Weißes Spekulation ist diejenige Richard Rothes in dessen „Theologischer Ethik" nahe verwandt. Gott als das Absolute ist nach ihm zunächst bestimmungsloses, indifferentes Wesen, aus dem sich die Wirlichkeit Gottes in doppelter Form, als Persönlichkeit und Natur erhebt, doch ohne daß dies mit der christlichen Dreieinigkeit wesentlich zusammenhänge. Das Ich Gottes hat sich sein Nichtich, die Materie entgegen- und in sie sein Ich, den Geist hineingesetzt, worin die Schöpfung, als eine fortgehende Weltordnung besteht, deren eigentliches Ziel die Menschwerdung Gottes ist. J. H. Fichte, der Sohn des alten Fichte, ging in seiner „Spekulativen Theologie" von der Weltwirklichkeit aus und schloß von ihr auf ihren transcendenten Grund. Sein „ewiges Universum" besteht aus Monaden, welche die Gedanken

eines selbstbewußten Subjekts und den Stoff der Weltschöpfung bilden, die ein Akt persönlicher Freiheit Gottes ist.

Die religionsphilosophische Spekulation der Hegel'schen Schule fällt in die frühere Periode (Bd. VI, S. 505 ff.). Ihr letzter Vertreter war Prof. Biedermann in Zürich, schritt aber, und zwar in entgegengesetzter Weise zu der von Strauß, über sie fort.*)

Alle diese Standpunkte faßt die schon genannte Religionsphilosophie Pfleiderers zusammen und entwirft danach, im Geiste der freien Forschung und ohne spekulative Dunkelheiten, — von allen Momenten des religiösen Glaubens aller Zeiten und Völker (Gottes-, Engel- und Teufel-, Schöpfungs-, Vergeltungs-, Offenbarungs- und Wunder-, Erlösungs- und Mittler- und Ewigkeitsglaube) ein so umfassendes und großartiges Bild, daß wir es nicht anders als mangelhaft skizziren könnten und daher auf das vielfach verbreitete Werk selbst verweisen.

Zwischen den verschiedenen Richtungen suchte eine vermittelnde und versöhnende Stellung einzunehmen der jüngst verstorbene, auf freireligiösem Gebiete sehr tätige Prof. Rudolf Seydel in Leipzig, aus dessen Nachlaß die „Religionsphilosophie im Umriß" von Prof. Dr. Schmiedel 1894 herausgegeben wurde. Er bestreitet die Gottesbeweise und anerkennt nur das unmittelbare Bewußtsein vom Absoluten, das die Grundlage der Idee eines lebendigen Gottes bildet.**) Eine andere Religionsphilosophie schrieb Hermann Siebeck (Freiburg 1893); sie verfährt wesentlich historisch, wie diejenigen von Pfleiderer und Hartmann, und ihr Grundgedanke ist, daß durch die religiöse Idee das gesamte Dasein der Welt und des Menschen erst einen endgültigen und in sich harmonischen Sinn erhält.***) Prof. Monrad in Christiania†) unternahm es, die religiösen Geheimnisse der Dreieinigkeit, der Menschwerdung Gottes, der Erbsünde und Versöhnung, sowie die evangelischen Sakramente: Taufe und Abendmahl mit der Vernunft in Einklang zu bringen und anerkannte (S. 165), „daß ein gewisses (in höherm Sinne) pantheistisches Moment von jeder tiefern christlichen Betrachtung unzertrennlich sei, ebenso wie es den Schlüssel liefere zu dem, was wir unter einer vernünftigen Mystik verstehen." Hugo Schüßler††) suchte zu zeigen, daß der auf der Höhe der Naturwissenschaft Stehende nicht an Gott glaube, sondern wisse,

---

*) Pfleiderer (der mit ihm im Wesentlichen einig geht) a. a. O., S. 244 bis 250.

**) Besprochen in B. A. Z. 1894, Nr. 204.

***) Besprochen in B. A. Z. 1893, Nr. 225.

†) Die Mysterien des Christentums vom Gesichtspunkte der Vernunft betrachtet Uebers. von O. v. Harling. Leipzig 1896.

††) Das Wesen der Welt und die Lösung der sozialen Frage. 3. Aufl. Berlin 1896.

daß Gott ist, und daß „durch die fortschreitende Naturwissenschaft der Atheismus nicht gefördert, sondern vernichtet" werde. Dr. Jul. Spiegler*) stellte nicht weniger als 12 Beweise für und 12 gegen die Unsterblichkeit der Seele und Widerlegungen aller 24 zusammen und gelangte schließlich zu einem bejahenden Ergebnisse.

Da eine vollständige Religionsphilosophie geschichtlich angeordnet und aufgefaßt sein muß, ist auch wol ihr einstiges Zusammenfallen mit der Religionsgeschichte nur eine Frage der Zeit. Es handelt sich heute nur darum, ob ein bezügliches Werk mehr Gewicht auf den Inhalt oder auf die Geschichte der Religion legt; blose Spekulation dürfte als veraltet und nutzlos gelten. Die Religionsgeschichte von de la Saussaye gelangte 1889 über das Altertum hinaus bis zum Islam (Beil. z. A. Z. 1888, Nr. 8 und 1891, Nr. 6). Ernest Renan führte seine Geschichte des Volkes Israel 1891 im 3. Bande bis zur Rückwanderung aus Babylonien (Beil. z. A. Z. 1891, Nr. 7); 1893 erschien nach seinem Tode (2. Okt. 1892) der 4., bis zu den Makkabäern reichende (ebd. 1893, Nr. 101) und 1894 der letzte Band.**)

Der Holländer Dr. C. P. Tiele, Prof. in Leiden, läßt eine „Geschichte der Religion im Altertum bis auf Alexander d. Gr." erscheinen, deren 1. Band (1896) die Religionen Aegyptens, Babyloniens und Vorderasiens mit Einschluß Israels enthält und in aufgeklärtem Geiste darstellt.***)

## C. Die Erziehungslehre.

### 1. Jugendbildung.

Den Gipfelpunkt und die höchste Aufgabe der Wissenschaft erblicken wir in der Erziehung, ohne welche es überhaupt keine Wissenschaft gibt. Daß die Erziehungslehre oder Pädagogik zur Philosophie im weitern Sinne gehört, sagt schon der Name der letztern (Liebe zur Weisheit). Die Erziehung ist praktische Philosophie und besonders praktische Psychologie und hat sich eben dadurch von der Theorie dieser Lehrfächer getrennt, weil sie in das praktische Leben hinausgetreten ist, das sie mit den übrigen Wissenschaften verbindet. Es wäre falsch, Erziehung und Unterricht von einander zu trennen. Keines von beiden kann ohne das andere bestehen. Die moralisch=

---

*) Die Unsterblichkeit der Seele nach den neuesten naturhistorischen und philosophischen Forschungen. Leipzig 1895.

**) Renan und der Renanismus in Frankreich, von Fel. Vogt. B. A. Z. 1894, Nr. 63 u. 64.

***) Vergl. K. Bohnenberger, Fortschritte auf dem Gebiete der Religions=Geschichte. B. A. Z. 1896, Nr. 107.

ästhetisch-religiöse Erziehung, die also die gesamte angewandte Philosophie zum Gegenstande hat, lehrt zugleich deren Bestandteile kennen. Der intellektuelle, logische Unterricht ist zugleich eine Erziehung zum Denken und Selbstschaffen. Ebenso falsch wäre es, den Begriff der Erziehung auf die Jugend zu beschränken. Sie hat notwendig drei Stufen: 1. die Heranziehung der zarten Jugend zu dem Wissen, das allen Gebildeten gemeinsam sein muß, 2. die Ausbildung der herangewachsenen Jugend zu dem Berufe, den sie sich ausersieht, und 3. die Aufrechthaltung, Fortsetzung und wo möglich Abschließung allgemeiner Bildung bei den Erwachsenen.

Bevor wir auf die Fortschritte dieser drei Stufen der Erziehung eingehen, müssen wir einen Blick auf die pädagogische Litteratur unserer Zeit werfen. Eine allgemeine Geschichte der Erziehung von mehreren Verfassern, welche die einzelnen Perioden unter sich teilen, wurde von dem verstorbenen Prälaten K. A. Schmid in Stuttgart begründet und von dessen Sohn Dr. G. Schmid in Petersburg fortgesetzt. In den Jahren 1884 bis 1893 erschienen die das Altertum, das Mittelalter, den Humanismus, die Reformation, die Jesuitenschulen und die Pädagogik des 17. Jahrhunderts behandelnden Teile (Beil. z. A. Z. 1892, Nr. 260 u. 1893, Nr. 151). Im J. 1892 erschienen zahlreiche Schriften über den 1592 geborenen großen Pädagogen Amos Comenius, dem zu Ehren auf Anregung von Archivrat L. Keller in Münster im Jahre vorher eine aus Männern aller gebildeten Stände und Nationen und verschiedener Bekenntnisse bestehende Comenius-Gesellschaft gegründet worden war (Beil. z. A. Z. 1891, Nr. 259 und 1892, Nr. 260).

In Deutschland haben seit Bismarcks Rücktritt 1890 lebhafte Erörterungen über das Schulwesen stattgefunden. Die herrschende reaktionäre Partei, von der Orthodoxie beider Konfessionen eifrigst unterstützt, setzte alle Hebel in Bewegung, um den Einfluß auf die Schule dem Staate abzunehmen und den Kirchen zu übertragen. Das v. Zedlitz'sche preußische Schulgesetz, das diese Tendenz nicht verleugnete, erfuhr daher von freisinniger Seite die entschiedenste Zurückweisung (s. oben S. 17). Leider ist sein Sturz weniger der Macht der fortschrittlichen Ideen, als der Schwäche der Regierung zuzuschreiben, und es kann bei dem heutigen Fanatismus, in welchen der orthodoxe Eifer verfallen ist, wieder seine Auferstehung feiern. Treffliche Worte über diese Tendenzen schrieb der Ethiker Prof. Friedrich Jodl (Moral, Religion und Schule, Beil. z. A. Z. 1892, Nr. 50).

Um einen ganz andern Kampf handelte es sich bei der seit 1890 verhandelten Gymnasialreform, nämlich nicht um einen Kampf zwischen Mittelalter und Neuzeit, sondern um einen solchen zwischen dem klassischen Altertum und der modernen Bildung oder zwischen

einem nicht immer richtig verstandenen Idealismus und einem vielfach zu weit getriebenen Realismus im Unterrichte der Gymnasien und der mit ihnen parallel laufenden Lehranstalten. Im Wesentlichen handelte es sich um veralteten einseitigen Humanismus auf der einen und ebenso einseitigen, begeisterungslosen Utilitarismus auf der andern Seite.*) Man kam in diesem Streite wenigstens zu der Einsicht, daß das Gymnasium für einen großen Teil seiner Schüler nutzlos sei und von diesen befreit werden müsse, daß der fremdsprachliche Unterricht zu pedantisch und formalistisch und zu wenig erleuchtet und geistbildend sei, daß die Schulen allzu bureaukratisch verwaltet werden, daß die Lehrer besser gestellt werden sollten, daß der leider zunehmenden Kurzsichtigkeit der Schüler zu steuern und ihr Auge (durch Zeichenunterricht) mehr zu üben sei u. s. w.

Eine Art Schulparlament (Schulkonferenz) trat Ende 1890 in Berlin zusammen und wurde vom Kaiser persönlich mit einer Ansprache eröffnet. Sie schlug vor: die Beseitigung der Realgymnasien, Einschränkung der Unterrichtszeit in den alten Sprachen zu gunsten desjenigen im Deutschen und Turnen u. s. w. Die Verfügungen der Regierungen in den größeren Bundesstaaten (1892 in Preußen) bewegten sich ungefähr in dieser Richtung. Die Berechtigungen der Realschulen wurden erweitert, und so näherten sich jene und die Gymnasien gegenseitig, so daß die Realgymnasien entbehrlich wurden und in Preußen tatsächlich ihr Ende fanden. Ein Hauptaugenmerk bildete in dem modernen Militärstaate die Prüfung behufs des Rechtes zum einjährigen Freiwilligendienst, die leider als für den gesamten Lehrplan verhängnisvoll betrachtet werden muß. Mit dem neuen Lehrplan waren aber weder die Mathematiker noch die Philologen zufrieden, und die Umgestaltung der preußischen Gymnasien „erregte nach allen Seiten ernste Bedenken".**) Die Gegner des Klassizismus arbeiteten eifrig auf die sog. Einheitsschule hin, welche, mit einem Mindestbetrage von Unterricht in den alten Sprachen, Mathematik und Naturwissenschaften zur Hauptaufgabe erhalten sollte (wie in den skandinavischen Ländern und teilweise in der Schweiz). Namentlich zog der Anatom Wiedersheim in Freiburg scharf gegen die Klassiker ins Gefecht und verlangte Ausdehnung der Leibesübungen.***) Nur schüchterne Versuche sind bisher von Seite der Kulturhistoriker gewagt worden, ihrem Fache neben der stets noch bevorzugten politischen Geschichte Geltung zu erkämpfen (s. oben S. 399 f.).

*) Artikel zur Gymnasialreform: B. A. Z. 1890, Nr. 247, 250 (v. Eucken), 284 (v. Dehio); 1891, Nr. 3, 17, 22.

**) G. Wendt, B. A. Z. 1892, Nr. 17 u. 155.

***) Ein neuer Sturmlauf gegen die humanistischen Gymnasien. B. A. Z. 1894, Nr. 233.

Aus den entfernteren Teilen Oesterreichs erhalten wir folgende unerfreuliche Mitteilung über das Volksschulwesen in Galizien, das unter dem Regiment der polnischen Adelspartei, die bekanntlich in Oesterreich überhaupt gegenwärtig die höchsten Trümpfe ausspielt — immer noch sehr „Halbasien" ist. In Oesterreich beträgt die Gesamtzahl der schulpflichtigen Kinder etwas über vier Millionen, und die Kosten des Volksschulwesens, die zum größten Teile von den Gemeinden und Ländern getragen werden, belaufen sich auf rund 45 Millionen Gulden. Durchschnittlich kommt auf ein Schulkind ein Betrag von 10 Gulden im Jahr. Während aber in Niederösterreich auf ein Schulkind 23, in Böhmen noch 15 Gulden entfallen, betragen die Kosten für ein Schulkind in Galizien kaum 3 Gulden. Die Lage der Lehrerschaft in Galizien ist eine elende, daher herrscht beständiger Lehrermangel. Jahraus, jahrein sind in Galizien hunderte von Volksschulen geschlossen, weil es an Lehrern fehlt, und die Kinder bleiben ohne jeden Unterricht. Aehnlich sind die Schulzustände in der Bukowina. Von den 320 Volksschulen der Bukowina haben nur 2/3 einen halbwegs geordneten Unterricht. Hundert Schulen sind aus Mangel an Lehrern zum Teil oder ganz geschlossen, während an den übrigen Schulen diesem Mangel nur mit ungeprüften Lehrkräften abgeholfen werden konnte.

In der Schweiz wurde in neuester Zeit der Hygieine in der Schule große Pflege zu teil; man sorgte, am hervorragendsten in Zürich und Basel, für helle und luftige Schullokale, für Spielplätze und Spielstunden, für Schulbäder, für ärztliche Besuche in der Schule und zu Hause, für Unentgeltlichkeit der Primarschule und der Lehrmittel in dieser, für Kinderhorte, Ferienkolonien, Kleidung und Speisung armer Schulkinder. Spezialklassen und besondere Bildungsanstalten für Schwachsinnige wurden errichtet. Der Religionsunterricht wurde im Geiste der Freiwilligkeit geordnet, wenigstens in den nicht überwiegend katholischen Kantonen. Das Fortbildungsschulwesen machte bedeutende Fortschritte. Während die Gymnasien noch große Verschiedenheiten darbieten und Reformen in Einschränkung der Klassizität nur vereinzelt eintraten, erfuhren die Lehrerseminarien wesentliche Ausdehnung.*)

Es ist voll anzuerkennen, welche bedeutende Fortschritte im Schulwesen Frankreich seit 1871 gemacht hat, namentlich infolge der durch das Schulgesetz von 1880 erfolgten Einsetzung eines obersten Unterrichtsrates. Das Meiste war auf dem Gebiete des Primarschulwesens zu tun. Es entstanden „höhere Volksschulen", Schulbibliotheken,

*) Jahrbuch des schweiz. Unterrichtswesens, herausg. von C. Grob und Dr. A. Huber. Besprochen in B. A. Z. 1892, Nr. 286.

Schulsparkassen; es wurde ein Unterricht in der Moral und Staatskunde eingeführt, der anderswo als Muster dienen könnte.*)

Verhältnismäßig tüchtig vorgeschritten ist in unserer Zeit der Schulunterricht in Italien, das 1892—93 beinahe 60000 Volksschulen mit 2,24 Millionen Kinder besaß. Nachdem das Land 1881 noch immer 62 Proz. Analphabeten (41 im Norden und 81 im Süden) gehabt hatte, fielen diese im Heere von 48 auf 40, in der Flotte von 60 auf 44 und unter den Getrauten von 59 auf 49 herab.**)

England, das in geistiger Bildung der höheren Schichten dem europäischen Festlande so lange vorangeschritten war, erhielt ein Volksschulwesen erst durch das 1870 angenommene, von William Forster herrührende Schulgesetz. Dieses schrieb vor, daß jede Gemeinde eine Schule für eine Schülerzahl, die einem Sechstel der Bevölkerung gleichkomme, zu errichten habe. Der Religionsunterricht wurde als freiwillig und der weltliche als von den Konfessionen unabhängig erklärt. Doch werden tatsächlich zwei Drittel dieser Schulen von religiösen Körperschaften erhalten (voluntary schools) und blos vom Staate unterstützt. Im J. 1890 besaß England mit Wales 19398 Volksschulen mit ungefähr 4 Millionen Schüler. — Das unmittelbar unter dem Staate stehende Drittel der Schulen (Board schools) erhielt 1891 zu zwei Dritteln völlig und zu einem Drittel größtenteils unentgeltlichen Unterricht.***) In diesen Schulen war nach dem Gesetze öffentlicher konfessioneller Religionsunterricht ausgeschlossen. Hiergegen wurde seit 1892 von Katholiken und orthodoxen Protestanten Sturm gelaufen, und im School-Board von London wurde ein Beschluß erzwungen, daß die Gottheit Jesu und die Dreieinigkeit gelehrt werden sollten. Die Minderheit fügte sich jedoch nicht, und es gab Jahre lang Streit zwischen den Parteien. Die Klerikalen beharrten auf dem Beschlusse; aber die Lehrer verlangten Befreiung vom Religionsunterricht. Der School-Board wollte jedoch nur auf persönliche Begehren eintreten; Minderheit und Lehrer wurden als unchristlich verschrien, wogegen sie sich verwahrten. Bei den Schulratwahlen vom 24. Nov. 1895 erlangten zwar die Freisinnigen die meisten Stimmen; aber in der Behörde blieben die Klerikalen in Mehrheit.†) Die Finsternis hat gesiegt, und der Minister Balfour ist mit einem neuen Volksschulgesetze beschäftigt, das nach dem Zedlitz'schen Vorbilde die Schule ganz der Kirche unterwerfen soll.††) So weit sind wir am Ende des 19. Jahrhunderts!

---

*) L. Fleischner, B. A. Z. 1892, Nr. 180.
**) Krusekopf, B. A. Z. 1895, Nr. 255.
***) L. Fleischner, B. A. Z. 1892, Nr. 62.
†) Ders., ebendas. 1896, Nr. 62.
††) Schulen und Schulleben in London. B. A. Z. 1896, Nr. 192.

## 2. Berufsbildung.

Die Universitäten und Technischen Hochschulen sind die Heimstätten der wissenschaftlichen Berufsbildung. In Deutschland haben sich die Anstalten ersterer Art in unserem Zeitraume, d. h. seit Gründung der Universität Straßburg (1872) nicht vermehrt; wohl aber zeigt ihre Zunahme an Lehrkräften, daß sie in stetigem Aufblühen begriffen sind. In den 25 letzten Jahren stiegen die Lehrkräfte in Berlin von 54 auf 87, in Breslau von 46 auf 65, in Halle von 40 auf 58, in Freiburg von 30 auf 48, in Leipzig von 48 auf 65, in Jena von 26 auf 38, in Gießen von 32 auf 43; an den übrigen Hochschulen betrug der Zuwachs 1 (Würzburg) bis 10 (Marburg und Greifswald). Dieser Zuwachs hat aber auch darin seinen Grund, daß die spezialisirende Einzelforschung in den Wissenschaften im Zunehmen begriffen war und noch heute vorwiegt. Dies trägt freilich dazu bei, daß die Universitäten nicht volkstümlich sind und es wol auch nicht werden können, so lange nicht eine andere Richtung sich geltend macht.*)

Großes Aufsehen erregte am Ende von 1895 das Gutachten des Professors Hinschius, welches bezüglich der preußischen Privatdozenten dahin lautete, daß diese Hochschullehrer der Disciplinargewalt des Unterrichtsministers unterworfen seien, der sie bedingungslos maßregeln und ihnen, im Falle einer Säumnis der Fakultät, bedingungslos die Venia legendi entziehen könne. Gegen diese Ansicht traten 53 Professoren der Universität Berlin in die Schranken und erklärten sie als gegen die geschichtliche Entwickelung der deutschen Universitäten verstoßend, welche nicht blos Staatsanstalten, sondern auch selbständige Korporationen sind. Hinschius erklärte dagegen, sein Gutachten entspreche nur den tatsächlichen Verhältnissen, und ein zweiter Teil werde Vorschläge zur Aenderung dieses Zustandes bringen. Uebrigens hatte die philosophische Fakultät in Berlin jüngst selbst drei Dozenten wegen mißbeliebiger Aeußerungen gemaßregelt.**)

An die deutschen Studirenden richtete Professor Theobald Ziegler in Straßburg im Winter 1894 auf 1895 beherzigenswerte Worte, in denen er sich allseitig über die akademische Freiheit, die akademische Ehre, die studentischen Verbindungen und die Stellungnahme der Studirenden zur Politik, zur sozialen Frage, zur Außenwelt, zur Wissenschaft, Litteratur, Kunst und Religion verbreitete.***) Eine kurze Erwiderung von einem angeblichen Dr. Sincerus vermißte

*) Zur würtemb. Kammerdebatte über die Landesuniversität. B. A. Z. 1895, Nr. 152.

**) Die Stellung der Privat-Dozenten in Preußen. B. A. Z. 1895, Nr. 301.

***) Der deutsche Student am Ende des 19. Jahrh. Stuttgart 1895.

in Zieglers Schrift die gewissermaßen anormalen Verhältnisse unter den deutschen Studenten.*)

In der Schweiz wurden die Akademien von Genf 1873 und Lausanne 1891 zu Universitäten erhoben und in Freiburg 1889 eine neue Universität errichtet, der jedoch noch die medizinische Fakultät fehlt. Sie ist faktisch eine katholische, obschon sie sich nicht so nennt; die Vorträge sind in der Theologie meist lateinisch und von Dominikanern gehalten, sonst französisch und deutsch.

In Oesterreich entstanden neu die Universität Czernowitz 1875 und die tschechische (neben der deutschen) in Prag 1882. Die zu Krakau ist schon seit 1870 vollständig polonisirt. Es wird geklagt, daß „die medizinischen und philosophischen Fakultäten der österreichischen Provinzuniversitäten Berufungen von Autoritäten aus dem Auslande — mit wenigen Ausnahmen — nicht mehr vornehmen können und daß selbst Wien in vielen Fällen nicht mehr genügende Anziehungskraft für ausländische Forscher besitzt". Diese Hochschulen, heißt es, seien in jenen Fakultäten hinter denen des Deutschen Reiches und hinter den Bedürfnissen der Zeit zurückgeblieben. Es wird ferner „Vielprüferei" und „Vielschreiberei" getadelt, und Reformbedürftigkeit soll überall hervorschauen.**)

In Ungarn ist die Universität Budapest schon seit dem Ausgleiche von 1867 vollständig magyarisirt. Eine zweite Hochschule dieser Nationalität entstand 1872 in Klausenburg. Im J. 1894 wurde vielfach die Errichtung einer schon längst gewünschten dritten (in Preßburg) besprochen, was namentlich damit begründet wurde, daß Ungarn im Verhältnis der Zahl seiner Universitäten zu jener der Bevölkerung „unter allen Kulturstaaten am meisten zurückgeblieben" sei. Einen hartnäckigen Widerstand setzten der neuen Schöpfung die „praktischen Leute" entgegen, welche nur einen materiellen Fortschritt, nur Rücksichten der Nützlichkeit kennen und ihre Stütze in der alles centralisirenden ungarischen Bureaukratie finden.***) Sollte die dritte Hochschule abermals eine rein magyarische sein, so vermöchten wir darin keinen Gewinn zu erblicken.

Im Heimatlande der Edda, auf dem kalten, aber treu germanischen Island, beschloß 1893 der Althing die Errichtung einer Hochschule kleinen Maßstabes in Reykjavik; der schöne Gedanke stieß aber in Kopenhagen, sogar bei den dort studirenden Isländern, auf Widerstand (B. A. Z. 1894, Nr. 255, S. 7).

---

*) Der deutsche Student fin de siècle. Leipzig 1895.

**) Oesterreichische Hochschulfragen. B. A. Z. 1895, Nr. 58 u. 59. — Universitätsreformen in Oesterreich. Ebendas., Nr. 226.

***) Prof. Dr. Schwicker, Eine dritte ungarische Universität. B. A. Z. 1895, Nr. 16.

Eine eigene Erscheinung ist die städtische Universität in Amsterdam, zu welchem Range 1877 das dortige „Athenäum" erhoben wurde.

Noch eigentümlicher ist, daß in Belgien dieselbe klerikale Regierung, welche sich so eifrig beeilt, das niedere Schulwesen den geistlichen Orden auszuliefern, für die Ausstattung der dortigen staatlichen Hochschulen in Gent und Lüttich mit wissenschaftlichen Hilfsmitteln in hohem Maße besorgt ist.*)

In Frankreich hat mit den anerkennenswerten Reformen im untern Schulwesen (oben S. 471 f.) das höhere bisher nicht Schritt gehalten. Zwei gelehrte Franzosen, der Historiker Ferdinand Lot und der Romanist G. Paris, welcher Letztere Deutschland aus eigener Erfahrung kennt, traten 1892 und 1894 heftig gegen die Uebelstände auf jenem Gebiete auf. Sie tadeln, mit besonderer Rücksicht auf die historischen und philologischen Fächer, die geringe Zahl sowol der Lehrer und der wöchentlichen Stunden ihrer Vorlesungen, als der Studenten, sowie die wenig wissenschaftlichen Vorlesungsstoffe und deren wenig lehrreiche Behandlungsweise. Nach der Aussage dieser Herren ist in Frankreich die Ansicht stark verbreitet, dieses Land sei kein Boden für eine allgemeinere Pflege der Wissenschaft. Das Publikum, heißt es, habe keinen Sinn dafür, sondern nur für praktische Erfindungen, für Zeitungen und Theater, für politische und religiöse Parteikämpfe. Der zunehmende demokratische Geist ist ein arges Hemmnis gegen die Fortschritte des höhern Unterrichtswesens und untergräbt schon die Pflege der alten Sprachen an den Gymnasien, zu gunsten der Mathematik und der Naturwissenschaften.**) Eine Konkurrenz macht den staatlichen Hochschulen die klerikale Partei (der ohne Zweifel die große Mehrheit der Bevölkerung angehört) mit ihren sog. freien, d. h. katholischen oder ultramontanen Universitäten, deren seit 1875 sechs, in Paris, Angers, Lille, Lyon, Poitiers und Toulouse entstanden sind, aber ungeachtet der langen Zeit erst einzelne Fakultäten mit wenig Professoren besitzen.

In Italien wird die Aufhebung mehrerer kleiner, um ihr Leben kämpfender Universitäten beabsichtigt, was aber an dem noch bestehenden Partikularismus der Provinzen vorläufig zu scheitern scheint.

Von den russischen Universitäten, mit Ausnahme von Petersburg und Moskau, wird gesagt: „ob sie leben oder blos vegetiren ist schwer zu sagen," und von derjenigen der heutigen Zarenstadt: sie erstarre je länger desto mehr zu einer Art von gelehrter Behörde

*) Zur Geschichte der belgischen Universitäten. B. A. Z. 1894, Nr. 183.

**) E. Stengel, Die neuesten Reformvorschläge zur Hebung des Hochschulunterrichts in Frankreich. B. A. Z. 1894, Nr. 53 u. 54.

und Niemand bekümmere sich um sie, während dagegen die zu Moskau von der Bevölkerung geliebt wird, die ihr Opfer bringt.*) Eine erste Universität erhielt Sibirien in Tomsk 1888, sie enthält aber erst eine medizinische Fakultät. Ueber das langsam zu Tode gefolterte Dorpat s. oben S. 63.

Ganz von den übrigen europäischen Universitäten weichen die noch durchaus mittelalterlich eingerichteten englischen und von jenen wie von diesen die im scharfen Gegensatze gegen sie durchaus modern gestalteten nordamerikanischen ab. In England hat unsere Zeit eine neue Hochschule entstehen gesehen, nämlich 1880 die Victoria-Universität, die aus drei Kollegien in Manchester, Liverpool und Leeds besteht, in Schottland (ebenfalls 1880) das Universitätskolleg zu Dundee, in Irland eine wenig hervortretende katholische Hochschule neben der alten anglikanischen in Dublin. Die 1880 daselbst errichtete „Universität von Irland" ist nur eine Prüfungsbehörde.

In den Vereinigten Staaten sind eine Anzahl höherer Schulen entstanden, die in ihrem Wesen zwischen Universitäten und Gymnasien schwanken und meist beide Eigenschaften verbinden. Als „große" Universitäten sind anerkannt: die Harvards-U. zu Cambridge bei Boston (gegründet 1636, reorganisirt 1872), die Yale-U. zu Newhaven in Connecticut (gegr. 1701, erweitert in Naturwissenschaften 1886), die U. von Pennsylvanien in Philadelphia (gegr. 1751), die Columbia-U. in Neu-York (gegr. 1754, reorganisirt nach deutschem Muster 1890), die U. von Michigan zu Ann Arbor (gegr. 1837, durch Seminare erweitert seit 1871), die John Hopkins-U. in Baltimore (eröffnet 1876), die Cornell-U. zu Ithaka (Staat Neu-York, eröffnet 1868) und die U. von Chicago (gegr. 1857, eingegangen 1886, wieder eröffnet 1892). Eine katholische, die Columbia-U., ist 1893 in der Bundeshauptstadt Washington entstanden; — eine Frauenuniversität ist Bryn Mawr College bei Philadelphia (gegr. 1880).**)

## 3. Volksbildung.

Die geistige Erziehung des Volkes, das die Schule hinter sich hat, erfolgt auf drei Wegen: dem der Veranstaltung öffentlicher Vorträge, dem der Bearbeitung und Herausgabe volkstümlicher Werke, mit Einschluß der Encyklopädien und Lexika, und dem der Errichtung und öffentlichen Benutzung von Archiven, Bibliotheken und Museen.

*) Die St. Petersburger Universität. B. A. Z. 1894, Nr. 55.

**) Athan. Zimmermann, S. J., die Universitäten in den Verein. Staaten Amerikas. Freiburg i. B. 1896. — Amerikan. Bildungswesen. B. A. Z. 1895, Nr. 191. — Die Universität von Chicago. Ebendas., Nr. 225. — Ueber Universitäten überhaupt: Minerva, Jahrb. der gelehrten Welt. Straßburg seit 1893.

Was den ersten Punkt betrifft, so kommt hier, da gewöhnliche Vorträge weder neu noch selten sind, vor allem die noch junge Bewegung in Betracht, die unter dem Namen der Hochschulbildungs-Ausbreitung (University extension) bekannt ist. Der Gedanke dazu wurde schon vor einem halben Jahrhundert in England angeregt, hat aber erst vor nicht der Hälfte dieser Zeit Wurzel gefaßt. Hand in Hand mit der Bewegung für höhere Frauenbildung, wurde er von Mrs. Josefine Butler und Prof. James Stuart in Cambridge, welche Beide auch die Bewegung gegen die Prostitution begannen (oben S. 198), in Angriff genommen. Es wurden zusammenhängende, streng wissenschaftliche Lehrkurse für ein gemischtes Publikum eingerichtet, deren sich seit 1873 auch die englischen Universitäten annahmen, womit sie ihre frühere aristokratische Engherzigkeit durchbrachen. Sie gingen soweit, diese Kurse zu Vorbereitungsstufen auf die Universität auszubilden. Sie dehnten sich auf alle Wissenschaften und technischen Fächer aus, und ihr Besuch nahm stetig zu, und zwar aus allen Ständen. Jeder Kurs schließt mit einer Prüfung und Zeugnissen ab. Das Unternehmen wurde durch eine zahlreiche Litteratur, gleichen Inhalts wie die Kurse, unterstützt. Die Bewegung der University extension verbreitete sich von England nach Nordamerika, wo sie weiter ausgebildet und noch stärker als dort vom weiblichen Geschlechte benutzt wurde. Ja es entstanden dort sogar eigentliche Universitäten daraus, so die Johns Hopkins-U. in Baltimore, ferner die Versammlungen am See Chantanquan (Staat Neu-York), die mit der Wissenschaft in Vorträgen und Sammlungen auch die Geselligkeit verbinden, und die Mädchenuniversität zu Wellesley bei Boston, die jetzt über 900 Schülerinnen zählt, und an der nur Frauen lehren. Volkshochschulen, besonders für Handwerker und Landleute, wurden, angeregt vom Theologen Grundtvig († 1862 in Kopenhagen), in Dänemark, Norwegen, Schweden und Finland für Leute von 18—30 Jahren mit Kursen von 6 Monaten eingerichtet. Eine Volksuniversität ist in Zürich im Entstehen begriffen.*) In Deutschland, dem Wien voranging, haben nacheinander Jena, München, Leipzig und Berlin sich der Bewegung angeschlossen.

Hier hat auch, und zwar in erstaunlichem Maße, die Popularisirung der Wissenschaft und Litteratur Ausdehnung erlangt. Wir nennen nur die Illustrirten Katechismen von J. J. Weber in Leipzig, die bisher 155 Nummern zählen, die Reclam'sche Universalbibliothek mit über 3500 Nummern, das Wissen der Gegenwart von Freytag in Leipzig und Tempsky in Prag (1886 schon 48 Bände),

*) Hochschulwesen und Volksbildung. Schwäb. Kronik (Beilage z. Merkur) vom 29. Febr. 1896. — Vorläufiger Plan einer Volksuniversität für Zürich. 1896.

die Kollektion Spemann in Stuttgart, Sammlung Göschen in Leipzig (bis jetzt 60 Bände) u. a. Großartig wie nirgends sonst hat sich in Deutschland die encyklopädische Litteratur entwickelt. Die Jubiläums-(14.) Auflage des 1796 entstandenen Brockhaus'schen und die 5. Auflage des Meyer'schen Konversations-Lexikons, jede in 16 Bänden, sind in textlicher und illustrativer Hinsicht gediegene Prachtwerke, die ihres Gleichen suchen. Ihnen nahe zu kommen strebte das in 7. Auflage von J. Kürschner bearbeitete und mit einem Wörterbuch in 12 Sprachen verbundene Pierer'sche Lexikon in 12 Bänden.

Unter den wissenschaftlichen Sammlungen sind die Archive wol mehr für Gelehrte (bes. Historiker) und Ratsuchende, als für das Publikum bestimmt. Ihre Einrichtungen haben sich, wie Franz v. Löhers Archivlehre (Paderborn 1890) und Burckhardts Handbuch der deutschen Archive (Leipzig 1887) zeigen, in allen civilisirten Ländern bedeutend gehoben. In manchen Staaten hat es harte Kämpfe gekostet, bis die geheim gehaltenen Archive der Wissenschaft geöffnet wurden. In Oesterreich bewirkte dies der Historiker Arneth seit 1859. Das vatikanische Archiv öffnete Papst Leo XIII. (oben S. 261). Für weitere Kreise sind die Bibliotheken bestimmt. Als die größte der Erde gilt die Nationalbibliothek in Paris mit über 2 Millionen Bänden; das britische Museum in London hat nahe an zwei, München über eine, Berlin wol eine, Straßburg über 700 000, Göttingen über 600 000, Dresden und Leipzig je eine halbe Million, Stuttgart nahezu soviel Bände. Nordamerika zählte schon vor 10 Jahren 5338 öffentliche Bibliotheken mit über 20 Millionen Bänden (Washington über eine halbe Million). Australien und Japan suchen Europa und Amerika nahe zu kommen.*) Volksbibliotheken sind seit jüngster Zeit in Deutschland noch nicht so stark vertreten wie die gelehrten Bibliotheken, deren 1609 mit 27 Mill. Bänden gezählt sind. Im Jahre 1893 besaß Sachsen 1065, Würtemberg 1301 Volksbibliotheken, und im Reiche wurden von solchen 4 Millionen Bände ausgeliehen. England und Amerika sind darin weiter; freilich begann dort die Bewegung für diesen Gegenstand etwa 10 Jahre früher.**)

Noch unmittelbarer für weitere Kreise belehrend als die Bibliotheken, deren Schätze doch viel Zeit zum Lesen erfordern, sind die wissenschaftlichen Museen, besonders die in jeder größeren Stadt

*) Dr. Chr. Rueppr echt, Bedeutung und Aufgabe der Bibliotheken. B. A. Z. 1891, Nr. 263. — K. Th. Heigel, Ueber Benutzung von Bibliotheken und Archiven zu wissenschaftlichen Zwecken. Ebendas. 1893, Nr. 86 u. 87. — E. Schwedeler-Meyer, Das neue Bibliothek-Gebäude in Straßburg. Ebendas. 1896, Nr. 79.

**) Dr. Chr. Rueppre cht, Volksbibliotheken in Deutschland. B. A. Z. 1896, Nr. 106.

befindlichen naturgeschichtlichen und die schon selteneren historischen und ethnographischen. Großartige Musteranstalten in dieser Richtung sind das ein ganzes ehemaliges Kloster ausfüllende Germanische Museum in Nürnberg und das Museum für Völkerkunde in Berlin, das unter der Leitung Adolf Bastians (s. oben S. 375) einen wunderbaren Prachtbau bildet, geworden. In solchen Schöpfungen weitsichtigen Geistes offenbart sich die Wissenschaft dem lernbegierigen Volke in einer Höhe und Breite, die auf kommende Geschlechter hinaus befruchtend wirken müssen, und es ist damit ein Fortschritt zu einer noch ungeahnten Entwickelung des allgemeinen Wissens angebahnt, das sich in noch staunenswerteren Ansammlungen von Lernstoff immer genießbarer gestalten wird.

---

# Sechstes Buch.

# Dichtung und Kunst.

---

## Erster Abschnitt.

## Die Dichtkunst.

### A. Die germanischen Völker.

#### 1. Die Deutschen.

Kein anderer Zweig der Kultur greift in dem Maße in alle ihre übrigen Zweige ein wie die sog. schöne Litteratur, die freilich nicht immer schön ist und besser kurz als Dichtung bezeichnet wird. Alle übrigen Kulturzweige sind mehr auf sich selbst beschränkt, wie Politik, soziale Fragen, Moralität, Religion, Wissenschaft, die Tonkunst und die bildenden Künste und das weite Gebiet der technischen und ökonomischen Beschäftigungen. Gegenseitiges Eingreifen kommt auch auf diesen Gebieten vor, wie wir oben wiederholt gesehen haben; aber die Dichtung umfaßt geradezu Beziehungen auf sämtliche Zweige des mächtigen Baumes der Kultur. Wir hatten bereits bei der Behandlung zweier Gegenstände Anlaß, auf sie Rücksicht zu nehmen, bei der Behandlung der Frauenfrage (oben S. 177 ff.) und bei der des Irrsinns (oben S. 235 ff.), und deuteten damit auf zwei Erscheinungen hin, die in der Geschichte der Dichtkunst eine bedeutende Rolle spielen, auf das geschlechtliche Leben und auf die Störungen im geistigen Wirken.

Eine Verwendung beider Gegenstände in der Dichtkunst ist auch gerechtfertigt, soweit dabei das Ziel aller Kunst, die Verwirklichung der Idee des Schönen, im Auge behalten wird. Der Meister des psychologischen Dramas, Shakespeare, hat sowol die Liebe als die Geistesumnachtung in hinreißender Weise auf die Bühne gebracht, ohne der Schönheit (wie freilich in manch anderer Hinsicht) zu wehe zu

tun. Aber alles hat seine zwei Seiten. Es hat in gewissen Zeiten, nicht erst in der neuern, eine Richtung in der Dichtung gegeben, welche von allen Erscheinungen mit Vorliebe die häßliche Seite hervorhob und behandelte. Diese Richtung, die auch als Naturalismus bezeichnet wird, ist eine Ausartung jenes gesunden Realismus, der neben der Schönheit die Wahrheit zur Geltung bringen will; die Schönheit wurde mehr und mehr, namentlich aber in unserer Gegenwart weggeworfen, ohne daß die Wahrheit dabei gewonnen hätte; vielmehr wurde diese häufig entstellt und gefälscht. So wurde in der Frauenfrage von dieser Richtung nicht die schöne und edle, sondern die unschöne, ja die gemeine, die auf die tiefste Erniedrigung des weiblichen Geschlechtes bezügliche Seite gepflegt; ferner wurde nicht die das Mitleid erregende Seite der Krankheiten des Geistes, sondern deren abstoßende Aeußerungen, zur Anschauung gebracht. Es kann aber über den Wert der Dichtung eines Zeitraums und Landes kein vernichtenderes Urteil gefällt werden, als das: daß diese beiden Erscheinungen, Unzucht und Irrsinn, darin eine herrschende Stellung einnehmen. Man kann dies leider von der Dichtung der hier von uns geschilderten Kulturperiode, und zwar von der Dichtung aller hervorragenden Kulturvölker mit Recht sagen, und nicht nur das, sondern es tritt zu jenen beiden Uebeln noch als drittes das Verbrechen, mit seinen beiden Abarten, Selbstmord und Duell, hinzu (s. oben S. 218 ff.), und um die Unzucht sammeln sich weiter die sie gewöhnlich begleitenden Laster: Fraß, Trunk und Betäubung durch Tabak, Morphium, Kokaïn u. s. w. (s. oben S. 217 f.). An diese Ausschweifungen reihen sich die übrigen Schattenseiten des Lebens und unserer Zeit insbesondere und spielen ihre Rolle in der Dichtung und zwar vorzugsweise im Roman und auf der Bühne: in der Politik die Erfolganbetung, der in Chauvinismus dort und Hurrahgeschrei hier ausgeartete Patriotismus, begleitet vom brutalen Antisemitismus, in den sozialen Fragen die Zerrbilder der Sozialrevolution und des Anarchismuus und auf der andern Seite des Geldprotzentums und ekeln Mammonskultus, in der Religion die Extreme des frivolen Atheismus und Materialismus und der augenverdrehenden frömmelnden Orthodoxie, zwischen welchen wieder ein hirnverbrannter Mystizismus und vernunftloser Symbolismus ihr Unwesen treiben.

Wir dürfen indessen nicht die Meinung aufkommen lassen, als ob diese traurigen Erscheinungen in der dichtenden Litteratur allein herrschten. Es gibt vielmehr noch eine ansehnliche Menge gesunder Elemente, die ihnen das Feld streitig machen, und dies am meisten Gottlob in der deutschen Litteratur.

Indem wir die in unsere Zeit herüberreichenden oder in dieser erst auftretenden deutschen Dichter (ohne Wiederholung der bereits im VI. Bande erwähnten Werke) und zwar zuerst die im Roman und

in der Novelle tätigen und ungefähr dem Alter nach, einer Rundschau unterworfen, beginnen wir gebührender Maßen mit ihrem Senior Gustav Freytag (geb. 1816, † 1895). Der echt deutsche Dichter und zugleich Kulturhistoriker ist mit Recht als der Schilderer des deutschen Bürgertums, als der Träger deutscher Dichtung, Forschung und Gesinnung gefeiert worden.*) Hohe Ehren haben ihn weder jemals zur Selbstüberhebung, noch zur höfischen Selbsterniedrigung verleitet. Die „Ahnen", dieses dichterische Parallelwerk zu seinen historischen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit", in sechs Teilen, 1872 begonnen, wurden 1881 vollendet; ihrer Volkstümlichkeit stand der oft zu kunstvoll gedrechselte altertümliche Stil im Wege. Offen und freimütig und im Geiste seiner kulturhistorischen Werke gehalten, ging „Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone" (1889) aus dem vom Glück begünstigten und von Frau Sorge gemiedenen Heim des Dichters in die Welt hinaus.

Ihm steht als Veteran zur Seite Wilhelm Jordan (geb. 1819), eine ebenso kerndeutsche, jedoch knorrigere Natur, der Erneuerer der Nibelungen und zugleich unermüdlicher Uebersetzer Homers, des Sophokles, der Edda, Dantes und Shakespeares, der 1885 in seinem Roman „Die Sebalds" eine scharfe Klinge gegen Frömmelei und Heuchelei führte und einen neuen Tempel reinen Gottesglaubens ahnte. Seine „Episteln und Vorträge" (1890) fassen sein Lebenswerk zusammen und ziehen gegen alle Torheiten der Zeit zu Felde.**) Die „Letzten Lieder" (1893) sind, obschon Dichtung und Natur in Einklang bringend, der kräftigste optimistisch-idealistische Protest des „letzten deutschen Barden" gegen pessimistische und materialistische Tendenzen,***) namentlich gegen den Geist der sog. jüngsten Schule, die uns weiter unten beschäftigen wird. Die wahre, d. h. vernünftige Religion mit der Wissenschaft zu versöhnen, ist sein hohes Ziel, und sein Glaube an eine bessere Zukunft ist unerschüttert. In der Tenzone „Ein Truggeist" schmetterte er seinen Zorn auf Nietzsches „traurige Verblendnis, die es wage, die Sklavenzüchterlehre lobvergeudend umzunärren, und deren Mannes-Ideal ist, wer sich jede Gier zu stillen, stark genug und bestial ist" (B. A. Z. 1893, Nr. 207). Ebenso geißelte er in „geharnischten Sonetten" die Verweigerung von Bismarcks Ehrung durch den Reichstag (ebd. 1895, Nr. 74).

Ein ehrwürdiger Veteran ist auch Theodor Storm (geb. 1817, † 1888) gewesen, der herrliche Schilderer des Nordseestrandes, seiner blühenden Heiden, tückischen Watten und furchtbaren Sturmfluten, die

---

*) Von Erich Schmidt, B. A. Z. 1895, Nr. 118.
**) Joh. Proelß, B. A. Z. 1890, Nr. 296.
***) Ders., ebendas. 1893, Nr. 94 u. 95.

er in seinem Schwanengesang, dem „Schimmelreiter", so erschütternd gemalt hat.*)

Der ebenfalls greise Schilderer der Mark und Kenner ihrer Residenz, Theodor Fontane (geb. 1819), schuf noch im hohen Alter Bücher voll „seltener Freiheit und Vorurteilslosigkeit", die das Leben in jener Großstadt wahrer schildern als alle, die nur darin „spielen", und wird, über 70 Jahre alt, „zu den vornehmsten und erlesensten unter den heutigen deutschen Erzählern" gerechnet, wie er denn auch das Riesengebirge („Quitt") und den Westen Amerikas zu malen versteht, in „Unwiederbringlich" Dänemark, in „Effi Briest" ein ergreifendes Frauenschicksal.**)

Beinahe soviel wie in seinen jungen Jahren hat noch in unserer Spätzeit der 1823 geborene Rudolf von Gottschall in Roman, Lyrik, Drama und Litteraturgeschichte geleistet und durch die von ihm geleiteten Zeitschriften „Unsere Zeit" und „Blätter für litt. Unterhaltung" namhaften Einfluß auf die deutsche Litteratur ausgeübt.

Als Gegner Freytags hat Friedrich Spielhagen (geb. 1829) in unserm Zeitraum Bedeutung behalten, indem er dem konservativen Bürgertum das fortschrittliche, dem Humor die Ironie, der Vergangenheit die Zukunft entgegensetzte (Sturmflut 1876, Platt Land 1879, Neuer Pharao 1889 u. s. w.).***)

Entschiedene kulturgeschichtliche Bedeutung hat Paul Heyse (geb. 1830), „das größte Formtalent, das wir jetzt haben, der modernste unter der lebenden Meistern", durch seine tiefe Psychologie und seine Behandlung schwieriger Probleme des Herzens. Seine gewagte Erfindung, das dämonische Stück „Die schlimmen Brüder", das die alten ethischen Gegensätze mit Milton-Goethescher Kunst walten läßt, ist, ungeachtet prachtvoller Sprache und ergreifender Fabel, aus Mangel an Verständnis 1891 bei der Goethefeier in Weimar durchgefallen. Die nämliche Fabel liegt seinem gegen die „Feinde der Schönheit" und angeblichen Verfechter der „Wahrheit" gerichteten, tragisch endenden, „ästhetischen Kampf- und Zeitroman" „Merlin" zugrunde. Seine andauernde Frische bewies der alternde Dichter noch in den Novellen „Aus den Vorbergen", „Melusine" u. a.†)

Als Kontrast wird Heyse, dem Schilderer der luftigen italienischen Villa, der des düstern deutschen Bürgerhauses, Wilhelm Raabe (geb.

*) Alfr. Biese, B. A. Z. 1891, Nr. 281.

**) B. A. Z. 1890, Nr. 297; 1891, Nr. 298; 1895, Nr. 289. Anton E. Schönbach, Ueber Lesen und Bildung. Graz 1897, S. 177 ff.

***) Schönbach a. a. O., S. 171 ff.

†) Schönbach a. a. O., S. 175 ff. — Rich. Weltrich, P. H.'s schlimme Brüder. B. A. Z. 1891, Nr. 234 ff. — Joh. Proelß, Zwei idealistische Kampfromane. Ebendas. 1892, Nr. 171 u. 172. — Fr. Muncker, ebendas., Nr. 292. — Ebendas. 1895, Nr. 129.

1831) gegenübergestellt, ein Erzähler von Geschichten voll Bewegung und Tüchtigkeit. In die moderne Politik wagte er sich 1892 mit dem den Nationalverein von 1860 zum Gegenstande nehmenden Buche „Gutmanns Reisen“ und betrat damit eine neue Bahn, die des scheinbar humoristisch, in Wahrheit ernst behandelten Patriotismus.*)

Rudolf Lindau, Pauls ungleicher älterer Bruder (geb. 1830), schilderte mit Vorliebe die große Welt der Diplomatie und des Sports und brachte in einer trefflichen Schilderung aus Japan das geflügelte Wort der „kleinen Welt“ auf; neuestens belebte er das Goldene Horn mit echt orientalischen Farben.

Frischen Erdgeruch strömen aus die eine sanfte Melancholie und zugleich im Stillen glühende Leidenschaft atmenden littauischen Erzählungen, von Ernst Wichert (geb. 1831), die Seufzer eines aussterbenden Volksstammes.

Vielseitiger ist wol kein deutscher Schriftsteller als Felix Dahn (geb. 1834), der die trockene Rechtsgeschichte mit gleicher Virtuosität beherrscht wie die abenteuerreiche Epik in Versen und Prosa, namentlich in beiden Gebieten die nationale Sturmflut der Völkerwanderung mit ihren Extremen, dem hinsiechenden Rom und den lebensvollen Germanen, im weitesten Umfange des Begriffs, von der deutschen Mythe der Urzeit („Odhins Rache“) bis zur Wiederherstellung des „römischen“ Reiches durch Karl den Großen. Es ist gewünscht worden, der Dichter hätte seinen Stoff zum Teil, statt in Prosa, in Balladen gebracht, in denen er ein Meister ist („Rolandin“).**) In „Moltke als Erzieher“ trat er kräftig gegen das abstoßende Parteiwesen der Gegenwart auf.

Eine ähnliche Vielseitigkeit in unserer spezialisirenden Zeit verrät der von der Entzifferung ägyptischer Papyrosrollen bis in die niederdeutsche Bürgerstube wandernde liebenswürdige Gelehrte und Erzähler Georg Ebers (geb. 1837). Er gehört zu den die Fahne des Idealismus hochhaltenden Kämpen gegen den „jungdeutschen“ (vielmehr jungwälschen) Schwindel.***) Seine reizenden Märchen (1891) bilden eine Mittelgruppe zwischen seinen eine Periode der Entwickelung des Nillandes nach der andern verlebendigenden ägyptischen und seinen deutschen Erzählungen (Frau Bürgemeisterin 1881, Die Gred 1880, Schmiedefeuer 1894, Im blauen Hecht 1895, Barb. Blomberg 1897 u. a.).

Auch Adolf Hausrath (George Taylor, geb. 1837), Professor und Kirchenrat in Heidelberg, schilderte das Altertum („Antinous“

*) Schönbach a. a. O., S. 176 f. — Edm. Sträter, B. A. Z. 1892, Nr. 126, 133.

**) Besprechungen in B. A. Z. 1890, Nr. 263; 1891, Nr. 304 u. 305; 1893, Nr. 217 u. 218.

***) Paul Nerrlich, B. A. Z. 1890, Nr. 289.

und „Klytia") wie das Mittelalter („Abälard" und „Arnold v. Brescia") und die Reformationszeit („Luthers Romfahrt").

Ein dritter Vertreter des fruchtbaren Jahres 1837 erfreut uns in Wilhelm Jensen mit packenden Schilderungen aus Holsteins Strandleben und seiner markigen Bevölkerung. Oft huldigt er dem Halbdunkel, dem Traumhaften, der Verschmelzung von Nahem und Fernem in Ort und Zeit, wie in dem seltsamen „Tagebuch aus Grönland" (1885) u. a.*)

Noch ein Siebenunddreißiger! Adolf Wilbrandt ist gleich fruchtbar im Drama (Arria und Messalina, Kriemhild, Meister von Palmyra u. a.), wie im Roman (Meister Amor, Adams Söhne, die Rothenburger u. a.). Einen mit Heyses Merlin zusammengestellten antinaturalistischen Zeit- und Kampfroman schuf er 1892 in „Hermann Ifinger", der ebenso norddeutsch gefärbt ist wie jener süddeutsch.**) In der „Osterinsel" behandelt er ein seltsam phantastisches sozialdarwinistisches Problem (B. A. Z. 1895, Nr. 94, S. 3).

Die Kultur des alten Rom, vorzüglich der Kaiserzeit, findet vielfache Schilderung in Ernst Eckſteins (geb. 1845) Romanen.

Als eigenartig ist zu erwähnen der von dem Mystiker Frhr. Karl Du Prel eingeführte hypnotisch-spiritistische Roman („Das Kreuz am Ferner", 1891, B. A. Z. d. J., Nr. 111).

Eine eigentümliche Erscheinung war das Auftreten eines gewissen Franz Hedrich im J. 1889, welcher behauptete, der wahre Verfasser von Alfred Meißners Romanen zu sein. Meißner hatte, um den fortwährenden Drohungen dieses Menschen (mit dem er allerdings zusammen gearbeitet) zu entgehen, im J. 1885 einen Versuch der Selbstentleibung gemacht, der aber mißlang, und war darauf gestorben. Sein Schwager, der Romanschriftsteller Karl Bayer (Robert Byr), verfocht seine Rechte mannhaft, und der Versuch Hedrichs war bald vergessen.***)

Die epische Dichtung in Versen hat in Robert Hamerling (geb. 1830, † 1889) ihren ersten leider kranken Meister allzu früh verloren, und zwar einen, der sich zugleich als Philosoph („Atomistik des Willens") Anerkennung erworben hat. In unsere Zeit fallen die gewaltige Fragen beantwortenden Epen: Die sieben Todsünden (1875) und Homunculus (1888) und der Roman „Aspasia" (1876).†) Als

*) Rud. v. Gottschall, B. A. Z. 1892, Nr. 282.

**) Joh. Proelß, Zwei idealistische Kampfromane. B. A. Z. 1892, Nr. 171 u. 172.

***) Erklärung vom Verf. d. B., Appenz.-Zeit. 10. Dec. 1889, St. Gall. Tagebl. 13. dess. Mon. — E. Kilian, B. A. Z. 1892, Nr. 78.

†) Briefe, B. A. Z. 1893, Nr. 71. — R. H. als Dramatiker, ebendas. 1894, Nr. 15 u. 16.

Vermächtnis hinterließ uns der (1882) sterbende Gottfried Kinkel sein wunderschönes antikes Bild „Tanagra“ (die Entstehung der lieblichen Tonfiguren schildernd). Friedrich Wilhelm Weber (geb. 1813, † 1894) hat sich in „Dreizehnlinden“ als zwar katholischer, doch auch dem Gegner (in den christlich-heidnischen Kämpfen) gerechter Dichter erwiesen. Julius Wolffs (geb. 1834) „Wilder Jäger“ (1876) überragt an Kunst weit den die Hauptsache der Sage kurz abfertigenden „Rattenfänger“, die süßliche „Lurlei“ und den lüsternen „Tannhäuser“. Der Verfasser dieser Mären wurde wegen manierirter Altertümlichkeit „Butzenscheibendichter“ genannt, wie auch der kräftigere und humorvolle Rudolf Baumbach (geb. 1841) mit seinen Abenteuern und Schwänken aus der Ritterzeit.*) In wohlgefügten, aber prosaisch klingenden Hexametern schuf der greise Heinrich Kruse (geb. 1815) Nordsee-Odysseen und anderes.

Auf dem lyrischen Felde begegnen sich in unserer Zeit Extreme in dem schon betagten, friesische Kraft beweisenden Hermann Allmers, dem lebenslustigen und witzigen Schlesier Max Kalbeck, dem melancholisch-weltschmerzlichen Prinzen Emil v. Schönaich-Carolath, dem trostlos verzweifelnden überseeischen Schweizer Ferd. v. Schmid, genannt Dranmor († 1888), und seinem in Geistesumnachtung (1879) geschiedenen genialen Landsmann Heinrich Leuthold.

Unter den für die Kulturgeschichte bedeutungsvollen Dramatikern unserer Zeit finden wir als Senior den bereits hingeschiedenen Franz Nissel (geb. 1831, † 1893). Als sein hervorragendstes Stück wird die preisgekrönte „Agnes von Meran“ (1877) bezeichnet, welches die vier Intendanten und Direktoren, die es krönten, — selbst nicht aufführten!! Auch sonst hatte er viel Unglück und starb halb vergessen. In seinem Nachlasse fand sich ein faustisch-mephistophelisches Fantasie-Gemälde „Ein zweites Leben“. Der Tod hat sein Andenken wieder lebendig gemacht und seinem edlen Streben gerechte Anerkennung verschafft.**)

Martin Greif, ursprünglich Hermann Frey (geb. 1839), hat durch seine Stücke: Nero (1874), Falieri (1878), Francesca da Rimini (1878), Prinz Eugen (1880), Heinrich der Löwe (1886), Konradin (1888) u. a. großes dramatisches Talent an den Tag gelegt und dennoch sich keine theatralische Geltung erringen können in einer Zeit, die den ernsten historischen Stoffen so sehr abgeneigt ist wie die unsrige.***)

---

*) Baumbachs Abenteuer und Schwänke und ihre Quellen, von Aug. Wünsche. B. A. Z. 1894, Nr. 108 u. 109.

**) Rud. v. Gottschall, B. A. Z. 1893, Nr. 1. — J. V. Widmann, ebendas. 1894, Nr. 138. — Ant. Bettelheim, ebendas., Nr. 155. — Ebendas. 1895, Nr. 21.

***) E. Kilian, B. A. Z. 1891, Nr. 282, S. 6. — Mor. Necker, ebendas. 1893, Nr. 2. — Dagegen O. Lyon, ebendas., Nr. 13, S. 7.

Arthur Fitger (geb. 1840) legte den „Geist des Sturmes und Dranges" und echte Leidenschaft an den Tag zuerst in seiner packenden „Hexe" (1875), dann in „Von Gottes Gnaden" (1883).*)

Der glücklichste Dramatiker unserer Zeit ist ohne Zweifel der auch als Epiker (Vionville und Sedan) und Novellist hervorragende und in seiner „Schwesterseele" (1894) die Bühnenverhältnisse freimütig beurteilende Ernst von Wildenbruch (geb. 1845). Er hat dem geschichtlichen Drama nach langer Vernachlässigung seit 1881 wieder Bahn gebrochen (die Karolinger, Harold, der Mennonit, das neue Gebot, die Quitzows, der neue Herr, das heilige Lachen, Heinrich und Heinrichs Geschlecht). Er bekämpft den Pessimismus und einseitigen Realismus, ist ein Meister der Sprache und hat, nach einiger Zeit des Zurückgehens und damit auch der Zurücksetzung, durch das letztgenannte Stück die Höhe seiner Kunst erstiegen und „eine machtvolle Leistung" geschaffen (Schönbach a. a. O., S. 183 ff.).

Den eigenartigen Gedanken, eine Kritik Nietzsches zu dramatisiren, faßte J. V. Widmann in Bern und führte ihn aus in dem Drama „Jenseits von Gut und Böse", worin als Zwischenspiel ein in die Renaissance-Zeit versetzender Traum figurirt.

Von diesen Dichtern, der Auswahl aus Legionen, heben sich diejenigen ab, die eine gewisse abgeschlossene Gegend vertreten, deren Charaktere sich in manchen Eigentümlichkeiten wiedergeben und so besondere Gruppen bilden, ohne deshalb der deutschen Litteratur entfremdet zu werden, zu deren Zierden vielmehr manche von ihnen zählen. Es gehören dazu besonders die durch die politische Geschichte vom Deutschen Reiche getrennten Schweizer und Oesterreicher, von denen allerdings schon einige genannt sind, deren Landsmannschaft aber aus ihren Werken an sich nicht hervortritt.

Unter den der deutschen Litteratur angehörenden Schweizern ragt Keiner mehr hervor als Gottfried Keller aus Zürich (geb. 1819, † 1890), eine ungeachtet der rauhen Außenseite des Dichters tief poetisch angelegte und empfindende Natur. Er war ein Meister der Novelle, der die meisten Fachgenossen dieses Jahrhunderts hoch überragte. In unsern Zeitraum fallen von ihm die drei Novellenkränze der „Sieben Legenden" (1872), der Züricher Novellen (1878) und des Sinngedichts (1881), die jedoch sein früheres Werk, die unsterblichen Charakterköpfe der „Leute von Seldwyla" (1856 ff.) kaum erreichen; sein letztes Werk war der die demokratischen Auswüchse in der Schweiz bitter geißelnde (unvollendete) Roman „Martin Salander" (1887).

*) Dr. Ernst Gnad, B. A. Z. 1894, Nr. 151 u. 153. — Schönbach a. a. O., S. 181 f.

Die Neubearbeitung seines Erstlingswerkes „Der grüne Heinrich“ (eine Selbstschilderung von 1854) war schwerlich ein glücklicher Griff.*)

Einen größern Kontrast kann es nicht geben als zwischen Keller und seinem nicht nur Landsmann, sondern engern Mitbürger und Freunde Konrad Ferdinand Meyer (geb. 1825). Jener knorrigen tritt hier eine elegante Erscheinung, dem Schilderer des Volkes ein Herold der Helden und großen Männer, dem nur in der Heimat sich bewegenden, wenn auch weit über sie hinaus gefeierten Dichter ein auch in anderen Ländern heimischer entgegen. In unserer Zeit erschienen von Meyer das kühne und gestaltenreiche Gedicht „Huttens letzte Tage“ (1871), ein Programm seiner freien Richtung, das Idyll „Engelberg“ (1872), das „Amulett“, die erste Prosadichtung (1873). Es folgte der kräftige Roman aus Graubündens inneren Wirren „Jürg Jenatsch“ (1876), die schweizerischen Novellen: „Der Schuß von der Kanzel“ (1878), „Plautus im Nonnenkloster“ (1881) und „Die Richterin“ (1885). Im Auslande spielen: „Der Heilige“ (Tod des Thomas Becket, 1880), „Gustav Adolfs Page“ (1882), „Das Leiden eines Knaben“ (des jungen Boufflers unter Ludwig XIV., 1883), „Die Hochzeit des Mönchs“ (Dante in den Mund gelegt, 1884), „Die Versuchung des Pescara“ (1887) und „Angela Borgia“ (1890).**) Die Mehrzahl bietet mehr als Fantasiegebilde, sie bietet aus der Geschichte gegriffene und farbensatt ausgemalte Kunstwerke ersten Ranges, für die Kulturgeschichte von ebenso großer Bedeutung, wie Kellers Werke für die Volkskunde der Schweiz.

Auch Deutsch-Oesterreich hat zwei prächtige Förderer von Schätzen aus dem Schachte seines Volkslebens aufzuweisen. Der ältere, Ludwig Anzengruber (geb. 1839, † 1889), zugleich einer der größten deutschen Dramatiker unserer Zeit, hatte allerdings nicht jenes Ziel vor sich; er schöpfte aus jenem Born was er brauchte, um seinen wahren Zweck, Bildung, Fortschritt und sittliche Besserung des Volkes zu erreichen, dagegen Unnatur, Unwahrheit und Unsitten zu bekämpfen, nicht im Stile eines Sittenlehrers, sondern als Künstler, teils in dramatischer Form (Pfarrer von Kirchfeld, Meineidbauer, Kreuzelschreiber,

---

*) Gottfr. Kellers Leben. Seine Briefe und Tagebücher, von Jakob Bächtold. 3 Bde. Berlin 1893—1897. — Schönbach a. a. O., S. 159 ff. — Ad. Stern, B. A. Z. 1890, Nr. 205. — J. Mähly, ebendas. 1893, Nr. 48. — Sigm. Schott, ebendas., Nr. 301 u. 1894, Nr. 169. — Gottfr. Keller nach seiner Stellung zur Religion von Pf. C. W. Kambli. St. Gallen 1891.

**) Emil Milan, B. A. Z. 1891, Nr. 131 u. 195. — Edm. Sträter, ebendas. 1895, Nr. 243. — Schönbach a. a. O., S. 182 f. — K. F. Meyer, Litt. Skizze von Ant. Reitler. Leipzig 1885. — K. F. Meyers Gedichte und Novellen, von Lina Frey. Leipzig 1892. — K. F. Meyer, Sechs Vorträge von Hans Trog. Basel 1897. — Die Kunstmittel in K. F. Meyer's Novellen, von Heinr. Stickelberger. Burgdorf 1897.

Gewissenswurm, der ledige Hof, das vierte Gebot u. a.), teils in novellistischer (Schandfleck, Sternsteinhof, Sündkind u. a.).*) „Sein schriftstellerisches Glück fing erst nach seinem Tode an,“ sagt sein Freund Peter Rosegger (geb. 1843), zu dem wir nun kommen. Er schilderte naturwahrer als der vorgenannte, weil ohne eigentliche Tendenz. Fabelhaftes Glück hob ihn aus der Bauernhütte zum Parnaß empor, und sein Talent entlockte ihm bereits über 40 Bände. Steiermark ist in seinen Bildern und Liedern lebendig geworden; im „Wirt an der Mahr“ griff er auch nach Tirol hinüber. Löblicher Weise ist er ein Freund der Bauern und ein Mitfühlender ihrer Lage geblieben, und in seiner Bescheidenheit gesteht er, viele der ersten Größen der Weltlitteratur nicht gelesen zu haben.**)

Oesterreich zählt noch manche Schriftsteller, deren Werke für die Kultur des Reiches Bedeutung haben, aber uns zu weit führen würden, so den Schilderer der Judenverhältnisse, besonders in Galizien, Karl Emil Franzos (geb. 1848) und den Begründer der österreichischen Novelle, Ferdinand von Saar (geb. 1833), den Kenner des Adels, der Finanzwelt und des Bürgertums***), sowie die Tiroler Dichter Adolf Pichler und Vintler. Oesterreich ist aber auch ein Land excentrischer Schriftsteller-Originale, deren zwei jüngst verstorben sind: Leopold v. Sacher-Masoch (geb. 1835, † 1895), der Vorläufer unserer Naturalisten und unfreiwillige Schöpfer der geflügelten Worte vom Masochismus und von der Venus im Pelz (Beil. z. A. Z. 1895, Nr. 60 S. 6) — und der vielgestaltige Novellist Emil Mario Vacano (geb. 1840, † 1892), dessen abenteuerliches Leben ein erlebter Roman mit Märcheneinlagen (Kunstreiterei!) war (Beil. z. A. Z. 1892, Nr. 142 S. 5 f.).

Vertreter besonderer Landschaften und ihrer Eigenart sind auch die Baiern Hermann v. Schmid (1815—1880), Karl Stieler (1842—1885) und Ludwig Ganghofer (geb. 1855), der sowol die Gegenwart, als weit zurückliegende Zeiten zu schildern weiß, und sodann eine Menge Dialektdichter (Schweizer, Schwaben, Elsasser, Luxemburger, Plattdeutsche u. s. w.), die uns zu weit führen würden.

Unabhängig sowol von den Dichtungsarten als von den Landschaften, nicht aber von dem Rechte, das ihnen die Natur und die Sitte verleihen, betrachten wir die hervorragenden Frauen, die in der deutschen Litteratur unserer Zeit eine Stellung einnehmen. An

*) Biographie in „Führende Geister“, von Ant. Bettelheim. — Schönbach a. a. O., S. 185 ff. — A. Bettelheim, B. A. Z. 1890, Nr. 237 u. 1894, Nr. 111. — Rosegger, ebendas. 1890, Nr. 269. — A.'s Lebenswerk, ebendas., Nr. 294. — Wilh. Bolin, ebendas. 1891, Nr. 163.

**) Schönbach a. a. O., S. 203 ff. — B. A. Z. 1894, Nr. 171, S. 5 ff.

***) Schönbach a. a. O., S. 197 ff.

ihrer Spitze steht eine Königin, Elisabeth von Rumänien (geb. 1843 als Prinzessin von Wied, vermählt mit Fürst, jetzt König Karl 1869). Carmen Sylva, wie ihr schöner Schriftstellername heißt („Carmen heißt Lied und Sylva heißt Wald, von selbst gesungen das Waldlied schallt; und wenn ich im Wald nicht geboren wär', dann säng' ich die Lieder schon längst nicht mehr“) ist ohne Frage, auch wenn sie nicht eine so hohe Stellung einnähme, die eigenartigste und tiefste deutsche Dichterin in Versen wie in Prosa. Diese ihre Eigenart besteht in dem tiefen Gefühl und Verständnis für die Leiden der Menschheit, das ihren Schriften den seltenen Stempel eines wohltuenden, weil nicht aus Widerwillen an der Welt, sondern aus Mitgefühl für das Unglück entspringenden Pessimismus aufdrückt. Nicht Verzweiflung, sondern ergreifende Melancholie führt ihr die Feder, deren Kunst stets, selbst in tragischem Ausgange, eine in Tränen lächelnde versöhnende Lösung findet. Vielfach schon ist die Sage von Ahasverus gesungen, aber von keinem Dichter so allseitig erfaßt worden wie in ihrem „Jehovah“ (1883). Voran gingen die erschütternden Epen „Sappho“ und „Hammerstein“ und die herrliche Dichtung „Leidens Erdengang“. Es folgte die Liedersammlung „Meine Ruh“, worin besonders „Mutter und Kind“ ansprechen, die Aphorismenlese „Vom Amboß“, das Drama „Meister Manole“, der Roman „Aus zwei Welten“, und eine Reihe anderer Kinder des Herzens und Geistes.*)

Unter den zahlreichen Dichterinnen führen wir weiter an: Baronin Marie v. Ebner-Eschenbach (geb. 1830 als Gräfin Dubsky) ist unter dem armen mährischen Landvolke aufgewachsen (das sie im „Gemeindekind“ schilderte) und schonte ihre vornehmen Standesgenossen nicht, deren Fehler sie in „Unsühnbar“ u. a. unerbittlich rügte. Groß zeigte sich ihre geniale Lebensweisheit in den „Aphorismen“**), ihre religiöse Aufklärung in „Glaubenslos?“, ihre sittliche Strenge in der Erzählung „Das Schädliche“ (Beil. z. A. Z. 1895, Nr. 64).

Frau Wilhelmine v. Hillern (geb. 1836 als Tochter der Dramatikerin Charlotte Birch-Pfeiffer) wußte religiöse Motive in mit Schauer erfüllender Weise zu behandeln; „Und sie kommt doch“ schildert herzzerreißend ein Klosterleben im Mittelalter, „Am Kreuz“ die gewaltigen Eindrücke der Oberammergauer Passion. „Geier-Wally“, als Roman und Drama bearbeitet, ist überall bekannt.

Baronin Bertha v. Suttner (geb. als Gräfin Kinsky 1843, Gattin des Kaukasuskundigen Freiherrn Gundakkar) wirkte vorzüglich durch Schilderung der Schrecken des Krieges in „Waffen nieder“ (1889)

---

*) E. Mensch, Neuland, S. 113 ff.

**) Ant. Bettelheim, B. A. Z. 1890, Nr. 214. — Fr. Pecht, ebendas. 1895, Nr. 185.

und fährt in diesem Lebensberufe als Friedensapostelin durch die gleichnamige Zeitschrift seit den letzten Jahren fort.

Eine leidenschaftliche Glut atmen die Lieder und Skizzen der „Ada Christen“ sich nennenden Christiane Breden in Wien (geb. 1847), die sich jedoch mit der Zeit durch Studium der Litteratur zu milderen und gereifteren Auffassungen durchkämpfte und dieselben in sprechenden Schilderungen des Wiener Volkslebens verwertete.*)

Im schönen Süden (in der Arnostadt) lebt, jetzt abwechselnd mit der schwäbischen Heimat, und dichtet deutsch Isolde Kurz, die Tochter des Ergänzers von „Tristan und Isolde“ (geb. 1853), eine echte Poetin ohne Schablone, mit originellen Gedanken begabt, in ihren Gedichten nicht ohne träumerisches Sinnen und märchenhaftes Schaffen, aber „mit Weite und Freiheit des Horizonts“. Ihre „Florentiner Novellen“ schildern die Zeit der Mediceer, und ihre „Italienischen Erzählungen“ sind Meisterstücke der Darstellung des toskanischen Volkslebens.**)

Ossip Schubin nennt sich Frl. Lola Kirschner auf Schloß Bonrepos in Böhmen (geb. 1854), deren zahlreiche Romane schätzbare Beiträge zur Kenntnis des Kulturlebens der internationalen „höheren Stände“ liefern (besonders „Boris Lensky“, 1889).

Eine höchst originelle Schriftstellerin ist Helene Böhlau (geb. 1859, jetzt Frau Al Raschid Bei), eine Schöpferin zarter sowol als kräftiger Frauengestalten (jener im „Rangierbahnhof“ und im „Recht der Mutter“, dieser in den köstlichen Weimarer Ratsmädelgeschichten) und eine Kämpferin für vernünftige Erziehung.

Die übrigen deutschen Dichterinnen werden es uns nicht verdenken, wenn wir in den oben mehrfach gezeichneten Schranken der Kulturgeschichte verharren.***) Doch ist für dieses Fach von Interesse Johanna Ambrosius, verehel. Voigt, eine 1894 entdeckte Dichterin, Bäurin in Ostpreußen, 40 bis 50 Jahre alt, arm und hart arbeitend. Von ihr erschienen 1895 Gedichte, in 25. Aufl. 1896. Auf Besuch in Berlin hielt sie Vorlesungen zu Gunsten einer Unterstützung für Schriftsteller. Gegen sie erschien 1896 eine Flugschrift von Schuldirektor Görth, welche ihre Armut als Fabel erklärte und sie gewissermaßen des Schwindels beschuldigte. Gegen diesen Versuch ließ sich in schlichter und dabei ergreifender Sprache die Schwester (Martha) der An-

---

*) M. Necker, B. A. Z. 1893, Nr. 30.

**) B. A. Z. 1890, Nr. 266; 1895, Nr. 269 u. 1896, Nr. 72.

***) Als Kuriosum ist zu erwähnen, daß die wackeren und im Schose der Familien höchst beliebten Novellistinnen der „Gartenlaube“ (Marlitt, Werner und Heimburg) von einer bornirten Orthodoxie als „unsittlich“ verschrien werden (Lic. L. Weber, Geschichte der sittlich-religiösen und sozialen Entwickelung Deutschlands, Gütersloh 1895, S. 70)!!! Risum teneatis!

gegriffenen vernehmen und widerlegte ihn vollständig. Die Nachahmung Görths durch den Schriftsteller Karl Busse kam zu spät.*)

Als ein nicht recht einzuordnendes Buch müssen wir das unter dem Titel „Auch Einer“ von dem Aesthetiker und kritisch-satirischen Dichter Friedrich Theodor Vischer (geb. 1807, † 1887) 1879 (in 5. Aufl. 1891) erschienene bezeichnen, von welchem der Fortsetzer Scherrs sagt: „um diesen Ausbund von jeanpaulisirender Unform zu genießen und zu verdauen, dazu gehört ein unerschrockener Gaumen und ein robuster Magen.“ Es folgten aus seinem Nachlasse 1892 „Allotria“, darunter der alte Schartenmeyer und ein witziger Schluß von Goethes Faust.**)

Ein Polyhistor unter den deutschen Dichtern kann Adolf Friedrich Graf Schack (geb. 1815, † 1894) genannt werden. Historiker, Litteraturhistoriker, Uebersetzer und Kunstmäcen, hat er als Dichter nicht in weiteren Kreisen Anklang finden können.***) Er hat in allen Dichtungsformen gewirkt, und zwar in gewählt schöner Sprache und tiefem Gedankeninhalt. Seine Gedichte (1867) und seine „Episoden“ (1869) atmen die Liebe zur Geschichte und zu exotischen Landschafts- und Kulturbildern, so auch der Roman in Versen „Durch alle Wetter“ (1870). Es folgten epische und dramatische, sowol tragische als komische Dichtungen, welche das heute Beliebte tief in Schatten stellen. Tiefsinnig sind die „Nächte des Orients“ (1874), religiös erhaben die „Weihgesänge“ (1878), Kulturprobleme behandeln „Heliodor“, in der Völkerwanderung und „Atlantis“, in der franz. Revolution spielend. Ueberall ist er ein freidenkender Geist, der hoch über dem Pygmäengeschlechte steht. Der deutschen Litteratur hat er die imposante Epik des Persers Firdusi vermittelt.

In den genannten Dichtern und Dichterinnen gibt sich vorwiegend, wenn auch nicht bei Allen alleinherrschend, ein ideales Streben und deutscher Charakter zu erkennen. In ihren Werken tritt die Freude über den Aufschwung Deutschlands seit dessen Siegen deutlich hervor. Leider jedoch machte dieser vaterländischen Strömung eine andere das Feld streitig, nämlich eine von dem besiegten Volke her auf das siegreiche rückwirkende. Diese Strömung, ein Ausfluß des leichtfertigen litterarischen Lebens und Treibens unter dem zweiten Kaiserreich, fand ihren sprechendsten Ausdruck in dem zur Zeit des Krieges eben zu erscheinen beginnenden Cyklus der Zola'schen Familienromane mit ihrem Ueberfluß an Unzucht, Verbrechen und Wahnsinn. Ein einseitig vor-

*) Paul Schettler, Zur Ambrosiushetze. Magazin für Litteratur 1896, Nr. 23.

**) Rich. Weltrich, B. A. Z. 1891, Nr. 274. — Joh. Volkelt, ebendas. 1892, Nr. 106 u. 107.

***) Rud. v. Gottschall, A. Fr. Gr. v. Sch., B. A. Z. 1894, Nr. 129 u. 130.

herrschendes Interesse an den Naturwissenschaften drängte den Sinn für die Geschichte in den Hintergrund, leistete dem überhand nehmenden theoretischen und praktischen Materialismus Vorschub und verband sich mit dem bezeichneten französischen Einflusse zu der Richtung des Naturalismus, der in Deutschland deshalb eine so widerliche Gestalt annahm, weil er nicht durch einen gesund gearteten Realismus vorbereitet worden ist. Wie der französische Einfluß dem deutschen Wesen, so trat die naturalistische Richtung dem idealen Streben entgegen, und jene beiden suchten diese beiden auf die Seite zu schieben.

Den Siegen von 1870 und 71 folgte in Deutschland ein bedenklicher Niedergang in der litterarischen Produktivität. Auf den Schlachtfeldern hatten die Deutschen gesiegt; im Theater und in der Presse unterwarfen sie sich den Franzosen und den in ihre Schule gegangenen Landsleuten von undeutscher Färbung. „Das innere Franzosentum“, sagt Otto v. Leixner*), „bemächtigte sich, unterstützt von dem materialistischen Geiste der letzten Jahrzehnte, immer weiterer Kreise, es beherrschte einen großen Teil unserer Bühne fast vollständig. Das gemeinste Lustspiel und die frivolste Operette, die den Pariser Stempel an sich trugen, wurde von den Siegern von Sedan bejubelt, und selten nur regte sich ein Bewußtsein nationalen Stolzes gegenüber diesen Schöpfungen. Das Publikum wollte vor allem unterhalten sein, es wollte lachen oder sinnlich angeregt werden.“ Das Epos, die Tragödie und die ernste Lyrik versumpften. Die Komödie beherrschte das Theater, der seichte und frivole Roman die dichterische Presse. Man kann und darf sagen, so scharf es ist, daß das Sittlichkeitsvergehen, oft sogar -verbrechen den Mittelpunkt der erzählenden Dichtung einnimmt und zum beliebtesten Motiv der Charakterentwickelung geworden ist, und zwar nicht nur etwa bei jungen Anfängern, sondern sogar bei ernsten Männern gesetzten Alters, ja, — die Feder sträubt sich, es zu sagen, — bei ehrenwerten Damen, die, wir wollen hoffen, dies oft nicht recht vorher bedacht haben, wofür spricht, daß für solche Vorfälle oft die unmöglichsten Verumständungen gewählt werden.

An der Spitze der französelnden und leider ganz undeutschen Richtung stehen eine Anzahl sehr geistreicher, aber von der Würde der Musen nicht durchdrungener Schriftsteller. Als ihr Haupt ist zu betrachten Paul Lindau (geb. 1839 in Magdeburg, lebte in Leipzig, Berlin und Dresden, jetzt in Meiningen). Sein eigentliches Fach ist das Feuilleton und die Kritik, deren ätzenden Geist er auch in die Poesie übertrug. Sein eigentliches Vorbild war ursprünglich Heine. Persönlich liebenswürdig, wurde er schriftlich zum häufig verletzenden Satiriker. Seine Lustspiele (seit 1872) und seine Berliner

*) Geschichte der deutschen Litteratur. 3. Aufl. Leipzig 1894, S. 1057.

Romane (seit 1886) sind fesselnd und talentvoll, aber von dem eben bezeichneten Geiste erfüllt, der jede Gemütstiefe unterdrückt, vor allem aber alles deutsche Wesen und ideale Streben verbannt.

Seine Mitteilungen über die Reisen, die machen zu können er das Glück hatte (Orient, Amerika, Norwegen u. s. w.) sind weit wertvoller, ebenso seine Darstellungen sensationeller Kriminalprozesse.

Sein Nachahmer und späterer Nebenbuhler war Oskar Blumenthal (geb. 1852 in Berlin). Lindaus „Litterarischen Rücksichtslosigkeiten" ließ er 1878 „Allerhand Ungezogenheiten" folgen (ein dritter verstieg sich, oder sank vielmehr zu „Litterarischen Flegeleien" herab). Er übertrumpfte seinen Lehrer weit und warf vollends alles ernste Streben weg; seine Lustspiele hatten darum auch vielen Erfolg. Von der Einwirkung Beider auf unsere Zeit sagt Leixner:*) „Unter dem Strich machte sich ein Ton geltend, der jedem Anstandsgefühl ins Gesicht schlug; alles Ernste wurde mit Spott und billigen Witzeleien verfolgt, und der Geschmack der großen Menge verflachte so, daß er alles abwies, was nicht der Unterhaltung diente." Die Bühne wie die Presse wurde immer französischer, schmutziger, unwürdiger, verwilderter.

Ungefähr seit dem Jahre 1880 begannen sich einerseits wieder deutschere und idealere Standpunkte, anderseits aber leider auch solche Richtungen geltend zu machen, welche die eben erwähnten Verirrungen noch verschlimmerten und sich in die möglichsten Extreme hinaus verirrten, zwischen welchen beiden Gruppen aber auch ganz neue, doch vorwiegend auf ausländischen Einwirkungen beruhende Auffassungen auf der Bildfläche der Dichtung erschienen.

Die große Masse der Poeten dieses neuesten Zeitraums, unter denen sich auch solche von bereits vorgerücktem Alter befinden, sind indessen größtenteils noch sehr jung (meist erst seit 1860 geboren), und daher zum Teil noch wenig bekannt und meist unreif; vielleicht ist der Zukunft vorbehalten, ihre Namen in das Buch der Geschichte einzutragen. So traten einerseits patriotische und religiöse (nicht dogmatische), anderseits aber sozialistische und selbst anarchistische Dichter und dann wieder Schüler Zolas, Nietzsches, Ibsens, Tolstois u. s. w. in der Arena des Schrifttums auf. In diesem Tohu Wabohu war es nicht zu vermeiden, daß die Unklarheit, die Mystik und sogar der offenbare Irrsinn sich breit machten, Religion, Sitte und Ehe verworfen, die Nacktheit besungen, die Unzucht gepriesen, das Verbrechen verteidigt, der Selbstmord verherrlicht, eitle Schwätzer als Orakel gefeiert, große und größere Dichter und Gelehrte herabgesetzt und besudelt wurden. Doch verursachten diese sog. Jüngsten, die mit Unrecht auch Jüngstdeutsche heißen (da sie nichts deutsches an sich haben als

*) A. a. O., S. 1062.

die Sprache), nur vielen Lärm und errangen wenig Einfluß. Ihre Zeitschriften hielten sich nicht, und ihre Gedichte klagen beständig über Geldmangel. Es fehlt ihnen dagegen nicht an Größenwahn, wie denn ihr „Prophet“, Karl Bleibtreu (geb. 1859), der die sog. realistische (besser naturalistische) Richtung durch seine „Revolution in der Litteratur“ (3. Aufl. 1887) begründete, ein größerer Stratege als Moltke zu sein wähnt, wie aus seinen „kriegsgeschichtlichen Werken“ hervorgeht.

Da unsere Mitteilungen über die deutsche Litteratur der jüngsten Zeit ohnehin unverhältnismäßig stark angewachsen sind, so übergehen wir die Großzahl dieser neuesten „Dichterschulen“ mit Stillschweigen, verweisen auf anderweitige Aufzählungen ihrer „Verdienste“ *) und heben aus ihnen Jene hervor, die, wenn auch von ihren Fehlern mehr oder weniger angekränkelt, doch ein über diese hoch empor ragendes redliches Streben nach höheren Zielen und zugleich ungewöhnliche Geistesgaben an den Tag legen, die zu hohen Erwartungen für die Zukunft berechtigen.

Folgende beide wirklich berufene Dichter haben sich aus bescheidenen Verhältnissen emporgearbeitet und einen anerkannten Namen erworben.

Der Ostpreuße Hermann Sudermann (geb. 1857) bereicherte die Bühnenwelt 1887 mit der Novellensammlung „Im Zwielicht“. Es folgten die Romane: „Frau Sorge“, eine frische und farbige, dabei tief packende Geschichte aus seiner Heimat, „Der Katzensteg“, eine aufregende Erzählung aus den Befreiungskriegen, in der ein tüchtiger junger Mann vergebens gegen die beschränkte Roheit seiner Umgebung ankämpft, dann die schwächere, obschon wild gärende Konfliktgeschichte „Es war“, und weitere Erzählungen (darunter die höchst wüste und abstoßende „Indische Lilie“). Die Schaubühne betrat Sudermann seit 1890 mit den sozial-psychologischen und genial-grauenhaften Stücken „Die Ehre“, „Sodoms Ende“ und „Heimat“. „Die Ehre“ schildert die Kontraste des vornehmen Vorder- und proletarischen Hinterhauses, „Sodoms Ende“ den Untergang einer kräftigen Natur durch die Verlockungen der Sinnlichkeit, die „Heimat“ das Trügerische des Weges zur Freiheit durch die Schuld. **) Aehnliche Bahnen beschritt Wildenbruch (oben S. 487) in der von seinen historischen Dramen scharf abweichenden „Haubenlerche“.

---

*) Nordau, Entartung, II, S. 460 ff., 510 ff. — E. Mensch, Neuland, Menschen und Bücher der modernen Welt. Stuttgart o. J., S. 294 ff. — Der neue Kurs, von ders. Verfasserin. Stuttgart 1894, an zerstreuten Stellen. — Schönbach a. a. O., S. 232 ff. — Leixner, Geschichte der deutschen Litteratur am Schlusse. — Proelß, B. A. Z. 1893, Nr. 95. — Alex. v. Weilen, ebendas. 1895, Nr. 255. — Fr. Muncker, bez. Ad. Stern, ebendas., Nr. 258.

**) Proelß, B. A. Z. 1892, Nr. 184. — Brandes, ebendas. 1893, Nr. 255, S. 5. — Th. Ebner, ebendas. 1895, Nr. 171. — E. Mensch, Neuland, S. 266 ff. — Der neue Kurs, S. 208 ff.

Der Schlesier Gerhart Hauptmann (geb. 1862), einsam und unabhängig in seiner Richtung und trotzdem von Ibsen in der Theorie der Vererbung, namentlich des Alkoholgenusses und der Neurasthenie beeinflußt, schilderte seit 1889 zerrüttete Familienverhältnisse in den Dramen „Vor Sonnenaufgang“, „Das Friedensfest“ und „Einsame Menschen“, die Entfesselung der sozialen Frage in den „Webern“, an das Mystische streifende traumhafte Abspiegelung der Wirklichkeit in „Hanneles Himmelfahrt“, altertümliche Gestalten (nach Götz von Berlichingen) in „Florian Geyer“; das Komische ließ er walten in „College Crampton“. Der Dialekt und zwar ein recht brutaler, ungehobelter und in abgerissenen Worten sich bewegender, tritt in seinen Stücken allzusehr hervor. An Theater und Schauspieler werden oft ganz unerfüllbare Anforderungen gestellt. Sogar unanständige Gesten werden ihnen neben den ohnehin starken, mehr als burschikosen Reden zugemutet. Und doch verrät der Dichter die höchste Kunst der Charakterzeichnung, worin Sudermann schwächer ist.*)

In unserm Zeitraum ist sehr viel auf Goethe zurückgeschaut worden. Zwei Richtungen stritten gegeneinander, eine den Riesen auf Unkosten aller anderen großen Dichter vergötternde und eine ihn über alles Maß heruntersetzende. Prof. Braitmaier in Tübingen wollte jene bekämpfen und verfiel in den Fehler dieser. Mit Recht wurde dagegen die Zurücksetzung Schillers gegenüber Goethe getadelt. Dies galt namentlich dem bedeutendsten Germanisten unserer Zeit, Wilhelm Scherer, dessen deutsche Litteraturgeschichte (Berlin 1885) mit Goethes Tod abschließt, sowie Herman Grimm, Erich Schmidt u. A., welche Alle in dieser Hinsicht gesündigt haben sollten, endlich der „Goethephilologie“ und ihrer ängstlichen (und überflüssigen) Textkritik überhaupt.**) Der häßlichste Auswuchs dieser Nörgelei aber, gegen den jene Spielereien als harmlos zurücktreten, war ohne Frage die Hyänenarbeit des Dr. Joh. Froitzheim in Straßburg, der 1892 ohne alle Beweise, auf den erbärmlichsten Klatsch hin, das Andenken der edeln Friederike Brion von Sesenheim beschmutzte, aber von Heinrich Düntzer, dem bewährten Goethe-Forscher, 1893 mit deutschen Hieben gründlich abgeführt wurde.***)

Heiterer ist ein anderer Goethestreit verlaufen. Sonderbarer Weise hatte sich das 1881 ins Leben tretende deutsche Reichsgericht in Leipzig gleich anfangs mit einem Werke des großen Dichters zu

---

*) Proelß, B. A. Z. 1893, Nr. 96. — Brandes, ebendas., Nr. 255, S. 5. — G. H., von einem Nervenpathologen, ebendas. 1894, Nr. 142 u. 143. — E. Mensch, Neuland, S. 279 ff. — Neuer Kurs, S. 192 ff.

**) Rich. Weltrich, Goethekult und Goethephilologie. B. A. Z. 1892, Nr. 302 u. 303.

***) Dazu: Düntzer, B. A. Z. 1891, Nr. 252, S. 6; 1893, Nr. 23.

befassen. Ein rheinischer Staatsanwalt hatte ein nachgelassenes Gedicht Goethes, das unter dem Titel „Ein Tagebuch" in Karlsbad erschienen war, verboten, es war in Buchhandlungen mit Beschlag belegt worden, und beim Reichsgerichte lief eine Klage auf Verbreitung unzüchtiger Schriften ein. Das 1810 entstandene Gedicht, das sein Schöpfer nicht in den Druck gegeben, behandelt eine allerdings bedenkliche erotische Situation in prachtvollen Stanzen und mit durchaus moralischer Nutzanwendung am Schlusse. Daher wurde auch am 21. Juni die Klage abgewiesen und — Goethe freigesprochen!*)

Am 4.—11. Mai 1891 wurde in Weimar das hundertjährige Jubelfest von Goethes Uebernahme der Bühnenleitung mit Festvorstellungen (darunter der ganze Faust und der ganze Wallenstein) begangen (B. A. Z. 1891, Nr. 234).

Am 28. Juni 1896 fand die Einweihung des Schiller-Goethe-Archivs in Weimar statt, und damit ist Deutschland seinen beiden Dichterheroen gerecht geworden.

Die Satire auf den weiterhin zu erwähnenden Shakespeare-Bacon-Schwindel bemächtigte sich auch des Namens Goethes. Unter dem Titel „Das Goethe-Geheimnis" bringt ein sich P. P. Hamlet nennender Pseudonymus eine scheinbare „sensationelle Enthüllung", nach welcher die bedeutendsten Werke Goethes (Egmont, Tasso, Iphigenia, Faust, Hermann und Dorothea und mehrere Gedichte) von — Schiller verfaßt sein sollen, dem Goethe sie übertragen und honorirt hätte! Die Schrift ist recht amüsant zu lesen, die Tendenz aber (S. 21, Note) sehr durchsichtig.

## 2. Die Englischsprechenden.

Es ist geradezu erstaunlich, wie qualitativ unfruchtbar, wenn auch quantitativ das Gegenteil, im Vergleiche mit anderen Völkern unbedeutend und mit der Kulturgeschichte ohne engern Zusammenhang die englische Litteratur dies- und jenseits des Oceans in unserer Zeit geworden ist.

Viel mehr Aufsehen als die zeitgenössische Litteratur Englands und Nordamerikas erregte ein Streit um die Urheberschaft der Werke des größten Dichters der Zunge dieser Länder. Schon seit 1848 wurden in Nordamerika Zweifel an der Echtheit der Dramen Shakespeares laut, und nach 1852 verfiel eine geisteskranke Miß Delia Bacon auf den Gedanken, daß Sir Francis Bacon von Verulam ihr Ahne und der wahre Verfasser jener Dramen sei, ja sogar, daß er statt des Schauspielers Shakespeare in der Kirche zu Stratford am

*) Joh. Proelß, Frankf. Zeitung vom 3. Nov. 1881.

Avon begraben liege! Sie starb im Irrenhause; aber ihre „Entdeckung“ verbreitete sich wie eine Seuche über die civilisirte Welt und rief eine Litteratur hervor, die sich fast mit derjenigen über den unsterblichen Dramatiker selbst messen kann. Obschon Mrs. C. Stopes schon 1889 das Gegenteil jener Behauptung nachwies, faßte dieser Wahn auch in Deutschland Wurzel, wo ihn Graf Vitzthum von Eckstädt und der „Leibziger“ Dialektdichter Edwin Bormann verfochten, letzterer sogar in einem illustrirten Prachtwerke von fast 360 Seiten, zum Preise von 20 Mark: „Das Shakespeare-Geheimnis“ (Leipzig, im Selbstverlag, 1894).

Begründet wurde die Bacon-Hypothese durch den „Bildungsmangel“ Shakespeares und durch gewisse künstlich hervorgeklaubte Beziehungen zwischen den Werken des philosophischen Staatsmanns und denen des weltkundigen Dichters, welche letztere blos symbolisch zu verstehen, ja sogar dramatisirte Naturwissenschaft sein sollen! Bacon soll, mit Rücksicht auf seine Stellung als Verfasser „seiner“ Dramen, den Schauspieler „Shakspere“ vorgeschoben, als Dichter aber den Namen „Shakespeare“ gewählt haben. Die bezüglichen Aufstellungen messen sich mit den unsinnigsten, die je behauptet worden sind, und wirken auf Unbefangene höchst erheiternd. Kuno Fischer hat den Wahn gründlich zerstört.*) —

Unter den neuesten Dichtern englischer Sprache in Epik und Lyrik sind zu nennen: der optimistische Robert Browning (geb. 1812, † 1889), Gatte der Dichterin Elisabeth B., mit dessen dunkeln Stellen sich eine nach ihm benannte Gesellschaft beschäftigte, ohne ihn selbst darüber zu fragen; — der pessimistische Algernon Charles Swinburne (geb. 1837, oben S. 237), dessen beste Arbeit sein Drama „Maria Stuart“ ist; der präraphaelitische Maler und mystische Dichter Dante Gabriel Rossetti (geb. 1828, † 1882) und seine elegische Schwester Georgina; der erst altertümliche, dann sozialistische William Morris (geb. 1834), sein Namensvetter Lewis Morris (geb. 1833), der die melancholische Scenerie von Wales besang und sich von der Orthodoxie zur Aufklärung durcharbeitete, „ein Optimist durch und durch“.**) Matthew Arnold (geb. 1822, † 1888) wird als das Haupt der „Schule der Verfeinerung“ bezeichnet, er ist vornehm und elegisch, hat gelehrte Neigungen und will auf den Ausdruck weniger Gewicht legen als auf die Handlung, die dem Gesamteindruck unterzuordnen sei. Ein Schüler der Alten und Verehrer Goethes, schrieb er Elegien, epische Gedichte und (kalte) Tragödien; seine Einnahmen

*) Arthur Böhtlingk, Zur Baco-Manie. B. A. Z. 1894, Nr. 196 u. 197. — E. Bormanns Shakespeare-Geheimnis. Ebendas. 1895, Nr. 86 (für B.). — Kuno Fischer, Shakespeare und die Bacon-Mythen. Ebendas., Nr. 105 u. 106.

**) Leon Kellner, B. A. Z. 1891, Nr. 260.

als Schriftsteller waren gering. In Prosa behandelte er Schulwesen, Religion und Litteratur; er ist der aufgeklärten Religion, aber nicht der Kritik zugeneigt (B. A. Z. 1896, Nr. 64). Darin ist ihm ähnlich sein Namensvetter Edwin Arnold (geb. 1832), der in dem Gedichte „the Light of Asia“ (1881) Buddha verherrlichte.

Robert Buchanan, ein Schotte (geb. 1841), ist ein Schwärmer für die Sozialreform der Zukunft und Anhänger Spencers; er sieht in dem Essay „the coming terror“ eine Schreckenszeit nahen, in der das Individuum unterdrückt wird, und protestirt gegen alle die persönliche Freiheit beschränkende Gesetzgebung als „einen Abstieg zur Hölle“.*) In seinen Gedichten ist er Shelleys Nacheiferer und guter Naturschilderer. William Watson, einer der begabtesten unter „den jüngeren Dichtern“, wurde durch die „Theosophie“ (oben S. 322 ff.) vorübergehend im Geiste gestört, obschon seine Gedichte von mystischen Neigungen nichts zeigen, vielmehr gesunden Verstand atmen und für eine Höherentwickelung der Menschheit bis zum Kampfe mit der Gottheit eintreten.**)

Weit fruchtbarer, aber auch weit ärmer an Talenten als die gereimte, ist die prosaische Dichtung Jung-Englands. Das Fantastische nimmt darin den breitesten Raum ein: Utopien, Robinsonaden, Scenen der Urzeit und Zukunft, Märchenwelten, rätselhafte und geheimnisvolle Probleme u. s. w. Als der begabteste Verfasser solcher Sensationsbücher gilt L. Stevenson (geb. 1850, † 1894). Weniger hervorragend sind George Meredith und H. Rider Haggard (geb. 1856, der u. a. durch ein auf einer einsamen Insel von Schiffbrüchigen auf den Rücken einer Dame tätowirtes Testament die Entscheidung herbeiführen läßt). Mit ihm verband sich der „Salondichter“ Andrew Lang zur Abfassung von „the world's desire“, einer neuen Odyssee, nämlich der Reise, welche, wie die alte Odyssee andeutet, deren Helden später nach dem Norden führen sollte, und an die dann zum Ueberfluß noch eine solche nach Aegypten sich schließt, wo der Dulder stirbt!***) Frank Marion Crawford (geb. 1854) gab dieser Richtung eine ethnographische Färbung, zu der er durch weite Reisen in allen Ländern der Erde vorbereitet war, wobei er indessen hohen ethischen Idealen zustrebt und sehr deutschfreundlich ist.†) In der arabischen Erzählung „Khaled“ läßt er einen Dämon zum Menschen werden und führt dies Problem in interessanter Weise durch. Mark Rutherford (geb. 1830) bearbeitete seine eigene Biographie unter fingirtem

*) Dr. Aug. Weiß, B. A. Z. 1891, Nr. 239.
**) Ders., ebendas. 1893, Nr. 103.
***) Ders., ebendas. 1891, Nr. 21.
†) Ders., ebendas. 1894, Nr. 86.

Verfassernamen romanartig und psychologisch tief zugleich (B. A. Z. 1893, Nr. 238).

Als „englischer Zola“ wird George Moore bezeichnet, der in „Esther Waters“ das Unwesen der mit den Pferdewettrennen verknüpften Sitten realistisch schildert (B. A. Z. 1894, Nr. 154).

Indessen hat kaum ein Sensationsroman soviel Begeisterung wachgerufen und kaum einen Romandichter ein so tragisches Loos getroffen, als bei „Trilby“ und ihrem Verfasser, G. du Maurier (geb. 1834 in Paris, † 1896 in London) der Fall war. Bis dahin ohne Erfolg, wurde er plötzlich berühmt und reich, um sofort zu sterben. Trilby ist ein liebenswürdiges und naives Künstlermodell, das von einem musikalischen Abenteurer in dem Maße hypnotisirt wird, daß sie in der Hypnose als hinreißende Sängerin auftritt und begeisterten Beifall erntet, ohne im wachen Zustande etwas davon zu wissen!

Soweit die englischen Dichterinnen der jüngsten Zeit für die Kulturgeschichte Bedeutung haben, sind sie bereits bei Anlaß der Frauenfrage (oben S. 179 f.) erwähnt.

Von den Dichtern englischer Zunge im Dollarlande Amerika ist leider nicht viel zu sagen. Die klassische Zeit hat hier mit Longfellow (Bd. VI, S. 586) begonnen und geendet. Humoristen wie Mark Twain (eigentlich S. L. Clemens, geb. 1835), Schilderer des Goldgräber- und Vagabundenlebens wie Francis Bret Harte (geb. 1839), regellose Versschmiede wie Walt Whitman (geb. 1819, † 1892), von Größenwahn erfüllte Yankees wie der Anglophobe William Dean Howells (Aug. Weiß, B. A. Z. 1892, Nr. 76) sind nicht Anwärter auf die Ewigkeit und von nur vorübergehender Kulturbedeutung. Und dies gilt auch von dem auf die Frömmigkeit der Welt spekulirenden Christusroman „Ben Hur“ des transatlantischen Diplomaten Lewis Wallace und von dem schon nicht mehr als Poesie zu taxirenden Zukunftsbilde Edward Bellamys, das eine Menge Nachahmungen und Widerlegungen hervorgerufen hat.

### 3. Die Skandinavier.

Nachdem in Dänemark seit der Mitte dieses Jahrhunderts eine „saft- und kraftlose Epigonenlitteratur“ erzeugt worden, hatte die neueste Zeit wieder einen Aufschwung zu verzeichnen; dieser trug aber, abweichend von dem in der ersten Hälfte des Jahrhunderts herrschenden idealistischen Zuge, einen ebenso stark realistischen Charakter, wie in den meisten übrigen Ländern Europas*), und die neue Richtung

---

*) Fred. Winkel Horn, Geschichte der Litteratur d. skandinavischen Nordens. Leipzig 1880, S. 255 f.

wurde daher „die europäische“ genannt. — Der eigentliche Urheber dieser Wendung, der 1871 seine zündenden Vorträge in Kopenhagen beginnende Litteratur-Aesthetiker Dr. Georg Brandes (geb. 1842), wenn auch mit Talenten begabt, machte sich durch Einseitigkeit und Leidenschaft in seinem Vaterlande unmöglich, während er in Deutschland von der extrem realistischen Schule der „Jüngsten“ als Bahnbrecher gefeiert wurde, aber auch hier durch sein Absprechen über große Männer (wie Bismarck und Moltke) und durch abstoßendes Benehmen vielen und energischen Widerspruch hervorrief.*)

Indessen blieb in Dänemark die von Brandes hervorgerufene Strömung andauernd. Sie fand ihren nächsten Vertreter in Holger Drachmann (geb. 1846), der die „radikale“ Richtung mit Talent, aber auch mit Zügellosigkeit verfolgte und großen Anhang fand. Seine Schriften sind „Bilder aus dem Leben“, die „das volle Gepräge der Wirklichkeit an sich tragen“. Er versteht es wie Keiner vor ihm, das Meer zu schildern und zu beleben (B. A. Z. 1891, Nr. 187, S. 7), aber auch das dänische Volksleben nach der Natur zu malen. Wie so viele Andere wandte aber auch er sich einem Extrem des Realismus, fantastischer Romantik zu in der Dichtung „Die Prinzessin und das halbe Königreich“.

Der realistischen Richtung trat auch ein sonst der ältern Schule angehörender Dichter, Sophus Schandorph bei und bezeugte dies durch seine Geißelung dänischer Gebrechen in der Erzählung „Ohne Mittelpunkt“. Besonders scharf aber treten die Tendenzen der neuen Schule hervor in des früh gestorbenen Jens Peder Jacobsens (geb. 1847, † 1884) Skizzenreihe „Fru Marie Grubbe“. Naturwissenschaftlich gebildet, verstand er es, die Natur in prachtvoller Sprache zu vergeistigen; aber die anscheinend traumhafte Romantik seiner Schöpfungen tritt zurück hinter seiner entschieden freidenkerischen Richtung, die besonders aus seinem letzten Werke „Niels Lyhne“ hervorleuchtet.**) Anregende Schilderungen schrieb, doch etwas breit und ermüdend, Henrik Pontoppidan (geb. 1857). Sein „Eisbär“ versetzt in spannender Weise nach dem fernen rauhen Grönland, seiner Mitternachtsonne und seinen halbwilden Eskimos.

Nach Norwegen übergehend, lassen wir den Vortritt unter seinen Dichtern ihrem in neuester Zeit am meisten genannten und am weitesten bekannten Genossen.

Henrik Ibsen, geb. 1828 zu Skien in Norwegen, in der Heimat als Journalist und Theaterdirektor, in Folge widriger Schicksale und Anfeindungen aber seit 1864 meist im Auslande (Italien und be-

*) Bismarck, Moltke und Dr. G. Brandes. B. A. Z. 1890, Nr. 204.
**) Georg Edward, B. A. Z. 1893, Nr. 212 u. 213.

sonders Deutschland) lebend, wo er völlig heimisch wurde, schrieb schon vor dieser Zeit dramatische Stücke, die meist in der altnorwegischen Sage und Geschichte spielen und vom Geiste der Romantik beseelt sind. Erst seit jenem Zeitpunkte aber hat er die für ihn und seine Zeit charakteristische Richtung eingeschlagen.*) Diese Richtung besteht darin, die Schattenseiten der menschlichen Gesellschaft zu geißeln. Er schildert lediglich Krankheiten der Seelen- und Geisteswelt, aber nicht nach der Natur, sondern nach seiner individuellen Auffassung. Wissenschaftliche Autoritäten bezeugen, daß diese Auffassung den Tatsachen der Heilkunde durchaus nicht entspricht und daß namentlich seine Theorien bezüglich der Vererbung von Krankheiten völlig haltlos und unrichtig sind. Auch gegen seinen moralischen Standpunkt läßt sich gar vieles einwenden, namentlich da aus allem, was er schrieb, hervorgeht, daß er es im Banne persönlicher Verstimmung tat. Er huldigt dem äußersten Individualismus und hält alles für erlaubt, wozu sich die bevorzugten Personen, denen er aber keine bestimmte Grenze setzt, bewogen fühlen. Er ist theoretischer Anarchist, ohne nach den Konsequenzen dieser Richtung zu fragen. Ganz auffallend bevorzugt sind bei ihm die Frauen, denen einfach alles angeht, während er die Männer viel strenger beurteilt. Demzufolge hat bei ihm die Familie ein höchst lockeres Gefüge. Namentlich ist die willkürliche Trennung der Frau vom Manne ein häufig vorkommender Fall. Seine Personen sind weder selbst Menschen von Fleisch und Blut, vielmehr wandelnde Ideen, noch nehmen sie die Menschen wie sie sind, sondern verlangen von ihnen, daß sie so seien, wie sie sie haben möchten. So sind denn auch seine Charaktere nicht scharf ausgeprägt; vielmehr wiederholen sich dieselben Figuren in verschiedenen Stücken unter anderm Namen. Die Frauen sind ohne Halt und Einsicht, die Männer entweder Heuchler und Egoisten oder Phantasten und Schwächlinge. Tüchtige Charaktere beider Geschlechter kennt er nicht. Sind seine Personen nicht schlecht, so sind sie doch wenigstens schwach oder unbesonnen, und was sie wollen, ist häufig unklar und unbegreiflich. Die Ehe ist stets unglücklich, gleichviel ob sie aus Liebe, Vernunft oder Spekulation geschlossen ist, und jede Familie ohne Ausnahme hat, wie die Engländer sich ausdrücken, „ihr Skelett im Hause“. Ibsen trägt auch kein Bedenken, die wilde Ehe zu entschuldigen. So verwickelt er sich in die krassesten Widersprüche. Was dem oder der Einen erlaubt ist, wird dem oder der Andern zum Vorwurf gemacht. So können arge Unwahrscheinlichkeiten nicht ausbleiben. Es ist daher durchaus falsch, Ibsen als realistischen oder naturalistischen Dichter zu bezeichnen. Insofern er

*) Nordau, Entartung, II, S. 170 ff. — Schönbach a. a. O., S. 253 ff. — Sodom und Gomorrha, I, S. 38 ff. — Wolfg. Golther, Ibsens nordisches Drama (nach Dr. Roman Woerner). B. A. Z. 1895, Nr. 294.

von der Geißelung der Gesellschaft ausgeht, trägt er ja das Gepräge des Realismus, aber nicht in anderer Weise als andere Dramatiker auch. Sein Realismus hat nichts eigenartiges, sondern eigenartig wird der Dichter erst, wenn er den realen Boden verläßt und den für sein Schaffen charakteristischen betritt. Und auf diesem Boden ist er durchaus mystisch und fantastisch angelegt und psychopathisch gestimmt. Seine Schöpfungen sind krank und zerfahren und niemals echt und gesund.

Ungeachtet dieser Fehler ist Ibsen unläugbar einer der größten Dramatiker der neuesten Zeit. Seine Werke sind spannend, ergreifend, erschütternd, der Gang der Handlung ist überall scharf umschrieben, und die Inscenirung verrät den Meister der Bühne. Die Sprache ist edel und vornehm, wenn sie auch oft zum Ueberdruß mit sich wiederholenden überflüssigen Phrasen durchsetzt ist. Die Charaktere sind trotz ihrer Unnatürlichkeit konsequent entwickelt.

Ibsens dramatische Werke seit seinem Weggange aus Norwegen zerfallen in Buchdramen und Schauspiele; erstere sind von größerm, letztere von geringerm Umfange; denn jene enthalten die vollständige Entwickelung der Handlung und der Personen, die sich durch Jahre hinzieht, während diese nur die Katastrophe enthalten, deren Voraussetzungen außerhalb des Stückes liegen, das daher in der kurzen Zeit von 24 bis höchstens 36 Stunden spielt.

Der Buchdramen sind drei, welche sämtlich ihren Helden einen Kampf für die Fantasie oder für eine Idee gegen die alltägliche Wirklichkeit bestehen und darin untergehen lassen.

Brand (1866) ist ein Geistlicher, der sich in eine unklare theologische Vorstellung verrannt hat, welche verlangt, daß die Menschen geradezu Idealwesen sein und sich von der Welt losreißen sollen. Durch die daraus hervorgehende Härte seines Charakters, die sogar der eigenen Mutter wegen ihres Geizes den Trost im Tode verweigert, verursacht er den Tod seines Kindes und seiner rührend lieblichen Gattin und führt schließlich, an der Ausführbarkeit seines Strebens und an der Kirche verzweifelnd und in Wahnsinn verfallen, seine Gemeinde ziellos in die „Kirche Gottes“, d. h. in die Schneewüste, bis ihn die Betörten in der Wut steinigen und eine Lawine ihn begräbt.

Dem „Brand“ ähnlich und gleich ihm in Versen und nicht zur Aufführung bestimmt, ja noch unmöglicher für die Bühne, ist Peer Gynt (1867). Die Phantasie Brands ist ernst, diejenige Gynts aber töricht. Angeblich wollte Ibsen in jenem den Gegensatz des norwegischen Volkes, d. h. wol sich selbst, in diesem aber das Volk seiner Heimat zeichnen; — in Wirklichkeit schildert er aber in Peer Gynt lediglich einen Narren, der, zugleich oder zu Zeiten schlau wie ein Bauer und aufschneiderisch wie ein Musterreisender, wohl weiß, daß

was er für Gold hält, Messing ist, was er als Brokat betrachtet, Lumpen sind, sich aber dennoch einredet, daß es Gold und Brokat sei und als neuer Faust gleich drei Gretchen nach einander verführt, aber infolge seiner Torheiten aller Welt zum Gespötte und sich selbst zum Ekel wird, sich aus einem haltlosen Fantasten in einen herzlosen Schuft verwandelt, aber, durch die Treue der verlassenen Geliebten besiegt, in Reue endet. Das Stück zieht sich von Norwegen über Marokko bis nach Aegypten und läßt den Leser meistens im Unklaren, ob es sich um wirkliche Scenen oder um Einbildungen des Helden handelt. Ganz verfehlt ist es aber, wenn es den Durchschnittsmenschen auf seinen Irrwegen zeichnen soll. Es zeigt vielmehr, was aus einem geistvollen Dichter wird, der sich von wirren Fantasmen hinreißen läßt und nicht Maß zu halten versteht.

Brand und Peer Gynt vereinigen sich in „Kaiser und Galiläer“ zu der Gestalt Kaiser Julians des Apostaten (1873). Der Held ist bei Ibsen ebenso wankelmütig, schwatzhaft, eitel, haltlos und zuletzt so verrückt wie jene beiden Norweger; nur fehlt bei ihm das Merkmal der Vererbung, das jene beiden von ihren Müttern her an sich tragen; doch wird es durch Aberglauben und Größenwahn ersetzt, während die edeln und großen Seiten des historischen Julian unberücksichtigt bleiben. Auch die Hauptsache in Julians Leben, die Begründung seines Abfalls vom Christentum, ist sonderbarer Weise übergangen, ungeachtet der Länge dieses Doppeldramas (1. Cäsars Abfall, 2. Kaiser Julian). Dafür legt ihm Ibsen seine eigene unklare Idee eines „dritten Reiches“ (nach Heiden- und Christentum) in den Mund.

Von den drei großen dramatischen Gedichten unterscheiden sich die Schauspiele oder Gesellschaftsdramen — nicht durch den Geist und die Tendenz, wol aber durch die ausgezeichnete Bühnenfähigkeit und durch das Hauptgewicht, das sie auf die Familienverhältnisse legen. Sie trennen die in den drei Buchdramen verbundenen Momente von einander und zerfallen daher in drei Gruppen, von denen die erste die Schwächen und Laster der Gesellschaft geißelt, die zweite das Problem der erblichen Belastung mit Uebeln und Krankheiten, die dritte dasjenige der Heimsuchung mit hypnotischen Zwangsvorstellungen behandelt. Ibsen geht nämlich vor allem von der Gesellschaft aus, die ihn von sich gestoßen hat, und sucht dann deren Schattenseiten auf physisch oder psychisch erblichem und endlich auf dem mystisch-hypnotischem Gebiete zu erklären.

In der ersten Gruppe der Gesellschaftsdramen ist das älteste der Jugendbund (Unges Forbund, 1869); es trägt noch nicht völlig den eigentlichen Ibsenschen Typus; denn es läßt noch dem Humor das Wort; aber es geißelt gesellschaftliche Zustände und menschliche Schwächen, und zwar einerseits gewissenlosen Wucher, anderseits skrupel-

loses Buhlen um die Gunst sowol der Mächtigen, als des Volkes. Die Schuldigen unterliegen indessen diesmal noch. Pessimistischer sind schon die „Stützen der Gesellschaft“ (Samfundet stötter, 1877) gehalten; sie zeichnen die in der sog. guten Gesellschaft herrschende Heuchelei, und der Hauptschuldige, Konsul Bernick, sühnt seine Verbrechen durch öffentliche Beichte. Einen unklaren Ausgang hat „Ein Volksfeind“ (en Folkefiende, 1882); das Stück schildert den Wankelmut einer Bevölkerung, gegen den ein ehrlicher Idealist vergeblich ankämpft, aber ohne Besonnenheit und Maß handelt, bis er mit denselben Waffen (dem Geldpunkt) Erfolg zu haben scheint, mit denen vorher sein Streben vereitelt worden war. Es sind damit Ibsen selbst und seine ihn anfeindenden Landsleute gemeint, als Antwort auf die Angriffe gegen die „Gespenster“.

Die zweite Gruppe beginnt mit „Nora oder ein Puppenheim“ (et Dukkehjem, 1879), welches Stück in der von ihrem Gatten als Puppe behandelten und ihre Kinder als Puppen behandelnden Heldin die Vererbung des Leichtsinns in der Form von Verschwendung, Lügenhaftigkeit und mangelhaften Rechtsbegriffen nachweist und sie mit sophistischen Gründen berechtigt, ihren Mann zu verlassen, weil er nicht, wie sie erwartet, seine Ehre für die ihrige aufopfert, ohne daß sie das Unrecht einer Gattin und Mutter, so zu handeln, begreift, und ohne einzusehen, daß die Fehler auf beiden Seiten liegen und mit einigem guten Willen zu verbessern sind (s. oben S. 177 f.). Mit Nora beginnt die Ibsen'sche Frau, die bis dahin die Hingebung selbst war, rebellisch zu werden, doch nicht ohne auch später wieder in die frühere Rolle zurückzufallen.*) An die Stelle der passiven Frauen (Agnes, Solhaug, Helena, Frau Bernick) treten die sich an kein Gesetz kehrenden (Nora, Frau Alving und Regina, Rebekka, Ellida, Hedda, Rita), während Frau Elvstedt und Frau Solneß wieder passiv, Hedwig und Hilde aber von Fantasien beherrscht sind und Frau Ekdal die hausbackene Prosa darstellt.

Ganz pessimistisch und zerrissen sind die „Gespenster“ (Giengangerne, 1881), worin, im Gegensatze zu Nora, die Frau des Wüstlings Alving zu ihm zurückgekehrt ist, obschon sie hundertmal mehr Grund zur Flucht hatte als jene, und sich in ein noch größeres Lügengewebe verstrickt, bis der angebetete Sohn, erblich belastet, in Wahnsinn und die natürliche Tochter des toten Gatten in Leichtsinn endet, nachdem die Mutter und Pflegemutter ihnen das Geheimnis ihrer Herkunft mitgeteilt hat, die Stiftung des Vaters aber (unnötiger Weise) in Feuer aufgeht, was der Heuchler und Bösewicht Engstrand, der

*) Arn. Roeckner, Die Frauen in Ibsens Gesellschaftsdramen. B. A. Z. 1891, Nr. 109.

Urheber, benutzt, um den einfältigen Pastor Manders durch Zuschiebung der Schuld zu selbstsüchtigen Zwecken in die Hand zu bekommen. — *)

Ebenso furchtbar erschütternd wie die „Gespenster" ist „Die Wildente" (Vildanden, 1884), deren handelnde Personen bis auf den kalten Spötter Relling mit den verschiedensten Erbübeln behaftet oder durch den alten Sünder Werle verdorben sind, was dessen Sohn Gregor, von einer Rettungsmanie behaftet, nur noch verschlimmert, während die allein unschuldige rührende Hedwig für die Sünden der Anderen büßt. An die Schicksalsdramen der Werner, Müllner und Houwald erinnert die verhängnisvolle Pistole.

Die dritte entsetzliche Tragödie dieser Gruppe ist „Rosmersholm" (1886), das Verhängnis eines verschiedenen und doch liebenden Paares, Rosmers, der mit Melancholie, und Rebekkas, die mit moralischem Irrsinn erblich behaftet ist. Nachdem es sich herausgestellt, daß sie Rosmers erste Frau, um ihn zu gewinnen, in Wahnsinn und Tod getrieben, können Beide an ein Glück, weil durch Schuld getrübt, nicht glauben und opfern sich den Manen der Gestorbenen, obschon er ohne Schuld und sie durch ihn geläutert ist. Auf eine etwas gezwungene Weise sind mit der Handlung die norwegischen Parteiverhältnisse verquickt und greifen nur störend ein. **)

In der dritten Gruppe ist die Heldin der „Frau vom Meer" (Fruen fra havet, 1888), Ellida, nicht nur erblich belastet, sondern auch von der Zwangsvorstellung beherrscht, mit einem geheimnisvollen dämonischen Fremden, der ihre Sehnsucht nach dem Meere, ihrer Heimat, darstellt, verlobt zu sein; durch die Liebe ihres Gatten aber und durch die weitere, aber wohltätige Zwangsvorstellung freier Wahl zwischen beiden Männern wird der Konflikt in glücklicher Weise gelöst. ***) Die Fjordlandschaft ist in diesem Stücke wunderbar nach der Natur gemalt.

In einem losen Zusammenhange mit der „Frau vom Meer" steht „Baumeister Solneß" (1892), dessen Schicksal durch Ellidas Stieftochter Hilde Wangel tragisch gewendet wird. Beide sind von Zwangsvorstellungen beherrscht, er von der Idee, durch die „Jungen" verdrängt zu werden, sie von derjenigen, ihn auf hohem Turme den Bau krönen zu sehen, was er widerstrebend vollführt und schwindelnd herunterstürzt. Ob das Stück symbolisch zu verstehen, und so auch die übrigen, wagen wir nicht zu entscheiden; wo bliebe dann der Realismus? Vieles spricht dafür; dann ist aber Ibsen eben kein Realist.

---

*) Dr. J. Sadger, Ibsens Gespenster. B. A. Z. 1894, Nr. 229.
**) Ders., H. J. Rosmersholm. Ebendas., Nr. 162, 164 u. 165.
***) Ders., Ibsens Frau vom Meere. B. A. Z. 1895, Nr. 140 u. 141. — Dr. Ernst Gnad, Ueber Henrik Ibsen. B. A. Z. 1892, Nr. 93 u. 94.

Der Zeit des Entstehens nach fällt zwischen die beiden Hilde-Dramen „Hedda Gabler" (1890), ein noch nicht befriedigend erklärtes Stück. Jedenfalls fühlt die Heldin, Frau Tesman geb. Gabler, daß sie in die Ehe mit einem beschränkten Pedanten nicht paßt. Will sie sich daraus befreien und den frühern Geliebten Lövborg, der aber eine andere Liebe hegt, wieder gewinnen, oder im Gegenteil ihn aus Rache verderben, wofür ihr Verfahren gegen ihn gewichtig spricht, indem sie ihn zur Wiederaufnahme aufgegebener Trunksucht verleitet und sein Werk vernichtet? Jedenfalls sieht sie ihre Absichten vereitelt, will von dem Hausfreunde Brack, der ihr Geheimnis kennt, nicht abhängen, und gibt sich den Tod mit der „verhängnisvollen Pistole".

Die beiden letzten Werke Ibsens, „Klein-Eyolf" (1894) und „John Gabriel Borkmann" (1896) haben wir noch nicht gelesen, glauben aber aus Besprechungen zu schließen, daß er darin seinen Pessimismus und Symbolismus überwunden habe.*)

An der Universität Wien sind (1893) von Dr. Emil Reich Vorlesungen über Ibsens Dramen gehalten worden.**)

Ibsens litterarischer und politischer Antipode, jetzt aber Mitschwiegervater (Ibsens Sohn Sigurd heiratete seine Tochter), Björnstjerne Björnson (geb. 1832) wurde, wenn auch jünger, früher allgemein bekannt als Ibsen und ist weit realistischer als dieser, wenigstens in einem Teile seiner Schriften, die teils novellistisch, teils dramatisch sind. Er trat in die Litteratur ein mit „Synnöve Solbakken" (S. vom Sonnenhügel), worin das norwegische Volksleben treu geschildert wird, so auch in mehreren weiteren Bauernnovellen. Mit der Zeit aber nahm er, mittlere und höhere Stände schildernd, einen manierirten Stil an, so in dem pädagogischen Roman „Thomas Rendalen". In seinen spätern Novellen wechselt seltsam hohe ideale mit niedriger, selbst gemeiner realistischer Auffassung. Noch seltsamer ist, daß erstere mit einem klaren, verständlichen, letztere aber mit einem dunkeln, sogar mystischen Stile verbunden erscheint. Es ist dies namentlich in der 1895 deutsch erschienenen Sammlung der Fall. Fein gefühlt sind darin die Erzählungen „Staub" und „Mutters Hände", höchst widerwärtig aber „Absalons Haar", worin ganz häßliche Scenen und Bilder vorkommen, z. B. wo ein alter Mann seine junge Frau wie ein Paket unter den Arm nimmt und mit Schlägen bearbeitet und wo diese um-

---

*) Hubert Rötteken, Ibsen in seiner letzten Periode. B. A. Z. 1896, Nr. 134 u. 135. — Alex. von Weilen, Ibsens Klein-Eyolf. Ebendas. 1895, Nr. 39. — Ludw. Holthof, Ibsen und sein neuestes Werk. Ueber Land und Meer, 1897, Nr. 17. — Henrik Ibsen. Ein litterarisches Lebensbild von Henrik Jaeger. Uebertragen von Heinrich Zschalig. 2. Aufl. Dresden und Leipzig 1897.

**) B. A. Z. 1893, Nr. 228.

worbene Frau mit einer von kleinen Hunden umringten „hochbeinigen" Hündin verglichen wird. Eine Mittelstellung nimmt „Ein Tag" ein, die Geschichte eines lieben Mädchens, der kleinen Ella, die das Opfer zweier trunkener Männer wird, eines von ihr bewunderten Sängers, der sie im Stiche läßt, und eines rohen Matrosen, der sie heiratet.

Auf der Bühne ist Björnson vielseitiger und gesunder als Ibsen, aber weniger genial und ergreifend. Seine „Maria Stuart in Schottland" (schon 1864) geht in der Zeit der Handlung der Schillerschen voran, hält sich genau an die historische Forschung und an die Kultur ihrer Zeit und stellt daher die Heldin schuldlos am Morde des Gatten dar. In der Trilogie „Sigurd" werden schwere rechtliche und sittliche Probleme behandelt. In der Gegenwart spielen und suchen, ähnlich den Dramen Ibsens, die nackte Wirklichkeit zu schildern: „Die Neuvermählten", „Ein Fallissement" und „Der Handschuh", ein Gegenstück zu „Nora", dessen Heldin Swawa (s. oben S. 178), ihren Bräutigam Alf verschmäht, weil er schon mehrere „Verhältnisse" hatte.*)

In den Schauspielen „Der Redakteur" und „Der König" verficht Björnson seine bekannte politische Parteistellung.

Wie Björnson in seiner ersten Zeit, schilderte Jonas Lie (geb. 1833) Land und Volk seiner Heimat frisch und lebendig, ging, wie Jener, später zum Stadtleben über und wurde realistischer, was ihn aber nicht hinderte, in „Trolle" zum Märchen zu greifen, worin er vom norwegischen Volksdialekt soviel Gebrauch machte, daß das Buch den Dänen, deren Schriftsprache auch die norwegische ist, teilweise unverständlich wurde.**) Er vertritt darin die Idee, daß in den Menschen Trolle (Dämonen) als Temperaments- und Charakterzüge hausen, und klingt damit an die mystischen Momente in Ibsens „Frau vom Meer" u. a. an. So verbindet sich das Märchen stets mit dem wirklichen Leben und ist eigentlich nur dessen Einkleidung, bald in heiterer, bald in düsterer, ja grauenhafter Weise. Oft haben die Märchen auch einen satirischen Bezug auf Zeitfragen und auf skandinavische Schriften. Lie's Roman „Niobe" ist eine traurige Familiengeschichte, die mit dem Untergange der Mutter und dreier mißratener Kinder durch Dynamit endet.

Norwegen hat auch seine naturalistisch-pessimistischen „Jüngsten". Zu ihnen gehören Alexander Kjelland (geb. 1849), der das Leben seiner Heimat nach der Art Zolas schilderte, und Arne Garborg (geb. 1851), der diese Manier noch überbot, für die Unzucht in die Schranken trat und die norwegische „Bohême", zu der er sich selbst rechnet, in häßlich-schmutzigen Farben malte, so in den „Briefen aus

*) Mensch, Neuland, S. 97 ff.

**) Dr. O. L. Jiriczek, Jonas Lies Trold und das norwegische Volksmärchen. B. A. Z. 1893, Nr. 156; 1894, Nr. 154.

Kolbotten“ das Leben in einer Wüstenei mit allem Detail wie es die „Dekadenten“ (oben S. 237) lieben und mit ängstlicher Vermeidung aller Schönheit, sowol der Natur als des Seelenlebens. Er hat zuletzt seinen Wohnsitz nach dem bairischen Hochlande verlegt und in „Müde Seelen“ und „Frieden“ den nicht seltenen Sprung von der Frivolität zum (allerdings blos äußerlichen) Liebäugeln mit der katholischen Kirche gemacht.*)

Von den norwegischen Schriftstellerinnen können wir blos die emanzipationsfreundliche Camilla Collet (geb. 1813), die mit Björnson wetteifernde Magdalena Thoresen (geb. 1819) und die französische Elemente in die heimische Litteratur bringende Marie Colban (geb. 1814, † 1884) nennen und gehen zu Norwegens alter Kolonie Island über. Hier dichtete Gestur Pálsson (geb. 1853, † 1891 in Amerika) in der auch dort, auf der fernen Insel der Edda, eingedrungenen realistischen Weise, wurde aber infolge der altertümlich gebliebenen Sprache wenig bekannt. Seine witzig-boshaften Schilderungen der „Gesellschaft“ Reykjaviks, seine Versuche, die am Alten hängenden Isländer zu „modernen“ Menschen zu machen, und seine pietätlosen Angriffe gegen die alte Litteratur der Insel fanden soviel Widerstand, daß er in die Neue Welt zog, wo er früh starb. Seine Romane werden Kunstwerke realistischer Schilderung genannt, die indessen auf Island nur im modernen Sinne neu war. Sein Muster war Kjelland, den er zwar nicht erreichte, aber in schwärzestem Pessimismus überbot; er sah auf der Welt nichts als Schlechtigkeit und Heuchelei und ließ die Guten den kürzern ziehen oder noch lieber untergehen.**)

Den „Dichterthron Schwedens“ bestieg nach Tegnérs Tod der Finländer (d. h. finnischer Schwede, nicht Finne) Johann Ludwig Runeberg (geb. 1804, † 1877), dessen Vaterland, obschon jetzt russisch, nie aufgehört hat, mit Schweden ein Litteraturgebiet zu bilden, jedoch durch die Katastrophe von 1809 eine eigenartige Entwickelung begonnen hat, die in dem Kampfe der schwedischen und finnischen Sprache (Suekomanen und Fennomanen) ihren Charakterzug hat. Runebergs epische Gedichte, die freilich nicht mehr in unsern Zeitraum gehören, aber doch ihre Wirkung auf ihn ausübten, sind Meisterwerke, die an Homer, die Nibelungen und Goethes Hermann und Dorothea erinnern und sowol (in den „Elchjägern“) die finnische Natur- und Volksart getreu schildern als (im „Grab von Perrho“ und in „Fähnrich Stahls Erzählungen“, 1848 und 1860) den leider vergeblichen Heldenkampf gegen den russischen Einbruch feiern, was

---

*) Arne Garborg, B. A. Z 1895, Nr. 239.

**) Dr. O. L. Jiriczek, Gestur Pálsson. B. A. Z. 1892, Nr. 176.

ihn aber nicht hinderte, auch der slawischen Volksart („Nadeschda") seine Leier zu widmen.*) In Finland machte Runeberg Schule, zu der als geschätztester Romandichter, Lyriker und Dramatiker Zachris Topelius (geb. 1818) und als Verfasser des Nationaldramas „Daniel Hjort" Julius Weckell (geb. 1838, seit 1863 geisteskrank) gehören.

In Schweden selbst lag die Dichtkunst lange Zeit ziemlich brach, mit wenigen Ausnahmen, die der nach deutschem Muster politisirende Lyriker Karl Wilhelm Strandberg (geb. 1818, † 1877), die Könige Karl XV. und Oskar II., und der bedeutende Balladendichter Gustav Graf Snoilsky (dessen Familie aus Krain eingewandert ist) bildeten, — bis auch hier die pessimistisch-naturalistische Richtung Eingang fand, ohne viel Rühmliches hervorzubringen. Sie wurde besonders durch zwei Dichter befördert, beides zerrissene Naturen und keine echten Schweden, durch den suecisirten Lappländer August Strindberg und den mehr nach Dänemark hinneigenden Schoner Ola Hansson, die beide meist außerhalb des Landes, besonders in Deutschland, ein unstetes Leben führen.

Strindberg (geb. 1849), dem die Gerechtigkeit schuldig ist, seine Naturschilderungen wundervoll zu nennen, war, was die Menschen betrifft, erst Sozialist, wurde aber später Nietzscheaner und daher, obschon verheiratet, — Weiberfeind par excellence und gefällt sich besonders in der Schilderung unglücklicher Ehen, natürlich in einer das Häßliche bevorzugenden Kleinmalerei. Seine Erzählungen sind meist ein Protest gegen Ibsens Nora (nur die Extreme gefallen heutzutage, s. oben S. 494); besonders aber gilt dies von seinem Drama „Der Vater", in welchem sich Mann und Frau bis zum „Rassenhasse" bekämpfen und die „List" über die „Kraft" den Sieg davon trägt. Zola hat das Drama sehr gelobt.**)

Ende 1895 entschloß sich Strindberg, dessen Dichtung versiegt zu sein schien, sich der Naturwissenschaft zu widmen und eröffnete diese Tätigkeit in seinem „Antibarbarus" auf eine Weise, die nahe an Verrücktheit grenzt. Er behauptet in vollem Ernst, der Mond sei eine von der Erde abgeschleuderte Quarzscheibe, die Mondlandschaft mit ihren erloschenen Kratern ein Mythus und die Mondkarte — eine Abspiegelung von Amerika! Er will beweisen, daß der Schwefel kein Element sei, sondern aus Kohlen-, Sauer- und Wasserstoff bestehe und mit dem Alkohol identisch sei, daß die Pflanzen ein Nervensystem be-

---

*) Horn a. a. O., S. 369 ff. — J. L. Runeberg, Gedenkblatt von Eug. Peschier. Stuttgart 1881. — J. L. Runebergs epische Dichtungen, von Paul Ladewig. B. A. Z. 1891, Nr. 258 u. 259.

**) Mensch, Neuer Kurs, S. 162 f., 178 ff.

sitzen, daß die weiblichen Wesen kein Ei haben; dieses komme vom Männchen und das Weibchen sei nur das Nest; man könnte daher bei gehöriger Temperatur und mit geeignetem Nahrungsfluidum Kinder ohne Mutterleib erzeugen u. s. w.*) Soviel wir wissen, läuft der Mann noch frei herum.

Ola Hansson (geb. 1860 im ehemals dänischen Teile von Schweden, Schonen, der mehr nach Kopenhagen als nach Stockholm neigt), schreibt schwedisch, dänisch und seit 1889 auch deutsch. Verheiratet mit der deutschen Schriftstellerin Laura Marholm, hat er in Deutschland sein zweites Vaterland gefunden. Neigung zur Einsamkeit, zur Mystik, zu Stimmungsbildern, zur Reflexion beherrscht ihn. Seine Schriften, Novellen, nicht Romane, spielen im düstern Norden oder im Alpenlande. Seine Sprache ist oft dunkel, der Stil eigenartig. Er sucht Sinnlichkeit durch geistigen Aufschwung zu überwinden und dringt in die Geheimnisse des Seelenlebens, besonders der „Liebesphysiologie“ ein. In seiner Heimat ist er dennoch einer asketischen Richtung als pervers, die Lüsternheit reizend, angeklagt worden.**) Ola Hansson nennt diese Richtung Humbug und Muckerei. Seine Frau ist sein Herold. Einfluß auf ihn übten Nietzsche und Krafft-Ebing. Zola trat gegen ihn auf; für ihn schrieben die Polen Stanisl. Przybiszewski und Joh. Kotarbinski und der Franzose Jean de Nethy. Ueber Mangel an Erfolg hat sich der noch junge und keineswegs hervorragende Mann somit nicht zu beklagen!***)

Unter den schwedischen Schriftstellerinnen unserer Zeit ragte Charlotte Leffler-Edgren, später Gräfin Cajanello (geb. 1849, † 1892), weit hervor. Eine Vorkämpferin wurde sie von Laura Marholm (oben S. 178 f.) genannt, obschon das Ideal, für das sie kämpfte, nicht recht klar ist. Sie wollte die völlige Emanzipation der Frau vom Manne (was für Weitsichtige soviel heißt als: den Untergang der Frau), so besonders in ihrem letzten Roman „Eine Sommergeschichte“ (B. A. Z. 1895, Nr. 81), welcher „den Konflikt zwischen dem idealen Streben einer Künstlerin und ihrer Sehnsucht nach irdischem Glück“ zum Gegenstande hat. Die Heldin verliebt sich in einen Sportsmann von Athletengestalt, fühlt sich aber enttäuscht und verläßt als neue Nora Mann und Kinder. Immer diese Nora und kein Ende!

---

*) Nach Bengt Lidforß. Aus Erik Thyselius Nordisk Revy, übersetzt in Magazin für Litteratur, 1895, Nr. 52.

**) Im Jahre 1888 entstand in Südschweden eine sogen. Keuschheitsbewegung unter Prof. Seved Ribbing in Lund, Verfasser der „Sexual-Hygieine“; gegen ihn trat Knut Wicksell auf. Uebrigens war Björnson in „Monogamie und Polygamie“ (1883) ein Vorläufer Ribbings; er forderte darin männliche Reinheit.

***) Hans Schmidkunz in Nord und Süd. Sept. 1895.

## B. Die romanischen Völker.

### 1. Die Franzosen.

Die neueste Litteratur Frankreichs läßt sich in ihren Anfängen bis auf das Jahr 1848 zurück verfolgen. Damals trat an die Stelle der in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts herrschenden idealistischen eine materialistisch-pessimistische Weltanschauung, welche in der Verachtung aller Idealität, namentlich aber der Religion, gipfelte. Sie schritt von Renan, der zwar in seiner Kritik weit genug ging, aber sich doch noch eine ideale Seite bewahrte, bis zu einer Schule Schopenhauer anhängender, aber ihn mißverstehender Schriftsteller, deren Richtung nach den Niederlagen von 1870 und 1871 durch Zola zum äußersten Naturalismus fortschritt. Ein solch extremes Treiben mußte notwendig zu einer Reaktion führen, und diese stellte sich seit 1883 ein, und zwar, wie bei den Franzosen gebräuchlich, mit der Huldigung vor einem andern Extrem, dem spiritualistisch-mystischen. Den Anstoß zu dieser Wendung gab zunächst der Vicomte de Vogüé mit seiner Schrift über den russischen Roman, in der er den kurz vorher zum Mystizismus und zur Askese übergetretenen Grafen Leo Tolstoi verherrlichte und damit den ersten Anstoß zur russisch-französischen „Verbrüderung" gab. Den wachsenden Uebergang zu dieser Richtung vermittelte ein schon vorher bei manchen naturalistischen Schriftstellern bemerkbares Liebäugeln mit der Religion der Vergangenheit, die sie sich aber für die Gegenwart als veralteten Plunder verbaten, doch nicht ohne daß einige von ihnen, wie Alexander Dumas Sohn, sich schon vorher ernstlich von der negativen Richtung abgewandt hätten. Man sah ein, daß eine frivole Weltauffassung nur den Mächten des Umsturzes dienen könne, und wandte sich daher mehr dem Aufbauen, als dem bis dahin beliebten Zerstören zu, wenn auch auf sehr verschiedene Weise, bald mit mehr Betonung des moralischen, bald des religiösen Elements. Der Kritiker der „Revue des deux mondes", Ferdinand Brunetière, warf sich dem Papste zu Füßen. Vogüé ging über sein Vorbild Tolstoi hinaus und setzte mit Paul Desjardins alle Hoffnung auf die Kirche.*) Eine Rückbewegung nach dem Mittelalter schien in vollem Zuge begriffen zu sein; aber sie schien es nur. Solche Rückbewegung läßt sich nicht so leicht, eine Rückkehr zu früheren Zeiten aber sehr schwer, oder vielmehr unmöglich ausführen. Schon jetzt sind jene klerikalen Gelüste wieder in den

*) Dr. Karl Daniel nach Eduard Rod, „Les idées morales du temps présent". B. A. Z. 1891, Nr. 176.

Hintergrund getreten, und was heute vorwiegt, ist neuerdings wieder der Pessimismus, wenn auch in verschiedenen Gestalten, hier in naturalistischer, wie bei Bourget, dort in moralisirender und idealistischer, wie bei Feuillet. Es finden sich ferner „Skeptizismus und Mystizismus, Entmutigung und Beichtstuhlstimmung, elegante Zerknirschung und Sentimentalität und als Leitmotiv das Schauergefühl vor der herannahenden Völker- und Götterdämmerung, in welcher unsere ganze Kultur zu grunde gehen werde". Dieser Pessimismus ist kein doktrinärer oder philosophischer, sondern „eine Stimmung des Geistes und Herzens und geht mit dem Neukatholizismus Hand in Hand, weil auch diesen das Christentum zur pessimistischen Auffassung des irdischen Lebens hinführt". Gegen diese Richtungen kämpft Georges Pellissier (Essais de littérature contemporaine, Paris 1893) im Namen des Klassizismus, dessen Verschwinden er beklagt; namentlich schmerzt ihn die Abnahme des Alexandriners! Er findet in der heutigen französischen Litteratur nur Zerrissenheit und Planlosigkeit.*) Sein und seiner Gesinnungsgenossen Trost ist indessen, daß in der dramatischen Litteratur „der Ausdruck des Pessimismus am wenigsten gelungen ist", weil das französische Theater Handlung und sein Zuschauer Unterhaltung verlangt.

Da in der französischen Litteratur außer Theater und Roman wenig zu finden ist, so hätten wir hier zwei Hauptgruppen: das optimistische (hier nur als Gegensatz so genannte) Drama und den pessimistischen Roman.

Wie schwach der genannte Trost Pellissiers und seiner Freunde ist, zeigt die Tatsache, daß das heutige französische Theater von ihrer alleinseligmachenden Klassik sehr weit entfernt ist und weit mehr Pessimismus enthält, als sie ihm zugestehen möchten.**)

Haupt der französischen Dramatiker unserer Zeit war der jüngere Alexander Dumas (geb. 1824, † 1895), der Erfinder oder Entdecker der Demi-Monde, der Ehebruchs-Dramatiker „erster Güte". Er war nicht nur dramatischer Dichter und „Macher", sondern auch Polemiker gegen alles, was seinem Geschmacke nicht behagte; in einer Anzahl von Flugschriften verfocht er sowol seinen Bühnenstandpunkt als seine Ansichten zu gunsten des Wahlrechts der Frauen. Er nannte sie theatralisch Entr'actes, Zwischenakte, gewissermaßen Theaterreden (B. A. Z. 1890, Nr. 159). Sein Größenwahn war großartig; er teilte die Dramatiker ein in: sich selbst und „les autres". Doch „ihm fehlt das Zeug zum Reformator", und er weiß auf die Frage, was der betrogene Ehemann tun soll, nichts zu antworten, als „tue-la!" In seinen

*) Tagesströmungen in der franz. Litteratur. B. A. Z. 1893, Nr. 51. — Pariser Brief, ebendas., Nr. 87.

**) E. Mensch, Neuland, S. 161 ff.

beiden letzten Stücken (Denise 1885 und Francillon 1886) hat der auf die Frauenwelt alle Schmach häufende, obschon dreimal und zwar glücklich verheiratete Dramenfabrikant „mildere Saiten aufgezogen“. Seiner Weiberfeindschaft zum Trotze kämpfte er gegen das Verbot der Ehescheidung und das der Vaterschaftsklage, bis diese im Grunde weiberfeindlichen Einrichtungen gefallen waren. Für die Sittengeschichte unter dem faulen napoleonischen Regiment bleiben seine Stücke immerhin von hervorragender Bedeutung (B. A. Z. 1894, Nr. 71 und 1895, Nr. 283).

Größer als Dumas Sohn war Emile Augier (geb. 1820, † 1889), ja er war der größte Dramendichter Frankreichs in diesem Jahrhundert, ein „echter Erbe Molières“, durchaus Idealist und Moralist; er verbindet ästhetische und ethische Zwecke und geißelt unerbittlich die Schattenseiten der Zeit. Seine Sprache in edelstem Maße beherrschend, hatte er aber weder Kenntnis ausländischer Litteratur, noch Sinn dafür. In unsere Zeit fällt besonders „les Fourchambault“ (1878), das in Deutschland sehr bekannt wurde.

Nur noch ein dritter Dramatiker ist zu nennen: Victorien Sardou (geb. 1831), der 1891 den Mut hatte, gegen die fanatischen Jakobiner vor hundert Jahren und damit auch gegen ihre heutigen Nachtreter in seinem „Thermidor“ aufzutreten, zugleich aber auch die Ungeschicklichkeit beging, die keineswegs sauberen Thermidorianer zu feiern. Der Kommunard Lissagaray brachte gegen die Aufführung des Stückes einen Pöbelauflauf zu stande, und es wurde erreicht, daß die Regierung den Radikalen zuliebe die Aufführung verbot (B. A. Z. 1891, Nr. 35). Sardou ist überhaupt ungeschichtlich und legt mehr Gewicht auf Sensation und Kostümpracht. Seine Helden sind fast immer Heldinnen, ob als „Opfer“ oder „Lockvögel“, und Sarah Bernhardt „die Priesterin seiner Muse“. In „Rabagas“ entfaltete er viel Talent für die politische Satire. Sonst aber „blieb er im Schmutz und in den Verwirrungen des Lebens stecken“. Nach Dumas Sohns Vorgang behandelte er viel und oft die Frage der Ehescheidung und der Rache für die Untreue.

Dies die Heroen der seit 1871 in Deutschland herrschenden französischen Geschmacksrichtung, die Nährväter des Berliner Residenztheaters, zu schweigen von ihrem auf Dutzende gestiegenen Troß, der meist gar nichts eigenes von Bedeutung schuf (so z. B. E. Labiche unter 160 Stücken!).

Merkwürdig ist, daß Frankreich 1891—1894 eine Episode der Verherrlichung Napoleons I. aufzuweisen hatte, der um jeden Preis in Büchern und auf der Bühne „gerettet“ werden sollte. Diese Marotte hatte ihren deutschen Apostel in Karl Bleibtreu.*)

*) Paul Holzhausen, B. A. Z. 1893, Nr. 194. — Bleibtreu, ebendas., Nr. 212. — Ueber Gaston Deschamps, ebendas. 1894, Nr. 205.

Unter den neuesten französischen Romandichtern (s. oben S. 180 f.), die allerdings zum Teil, direkt oder indirekt, auch Dramatiker sind, steht dem Alter nach voran Octave Feuillet (geb. 1820, † 1891), von dem das hübsche Wortspiel sagt: „un piano qui n'a qu'une octave et un livre qui n'a qu'un feuillet", nur schade, daß es nicht richtig ist. Feuillet war in der Tat vielseitig, sogar widerspruchsvoll, oft im gleichen Werke Skeptiker und Klerikaler, wie bald nach einander Hofdichter Eugeniens und Oppositionsmann. Seine eigentliche Zeit ist das zweite Empire, dessen Kultur und Sitten er plastisch schilderte, und steht daher außerhalb unserer Periode. Doch schrieb er auch in dieser noch einiges, erst den Roman einer excentrischen Dame (Julia de Trecoeur) und ein paar reaktionäre Tendenzromane gegen die Aufklärung und gegen die Ehescheidung (La morte und Honneur d'Artiste).*)

Unsere Zeit charakterisirt sich im französischen Roman durch den Realismus der Auffassung, der wie gesagt, häufig oder meistens in Naturalismus und Pessimismus ausartet. Seine Ursprünge gehen zurück auf die Brüder Edmund (geb. 1822, † 1896) und Jules de Goncourt (geb. 1830, † 1870), die den krankhaft pessimistischen, nervenpathologischen Roman in Aufnahme brachten, der die menschliche Verkommenheit, namentlich in aristokratischen Kreisen schilderte. Mehr machten sie sich indessen durch kunst- und kulturgeschichtliche Arbeiten über das 17. und 18. Jahrhundert, welche geradezu die Veranlassung zur Schöpfung ihrer Romane gebildet haben sollen, und der Ueberlebende überdies durch interessante Mitteilungen über seine Zeitgenossen verdient.**)

Die jüngeren Adepten dieser Richtung haben zum Senior Alphonse Daudet (geb. 1840). Er steht noch auf der Grenze dieser und einer frühern Richtung. Seine schön geordnete Fabel schaut rückwärts, der Inhalt vorwärts. Seine Gestalten sind mannigfaltig und trefflich gezeichnet. Er huldigt der nicht neuen Auffassung, sie als Erzeugnisse des „Milieu" (dummes Wort, s. oben S. 408) oder vielmehr ihrer Umgebung hinzustellen.***) Mehr Sittenmaler ist er in „Fromont jeune et Risler ainé", mehr realistischer, den Mammon zeichnender Sensationsmann im „Nabob", Maler der Frauen auf allen Stufen der Sitte und Unsitte in „Sapho", politischer Satiriker gegen die Monarchen in „les rois en exil", gegen Gambetta in „Numa Roumestan", gegen die Provençalen überhaupt in „Tartarin" (2 Romane) und „Port Tarascon", gegen die allerdings veraltete und zur Komödie gewordene französische Akademie in „l'immortel", worin er den Höhepunkt seiner Dichtung

*) Octave Feuillet, von Felix Vogt. B. A. Z. 1891, Nr. 15.

**) Journal des Goncourt (tome VIII, 1889—1891). B. A. Z. 1895, Nr. 262. — Emile Faguet, Les Goncourt. Revue bleue 1896 II, Nr. 4.

***) E. Mensch, Neuland, S. 223 ff.

erreichte. Unglücklicher war er in dem gegen Ibsens Vererbungstheorie gerichteten „obstacle“.

Gleich alt wie Daudet ist der französirte Italiener Emile Zola, der heute am meisten genannte Schriftsteller Galliens. Sein Grundthema ist, dem Vorgenannten entgegengesetzt, die Vererbung, auf der sein Hauptwerk, der zwanzigteilige Roman-Cyklus „Les Rougon-Macquart“, beruht, der zugleich eine Geißelung der Sitten des letzten Kaiserreichs bildet; es erhalten ihren Teil die Prostitution in „Nana“, die Zustände der Kohlenarbeiter in „Germinal“, des städtischen Proletariats in „l'Assommoir“, des Bauerntums in „la Terre“, der Geld- und Gründerschwindel in „la curée“ und „l'argent“, der Zerfall des Heeres in „la Débâcle“ u. s. w. Daudet raffinirte, Zola aber brutalisirte den Realismus (Scherr). Jener ist durch und durch Franzose, dieser eine internationale Natur ohne Nationalcharakter. Er vertritt eine vorübergehende Richtung, die keine Anwartschaft auf Geltung in der Zukunft hat und bei den Gebildeten seines Adoptiv-Vaterlandes bereits zur Vergangenheit gerechnet wird, wie denn auch seine Schüler bereits von ihm abgefallen sind, d. h. in Frankreich; in Deutschland kriecht die sog. jüngste Schule noch immer vor diesem Götzen im Staube. Zola ist auch nicht Begründer des Realismus, der so alt wie die Litteratur überhaupt (s. oben S. 2), für unsere Zeit aber ein bloses Schlagwort ist, sondern lediglich ein Schriftsteller, der für das Rohe und Gemeine eine Vorliebe hat und es für das einzig Wirkliche hält. Er nennt seine Romane „menschliche Urkunden“ und „Experimentalromane“ *), als ob sie Wissenschaft und nicht Dichtung sein könnten. Diese Bezeichnung richtet ihre Eigenschaft als Kunstwerke, und zugleich macht sie sie wertlos; denn die Wissenschaft kann mit erdichteten Handlungen nichts anfangen. Sie sind Amphibien, weder Fisch noch Vogel. Sie enthalten keine Ent-, keine Ver- und keine Abwickelung, sondern reihen nur eine Handlung an die andere, ohne daß damit etwas für die Wissenschaft bewiesen, etwas für die Kunst geleistet wäre. Sie beruhen auf durchaus oberflächlichen und einseitigen Beobachtungen, auf Zeitungsberichten und auf Entlehnungen aus anderen Büchern, so daß sie durch Zusammendrängung aller möglichen Laster und Verbrechen auf kurze Zeit und beschränkten Raum alle Wahrscheinlichkeit verlieren, und durch gezwungene, unnatürliche Vergleichungen und unmögliche Bilder allen Anspruch auf Schilderung der Wirklichkeit einbüßen. Sie schildern ihre Zeit nicht wie sie ist, sondern wie der Verfasser sich diese aus vorgefaßter Meinung vorstellt. Zola hat Kraft und hinreißende Gewalt in der Sprache und wäre ein phänomenaler Reporter geworden; ein Dichter ist er wol in dem Sinne eines Er-

---

*) Nordau, Entartung, II, S. 401 ff., bes. S. 428 f.

dichters, ein Künstler jedenfalls nicht. Er sieht blos und will blos (in den Werken der für ihn charakteristischen Periode) das Häßliche und Schlechte, blos das Kranke, Verkommene und Uebelriechende sehen und ist daher in ästhetischer und ethischer Beziehung zu verwerfen. Seine Aeußerungen, seine Auffassungen, seine Schilderungen, alle sind schmutzig und ekelhaft. Besonders schwelgt er in der sexuellen Perversität (s. oben S. 200 ff.), in der Unzucht, in unappetitlichen Verrichtungen und in widrigen Gerüchen, ähnlich wie die Diaboliker und Dekadenten (oben S. 237 ff.). Es gibt krankhafte Gesichtsdichter, die die unwahrscheinlichsten Einzelheiten wahrnehmen, krankhafte Gehörsdichter, die auf Geräusche und Töne ein Hauptgewicht legen; Zola ist ein krankhafter Geruchsdichter. Darin berührt er sich mit Tolstoi, in den krankhaften Auffassungen der Gemütsstimmung mit Ibsen; es sind drei Dichter, die mit dem kranken „Philosophen" Nietzsche das in Europas Litteraturen herrschende Hospital bilden (s. oben S. 2).

Es wird an Zola gerühmt, daß er es verstehe, das Leblose zu beleben, Maschinen, Fabriken, Gebäuden, Eisenbahnnetzen u. dergl. eine Seele einzuhauchen und sie zu Schicksalsmächten zu erheben.*) Das ist aber Fetischismus, es ist unwahr und krankhaft und nichts weniger als realistisch. Ihren Höhepunkt erreicht diese Manier in „La bête humaine", und „nach Ansicht vieler hat Zola nie etwas anderes beschrieben als die Bestie im Menschen", während Lombroso (oben S. 203 ff.) fand, Zola habe niemals Verbrecher beobachtet. Jene Belebung des Leblosen ist denn auch nicht das Resultat einer Beobachtung, sondern einer Empfindung. Zola ist Impressionist, und als solcher hat er seine Vorzüge. Er schildert anschaulich und oft geradezu meisterhaft in dem genannten Roman das Eisenbahnleben, in „la Débâcle" den Krieg; der eine ist die Vorbereitung auf den andern. „La Débâcle" ist ein lesenswerter und packender Kommentar zur Kriegsgeschichte von 1870 und 1871, aber kein Roman, kein Kunstwerk. Die Verwirrung im kaiserlichen Heere, die Truppenzüge, die Schlacht bei Sédan, die Leiden der Gefangenen, die Amputationen, die Ueberfälle der Francstireurs, die Kämpfe um und in Paris, die Brandstiftungen der Kommune, alles sind ergreifende Schilderungen, und man nimmt lächelnd den Chauvinismus in den Kauf, der die Deutschen nur „sâles bougres" und „Cochons" nennt und es verschmäht, sie handelnd auftreten zu lassen und die Gründe ihrer Ueberlegenheit darzulegen**); aber von einer einheitlichen Handlung, wie sie der Roman verlangt, ist keine Rede.

---

*) E. Mensch, Neuland, S. 210 ff., bes. S. 214 f.

**) Vogüé über Zola, B. A. Z. 1892, Nr. 188, S. 6 f. — Bettelheim, Zolas Kriegsbilder, ebendas., Nr. 223.

Nach L. Pfau ist „der ganze experimentell-belletristische Lärm Zolas nur das eitle, aus gutem Glauben und Marktschreierei vermischte Gebahren eines dialektisch ungeschulten Phrasenmachers, der die Aufgaben der Kunst und der Wissenschaft absolut verwechselt". Unzählbare Verstöße gegen Physiologie und Psychologie sind ihm nachgewiesen worden.*)

Viel gerühmt wurde, selbst von nüchternen Leuten, und in deutsche Romanzeitschriften („Aus fremden Zungen") aufgenommen der seit 1888 im „Figaro" ausposaunte und 1890 erschienene Roman „l'Argent". Er geht in der Zeit dem Kriegsromane voran und brandmarkt den Aktienschwindel unter dem Ministerium Rouher („Rougon" genannt). In der Tat sind hier, wie Victor Mohr (B. A. Z. 1891, Nr. 82) darlegt, ausnahmsweise sympathische Persönlichkeiten geradezu aufgehäuft, wenn auch ein jugendlicher Verbrecher den Eindruck stört.

Schon damals fühlte Zola das Widerliche seines bisherigen schriftstellerischen Wirkens, und er tat, was seine Nachbeter und Nachtreter nicht taten; er erhob sich aus dem Schmutze, nach dem mystischen Abstecher in „le Rève", vollends zur Poesie in dem letzten Bande der „Rougon-Macquart", in „Docteur Pascal". Es ist der letzte Rougon, der Bruder des Ministers und des Spekulanten in „l'Argent", der einen schwermütigen Rückblick auf die Untaten seines Geschlechtes wirft und ein durch die Liebe versöhnendes Ende findet (B. A. Z. 1893, Nr. 146).

Zola hat es verstanden, sich nach der Zeit zu richten, die vom Ekelhaften übersättigt war, und neue Bahnen einzuschlagen. Dies tat er in dem Roman „Lourdes", dem ersten einer Trilogie. Man vermutete zuerst eine Bekehrung; jedoch sie erschien nicht. Wenn auch dem frommen Glauben sein Recht widerfährt, so wird der Wunderschwindel mit kecken Schilderungen bekämpft, und es wird ihm prophezeit, er werde ebenso durch eine neue Wunderquelle überflügelt werden, wie es La Salette durch Lourdes geschah, — wenn Zola auch einen Teil der Heilungen, als auf noch unbekannten Kräften beruhend, zugibt (B. A. Z. 1894, Nr. 119, S. 7 und 172). Das zweite Glied der neuen Trilogie, „Rome", beruht auf einer höchst oberflächlichen Umschau in der Hauptstadt Italiens und enthält neben manchen gut gezeichneten Gestalten, aber auch manchen Schnitzern eine sehr ärmliche Handlung, worin das Verfehlteste die Liebesgeschichte ist, von der sich jeder anständige Mensch abgestoßen und empört fühlen wird, wenn er lesen muß, wie eine jungfräuliche Gräfin sich bei ihrem sterbenden Geliebten erotisch in einer Weise betätigt, die der raffinirtesten Hetäre — Schande machen würde und beinahe an Lots Töchter erinnert.**)

*) Nord und Süd, April 1880. — B. A. Z. 1891, Nr. 68, S. 3.
**) Konrad Telmann im Magazin für Litteratur, 1896, Nr. 25.

Was von Zola in Voraussicht von „Lourdes“ nur erwartet wurde, die Bekehrung, vollführte Paul Bourget (geb. 1852); er ist als Büßer nach Canossa gegangen. Es ist die alte Schwäche der Franzosen, nur Extreme zu kennen und das eine als das Heilmittel des andern zu betrachten; die goldene Mittelstraße ist ihnen unfaßlich. Bourget wurde zwar schon 1890 als der wahre Nachfolger des frommen Feuillet betrachtet; Beide seien, hieß es, feinfühlige nervöse, aristokratische Naturen, aber mit dem Unterschiede, daß Feuillet gläubig sei, Bourget aber bedaure nicht glauben zu können. Er wurde deshalb als weniger tendenziös und wahrer als der ältere Schriftsteller betrachtet.*) Bourget ist ein Vertreter der vornehmen Pariser Gesellschaft, und da diese „décadente“ ist, so muß er es auch sein. Seine Werke sind auf dem kranken Grunde des modernen Lebens gewachsen. Aus dem faulen Sumpfe von Paris schöpfte er den Stoff zu seinen „analytischen“, d. h. zergliedernden Seelen- und Sittengemälden (Essais de psychologie contemporaine 1883 und Etudes et portraits 1885). Er suchte darin, der naturalistischen Schule entgegen, den Menschen nicht als Produkt seiner Umgebung, sondern als von dieser unabhängiges, selbständiges Seelenwesen zu schildern und in die Einzelheiten seines innern Lebens aufzulösen. Seine Heldinnen fallen zwar, bleiben aber innerlich edel, und doch ist ihr Fehltritt unsühnbar. Unter dieser Tendenz leidet die Charakterschilderung. Helden kennt er nicht, — nur Schwächlinge. Aufsehen erregte unter Bourgets Novellen und Romanen erst (1887) „le disciple“, eine Polemik gegen die ihm schlecht bekannte Aufklärung und mit Chauvinismus versetzte Verherrlichung des Glaubens (welches? ist natürlich verschwiegen); gegen das Freidenkertum wird nicht das geringste bewiesen.**) Seine Bekehrung vollendete Bourget 1892 in Italien, wo er in Landstädtchen und Klöstern weltflüchtig grübelte; daraus entstanden „Sensations d'Italie“.***) Zwar tritt in dem nächsten Buche „Terre promise“ die Religion in den Hinter- und die Moral in den Vordergrund†); aber in „Cosmopolis“ ist er vollends bei dem Klerikalismus Vogüés angelangt.††) Von dem beliebten Thema der Verführung und des Ehebruchs ist er aber in keinem seiner Bücher abgewichen.

Diese Mischung von Vertiefung in Laster und in Buße trieben auf fantastische, unsaubere und verrückte Spitzen die sog. Mystiker und Symbolisten, die wir nicht anders als unter den Irrsinnigen (s. oben S. 237) aufführen konnten. Während aber diese Narren so

*) Fel. Vogt über Feuillet. B. A. Z. 1891, Nr. 15, S. 2.
**) Dr. R. Mahrenholtz, Paul Bourget. B. A. Z. 1892, Nr. 241.
***) Ebendas., Nr. 54.
†) Ebendas. 1893, Nr. 43.
††) Pariser Brief, ebendas., Nr. 87, S. 3.

schrieben, weil sie verrückt waren, wurde ein schönes Talent geisteskrank, weil es zu viel arbeitete. Es ist dies der unglückliche Guy de Maupassant (geb. 1850, unheilbar erkrankt 1891, † 1893). Hervorgegangen aus der Tafelrunde von Médan, zu der Zola 1880 seine jüngeren Freunde versammelte, trat er in diesem Jahre mit „Boule de suif" und mit Gedichten („des vers") als Naturalist auf die Bühne des Schrifttums. Es ist eine Prostitutionsnovelle aus dem Kriege, welche jenen Titel (den Spitznamen einer Dirne) trägt. Eine Erzählung folgte der andern, eine kecker als die andere, alle voll von „achselzuckendem Nihilismus neben kraftbewußtem, urgesundem Galgenhumor und Lebensgenuß". Flaubert und Zola wollte er miteinander verschmelzen. Den Novellen folgten Romane ähnlichen Gehalts, die Naturalismus mit psychologischer Analyse verbinden. Dem erstern entsagte er 1888 mit „Pierre et Jean", einer Geschichte zwei ungleicher Brüder, und huldigte mit „Fort comme la mort" dem Grundsatze, daß der Künstler ein großer sei, welcher der Menschheit seine Illusionen aufdränge. So auch 1890 im letzten Werke „Notre coeur". Maupassant verschmähte alle Kunststücke der Naturalisten und Décadents und zeichnete sich durch schlichte und einfache Sprache aus.*)

Die Richtung des Geschmacks auf vorherrschend das Geschlechtsleben (Liebe, Ehe, Ehebruch, Verführung, Prostitution) behandelnde Romane und Novellen verlor sich mit der Zeit; ihre letzten Vertreter waren (1894) Marcel Prévost und Paul Margueritte. Die Novellisten wandten sich in der Mehrzahl politischen, sozialen und religiösen Problemen zu.**) Auf das politische und soziale Feld, und zwar einer nicht näher bezeichneten Zukunft und eines erdichteten Landes, begab sich der Kritiker Jules Lemaître mit dem fantastischen Roman „les Rois", der den Konflikt zwischen einem despotischen König und seinem reformfreundlichen Sohne zum Inhalt hat, diesen unterliegen läßt und mit dem Siege des Alten schließt. Dem Buche fehlt es vor allem an dem Charakter, den nur Zeit und Ort, die hier in der Luft schweben, bestimmen, die Personen aber, wenn auch noch so scharf gezeichnet, nicht ersetzen können, und an der Klarheit der Tendenz.***) Soll die Reform unausführbar sein, warum werden dann die Vertreter der alten Zustände so unsympathisch geschildert? Oder soll der Roman eine pessimistische Satire sein? Dann ist er kein Roman! —

Maurice Donnay (geb. um 1865) parodirte daher mit Recht (1895) in „Education de prince" jene mit schlechten Geschmack in

---

*) Joh. Sarrazin, B. A. Z. 1893, Nr. 160.

**) Fel. Vogt, Franz. Romanlitteratur. B. A. Z. 1894, Nr. 27.

***) J. Mähly, B. A. Z. 1893, Nr. 121. Es ändert nichts an obigem Urteil, daß die Anspielungen auf Kronprinz Rudolf und Erzherzog Johann (Orth) durchsichtig sind.

utopische Länder mit den Namen wirklicher Landschaften (die aber keine Staaten sind) oder auch mit erdichteten Namen verlegten Geschichten verbannter und sinkender Dynastien, wie sie Daudet (les rois en exil) und Lemaître (les rois) schrieben. Der Held deutet wol ohne Zweifel auf Alexander von Serbien, dessen Namen aber durch Stirie (Steiermark) verhüllt, der als Prätendent gedacht ist und von einem Franzosen im Schwindel unterrichtet wird. Das Buch wimmelt von Frivolität, ist aber geistreich geschrieben, obschon es irriger Weise die Monarchie als abgelebt darstellt, die vielmehr noch kräftige Zeichen der Lebensfähigkeit von sich gibt. Ein ähnliches Buch ist Abel Hermants „Frisson de Paris“, das den Schwindel der sog. Schlüsselromane (romans à clef) in verdienter Weise züchtigt.*)

In das wirkliche Leben griff Georges Ohnet (geb. 1848) ein, der, eine seltene Erscheinung in der französischen Litteratur, die Menschen und Dinge nimmt und schildert wie sie wirklich sind und jede hochtrabende Tendenz und unnatürliche Detailmalerei, jedes Wühlen im Menschenherzen sowol als in widerwärtigen Umständen verschmäht. Bei ihm erst lernt man die Franzosen nach ihrem wahren Leben und ohne geschraubte Sprache, vielmehr auf ansprechende, einfache Weise kennen und wird auf ungezwungene Art zu befriedigenden Lösungen der Konflikte geführt. Sein „Maître de forges“ (Hüttenbesitzer) hat auch bei uns die verdiente Aufnahme gefunden, im Buche wie auf der Bühne. „Nemrod et Comp.“ (1893) u. a. haben dieselben Vorzüge.**)

Eine eigenartige Stellung in der heutigen französischen Dichterwelt nimmt der Seelieutenant Viaud ein, der unter dem Namen Pierre Loti (geb. 1850) mit seinen Bildern aus dem Leben und Treiben verschiedener Völker bereits den Erdball umkreist hat, und im J. 1892 gegenüber Zola, in die von Daudet umsonst so grausam verspottete Schar der „Unsterblichen“ aufgenommen wurde. Er begann seine litterarische Laufbahn mit Selbstbiographien aus seiner Jugendzeit. Es folgten die berückenden Schilderungen seiner vielen Liebesverhältnisse: auf Tahiti, am goldenen Horn, in Japan u. s. w., deren Heldinnen nach seiner Abreise angeblich an gebrochenem Herzen starben und deren Geschichte er mit arger Frivolität und zugleich mit blendender Farbenpracht erzählt, in beiden ein überseeischer Maupassant! Von seinen weiblichen Abenteuern sticht ab „Mon frère Yves“, ein das uranische Problem (s. oben S. 200 ff.) behandelndes Seelen- und Seegemälde. Wohltuender wirken die Novellen, in denen seine Person aus dem Spiele bleibt, so seine beste, „Pêcheur d'Islande“, die das Volk der Bretagne sympathisch schildert. Alle aber sind arm an

*) Neue Pariser Schlüsselromane. B. A. Z. 1895, Nr. 211.
**) H. Keller-Jordan, B. A. Z. 1893, Nr. 108.

Charakteren und Inhalt und bestechen mehr, als sie befriedigen. Es fehlt ihm an künstlerischer Durchbildung, an litterarischen Kenntnissen. Nach seiner Aufnahme in die Akademie erschien von ihm sonderbarer Weise „le livre de la pitié et de la mort“, eine Sammlung melancholischer Erzählungen in sentimentalem Tone, aber von feinem Gefühle durchweht.*)

Es muß uns gestattet sein, hier abzubrechen und die zahllosen übrigen gallischen Romandichter (von denen einige bei Anlaß der Frauenfrage, oben S. 180, genannt sind) den Litteraturgeschichten zu überlassen, ebenso die Lyriker und leider auch die vom Pariser Dunst freien, der schönen Alpen-Natur näher stehenden Schriftsteller der französischen Schweiz.

Eine Ausnahme machen wir indessen mit Pierre Louys, der eine rasche Berühmtheit erlangt hat, weil er einen Unsittenroman in alexandrinischer Weise („Aphrodite“) schrieb und seine „Chansons de Bilitis“ für Uebersetzungen altgriechischer Gedichte ausgab, womit er wegen ihrer sehr geschickten Nachahmung vielen Glauben fand.**)

Als Anhang zur französischen Litteratur lassen wir Reste eines Schrifttums folgen, das älter ist als das französische und dieses im Mittelalter an innerm Wert und äußerer Bedeutung weit überragte, dessen Träger aber durch ihre politische Angliederung an Frankreich die Selbständigkeit ihrer Sprache und Dichtung verloren haben und zu Vertretern eines Dialektes herabgesunken sind. Es ist die provençalische Zunge, in der einst die Troubadours dichteten und sangen und in der die Albigenser den Heeren der Inquisition Trotz boten. Seit dem Ende des 13. Jahrhunderts waren Sprache und Dichtung Südgalliens im Verfalle begriffen. Auf der einen Seite wurden sie vom Französischen überwuchert und zerfielen auf der andern in Mundarten, die sich ihrerseits emporschwangen. Diese stehen dem Französischen nicht näher als das Italienische oder Spanische und bilden die Langue d'oc, die allerdings keine gemeinsame Schriftsprache mehr hat, aber doch noch $^2/_5$ von Frankreich und mehr als die Hälfte der franz. Schweiz umfaßt und sich neben der franz. Amts- und Verkehrssprache zäh forterhält. In unserm Jahrhundert hat sich auch eine neuprovençalische Litteratur gebildet, deren Schöpfer Jacques Jasmin aus Agen um 1825 war,***) der dann in noch anderen Gegenden Nacheiferer erhielt. In der eigentlichen Provençe war es der Buch-

---

*) Pierre Loti, von Paul Ladewig. B. A. Z. 1893, Nr. 215 u. 216. — K. Schirmacher, Pierre Lotis Buch des Mitleids und des Todes. Ebendas. 1891, Nr. 283. — Gust. Larroumet, Magazin für Litt. 1896, Nr. 23 u. 24.

**) P. Louys und die wahre Sappho. B. A. Z. 1896, Nr. 270.

***) Rich. Schröder, Zur neuprovençalischen Dichtung. B. A. Z. 1894, Nr. 278—280.

drucker Joseph Roumanille aus Avignon († 1891), der um 1850 die ersten Lieder in seiner heimatlichen Mundart dichtete, und 1854 mit 6 Anderen den Bund der Felibres gründete, und sein Schüler Frederi Mistral, der in seinem Epos „Mirèio" (1859) „ein unsterbliches Werk der Weltlitteratur", das in die meisten Kultursprachen übersetzt wurde, eine neuprovençalische Schriftsprache schuf. Alles zum großen Aerger der Franzosen, die in der Bewegung einen Versuch der Zerreißung Frankreichs wittern. Der Charakter der neuen Litteratur ist zwar politisch nicht ganz harmlos; er zielt auf lokale Selbstständigkeit; aber er ist nicht agressiv; er ist lediglich heimatlich, naturfreudig und dabei entschieden katholisch.

## 2. Die Italiener.

Wie die Deutschen gern auf Goethe (s. oben S. 496 f.), leider weniger auf Schiller, und die Engländer auf Shakespeare (oben S. 497 f.), so schauen die Italiener noch lieber am weitesten zurück, auf Dante. Der evangelische Pfarrer Dr. G. A. Scartazzini, aus der italienischen Schweiz gebürtig, aber jetzt in der deutschen wirkend, ist der eifrigste Danteforscher der Gegenwart; er brachte das Kunststück zustande, eine Dante-Bibliothek von 3000 Nummern zu sammeln. Aber auch in Italien selbst ist diese Forschung durch Giac. Poletto's Dizionario Dantesco (1885—87) befördert worden, in Deutschland, das zwanzig vollständige Uebersetzungen der göttlichen Komödie geschaffen, durch Julius Petzholdt, in der französischen Schweiz durch P. Berthier. Zu Cambridge in Nordamerika besteht eine Dante-Gesellschaft, die ein Jahrbuch herausgibt. In Italien sind alte Dante-Kommentare neu herausgegeben worden, auf Anordnung von Leo XIII. auch eine lateinische, von Senavalle auf dem Konzil zu Konstanz verfaßte Uebersetzung der Divina Commedia.*) Weitere Tätigkeit müssen wir aus Mangel an Raum übergehen.

„Seit vielen Jahren," sagt der römische Märchen- und Romandichter Luigi Capuana, „grassirt in Italien eine litterarische Krisis." **) Dem bedeutenden Aufschwung, den nach langer Stagnation die italienische Litteratur seit der politischen Einigung des Landes (1860) genommen, ist seit 1883 ein Niedergang gefolgt, weniger im Werte der litterarischen Produkte, als in deren Aufnahme bei der Bevölkerung. Viel trägt dazu auch die strenger gewordene Kritik bei, mehr aber die Urteilslosigkeit des Publikums, der zu hohe Preis der Bücher und der gefährliche Wettbewerb der Zeitungen. Dazu kommt eine litterarische

*) Scartazzini, Aus der neuesten Dante-Litteratur. B. A. Z. 1893, Nr. 81. — Ders., Dante-Litteratur. Ebendas. 1896, Nr. 167—169.

**) Osc. Justinus, Die litterarische Krisis in Italien. B. A. Z. 1892, Nr. 293.

Ueberproduktion, die bei einem Verleger, freilich dem größten Italiens (U. Hoepli in Mailand) in einem Jahre (1893) 50 Procent mehr betrug, als im vorhergehenden. Die meisten übrigen Verleger arbeiten mit Verlust; bei Jenem aber erscheinen Werke, die schon ziemliche Anforderungen an die Kaufkraft der Leute stellen, so eine populäre Encyklopädie, eine Sammlung geflügelter Worte (wie Büchmanns), eine Anleitung für Bücherfreunde, eine Geschichte der Philosophie, eine Bibliothek der griechischen und römischen Klassiker, die historischen und litterarischen Essays des Senators Gaetano Negri u. s. w.*)

Unter den einzelnen italienischen Dichtern der jüngsten Zeit ist es beinahe die Regel, daß sie sich in verschiedenen Gattungen der Poesie betätigen. Es ist daher oft etwas zweifelhaft, welche Gattung bei einem Dichter als die hauptsächliche betrachtet werden muß.

Unter den Lyrikern unserer Zeit ist der älteste Marco Antonio Canini (geb. 1822), Politiker, Patriot, Gelehrter, Dichter und Uebersetzer. Sein großer Plan, Sammlungen von Liedern aller Völker und Zeiten herauszugeben, blieb aus Mangel an Absatz bei dem ersten Teile „Libro dell' amore“ stehen; Vaterland, Glauben und andere mußten zurückbleiben. Das „Buch der Liebe“ enthält 750 italienische und 1760 fremde, meist selbst übersetzte Gedichte aus 140 Sprachen und Mundarten und 1400 Volkslieder. Die deutsche Liebesdichtung erklärt Canini für die erste der Welt, und gerade seine Uebersetzungen aus dem Deutschen sind die gelungensten.**)

Der im Auslande bekannteste italienische Dichter Giosuè Carducci (geb. 1836) hat in seinen Jugendjahren eine „Ode an den Satan“ in 25—30 Versen ohne Strophenabteilung verfaßt, in welcher er ironischer Weise, weil die Klerikalen allen Fortschritt dem Teufel zuschreiben, die lichtfreundlichen Bestrebungen in dem Namen „Satan“ personifizirte oder symbolisirte. Die Klerikalen aber merkten dies nicht oder wollten es nicht merken und berichteten in verschiedenen Schriften alles Ernstes, Carducci habe den Teufel besungen und verehre ihn, — an dessen Existenz er natürlich so wenig glaubt, wie irgend ein anderer Rationalist. Carducci hat viel Aehnliches mit Heine; aber er hat mehr wahre Begeisterung. Die französische Revolution besang er in „Ça ira“, versöhnte sich aber nachher mit der Monarchie seines Vaterlandes. In „Odi barbare“ wandte er mit Glück antike Versmaße an, die aber heftig angegriffen wurden. Dem modernen Realismus steht Carducci ablehnend gegenüber; er erklärt ihn für nichts neues; er beweise, sagt er, nur, daß wir nicht mehr schön erfinden und ersinnen können, und daher blos

---

*) Scartazzini, Italienische Litteratur. B. A. Z. 1893, Nr. 97.
**) Franz Muncker, B. A. Z. 1891, Nr. 97.

beschreiben, daß wir von allen Zeiten nur die Gegenwart auffassen und photographiren, daß wir nicht mehr die Kraft haben zu idealisiren.

Diesen von Carducci abgelehnten modernen Realismus nennen die Italiener Verismus, als ob es ausgemacht wäre, daß er allein das Wahre treffe. Sein Prophet war der Bibliothekar in Bologna, Olindo Guerrini (geb. 1845), der als Dichter die Maske eines angeblich verstorbenen Lorenzo Stecchetti annahm. Von geistreichem Witz übersprudelnd, strebte er an Cynismus Heine zu übertreffen und suchte die sog. Natürlichkeit im Gemeinen. In einem vielleicht ironisch gemeinten Sonett nannte er sich und seine Genossen Epikureer und Bacchanten, deren Göttin Venus, deren Priesterin Phryne, deren Kultus das Gelächter sei und die Christus verachten! Diese Brutalen bewundern natürlich Zola. Dieser, die Goncourt, Daudet und Bourget fanden ihre Nachahmer unter den „Veristen". Ihnen gegenüber stehen die Idealisten, zu denen Carducci sowol als dessen verstorbener Freund Bernardino Zendrini gehören, die sich aber wegen Meinungsverschiedenheiten über Heine (den Beide übersetzten) entzweiten. Zendrini betonte indessen stets, man müsse die Dinge nicht verschleiern, sondern so nennen wie sie sind. Stecchetti hinwieder behauptete, es gebe weder Veristen noch Idealisten, sondern nur Schriftsteller, die gut, und solche die schlecht schreiben.*) Zu den Veristen gehören ferner als Lyriker Enrico Panzacchi (geb. 1841), der sich mehr oder weniger von der Richtung frei macht, Mario Rapisardi, Sizilianer (geb. 1843), Verfasser des großen, die religiöse Entwickelung behandelnden Lehrgedichtes „Palingenesi", der bittern Satire gegen die Gesellschaft „Lucifero", des sozialistischen Epos „Atlantide" und der halb dramatischen Trilogie „Giobbe", und der italianisirte Deutsche Arturo Graf (geb. 1848), Litteratur- und Kulturhistoriker (Verfasser einer trefflichen künstlerisch ausgeführten „Geschichte des Teufelsglaubens"), dessen „Medusa" ein pessimistisches „hohes Lied" ist, in dem „das fortwährende Ringen des Erschaffenen mit der Vernichtung, das beständige Auftauchen und Untergehen von Hoffnungen" geschildert wird, der düstere Geist des Nordens sich nicht verleugnet, die Liebe nur keusch sich ahnen läßt und am Ende die Religion Trost verleiht (B. A. Z. 1891, Nr. 175, S. 7). Viele weitere Dichter wären noch zu nennen; an anderer Stelle wird uns ein Hauptverist, Annunzio, begegnen, ebenso die Dramatiker Praga, Verga und Giacosa.

Im Roman und in der Novelle haben auf die jüngsten italienischen Dichter unzweifelhaft die populärwissenschaftlichen Schriftsteller, der Kriminalpsycholog Lombroso (oben S. 203 ff.), der physiologische Ethiker und Kulturhistoriker Mantegazza u. A. eingewirkt.

*) Moderne italienische Lyrik. B. A. Z. 1892, Nr. 21.

Weniger bei uns bekannt als die zwei Folgenden ist Enrico Castelnuovo (geb. 1839), ein Meister des Sittenromans, den „Gefühlstiefe und natürliche Frische der Sprache" auszeichnen. Dioskuren an Alter (geb. 1846) und Schreibart sind: Salvatore Farina, der voll Humor und ernster Sittlichkeit die Menschen schildert wie sie sind, aber überzeugt ist, daß die Wahrheit ohne das Ideal nichts ist (meno di niente), daß nicht die Wahrheit die Kunst rettet, die keiner Rettung als durch sich selbst bedarf, sondern im Gegenteil die ewige Kunst die Wahrheit rettet, — und Edmondo de Amicis, der, ebenfalls reich an Humor, einerseits das Soldatenleben schildert, anderseits die Kinderwelt, wenn auch nicht ohne Ueberschwenglichkeit, zu seiner Domäne gewählt hat.

Der bereits angedeutete Verist Gabriele d'Annunzio, aus den Abruzzen, begann mit Gedichten und Novellen, die mit ungekünstelten, unverfälschten Naturlauten das Volksleben von Leidenschaft gegen die soziale Knechtschaft der Armen entbrannt, malten. Seine Schreibart fordert jedoch „starke Nerven", so besonders sein Roman „Trionfo della Morte", der mit Selbstmord beginnt und endet, dessen Held, ein im Genusse unersättlicher Schwächling, von Nietzsches Herrenmoral angesteckt, aber zu keinen Taten fähig ist, als zu feigem Doppelmord. Abgesehen jedoch von dieser verfehlten Fabel des Werkes, glänzt dieses in erhöhtem Maße in den genannten Vorzügen und bringt kulturgeschichtliche Tatsachen zur Anschauung, die erschaudern machen, so namentlich das Treiben an einem Wallfahrtsorte der Heimat des Dichters, wo alle Poesie im Anblicke des Elends verstummt (B. A. Z. 1894, Nr. 174 und 175).

Sehr zahlreich ist die Schar der italienischen Dramatiker unserer Zeit; doch beschränkt sich der Begriff kulturhistorischer Bedeutung auf nur Wenige. Der fleißige Orientalist, Mythenforscher und Kulturhistoriker Angelo de Gubernatis (geb. 1840) brachte die rührende indische Liebesgeschichte von Nala und Damajanti, eine Episode des Maha-Bharata, in die Form einer Trilogie „il rè Nala" (1869), die eine gute Bühnenaufnahme fand. In jüngerer Zeit haben drei Theaterdichter, die auch in Lyrik und Novelle tätig sind, einen Namen erworben. Der älteste, Marco Emilio Praga (geb. 1839), will in „Eine ideale Frau" das beliebte Ehebruchsmotiv von neuem Gesichtspunkte behandeln; er schildert eine treulose Frau, die gegen ihren Mann ebenso zärtlich ist wie gegen den Liebhaber; alle drei erscheinen als sympathische Menschen, das Liebespaar trennt sich freundschaftlich und alles löst sich in Wohlgefallen auf.*)

Ob diese Menschen mehr Schwächlinge oder mehr Heuchler sind?

*) Mensch, Neuland, S. 242 ff.

Anders verfährt der südlich heißblütige Sizilianer Giovanni Verga (geb. 1840), der in seiner „sizilianischen Bauernehre" den Schänder seiner Hausehre vors Messer fordert.

Anders auch Giuseppe Giacosa (geb. 1847), der in „tristi amori" eine düstere Scenerie entfaltet, die nicht an den lachenden Himmel Italiens erinnert. Das ehebrecherische Paar ist nicht vergnügt und sorglos wie bei Praga, es ist schuldbewußt, gequält vom Bewußtsein sündiger Liebe und will nach Entdeckung durch den Gatten mit dessen Erlaubnis fortziehen; aber die Frau fühlt sich als Mutter verpflichtet zu bleiben.*)

Wir schließen mit einer Auswahl italienischer Dichterinnen der Gegenwart.

Matilde Serao (geb. 1856), eine sehr fruchtbare Schriftstellerin, aus Neapel, auch Improvisatrice, schrieb erst sentimentale, dann edel realistische Novellen, die sich aber ins Mystische verloren, so im Roman „Castigo", der ein Gipfel von Unnatur ist. Ein erfreulicheres Bild bietet die autodidaktische Lehrerin Ada Negri (geb. 1870) aus der Lombardei dar, die „wie eine Lerche aufstieg", um alle Vogelstimmen der letzten Jahre „hellschmetternd zu übertönen". Ihre Gedichtsammlungen „Fatalità" (1894) und „Tempeste" (1896) erzählen, die erste von Schmerz und Trübsinn, die zweite gereiftere von Naturfreude, Schönheit und Liebe. In beiden bekennt sie mit Feuer einen berechtigten, nicht parteimäßigen Sozialismus und schildert das Elend mit großartiger Leidenschaft, die über die Kraft eines jungen Mädchens zu gehen scheint und so wenig frei von Maßlosigkeit ist, daß oft Zweifel an der Echtheit ihrer Gefühle aufzusteigen drohen.**)

Haydée nennt sich die 1871 geborene Ida Finzi aus Triest, die schon seit 10 Jahren Erzählungen aus dem Leben schreibt, Landschaften prächtig schildert, Konflikte im Menschenleben schürzt und löst, aber trübe Katastrophen liebt.***)

### 3. Die Hispanier.

Unter diesem antiken Namen glauben wir die dichtenden Spanier, Portugiesen, Mittel- und Südamerikaner zusammenfassen zu sollen, d. h. alle die, deren Muttersprache mit ihren Abzweigungen auf der iberischen Halbinsel ertönt, von der auch ihre Abkunft sich herleitet.

---

*) Mensch, Neuland, S. 237 ff.

**) Neue italien. Dichtungen. B. A. Z. 1894, Nr. 256. — Arthur Cloeßer, Mag. für Litt. 1896, Nr. 24. — Ada Negri, von Dr. Ernst Gnad. B. A. Z. 1896, Nr. 287 u. 288.

***) Haydée, B. A. Z. 1895, Nr. 173.

Voran darf ihnen ein Dichter gesetzt werden, der in allen Dichtungsformen Hervorragendes geleistet hat und bis vor kurzem der älteste lebende Poet Spaniens war. Es ist José Zorrilla y Moral (geb. 1818, † 1893), welcher 1889 in der Alhambra zu Granada die feierliche Dichterkrönung empfing. Unabhängig von jedem Einflusse fremder Völker, obschon viel gereist, und frei von modernsten Geschmacksverirrungen, stellte er in unserer Zeit die Blüteperiode der prachtvollen Zunge Castiliens wieder her. Zorrilla entfloh mit 19 Jahren dem ihn quälenden Rechtsstudium und hatte in Madrid bald Erfolg. Er begann 1840 mit Lyrik (Cantos del trovador), ging zu Epen und Legenden über und festigte seinen Ruhm 1844 mit dem Drama „Don Juan Tenorio“. Seine Dichtungen blenden durch Farbenpracht und Wohlklang der Sprache, haben aber nicht selten etwas überladen Buntes. Seine Lyrik enthält „mehr Handlung als Stimmung“. Echt spanisch, läßt er seine Helden und Heldinnen, übersättigt von Lebensgenuß, im Kloster Buße tun. Daneben verherrlichte er Napoleon in hinreißenden Verswogen. Sein „Don Juan“ ist so gefeiert wie kaum ein anderes Drama irgend einer Nation. Er verleiht der verbrauchten Sage einen neuen großartigen Gehalt, so daß der Held bald abstößt, bald bezaubert, stellt ihm ergänzend einen weiblichen Charakter, Donna Inez gegenüber und läßt ihm aus dem Jenseits Verzeihung widerfahren, alles in überwältigenden Bildern. Die Scenerie ist eine nächtliche und daher mystisch ergreifende.*)

Als einzigen spanischen Dramatiker von Bedeutung neben Zorrilla nennen wir José Echegaray, geb. 1832 in Madrid; er war Ingenieur, Professor an der Ingenieurschule, 1868 Direktor unter dem Bautenminister Fomento und schon 1869 dessen Nachfolger, in welcher Stellung er durch eine begeisterte Rede die Religionsfreiheit verwirklichen half. Im J. 1872 wurde er Handelsminister und schuf die Staatsbank; die Abdankung Amadeos trieb ihn zur Flucht nach Paris, er kehrte aber nach der Revolution General Pavias wieder heim. Nun erwachte seine alte Liebe zum Theater von neuem. In 20 Jahren (seit 1874) schrieb er 46 Stücke in Versen und Prosa von 1 bis 5 Akten, komische und tragische. Er ist in allen, besonders den Naturwissenschaften, zu Hause. Er hat in Spanien ein Wiedererwachen des gesunkenen poetischen Geschmacks bewirkt und eine gesundere Richtung hervorgerufen. Besonders geschätzt sind die Stücke: „El puño de la espada“ (der Griff des Degens), „Como empieza y como acaba“ (wie es anfängt und wie es endigt), 1876, „O locura ó santidad“ (Wahnsinn oder Hochsinn?), „El gran Galeoto“ u. s. w. Man wollte in ihm einen Schüler Ibsens sehen; aber obschon 5 Jahre jünger, sind seine

*) H. Keller-Jordan, José Zorrilla. B. A. Z. 1893, Nr. 25.

Hauptwerke 10 Jahre älter als die des Norwegers. Echegaray hat mit Ibsen wenig Handlung und viel Ideen gemein; aber während dieser fremdartig und dunkel, ist jener klar, wahrscheinlich, natürlich; denn er ist ein Mann der Praxis, während Ibsen Theoretiker ist und bleibt. Er benutzte das französische Theater ohne es nachzuahmen und zeigte eine sittliche Kraft, die jenes nicht kennt. Er ist immer mehr zur modernen Schule übergegangen und setzte 1877 die Prosa an die Stelle der Verse in „O locura, ó santidad“, einem erschütternden Familiendrama mit freilich unnatürlicher Verwickelung, da der Held aus rechtlich unbegründeter Gewissenhaftigkeit, weil er entdeckt, daß er ein untergeschobenes Kind war, auf das Glück seiner Tochter, dem nichts im Wege stand, verzichtet und sie unglücklich zu machen im Begriffe steht, aber als Wahnsinniger eingesperrt wird. Im „Gran Galeoto“, welchen Paul Lindau verfehlter Weise auf deutsche Namen übertrug, was er aber später durch Rückkehr zu den spanischen wieder gut machte, schilderte Echegaray die Macht der Verleumdung, des Klatsches, und deren furchtbare Folgen, die aber hier noch abgewendet werden. Der Dichter schafft noch immer weiter, und jede erste Aufführung seiner Stücke ist ein Ereignis in Madrid.*)

Nach Zorrilla steht in der spanischen Lyrik Gaspar Nuñez de Arce (geb., wie Jener, in Valladolid 1834) voran, ein Träger moderner Anschauung, aber immerhin mit nationaler Färbung. Er eiferte zunächst dem berühmten Odendichter Manuel José de Quintana (1772—1857) nach, indem er das wirkliche Leben zu erfassen suchte, sowol in der Natur als im Menschenherzen. Ergreifend sind seine Klagen über den Niedergang seines Vaterlandes; seine „Gritos del combate“ greifen aber auch in soziale und wissenschaftliche Fragen ein. Er ist ein Dichter des Zweifels, der sich zwischen Glauben und Unglauben durchkämpfen möchte. Er schildert in „La Visión de Fray Martin“ Luthers Seelenkämpfe symbolisch, allegorisch und oft dunkel, — in der „Ultima lamentacion de Lord Byron“ des britischen Dichters Empfindungen auf seiner Reise nach Griechenland, in „El Vértigo“ die Zerrissenheit der modernen Ideen. Im Drama „El Haz de leña“ behandelte er die Geschichte des Don Carlos. So stellt er sich uns als ein internationaler und doch echt spanischer Dichter dar.**)

Auf den Bahnen der modernen Dichter Byron, Musset und Heine wandelte Gustavo Adolfo Becquer (geb. in Sevilla 1836, † 1870), der von ursprünglich aus Deutschland eingewanderten Ahnen stammte und nach schicksalvollem Leben jung, arm und unbekannt hinschied, nur zwei Monate nach seinem Bruder, einem Maler, mit dem er alles

*) H. Keller-Jordan, José Echegaray. B. A. Z. 1895, Nr. 230.
**) Ders., G. Nuñez de Arce. Ebendas. 1894, Nr. 186.

Leid geteilt hatte. Er hatte in seinem kurzen Leben mehr geplant als geschaffen; aber seine Gedichte, Erzählungen, Legenden und Märchen zeigen einen hochstrebenden Geist und eine lebhafte, oft fantastische Einbildungskraft und sind in farbenprächtiger Sprache geschrieben. Seine Dichtungen haben, leider erst nach seinem Tode, in Spanien und dessen früheren Kolonien „nachhaltigen Einfluß auf Volk und Lyriker ausgeübt".*)

Den Reigen der hervorragenden spanischen Romandichter unserer Zeit eröffnet (von einer Anzahl fruchtbarer, aber wenig bedeutender abgesehen) Pedro Antonio de Alarcon (geb. 1833 in Guadix, † 1891 in Madrid); man nennt ihn den größten Roman- und Novellendichter seines Landes in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts, der neben dem noch zu nennenden Valera und Frau Bazan die klerikale Schriftstellerin „Fernan Caballero" (Bd. VI, S. 604) turmhoch überragt. Alarcon war genial, vielseitig, kenntnisreich, menschenkundig, sprachgewandt; er kannte alle Dialekte und Stände des Landes. Alles ist echt in seinen Schilderungen; er verschont den Leser mit Nebensachen und geht immer frisch auf das Ziel los. Seine Romane kämpfen gegen Heuchelei und Sittenlosigkeit des Klerus, besonders der „Dreispitz" (El sombrero de tres Picos), sein Hauptwerk, sie verspotten die Ausländerei, besonders die Französelei. Alarcon hatte ein bewegtes Leben, er war Soldat, Redacteur, Abgeordneter, Gesandter (in Schweden), Akademiker und Senator, und ließ sich aus Laune in der Armengrube bestatten (B. A. Z. 1891, Nr. 184).

Auch Perez Galdos strebte, den spanischen Roman vom französischen unabhängig und national zu gestalten, begab sich aber auf das schlüpfrige Gebiet des sog. Realismus mit Vorliebe für das Unangenehme, was Juan Garcia u. A. noch übertrieben, bis sie wieder bei Zola anlangten.

Eine aristokratisch-diplomatische Natur ist der vielgereiste (1893 als Gesandter in Wien weilende) Juan Valera (geb. 1824), ebenso geschätzt als Litteraturhistoriker wie als Novellist. Er ist gläubiger Katholik und Gegner des Realismus, aber unbefangener Beurteiler von Menschen und Ideen, auch von gegnerischen. So läßt er in seinem bekanntesten Roman „Pepita Jimenez" einen von Liebe ergriffenen angehenden Priester um der Liebe willen die geistliche Laufbahn aufgeben und die Geliebte heimführen, und zwar ohne Sentimentalität, in ruhiger Erzählung. In dem Dialog „Copa" behandelt er den Spiritismus und die Hypnose und läßt durch „Dr. Seelenführer"

*) H. Keller-Jordan, G. A. Becquer. B. A. Z. 1892, Nr. 36. — Die spanischen Lieder G. Becquers in deutscher Uebertragung von Rich. Jordan. Ebendas. 1893, Nr. 124.

(d. h. Schopenhauer) den Buddhismus als Religion der Zukunft erklären. Es ist eine Satire auf den Pessimismus, Spiritismus und Atheismus.*)

Nicht so unbefangen wie der gutkatholische Valera ist der Jesuitenpater Luis Coloma (geb. 1851 in Jerez), der 1891 durch seinen Madrider Sittenroman „Pequeñeces“ („Lappalien“ übersetzt die „Romanwelt“) plötzlich berühmt wurde. Sein Lebenslauf hat Aehnlichkeit mit dem seines Ordensstifters Loyola. Auch ihn trieb eine gefährliche Verwundung (wenn auch nicht im Kriege) in die Gesellschaft Jesu. Seine litterarische Tätigkeit wurzelt in der Protektion von Seite der beiden klerikalen Damen Böhl de Faber und Avellaneda. Schon seine früheren Novellen werben für das Klosterleben und eifern gegen die Weltlichkeit und ihre Freuden. Der genannte große Roman zeugt zwar von viel Welt- und Menschenkenntnis, ist aber durchweg karikirt. Nur die Jesuiten und ihnen ergebene Betschwestern sind gut, alle anderen Personen schlecht, die Freimaurer aber, obschon er sie gar nicht kennt, grundschlecht. Der klerikale Realist zeigt sich unnötiger Weise so grausam, daß er das unschuldige Söhnchen seiner leichtfertigen Heldin Currita und das ihres lüderlichen Geliebten Tellez de Ponce im Kampfe mit einander ins Meer stürzen und ertrinken läßt, um die Bekehrung der „Heldin“ zu befördern! Jedenfalls stellt er seinem Orden und dessen erzieherischer Wirksamkeit ein schlechtes Zeugnis aus durch die Art, wie er die vornehme Gesellschaft schildert.**)

Ein ganz anderes Bild bietet Armando Palacio Valdès (geb. 1853 in Asturien) dar. Er ist freireligiöser Kämpfer gegen die geheimen Wege und die Macht des Klerus, besonders in der Erzählung „Marta y Maria“ (1883). Das Studium deutscher Philosophie und Goethes und der frühe Verlust seiner Gattin führten ihn zur Behandlung tiefsinniger Probleme, die ihn aber nicht an feiner Darstellung realistischer Verhältnisse und an glühender Liebes- und Naturschilderung verhinderte. In „La Espuma“ (Der Schaum, 1890) begegnet er sich, aber aus anderen Gründen, mit Coloma, indem auch er die Sittenlosigkeit der Madrider Aristokratie geißelt, aber auf gerechtere Weise. Seine Personen sind nicht schlecht, sondern nur verblendet; sie wissen nicht, daß sie schlecht handeln. In „La Fè“ (Der Glaube, 1892) läßt er einen jungen Priester zwischen Glauben und Wissenschaft schwanken und gegen die Liebe kämpfen, bis er, wenn auch zu reinem Gottesglauben durchgerungen, als geisteskrank erklärt wird. Eine klerikale Hetze erhob sich gegen das tiefreligiöse Buch***), das auf den Index gesetzt wurde!

*) H. Keller-Jordan, Juan Valera. B. A. Z. 1893, Nr. 136.
**) Dr. S. Gräfenberg, Luis Coloma. B. A. Z. 1895, Nr. 211.
***) H. Keller-Jordan, A. P. Valdès. B. A. Z. 1892, Nr. 92.

Die bedeutendste spanische Dichterin jüngster Zeit, Emilia Pardo de Bazan kämpft für Frauenemanzipation und schildert mit naturalistischer Freiheit das Volksleben im spanischen Galizien.

Das ungeheure Gebiet der von spanischer Kultur beherrschten Neuen Welt, das von Kalifornien im Norden bis zur Insel Chiloe im Süden sich erstreckt, ist, wenn auch in zerstreuten Gruppen, nicht arm an Dichtern. Ja die Dichtkunst hat dort, wenn auch in castilischer Zunge, einen achtungswerten Grad von Selbständigkeit erreicht, der sowol durch den Geist der Unabhängigkeit, als durch die Natur der Tropen eine eigenartige Physiognomie erhalten hat.

In Mejiko hat Salvador Diaz Miron in unseren Tagen einen weiten Ruf als Lyriker, der auch in Central- und Südamerika lebhaften Widerhall findet, ungeachtet der Bescheidenheit des Dichters, der alle Reklame seinen Freunden nicht nur überläßt, sondern widerwillig gewähren läßt. Als Politiker weniger schüchtern, ist er Oppositionsführer und beim Volke ebenso beliebt, wie der Regierung verhaßt. Glühend von Wahrheits- und Vaterlandsliebe, hat er sowol mit dem Zweikampf, als mit dem Gefängnis Bekanntschaft gemacht. Andere Lyriker des Landes sind der unglückliche Liebe besiegende Manuel Acuña († 1873 durch Selbstmord) und sein enger Freund Juan de D. Peza (geb. 1852), der durch Untreue seiner Gattin unglücklich wurde.*)

In Central-Amerika ist Guatemala der Sitz der Dichtkunst, besonders seit 1871; aber auch die anderen Kleinstaaten der Landenge haben ihre gefeierten Poeten. Namentlich ist dies eine Dame, Vicenta Laparra de la Cerda, deren Gedichte (1883) einen düstern, verzweifelnden Charakter haben.

Die von einem Eifersüchtigen ermordete Lola Montenegro war eine bilderreiche Sängerin der Liebe in Freude und Schmerz. Neben mehreren ihrer Schwestern in Apollo glänzt als Dichter Vicente Acosta, dessen Vorbild Becquer ist. Tiefer und klassischer dichtet Juan Fermin Aycinena (geb. 1838). Der ausgetretene Mönch Miguel Urrutia besingt seit 1880 Liebe und Natur. Ramon Uriarte, zwar auch Dichter, ist bedeutender als Sammler der Dichtungen seiner Landsleute und als Uebersetzer deutscher und französischer Gedichte.**)

Ueber die spanischen Dichter Südamerikas haben wir weniger Nachrichten. Dagegen ist uns der chilenische Diplomat Alberto Blest Gana (jetzt in Paris) als Romandichter bekannt. Sein bedeutender Roman „Martin Rivas“ schildert das Leben der höheren und niederen

---

*) Rich. Jordan, Die spanische Muse jenseits des Oceans. B. A. Z. 1893, Nr. 214.

**) H. Keller-Jordan, Galeria poëtica Centro-Americana. B. A. Z. 1892, Nr. 225.

Stände in Santiago mit realistischen, aber durch ideale Züge verschönerten Bildern auf lebensvolle und urgesunde Weise.*)

Aehnlich wie das Provençalische zum Französischen verhält sich das mit jenem nahe verwandte Catalanische zum Castilischen. In diesem Idiom dichtet seit neuerer Zeit eine eifrige Poetenschule, deren Gründer (1839) Joaquim Rubio y Ors war und deren hervorragendster Vertreter Victor Balaguer ist, auf dessen Wunsch 1859 die im 14. Jahrhundert eingeführten, im 18. aber eingegangenen Blumenspiele (jochs florals) in Barcelona und 1878 in Valencia wieder auflebten. Diese mittelalterlichen Erinnerungen blieben nicht ohne Gegner, die dem Volksleben der Gegenwart den Vorzug gaben. Zu ihnen gehörte der neben Balaguer den größten Ruhm als Dichter genießende Federico Soler (geb. 1839, † 1895), der jene Spiele parodirte, aber später zur ernsten, ja melancholischen Dichtung überging.

Seit 1861 schon stehen die provençalischen Felibres mit den catalanischen Troubadouren in enger Verbindung und beide besuchen sich gegenseitig. Jacinto Verdaguer, ein Priester, schrieb das catalanische Epos „Atlantida“ (1878), dessen Held Columbus ist. Auch Frauen dichten in diesem Idiom, das ein von Soler ins Leben gerufenes Theater und Zeitschriften besitzt.**) Balaguers dramatische Trilogie „Die Pyrenäen“ hat die Albigenserkämpfe zum Inhalte, ist gegen die Inquisition gerichtet und von edlem Patriotismus beseelt.***)

Aus der großen Menge der neuesten Dichter Portugals können wir hier nur den bedeutendsten Freund und Schüler Almeida Garretts (geb. 1799, † 1854, s. Bd. VI, S. 604) nennen, nämlich Francisco Gomes de Amorim (geb. 1827, † 1891), der lange Zeit Brasilien bewohnte und so die beiden Länder portugiesischer Zunge verband. Von Garrett aufgemuntert, bildete er sich zum fruchtbaren Dichter heran; er schuf lyrische Gedichte, führte den Seeroman ein, pflegte auch den historischen Roman, belebte die Bühne mit Dramen (Odio de raça, der Rassenhaß), gab die Lusiaden neu heraus (1889), verewigte seinen Gönner Garrett durch Veröffentlichung von dessen Denkwürdigkeiten (1881—84) und war stets ein feuriger Patriot und entschiedener Idealist. Nach ihm ist die portugiesische Dichtung in Parteileidenschaft ausgeartet.†)

---

*) Eine deutsche Uebersetzung, im Besitze des Verf. d. B., ist leider noch ungedruckt. Die Romanzeitschriften ziehen Pikanterien mindern Wertes vor. Ein langweiliger japanischer Roman, in dem das Bauchaufschlitzen einer Schar von Ronins (Verschwörern, Verbannten) die Hauptsache ist, scheint ihnen interessanter, als treue Schilderung kolonialer Verhältnisse.

**) Wolfg. Golther, Neucatalanische Dichtung. B. A. Z. 1891, Nr. 47. — Federico Soler. Ebendas. 1895, Nr. 162.

***) H. Keller-Jordan, Die Pyrenäen-Trilogie. B. A. Z. 1892, Nr. 117.

†) K. v. Reinhardstöttner, Sechs Jahrhunderte portugiesischer Lyrik. B. A. Z. 1892, Nr. 256. — Ders., F. G. de Amorim. Ebendas., Nr. 43.

## C. Die osteuropäischen Völker.

### 1. Die Russen.

Einen Aufschwung zu neuem Leben und zu einer unerwarteten Blüte nahm die russische Litteratur nach dem für das Reich unglücklichen Krimkriege, Dank der Ablösung des despotischen Regiments unter Nikolaus I. durch das humane und liberale des edeln Alexander II.*) Die Presse konnte sich wieder freier bewegen. Die Wissenschaft beschäftigte sich mit dem bis dahin von ihr aus gewichtigen Gründen nicht beachteten Staats- und Volksleben. Die Litteratur erhielt Schwung und Farbe durch den Kampf zwischen älteren und neueren, konservativen und fortschrittlichen Anschauungen. Man wurde aufmerksamer auf die bis dahin sorgfältig verborgenen Schäden in der Staatsverwaltung, auf die weit verbreitete Korruption und Polizeiwillkür und auf das Elend des armen Volkes in den Städten und auf dem Lande.

Den Eigentümlichkeiten in der Entwickelung des russischen Lebens unserer Zeit gemäß kann die in diesen Zeitraum fallende Litteratur nicht nach den Dichtungsformen, sondern nur nach ihrem Inhalte eingeteilt werden. Wir führen unter den dichterischen Werken erst jene auf, die sich mit der Vergangenheit, dann die, die sich mit der Gegenwart beschäftigen, und endlich die, welche den Blick auf die Zukunft richten. Darauf kommt der eine eigenartige Mittelstellung zwischen älteren und neueren Bestrebungen einnehmende Hauptvertreter der russischen Dichtung unserer Zeit, Graf Leo Tolstoi, und an ihn schließt sich die jüngere russische Dichterschule an.

Die Schriftsteller, welche in die Geschichte vergangener Zeiten zurückblickten, waren auch Verehrer der alten Zeit und suchten diese zu verherrlichen. In Roman und Drama, besonders aber in letzterem, wandten sie sich merkwürdiger Weise gerade der unseligsten, an Greueln reichsten Zeit, derjenigen Iwans des Schrecklichen und der nach seinem Tode einreißenden, von einander ablösenden Prätendenten und Abenteurern erfüllten anarchischen Periode zu, die freilich einen Ueberfluß an lebendigen und farbenreichen Handlungen darbietet. An der Spitze der diese wilden Zeiten schildernden Dichter stehen Graf Alexei Konstantinowitsch Tolstoi (geb. 1817, † 1875), der in einer Trilogie mit ergreifenden Zügen die blutige Gewaltherrschaft Iwans und seiner Nachfolger und den Aberglauben jener Zeit zeichnete und Iwans Gegner als Helden feierte**), und Alexander Nikolajewitsch Ostrowski (geb.

*) K. Haller, Geschichte der russischen Litteratur. Riga und Dorpat 1882, S. 155 ff.

**) Dr. Bernh. Münz, Zur neuern russischen Dichtung. B. A. Z. 1890, Nr. 210.

1824, † 1886), dem es mehr um Hervorhebung der nationalen und religiösen Ideale des russischen Volkes zu tun war. Es sind treffliche Sittenbilder jener Zeiten, aber in dramatischer Beziehung mangelhaft, auch zu phrasenreich. Eine näher liegende Zeit, die Katharinas II. und ihrer Nachfolger, wurde novellistisch und biographisch von Sergei Aksakow (geb. 1791, † 1859) und Frau Kochanowskaja (1858 und 1859) vergegenwärtigt, wobei die Charakterschilderung und das Familienleben plastisch hervortraten.

Einen Uebergang von der Geschichte früherer Zeiten zu dem Leben der Gegenwart bilden die für die Kulturgeschichte bedeutsamen, stabilen Volkszustände, namentlich des Bauernstandes. In einer Weise, welche gegen die litterarische Periode, die der unsrigen vorangeht, nicht wesentlich absticht, und in slawophiler Richtung schilderte das russische Volksleben, namentlich das der ruhigen, in ihr Schicksal ergebenen Leute, Frau Zebrikowa, genannt Mark Wontschok, die ihre Erzählungen in dem Liebes- und Eheleben der kleinrussischen Bauern und Kosaken spielen läßt und der Sehnsucht leibeigener „Seelen“ nach der Freiheit Ausdruck verleiht. Derber zeichnete die Armut der Volksdichter Iwan Sawitsch Nikitin († schon 1861), schwermütiger der aus dem leibeignen Stande hervorgegangene Taras Schewtschenko (geb. 1814, † 1861). Stark realistisch behandeln das Bauernleben Slawutinskis Novellen (1860). Mehr Gewicht auf die schlechten Seiten der Bauern legten die Erzählungen N. Uspenskis, der eine Menge Nachahmer fand. Den Kaufmanns- und niederen Beamtenstand zeichnen die dramatischen Arbeiten des schon genannten Ostrowski. Dieser Dichter besaß die schöne Kunst, in die düstere Welt, die er schildert, „einen Sonnenstrahl aus dem echtesten Dichtergemüte fallen zu lassen“, personifizirt in einer holden Frauengestalt, so besonders in seinem besten Stücke, dem „Sturm“.*) Indessen spielt bei ihm stets die Gegenüberstellung von Unterdrückern und Unterdrückten eine Rolle.

In diesem Zuge berührt sich die Schilderung des Volkslebens mit der oppositionellen Tendenz der sog. Anklagelitteratur (Oblitschenie). Ihre Anfänge stehen im engsten Zusammenhange mit dem erwähnten litterarischen Aufschwunge in der Mitte der fünfziger Jahre, als in der amtlichen und privaten Presse Enthüllungen über die Mängel und Schattenseiten des öffentlichen Lebens erschienen und Reformen lebhaft besprochen wurden. Der Kampf gegen die Bestechlichkeit, die Verbesserung der Verwaltung und der Lehranstalten, die Aufhebung der Leibeigenschaft beschäftigten die Gebildeten angelegentlich. Kein Wunder, daß sich auch die Dichter dieser Fragen bemächtigten

---

*) Cl. Sokal, A. N. Ostrowski, B. A. Z. 1896, Nr. 164 u. 165.

und sie in Novellen, Romanen und Dramen behandelten. Der gewandte Uebersetzer Byrons, Hugos und Heines, Minajew (geb. 1808, † 1876) ist der Veteran dieser Richtung, der die herrschende Unfreiheit, aber auch die „falschen Liberalen“ lyrisch bekämpfte. Bedeutender war das Auftreten von Alexei Pissemski (geb. 1820, † 1881), der in seinem Roman „tausend Seelen“ (1859) die unter der Oberfläche der Anständigkeit faulende Sittenverderbnis geißelte, im Drama „Das traurige Schicksal“ (1859) die natürlichen Rechte des Bauernstandes verteidigte, und in der Novelle „Des Alten Sünde“ (1861) den verderblichen Einfluß der herrschenden Mißbräuche schilderte. Noch tiefer griff er in die Schäden der Gesellschaft und des Staates ein in dem Roman „Das erregte Meer“ (1863), der die Verderbtheit der höheren Stände an den Pranger stellte, aber die Frauenemanzipation ebenso entschieden bekämpfte, wie er die Frauen in Schutz nahm, und das Heil vom Patriotismus des Volkes und von der Veredlung des Familienlebens erhoffte. In seinem letzten Romane „Die Freimaurer“ nahm er sich dieses seit 1822 wegen angeblicher politischer Umtriebe unterdrückten Bundes an. Als Lyriker gesellen sich den Vertretern der „Anklagelitteratur“ Nikolai Nekrassow (geb. 1822, † 1878) bei. Laster, Not und Kummer bilden den Inhalt seiner Lieder; gegen die Reichen und Vornehmen richten sich seine bitteren Satiren, welche auch in Zeitschriften manigfachen Widerhall fanden. Den geistvollsten Ausdruck aber fand diese Art der Dichtung in Michail Saltykow (geb. 1826, † 1889), als Schriftsteller N. Schtschedrin. Ein Schüler Gogols, übertrifft er diesen an weitem Blicke.*) Er faßt die ganze bisherige Geschichte der russischen Satire seit Anfang des 18. Jahrhunderts in seinen Werken zusammen. Ihre Quelle ist bei ihm die Erbitterung über die Leiden des Volkes und trifft niemals Einzelne; seine Opfer sind nur Typen von Gewaltigen. Die Censur konnte ihm nichts anhaben, so klug verdeckte er die Spitzen seiner Pfeile unter fingirten Personen und Ortsnamen, so daß sie für Fremde unverständlich wurden. Die Formen, in denen er schrieb, waren Novellen, Romane, Märchen, Gedichte, Briefe, Tagebücher u. s. w. Sie bilden zusammen eine russische Kulturgeschichte der Neuzeit. Das beste dieser Werke ist sein Roman „Die Herren Golowlew“ (1880); „er verbindet die eigene Satire mit der künstlerischen Gestaltungskraft Turgenjews und der psychologischen Schärfe Tolstois“. In seinem vorletzten Buche, den „Kleinlichkeiten des Lebens“ (1887), schilderte Saltykow die trübselige Entwickelung Rußlands unter der reaktionären Gewaltherrschaft Alexanders III. und das traurige Schicksal der Freigesinnten. Kurz vor seinem Tode erschien die zur Zeit der Leibeigenschaft spielende große Erzählung „Poschechonjes

*) A. Golant, B. A. Z. 1890, Nr. 162 u. 163.

Vergangenheit". Sein Leben war eine Kette von Arbeit und Leiden „für Freiheit, Fortschritt und Gerechtigkeit".

Eng an die „Anklagelitteratur" schließt sich die dichterische Schilderung der jungen Generation. Ihre älteren Vertreter, zu denen im weitern Sinne auch der bereits genannte Pissemski gehört, nämlich Gontscharow und Turgenjew, reichen aus der früheren Periode in die unserige herüber. Ihr Aeltester, Iwan Alexandrowitsch Gontscharow (geb. 1813), geschickter Charakterzeichner und poetischer Schilderer, aus der Schule Gogols, trat in der hier behandelten Zeit mit den in ganz Rußland beliebten Romanen „Oblomow" (1859) und „Der Abhang" (1869) auf. Jener schildert die „überflüssigen Leute", d. h. die Reaktionäre, ihre Engherzigkeit und Trägheit, doch nicht ohne auch gute Seiten an ihnen hervorzuheben; dieser wendet sich sehr scharf gegen die Nihilisten. — Iwan Sergejewitsch Turgenjew (geb. 1818, † 1883) betrat die neue russische Zeit mit dem „Tagebuch eines Unnützen" (1855), das die junge Generation weit einläßlicher schildert als Gontscharow. Er läßt in dieser und weiteren Erzählungen Prediger des Fortschritts und der Liebe wirken und Eindruck auf die Menge erregen; aber es fehlt ihnen Energie und Ausdauer; ihnen folgen Andere, die diese Eigenschaften besitzen und ernster genommen werden. In „Väter und Söhne" (1861) brachte Turgenjew das Wort „Nihilismus" auf, geißelte aber diese Richtung als eine solche, die nur einseitig auf das gerichtet sei, was sie für nützlich halte. Sein Held Basarow, der alle Grundsätze und Ideale als nichtig erklärt und doch ein gutes Herz hat, wurde aber gerade zum Ideal der Nihilisten, die erst seitdem von der Theorie zur Praxis übergingen. Gegen die ihn als fortschrittfeindlich tadelnde Kritik schrieb Turgenjew seinen sehr derben „Rauch" (1867), worin er sich noch mehr vom Fortschritt entfernte, ja Rußland überhaupt herabsetzte. Obwol freisinnig, war er eben Pessimist und glaubte an keine Besserung der Zustände. Sein letztes Werk von Bedeutung „Neuland", das diese Stimmung zum Ausdrucke brachte, stieß daher unter den Jüngeren auf entschiedene Feindseligkeit. Trotzdem bleibt er „das größte künstlerische Genie, das der slawischen Rasse entsprang" (Scherr). Eines seiner Verdienste ist, daß er zuerst das innere Leben der russischen Frauen zum dichterischen Ausdrucke brachte (Haller a. a. O., S. 169 ff.). Seine Personen sind lebendiger, seine Gedanken tiefer, seine Psychologie wahrer als die jedes andern russischen Dichters.

Für die von Turgenjew bekämpfte nihilistische Idee trat als Schriftsteller Nikolai Gawrilowitsch Tschernyschewski (geb. 1828) in seinem Roman „Was ist zu tun?" (1863) auf. Er predigte die freie Liebe beider Geschlechter und wurde ein Evangelium der Partei, für die nun auch Damen tätig auftraten. Der schwache und zugleich

rohe Roman war von dem wegen politischer Umtriebe Verhafteten im Gefängnis geschrieben und brachte ihn vollends nach Sibirien; seit 1883 lebt er in Astrachan. Die nihilistische Bewegung schuf eine sehr umfangreiche, sympathische, antipathische und vermittelnde Litteratur. Aus ihren Teilnehmern ragt allein wirklich hervor Fedor Michailowitsch Dostojewski (geb. 1821, † 1881). Unter Nikolaus auf 12 Jahre nach Sibirien verbannt, zu 4 Jahren begnadigt und zum Gemeinen degradirt, hat ihn Alexander II. rehabilitirt. Als Schriftsteller trat er 1861 auf mit den Romanen „Die Unglücklichen und Bedrängten" und „Memoiren aus dem toten Hause", worin er seine Erfahrungen in Sibirien verwertete. In „Verbrechen und Strafe" (1866), seinem bedeutendsten Werke, schilderte er die Seelenqualen Raskolnikows, der aus Liebe zur Familie zum Mörder (an einer Wuchererin) geworden ist. In dem „Idiot" (1867) erhob er die Tugend über den Geist. Dostojewskis Werke legen mehr Gewicht auf die psychologische Analyse, als auf die Fabel, die völlig zurücktritt.*) Er hat Neigung zu mystischen Stimmungen, zu krankhaften, willensschwachen Personen, zu weibischen Männern, zur Schilderung der Folgen des Alkoholgenusses u. s. w. Dostojewski ist in Rußland überschwenglich gefeiert worden, und seine Bestattung wurde von ganz Petersburg, ja Rußland, mit großem Pomp gefeiert.

Eine sog. realistische Schule setzte dem Nihilismus positive Ziele entgegen, die in dem unklaren Begriffe einer Wiedergeburt des russischen Volkes gipfelten. In diesem Sinne war Pomjalowski tätig, der in den Romanen „Das bürgerliche Glück" und „Molotow" „neue Leute aus dem Mittelstande" und deren Ideal von Glück schilderte (Haller S. 189 f.).

Zu dieser realistischen Schule und zugleich zu den zuerst erwähnten, die Geschichte zum Gegenstande wählenden Schriftstellern gehörte ursprünglich auch der jüngste der älteren russischen Dichter, der heute am meisten genannte Schriftsteller dieser Nation.

Graf Leo Nikolajewitsch Tolstoi, den wir meinen, wurde am 9. Sept. (a. St.) 1828 auf seinem noch jetzt von ihm bewohnten Gute Jasnaja Poljana im Gouvernement Tula geboren und lebte abwechselnd als Student, Lebemann, Offizier, Reisender und Gutsherr. Seine ersten Schriften waren biographischer Natur, indem sie teils sein wirkliches Jugendleben behandelten, teils Züge daraus anderen, fingirten Personen liehen. Letzteres ist der Fall bezüglich einer Novellen-Dreiheit, die den Fürsten Nechljudow zum Helden hat (1856 ff.). In der ersten, dem „Morgen eines Gutsherrn", schildert der Dichter höchst packend das Elend der armen und den Geiz der reichen Bauern;

*) E. Mensch, Neuland, S. 192 ff.

in der zweiten, „Luzern", erzählt er die (von ihm ernst genommene) Tollheit des Fürsten, der einen armen Musikanten, dem die reisenden Engländer im „Schweizerhof" nichts gaben, im Saale mit Champagner betrunken machte, statt ihm Geld oder zu essen zu geben, nur um die Engländer zu ärgern, womit er den armen Teufel lediglich in Verlegenheit brachte. Das „Tagebuch eines Marqueurs" endlich berichtet den Selbstmord des durch Spiel ruinirten Fürsten. Einen Zug aus des Dichters Leben enthält auch die Geschichte des verkommenen Musikers „Albert". Sein Militärleben im Kaukasus malen mit glühenden Farben „Die Kosaken" (1862); die Novelle schildert den Gegensatz zwischen dem übercivilisirten und dem natürlichen Menschen. Mit dem riesigen Roman „Krieg und Friede", der die Katastrophe von 1812 schildert, betrat Tolstoi das Feld der Geschichte und verband dies mit Geißelung der Schwächen seiner Zeit und wahrhaft poetischen Bildern aus derselben, ohne sich mit der Charakteristik der handelnden Personen allzu viel zu befassen. Der Roman liefert ein meisterhaftes Gemälde der Scenen des Krieges und des Friedens in ihrem Kontraste, der sich am russischen Volkscharakter und an dessen die Hauptrolle spielendem Vertreter, Graf Besuchi, offenbart, um den sich die übrigen Personen gruppiren, die Tolstoi ohne individuelle Selbstbestimmung, nur als Figuren handeln läßt (Haller S. 211 ff.).

Nach längerem Zwischenraume schuf der Dichter in „Anna Karenina" ein ergreifendes Bild aus dem Familienleben der höheren Stände; es bietet die psychologische Entwickelung des Charakters einer Frau, die, erst rein, durch die Untreue ihres elend schwächlichen Gatten aber in ihren Grundsätzen wankend gemacht, allmählich selbst auf die schiefe Ebene des Ehebruchs gerät, die mit dem Selbstmorde endet, während der Verführer ohne Skrupel dem Kriegsschauplatze (1877) zueilt. Die Charaktere dieses Romanes haben wir bereits oben (S. 176 f.) skizzirt.

Seit dessen Erscheinen ist mit Tolstoi eine merkwürdige Veränderung vor sich gegangen. Sozusagen mit einem Schlage wurde er vor etwas über zehn Jahren aus einem außerhalb Rußlands wenig bekannten Dichter zu einem über die ganze Erde bekannten Sozialökonomen und Moralphilosophen asketisch-biblischer Richtung.*) Und wie kam das? Im Jahre 1885 lernte er einen alten russischen Muschik (Bauer), Timofei Bonderew, kennen, ein Mitglied der Sabbatisten-Sekte, die nach den Geboten Gottes bei der Vertreibung des ersten Menschenpaares aus dem Paradiese zu leben behauptete. Danach soll der Mann sein Brot im Schweiße seines Angesichts essen (oder wie Bonderew kräftiger sagt, kneten) und die Frau ihre Kinder

*) Nordau, Entartung, I, S. 225 ff. — E. Mensch, Neuland, S. 143 ff

mit Schmerzen gebären. Daraus wird gefolgert, daß das Geld unmoralisch sei und nur wer arbeitet, essen solle. Jener Bauer schrieb diese Gedanken nieder, und Tolstoi veröffentlichte sie.*) In diesem System erhält das Brot eine mystische Bedeutung; jeder Mensch soll sein Brot bereiten und im übrigen tun was er will. Alle sollen Bauern werden; die Städte sollen verfallen; das Land soll unter Alle verteilt werden. Kunst, Litteratur und Wissenschaft sollen das Gemeineigentum Aller werden, aber einen ländlichen Charakter erhalten. Die Menschheit soll zur patriarchalischen Ordnung zurückkehren.

Tolstoi ist indessen unerschöpflich in Metamorphosen. Mittels einer Reihe kleinerer Schriften, die wir nicht alle anführen können, begab er sich vom Alten in das Neue Testament und von der Verallgemeinerung der Wissenschaft zu deren Verachtung. Er wurde christlicher Mystiker nach Art der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung. Auch seine Dichtung trat in den Dienst seiner sozial-religiösen Theorie. Nachdem er in dem Drama „Die Macht der Finsternis“ (1887) die Verdummung des russischen Volkes mit erschreckenden Zügen geschildert, wurden in dem weitern „Die Früchte der Bildung“ (1891) zwar deren Auswüchse gegeißelt, ihre Berechtigung aber nicht verteidigt. In der Zeit zwischen beiden Stücken schritt er in seinem mit Unrecht berühmtesten Buche, in der Novelle „Die Kreutzer-Sonate“ zu einem Feldzuge gegen die Ehe (1889). Ein Reisender macht auf einer Eisenbahnfahrt die Bekanntschaft eines „nervösen Herrn“, der die Liebe in der Ehe bestreitet und behauptet, daß diese jene zerstöre. Man kommt auf den Fall Posdnyschew zu sprechen, d. h. auf die Ermordung einer Frau durch ihren Gatten dieses Namens. Der nervöse Herr gibt sich als Posdnyschew zu erkennen und erzählt dem Berichterstatter seine Geschichte. Er war durch Lüderlichkeit vollständig verkommen, ein ausgemachter Wüstling, ohne dessen bewußt zu sein, als er sich in ein anständiges Mädchen sinnlich verliebte, wie er sagte, bestimmt durch „die Mutter und die Schneiderin“, d. h. durch verführerische Kleidung. Er heiratete das Mädchen und gibt nun eine Schilderung der Ehe zum besten, wie sie sich für einen übersättigten Wüstling von selbst versteht, aber im Munde des Dichters nur Karikatur sein kann. Tolstoi predigt durch den Mund seines „Helden“ die Ehelosigkeit, den Pessimismus und die Vernichtung. Die Ehe desselben wurde natürlich unglücklich, Zank und Streit war das tägliche Brot, — nach Tolstoi der Normalzustand der Ehe! Ueberall bekommt die Wissenschaft ihre Hiebe, aus den oberflächlichsten Gründen; besonders die Aerzte kommen schlecht weg. Die Ehe des Helden und damit auch das traurige Ela-

*) Charles Gide, Tolstois sozialökonomische Gedanken. B. A. Z. 1892, Nr. 4 u. 5.

borat der „Kreutzer-Sonate“ endet auf die angedeutete Weise durch Mord, weil Posdnyschew seine Frau, namentlich aus Anlaß des Spiels von Beethovens Tonwerk, das jenen Titel führt, im Verdachte der Untreue mit einem Musiker hat, — ob mit Recht, erfahren wir nicht. Der sophistische Mörder scheint nach des Verfassers Annahme freigesprochen worden zu sein. Eine Entgegnung unter dem Titel „Ihre Kreutzersonate“ (3.—5. Aufl., Berlin 1896) fingirt ein Tagebuch der Ermordeten und schildert deren Gefühle, einem Wüstling preisgegeben zu sein, ihre Mutterfreuden, des Gatten böse Launen, ungerechte Vorwürfe und rohe Behandlung und weist ihre Unschuld nach. Die Tolstoi-Schwärmer, nach Nordau „Skopzen“, wird das gutgemeinte Buch nicht belehren, obschon es weit besser und edler geschrieben ist als jenes, gegen das es sich richtet.

Die negative Richtung, die Tolstoi eingeschlagen, machte nun immer weitere Fortschritte. In der Erzählung aus der altchristlichen Zeit, „Wandelt im Licht“ (1891), predigt er die Weltverachtung und Weltflucht, die zur Sündenlosigkeit führen sollen, die Gütergemeinschaft, die freie Liebe. Da er letztere hier als die wahre Ehe preist, mithin eine solche noch nicht verwirft, so dürfte diese Erzählung vor der Kreutzersonate entstanden sein. Ihr Ziel ist nur eine „wohlfeile Frömmigkeit“, keine Tugend (B. A. Z. 1891, Nr. 157, S. 6).

In der russischen Zeitschrift „Fragen der Philosophie und Psychologie“ (1894) grübelt Tolstoi über die Willensfreiheit und anerkennt eine solche nur im Erkennen der Wahrheit, durch die der Mensch das Reich Gottes gewinnen soll, nicht aber in Bezug auf äußerliche und allgemeine Dinge, in denen der Mensch unfrei sei (B. A. Z. 1894, Nr. 58). Im gleichen Jahre erschien von ihm „Das Reich Gottes ist in euch“. Hier spricht er sich nach Art der Quäker, Duchoborzen und anderer Sekten für den Grundsatz aus, daß echte Christen der Gewalt nicht widerstreben sollen. Daraus folgert er die Verwerflichkeit des Krieges und des Kriegsdienstes, dessen Verweigerung (d. h. also das Widerstreben gegen die Staatsgewalt!) er billigt! Ferner preist er die „Ketzereien“ als Versuche des Fortschreitens von erstarrten Kircheneinrichtungen zum reinen Christentum und bekennt sich als durchaus dogmenlosen Urchristen und als Feind jeder Staatsordnung, weil jede solche Gewalt ausübe, also Böses tue.*) In „Christliche Gesinnung und Patriotismus“ (1894) und in „Patriotismus oder Frieden?“ (1896) verdammt er den Patriotismus als

*) Wilh. Henckel, L. Tolstoi und die Lehre vom Nichtwiderstreben. B. A. Z. 1894, Nr. 105 u. 106. — L. Tolstoi, Soldatenpflicht. Nach dem russischen Manuskript übersetzt. Zürich und Leipzig 1896 (enthält eine haarsträubende Darstellung der echt russisch brutalen Mißhandlung von Soldaten wegen Dienstverweigerung und Insubordination).

Egoismus und Ursache des Krieges (s. oben S. 251 f. und B. A. Z. 1894, Nr. 224). Seine Ansichten über die Religion und sein System überhaupt legt er dar in „Widersprüche der empirischen Moral“ (B. A. Z. 1895, Nr. 61—63). Er verwirft darin jeden socialen Fortschritt und jede Moral und Religion und will nur Selbstverleugnung und Liebe gelten lassen. Seine Ausführung ist indessen mehr spitzfindig als klar.

Ueber das Leben und den Charakter des Grafen Leo Tolstoi hat die, längere Zeit in seinem Hause (im Winter in Moskau, im Sommer auf seinem Gute Jasnaja Poljana) lebende Frau Anna Seuron (aus Baden) ein schwülstiges, unklares, in sonderbarem Stil geschriebenes Buch durch Eugen Zabel herausgeben lassen, das aber durchaus das Gepräge der Wahrheit trägt. Nach demselben ist Tolstoi, den die Verfasserin übrigens tief verehrt, geizig bis zum Exceß und dabei fabelhaft sorglos. Er vermeidet Ausgaben von wenig hunderten, um hierdurch den Verlust von tausenden zu erleiden. Lebt er auch mäßig und einfach, so richtet er sich doch gar nicht nach den in seinen Büchern gepredigten asketischen Lehren. Obschon man nach diesen glauben sollte, daß er ein Herz für die Armen und Mitleid mit dem Unglück hätte, zeigt er sich durchaus hartherzig und gefühllos gegenüber hilfsbedürftigen Leuten und verweigert ihnen die geringste Gabe. Um so merkwürdiger sind seine Maßregeln gegenüber der 1890 in Rußland herrschenden Hungersnot, bei der er sich auf einmal ermannte und für Sammlungen von Geld, Lebensmitteln, Wäsche und Krankenpflege-Personal sorgte, namentlich unterstützt von seiner energischen Frau (Sophie Behrs), die eine Bürgerliche von jüdischer Abkunft ist und ihm 11 Kinder gebar, was ein eigentümliches Licht auf seine Philippiken gegen jede, auch die eheliche Geschlechtsverbindung wirft. Und die Frau dieses Ehefeindes ist sein Herausgeber, Uebersetzer, Geschäftsagent und Factotum!

Es fehlt Tolstoi nicht an hohen Idealen; allein er sucht sie in der Vergangenheit, die nicht zurückkehren kann, und beweist damit seinen gänzlichen Mangel an historischem Sinn, was seine Bestrebungen verworren und unausführbar macht und ihnen den Stempel der Krankhaftigkeit aufdrückt. Anerkennenswert ist, daß er den russisch-französischen Freundschaftsschwindel mit kräftigen Worten gegeißelt hat.*)

Es muß auffallen, daß der so eben behandelte Tolstoi, der bald 70 Jahre zählen wird, der jüngste unter den einen weitbekannten Namen besitzenden russischen Dichtern ist. Die jüngeren Musenhuldiger des Zarenreiches sind noch wenig bekannt. Kein Lexikon widmet ihnen eigene Artikel; in den Litteraturgeschichten stehen blos ihre Familien-

*) Magazin für Litteratur 1895.

namen; weder Vornamen, noch Geburtsdaten, noch Angabe ihrer Werke finden wir darin. Und doch sind ihrer nicht wenige, und mit ihnen beginnt eine frischere, rührigere, dem Fortschritt ergebene Generation recht begabter Schriftsteller. Den Grund ihres geringen Bekanntseins findet man*) in ihrer Schreibart, die sich mehr den russischen Zuständen anpaßt, also für Fremde weniger verständlich ist als die ihrer Vorgänger, und in dem Mangel an guten Uebersetzern aus dem Russischen.

Voran steht dieser neuesten Richtung, die eine vorherrschend kritisirende und pessimistische, dem Schönen und Idealen wenig geneigte ist, ein auch nicht mehr junger Mann, Peter Boborykin (geb. 1836), der aber erst in jüngster Zeit weiteren Kreisen bekannt wurde. Obschon meist in Frankreich lebend, verleiht er seinen Romanen echt russisches Gepräge. Sie sind arm an Handlung, reich aber an Charakterschilderung. In den „Dekadenten“ (1890) schildert Boborykin die Morallosigkeit der höheren Stände von Moskau und Petersburg und die Heuchelei des herrschenden Regiments. Noch mehr Ruf erwarb dem Verfasser der Roman „Wassili Terkin“ (B. A. Z. 1892, Nr. 142). Zur Freude der Gebildeten, zum Aerger aber der blinden „Patrioten“ enthüllt er die Brutalität des Regierungssystems, wie die Armut und geistige Verwahrlosung des russischen Volkes, den geistlosen Prunk der russischen Kirche (dem die Rechtschaffenheit der verfolgten Altgläubigen entgegengestellt wird) und die Verkommenheit des grundbesitzenden Adels.

Ein jüngeres Glied der neuesten Schule ist Iwan Potapjenko, dessen Namen man in fast jeder russischen Zeitschrift und seit kurzem auch in mancher deutschen trifft. Eine seiner Novellen, „Im praktischen Dienste“, schildert das Leben des russischen Dorfpopen und den Eigennutz seiner Umgebung in realistisch treuer und zugleich ergreifender Weise. Andere Novellen führen in das Leben der Beamtenwelt und in das unter ihr herrschende Strebertum ein.

Die Schriftstellerin Maria Krestowskaja entschleiert in ihrem Romane „Eine Künstlerin“ das wenig bekannte Leben des russischen Theaters.

Ueberall handelt es sich um Geißelung von Zuständen, nirgends um erfreuliche Lösungen verwickelter Verhältnisse. Die Erzählungen schließen sämtlich mit einem Mißton und einem Fragezeichen in Bezug auf die Zukunft der handelnden Personen.

## 2. Die kleineren slawischen Völker.

Einst war unter den slawischen Litteraturen die polnische die bedeutendste. Seit hundert Jahren ist sie durch die Teilungen Polens

*) Charpentier, Die neueste russische Belletristik. B. A. Z. 1893, Nr. 3, 6, 16, 18.

und das Anwachsen der russischen Macht an die zweite Stelle zurückgesetzt. Ihre wissenschaftliche Seite ist, da Rußland sie nicht duldet, im österreichischen und preußischen Anteil angesiedelt; die Dichtung dagegen hat noch in Warschau ihr Heim.*) Sie leidet freilich unter russischem Druck und innerer Zerklüftung in Parteien.

Der niedergeworfene Aufstand von 1863 machte der romantischen Richtung in Polen ein Ende, und es begann ein realistischer oder „positivistischer" Geist in der dortigen Dichtung zu herrschen, der sich namentlich in dem auf wissenschaftliche Beobachtung gestützten Sittengemälde kundgab.

Aus der frühern Periode ragt in die neue noch herüber der größte und fruchtbarste polnische Dichter unserer Zeit, Josef Ignaz Kraszewski (geb. 1812, † 1887). Von seinen Landsleuten so gefeiert, wie seit Mickiewicz kein anderer Poet, hatte er 1879 die Genugtuung einer öffentlichen Feier (in Krakau) seiner halbhundertjährigen Tätigkeit als Schriftsteller, die sich nicht nur auf sämtliche Dichtungsformen, sondern auch auf alle Zweige der historischen Wissenschaften erstreckte. Sein polnischer Faust („Meister Twardowski") ist zwar kein Goethesches Kunstwerk; aber wegen seiner historischen Romane oder Erzählungen (Powiesc), wie er sie bescheiden nannte, wurde er der polnische Walter Scott genannt. Auf sein Volk hat er in gesunder, kräftiger, bildender Weise eingewirkt, es getröstet, belehrt, ermutigt (Scherr). Er durfte bei jener Feier sagen, er habe nie Zwistigkeiten gefördert, nie Lebende oder Gräber mit Steinen geworfen, sondern getrachtet, seinen Worten Liebe einzuflößen.

Ein weiterer Mann des Uebergangs ist Sigmund v. Kaczkowski (geb. 1826), dessen historisch-archäologische Romane phantasievoll, aber zu weitschweifig und pedantisch sind.

An der Spitze der neuen Schule, der freilich die rücksichtlose Russifizirung höchst hinderlich ist, steht Heinrich Sienkiewicz (geb. 1845), der heute am meisten gelesene polnische Schriftsteller. Von liberaler zu ultramontaner Gesinnung abgefallen, schilderte er seit 1884 in einem Roman-Cyklus aus dem 17. Jahrhundert (von 9 Bänden) Polens Bedrängnisse in den schwedisch-russischen Kriegen „in farbenprächtigen Bildern", aber nicht ohne „geschichtliche, topographische und sprachliche Mißgriffe" und störende Eintönigkeit. Von weitgreifender Wirkung war das Werk daher nicht. Im Jahre 1891 erschien von ihm der in der Gegenwart spielende, im Fahrwasser Bourgets (s. oben S. 519) segelnde psychologische Roman „Bez dogmatu", der sich in aristokratischen Kreisen bewegt. Mit ihm wetteifert an Beliebtheit der

*) Ueberschau neupolnischer Litteratur. B. A. Z. 1891, Nr. 194.

Demokrat Boleslaw Prus, der den Bürgerstand zum Schauplatze seiner Romane wählt.

Die bedeutendste polnische Schriftstellerin ist Frau Elise Orzeszko (geb. 1847), die man mit George Sand vergleicht, deren Emanzipationsgelüste sie zwar theoretisch anfangs teilte, die aber später hinter hoher künstlerischer Reife zurückgetreten sind, besonders in ihrer vollendetsten Erzählung „Am Niemen“ (3 Bde., Warschau 1889), worin sie das gebildete Bürger- und das kräftige Bauerntum durch eine Liebesheirat verbindet. Frau Orzeszko lebt zurückgezogen in Grodno und hat aufgeklärte Ansichten. Ihre Schülerin und vermutete Nachfolgerin ist Fräulein Sawicka, genannt Ostoja, die „eine scharfe Beobachtungsgabe mit männlicher Bestimmtheit und ungezwungener Form glücklich verbindet“.

Im polnischen Theater herrschen die französischen Dramatiker, deren Landsleute auch die Muster in Roman und Novelle sind. Doch dringen jetzt auch deutsche Einflüsse ein (Wilbrandt, Sudermann u. A.), nicht ohne Widerstand von franzosenfreundlicher Seite zu finden. Entschieden ablehnend aber verhalten sich die Polen gegen die russischen Verwandten, obschon diese ihre Werke fleißig übersetzen; der Grund ist teils nationaler Selbsterhaltungstrieb, teils Abneigung gegen die brutale Russifizirungswut!

Die Tschechen verursachen soviel Lärm in der Politik, daß ihre litterarische Tätigkeit, ohnehin aus sprachlichen Gründen auf ein kleines Gebiet beschränkt, wenig bekannt ist, obschon darin fleißig gearbeitet wird. Jan Neruda wird als „Meister poetischer Genremalerei mit holländischem Farbenstift“, Svatopluk Cech als „gedankenreicher Epiker“ bezeichnet, — Jaroslav Vrchlicky aber vollends als „das glänzendste Genie des heutigen tschechischen Litteratentums“, „ein echter Dichter von Gottes Gnaden“ (Ludw. Fränkel, B. A. Z. 1890, Nr. 229). Ohne realistischen Codex greift er tief ins Leben und nimmt es ernst; dabei hat seine Poesie einen lyrischen Charakter. Sein wahrer Name ist Emil Bohuslav Frida (geb. 1853), Sekretär am tschechischen Polytechnikum in Prag. Neben seinen Gedichten und Novellen überträgt er auch fremde Gedichte in seine Sprache. Seine Richtung ist die eines idealistischen Pessimismus, seine Haltung mehr kosmopolitisch als landsmännisch; er bewegt sich mit Vorliebe in fremden Ländern und vergangenen Zeiten, unterstützt von „einer mächtigen Schöpferkraft des Gedankens“.

Der serbisch-kroatische, wie auch der slowenische Zweig der slawischen Sprachen und Litteraturen tritt in unserer Zeit hinter den politischen Bestrebungen dieser Völkerschaften zurück und hat außerhalb ihres Kreises keinen Ruf.

Dagegen hat sich ungeachtet politischer Rührigkeit die bulgarische Litteratur recht frisch und jugendkräftig zu entwickeln begonnen. Allerdings überwiegt die wissenschaftliche und politische Betätigung weit die dichterische und in dieser die Sammlung älterer Lieder, Sagen, Sprichwörter, Rätsel u. s. w. die neuzeitlichen Schöpfungen, die noch kaum in den Anfängen zu stehen scheinen (B. A. Z. 1893, Nr. 113, S. 6).

### 3. Die nichtslawischen Osteuropäer.

Die Rumänen, deren Sprache zwar eine romanische, aber stark mit fremden, namentlich slawischen Elementen vermischte ist, standen vor unserer Periode durchaus unter dem litterarischen Einflusse Frankreichs. Der Erste, welcher ihre Blicke auf die heimischen Schätze der Dichtung lenkte, war der unermüdliche Sammler Basile Alecsandri (geb. 1821, † 1890), der sich auch kräftig in eigenen poetischen Schöpfungen verschiedener Dichtungsformen hervortat, besonders in seinem ausgezeichneten Heldensang von Plewna „Penesch der Curcan“. Den ersten guten rumänischen Roman „Manilu“ schrieb Demeter Bolintineanu (geb. 1826, † 1872), der darin die Bojarenwirtschaft geißelte. Als Lyriker, Epiker und Erzähler hatten Erfolg Konstantin und sein Sohn Jakob Negruzzi (geb. 1843), als Epiker (Ispravile lui Pascala, der rumänische Eulenspiegel, in 24 Gesängen), Dulfu, als Schilderer des Volkslebens Radulescu-Negru. Sehr vieles von ihrem Aufschwunge hat die rumänische Litteratur der Königin Elisabeth (Carmen Sylva, s. oben S. 490) zu verdanken, die selbst manches teils übersetzt, teils aus dem Leben ihres Landes mitgeteilt hat. Ihre frühere Hofdame Helene Vacarescu ist als begabte Lyrikerin aufgetreten.

Unter den Neugriechen ist der bekannteste und beliebteste Dichter Achilleus Paraschos, der auch einige bedeutende Epen schuf (der unbekannte Dichter, Alfred, Lydia). Die gelehrte Marotte, zur altgriechischen Sprache zurückkehren zu wollen, bekämpfte der übrigens zum halben Franzosen gewordene Professor Jean Psichari in Paris durch Veredlung der neugriechischen Zunge und deren Bereicherung mit Reisebeschreibungen, Novellen, Humoresken u. s. w. Seine teilweise französisch geschriebenen Novellen huldigen einer Richtung, die dem extremen Naturalismus unserer Zeit, den wir wiederholt zu erwähnen hatten, diametral entgegengesetzt ist. Sie verwerfen aber nicht nur die verfehlte sog. „Wirklichkeitsmalerei“, sondern in einseitiger Weise sogar jede „treue Schilderung bestimmter sozialer, religiöser, politischer und landschaftlicher Hintergründe“, jede Charakterschilderung und Stimmungsmalerei. Was bleibt dann aber übrig? Verschwommenheit, Verschleierung der Handlung, schemenhafte Fantome statt der Personen,

nebelhafte und daher falsche Psychologie.*) Psichari verherrlicht eine rein spiritualistische Liebe im Gegensatze zu der sinnlichen seiner Landsleute. Es ist ein Traumleben, das seine Dichtung fristet, — allenfalls passend für die Lyrik, für die Erzählung aber unbrauchbar. Sie ist ebenso unwahr, wie die der Naturalisten unschön (und oft genug unwahr noch dazu) ist.

Die bis dahin berücksichtigten Völker und Litteraturen gehören alle der arischen Sprachfamilie an. Außerhalb dieser stehen als Litteraturvolk in Europa allein die Magyaren da. An der Schwelle unserer Periode (s. Bd. VI, S. 611) steht bei ihnen Emerich Madách (geb. 1823, † 1864), bekannt zwar nur durch ein Werk, aber ein bedeutendes: die Tragödie des Menschen (1859—60); es ist ein großartiger Ueberblick der Weltgeschichte vom Paradies an bis zu dem mit satirischer Uebertreibung gezeichneten sozialistischen Staate der Zukunft, in Dialogen von vollendeter Anmut der Sprache, aber ohne Anspruch auf Bühnenfähigkeit. Der Einfluß von Goethes Faust ist unverkennbar; das Werk ist denn auch nicht von spezifisch ungarischem Geiste beseelt. Madachs trefflicher Uebersetzer Ludwig Dóczi hat mit mehreren eigenen Werken die Bühne betreten, worunter „Maria Széchy“ (1891) hervorragt, das jedoch allzu redenreich ist.**)

Unsere Periode eröffnen die als meisterhaft in Form und Inhalt gerühmten Romane von Sigmund Kemény (geb. 1815, † 1875). Der größte ungarische Schriftsteller aller Zeiten aber ist, besonders in der Novelle und im Roman, der 1825 in Komorn geborene Maurus Jokai, dessen halbhundertjähriges Jubelfest als Schriftsteller im Januar 1894 von ganz Ungarn ohne Unterschied der Nationalität und Konfession festlich begangen wurde und auch in allen anderen Ländern der civilisirten Welt innigsten Anteil fand.***) Denn Jokai war, obschon an der Revolution von 1848 und 49 beteiligt, stets ein Freund der Gleichberechtigung und ein Gegner gewalttätiger Magyarisirung. Seine Schriften füllen in der Prachtausgabe von 1894 hundert Bände, und er erhält für diese von der Nation eine Ehrengabe von 100 000 Gulden.

In seinen Romanen folgt Jokai weniger dem Vorgange Josikas, des ungarischen Walter Scott, als dem von Joseph Eötvös, indem er sie fast ausschließlich in neuerer Zeit oder in der Gegenwart spielen läßt, seltener in früheren Zeiten. In den neuzeitlichen findet man die naturalistischen Einflüsse Zolas und die abenteuerlich-naturwissenschaftlichen Jules Vernes. Er liebt das Farbige und Prächtige und ist im Ganzen Idealrealist. Das Vorzüglichste leistet er in der Schilderung

*) Psichari als Novellist, von Karl Krumbacher. B. A. Z. 1894, Nr. 57 und 59.

**) Dichtergaben aus Ungarn. B. A. Z. 1891, Nr. 110.

***) Maurus Jókai, von Prof. Dr. Schwicker. B. A. Z. 1894, Nr. 1 u. 2.

des ungarischen Volkslebens, die bei ihm durchaus wahr ist, im Guten wie im Schlimmen; er schmeichelt seinem Volke nicht, so volkstümlich er ist. Er ermüdet niemals, spannt stets, ist „unerschöpflich in der Erfindung“; aber es begegnen ihm bei der Hast, mit der er, und der Menge, die er produzirt, „Flüchtigkeiten, Zerstreutheiten, Verzeichnungen, Unwahrscheinlichkeiten“ und Widersprüche in der Charakterschilderung. Er leidet an Neigung zum Maßlosen; seine Fantasie reißt ihn über das richtige Maß hinaus. Seine Helden stechen durch ihre Kraft und Gesundheit von den krankhaften Schwächlingen der französischen Schule stark ab; doch verblüfft ihre Leistungsfähigkeit, die einen starken Glauben verlangt. Es gibt für sie keine Unmöglichkeit, ja sogar keine Schwierigkeit. Darunter leidet die Wahrheit seiner Werke. In Lyrik und Drama hat er sich auch versucht, blieb aber weit hinter seinem Erfolg im Romane zurück.

Die Zahl der ungarischen Dichter in Erzählung, Lied und Drama ist eine sehr große, im letztgenannten Gebiete aber ohne große Vertreter. Auch müssen wir uns hier mit den eben Genannten begnügen, da von einer kulturgeschichtlichen Bedeutung der übrigen keine Rede sein kann.

Wir sind mit unserer Wanderung durch die Dichterwelt unserer Zeit am Ende. Sie bietet immer noch viel Erhebendes neben viel Schwachem, Schlechtem und besonders Krankhaftem. Diese Fehler und Schwächen haben indessen zu keiner Zeit gemangelt, und auf eine daran reiche Periode ist noch stets eine andere gefolgt, welche neue Gesichtspunkte fand und neue Ideale der dichtenden Kunst zur Verwirklichung brachte.

---

## Zweiter Abschnitt.

# Die darstellenden Künste.

### A. Die Tonkunst.

Sehr im Gegensatze zur Wortdichtung, die mit der gesamten Kulturbewegung im Zusammenhange steht, ist die Tondichtung völlig vereinzelt, eine Welt für sich; denn ihre Uebertragung in faßbare Gedanken beruht lediglich auf Gefühlen und Stimmungen. Allerdings wird sie mit anderen Kulturzweigen mittelbar in Verbindung gebracht, so namentlich mit der Dichtkunst und Schauspielkunst in der Oper, die daher auch in der Tonkunst den vordersten Platz einnimmt, mit der Religion in

der Kirchenmusik, mit dem geselligen Leben in der Konzertmusik und im Gesange u. s. w.

Auf der schwankenden Grenzscheide zwischen der vorigen und dieser Periode steht der Name Richard Wagners († in Venedig 1883, s. Bd. VI, S. 629 f.). Der mit einem Aufwande von beinahe einer Million 1872—1876 errichtete Bühnenpalast in Baireuth, der mit der Nibelungen-Tetralogie eröffnet wurde, sah eine Wallfahrt der Musikenthusiasten aus allen Ländern der Erde, wie sie noch keinem Tondichter zu Teil geworden. Seine Bühnendichtung beschloß der „Meister" mit dem 1882 zum ersten Male in Baireuth aufgeführten „Bühnenweihfestspiel" „Parsifal", in welchem er sich entschiedener als in seinen früheren Werken, die bereits Anklänge dazu enthielten, einer katholisirenden Mystik zuwandte. Nicht viel über ein halbes Jahr später erlosch sein Leben. Wir wollen dem Toten nicht die hohnvolle Kritik Max Nordaus (Entartung I, S. 266 ff.), obschon sie manches Wahre enthält, nachrufen; übertrieben ist sie ja (Größen-, Verfolgungs-, Liebeswahnsinn) und trifft beinahe noch mehr seine Nach- und Anbeter. Diese vertreten allerdings einen wesentlichen Zweig der unsere ganze Zeit durchdringenden Krankhaftigkeit und Hysterie. Die Bühnenfestspiele in Baireuth wurden nach Wagners Tode fortgesetzt, haben aber nach und nach ihren Reiz und Ruf verloren und sind zum Geschäfte geworden.*)

Die seitherige Entwickelung der Tonkunst zehrt durchweg von der Vergangenheit; neue Bahnen sind noch nicht eröffnet worden, was auch eine sehr schwierige Aufgabe wäre.**) Eine Schule von Anhängern („Brahmanen") hat Johannes Brahms (geb. 1833 in Hamburg, † 1897), „an Fanatismus und Ausschließlichkeit den von ihnen vielgeschmähten extremen Wagnerianern nichts nachgebend", „turmhoch über Schumann, ja neben Beethoven stellen" wollen. Doch bezeichnet ihn Naumann als das hervorragendste Talent im musikalischen Deutschland seit dem Tode Richard Wagners. Außer in der Instrumental-Komposition steht er auch als Liedersänger hoch und ist ein Vertreter der durchgeisteten klassischen Kunstform, die von Bach bis Beethoven herrschte. Neben ihm wird, „weniger grübelnd und ebenso tief", Robert Volkmann (geb. 1815, † 1885) gestellt. „Zu den bedeutenderen Vertretern der Schule Mendelssohns gehört" Karl Reinecke (geb. 1824), dessen Schüler Max Bruch (geb. 1838) einer der „fruchtbarsten und vielseitigsten Komponisten der Gegenwart" ist. Gleich ihm gehört zu den Größen der musikalischen Klassizität Karl Reinthaler (geb. 1822,

---

*) Baireuth und der Wagner-Verein. B. A. Z. 1891, Nr. 180.

**) Emil Naumann, Illustr. Musikgeschichte. Berlin und Stuttgart, Bd. II, S. 1037 ff.

† 1896), von dessen Genialität das Oratorium „Jephta und seine Tochter“ und die reizende Oper „Käthchen von Heilbronn“ zeugen. Karl Grammann (geb. 1844) schuf die Opern „Melusine“, „Thusnelda“ u. a. Hans von Bülow (geb. 1830, † 1894) ist weniger als Komponist, denn als Virtuose und musikalischer Parteiführer hervorgetreten. Den verbreitetsten Namen als Opernschöpfer errang der Ungar Karl Goldmark (geb. 1832); berühmt ist seine „Königin von Saba“ (1875); er wird musikalischer Kolorist à la Makart genannt. Die Konversationsoper „Das goldene Kreuz“ (1874) bahnte Ignaz Brüll (geb. 1846) den Weg.

Als bedeutendste deutsche Musikhistoriker müssen A. W. Ambros (geb. 1816) und August Reißmann (geb. 1825), als Kulturhistoriker der Tonkunst W. H. Riehl (geb. 1823), Verfasser der „Musikalischen Charakterköpfe“, als musikalischer Aesthetiker Eduard Hanslick (geb. 1825), Verfasser der „Modernen Oper“, namentlich aber der große Akustiker und Tonphysiolog Helmholtz (oben S. 345), als Musik-Kritiker Heinrich Ehrlich (geb. 1824) genannt werden.

Aus fremden Ländern nennen wir die Italiener Arrigo Boito (geb. 1842, „Mefistofele“ und „Nerone“) und den in neuester Zeit meteorartig aufgestiegene Mascagni (Cavalleria rusticana), die Franzosen Georges Bizet (geb. 1838, † 1875), Schöpfer der europäischen Ruf genießenden Oper „Carmen“, Jules Massenet (geb. 1842), Verfasser „Biblischer Dramen“, Camillo Saint-Saëns (geb. 1835), den Meister klassischer Kammermusik, den Engländer Arthur Seymour Sullivan (geb. 1842), Tondichter des weitverbreiteten „Mikado“, den Dänen Niels Gade (geb. 1817), den musikalischen Interpreten nordischen Heldentums.

Unter den Virtuosen, die reisend die tonliebende Welt entzücken, sind hervorzuheben der Belgier Henri Vieuxtemps (geb. 1820), der Russe Anton Rubinstein (geb. 1830, † 1895), der Ungar Joseph Joachim (geb. 1831), der Spanier Pablo de Sarasate (geb. 1844), die Sängerinnen Pauline Lucca (geb. 1841), Lilli Lehmann (geb. 1848), Marcella Sembrich, Adelina Patti (geb. 1843), Christine Nilsson (geb. 1843), Désirée Artôt. Weitere Legionen müssen wir übergehen.

## B. Die Schauspielkunst.

Die Bretter, die die Welt bedeuten, sind bereits in dem, was wir über die dramatische Dichtung zu sagen hatten, gestreift. Die auf ihnen stattfindende Art der Darstellung jener Dichterwerke berührt an sich die Kulturgeschichte wenig. Es handelt sich dabei mehr um technische Fragen; denn ein näheres Eingehen auf die theatralische Kunst selbst

und auf die sich ihr widmenden Persönlichkeiten würde uns zu weit führen und von dem Zwecke des Buches ablenken.

Von Bedeutung für uns sind in diesem Fache besonders die in unserer Zeit aufgetauchten Versuche einer Veränderung der Bühneneinrichtung. Der theaterkundige Rudolf Genée hat Studien über die scenischen Formen Shakespeares veröffentlicht, und der Präsident der deutschen Shakespeare-Gesellschaft, Wilhelm Oechelhäuser, daran Betrachtungen über die Einrichtungen der heutigen Bühne geknüpft.*) Es handelte sich dabei vorzüglich um die Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Darstellung jener bei Shakespeare so beliebten, rasch einander ablösenden kurzen Auftritte, die auf der englischen Bühne seiner Zeit keiner Schwierigkeit unterlegen hatten. Goethe hatte diese Manier im „Götz von Berlichingen“ nachgeahmt, aber selbst für die Bühne unausführbar gefunden, und sie bleiben dies auch für das heutige Theater.

Es war indessen auf Genées Anregung die Münchener Bühne durch Freiherrn v. Perfall so eingerichtet worden, daß die Originalwerke Shakespeares und also auch anderer seine Weise pflegender Dichter ohne Aenderung dargestellt werden können. Ob dieses Unternehmen mit den Bildungszwecken der heutigen Bühne vereinbar oder blos eine antiquarische Liebhaberei ist, diese Frage mag die Zukunft entscheiden. Die Vorschläge Oechelhäusers dürften etwa die richtige Mitte zwischen der Pietät gegen den Dichter und der Rücksicht auf die Ziele der heutigen Bühne bilden, nämlich möglichste Verminderung des Scenenwechsels ohne Abschwächung des dramatischen Eindrucks und ohne Beeinträchtigung des logischen Fortschreitens der Handlung.

Der Münchener Bühneneinrichtung steht noch ein anderes Extrem gegenüber, das der überladenen Ausstattung mit übertrieben ängstlicher Anlehnung an die Kostüme und Geräte, sowie an die Raumeinrichtung der dargestellten Zeit, wie sie durch die Meininger Mode geworden ist. Durch die sog. Ausstattungsstücke, in welchen Farbenpracht und Gruppenglanz die Hauptsache ist und der dichterische Wert des Stückes zurücktritt, ist für die idealen Ziele des Theaters nichts gewonnen.

Indessen ist die in Meiningen durch Herzog Georg, Friedrich v. Bodenstedt und Regisseur Chronegk seit 1867 angebahnte Reform, die sich außer der Treue des Kostüms besonders auf die Massenwirkung bezog, höchst wohltätig und fruchtbar gewesen. Man war seitdem bedacht, daß alle Künste zusammen beitragen sollten, um ein belehrendes Bild der darzustellenden Zeit darzubieten.**)

---

*) Dr. Eugen Kilian, Die scenischen Formen Shakespeares und die Aufführungen seiner Dramen auf der modernen Bühne. B. A. Z. 1892, Nr. 143 u. 144.

**) Karl Habermeyer, Die Reformbestrebungen der Bühne im letzten Jahrzehnt. Tagbl. der Stadt St. Gallen, 1891, Nr. 36, 39 u. 41.

Mit der Münchener Shakespeare-Bühne verwandt ist die in den letzten Jahren entstandene Festspiel- oder Volksbühne, eine Fixirung und zugleich Erweiterung der volkstümlichen Aufführungen, wie sie in patriotischem und historischem Gewande die Schweiz, in religiösem Oberammergau und mehrere andere Orte seit Jahrhunderten geübt hatten. Den ersten Anstoß dazu gab Hans Herrig, dessen auf Anregung des Wormser Bürgers Schön verfaßtes Luther-Festspiel am 400jährigen Geburtstage des Reformators 1883 in der Kirche zu Worms aufgeführt wurde. Die nächste Folge war die dortige Errichtung eines Festspielhauses und die Wanderung des Festspieles durch ganz Deutschland. Es folgte das Festspiel August Bungerts, des Komponisten der Lieder Carmen Sylvas, „Hutten und Sickingen“, das bei Anlaß der Einweihung des Denkmals dieser Männer auf der Ebernburg bei Kreuznach Darstellung fand und noch vor Worms zu einem Festspielhause führte. Dieses schloß sich sehr eng an die alte Shakespeare-Bühne an, enger als die Münchener Bühne. Es hatte 7 Stufen für die Einleitung und die Dialoge der Zwischenakte und 3 Bühnenteile für die Haupthandlung. Aber die daran geknüpften Erwartungen erfüllten sich nicht, und das Haus verschwand wieder. Auch das kostbarere in Worms konnte sich in seiner ursprünglichen Gestalt nicht behaupten, und seine Volksbühne mußte sich in eine „Luxusbühne“ verwandeln.

In der Schweiz wird, vorzugsweise in der Fasnachtszeit, im Freien gespielt, meist Schlachten und andere Ereignisse der Landesgeschichte, oft mit bedeutendem Aufwande an treuen Kostümen. Bei den Jubelfesten von 1891 in Schwiz (erster Bund der Eidgenossen 1291) und Bern (Gründung der Stadt 1191) wurden auf eigens errichteten offenen Bühnen besonders dazu gedichtete Festspiele aufgeführt und fanden unendlichen Andrang und Beifall. Aehnliche patriotische Stücke (Andreas Hofer) hat Tirol, solche aus dem Mittelalter das altertümliche Rotenburg eingeführt. Oberammergau spart seine aus allen europäisirten Teilen der Erde besuchte „Passion“ für jedes zehnte Jahr auf, spielt aber in der Zwischenzeit, um seine Leute zu üben, andere religiöse Dramen. Daß in Städten die Dilettantenvereine, deren Deutschland etwa 12000 zählen soll, den Berufsspielern vielen Eintrag tun, ist unzweifelhaft; auf dem Lande fällt dieser Nachteil weg und leisten sie einen wichtigen Beitrag zur ästhetischen und ethischen Erziehung des Volkes, die auf den Stadtbühnen leider wenig oder gar nicht in Betracht kommt.

# Dritter Abschnitt.

# Die bildenden Künste.

## A. Die Malerei.

Eine rein passive Rolle spielen in der Kulturgeschichte die bildenden Künste. Sie werden wol von den allgemeinen Kulturströnungen ihrer Zeit beeinflußt; einen eigenen Einfluß auf diese aber üben sie nicht aus. Hat die Zeit einen einheitlichen Charakter, so haben ihn auch die Künste des Pinsels, des Meißels und des Richtscheits; ist jene in verschiedene Richtungen haltlos zerfahren, so sind sie es ebenfalls. Gleich der Musik und dem Theater können sie daher in der Kulturgeschichte keinen Raum ansprechen, der demjenigen der Wissenschaften und der dichtenden Litteratur auch nur von ferne gleichkäme. Gelehrte und Dichter lenken ihre Zeit, wie es Staatsmänner und Kirchenhäupter tun; Ton-, Farben- und Baukünstler werden von ihr mit fortgerissen. Und warum? Einfach weil es das Wort ist, das die Massen bewegt; das blose Zeichen, auch des größten Genius, vermag dies nicht; es muß erst verdolmetscht werden, und dies versteht die Masse nicht (darum bleibt „Rembrandt als Erzieher" und ähnliches ein Hirngespinst).

Seit der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts trat in der Malerei gegenüber den „immer abstrakter und leerer werdenden klassizistischen und romantischen Schulen" eine neue künstlerische Richtung mit der Losung „Natur und Farbe" auf. Sie „erschien der ganzen damaligen Jugend als die frische, freie, lebendige Strömung, die der Kunst neues Leben einflößen sollte; und neues Leben, neue Wahrheit und neue Farbenfreude brachte sie in der Tat".*) Diese malerische, die zeichnerische überragende Richtung war in Frankreich teils durch den Einfluß einiger Engländer, teils durch erneutes Studium der Niederländer und Spanier des 17. Jahrhunderts durchgedrungen und machte ihren Weg über Belgien nach Deutschland, wo man ebenfalls zu jenen Vorbildern einer Blütezeit zurückgriff. Doch fehlte es dieser Richtung an Volks- und Zeitcharakter, es wurde mehr auf die Schule, als auf die persönliche Künstlerkraft gesehen, mehr auf den malerischen Reiz als auf die historische und natürliche Richtigkeit Bedacht genommen. Trotzdem fehlten die hintangesetzten Momente nicht. Ein Verdienst der Richtung ist das Emporstreben der Wandmalerei in zusammenhängenden

*) Karl Woermann, Was uns die Kunstgeschichte lehrt. Die deutsche Malerei der jüngstvergangenen Zeit. B. A. Z. 1894, Nr. 50, S. 4 ff. u. Nr. 52.

Bilderreihen. Hermann Prell ist neben Friedrich Geselschap und Eduard v. Gebhardt einer der bedeutendsten Künstler dieser Gruppe.

Es haben sich indessen, wie in der Dichtung, so auch in der Malerei, etwa in der Zeit, zu der unsere Darstellung im Allgemeinen anhebt, sog. Jüngste aufgetan. Außer der eben erwähnten Richtung bekämpften sie auch die Sittenmalerei aus dem Volksleben, wie sie Knaus, Vautier und Defregger geschaffen, deren erfrischender Humor den „Jüngsten“ durchaus abging. Ebenso verwarfen diese unduldsamen Kunstjünger den bildlichen Ausdruck erzählenden Inhalts, worin die Karl Hoff, Ferdinand Brütt und Ludwig Bokelmann sich ausgezeichnet haben.

Die Schule der „Natur und Farbe“, oder die realistisch-koloristische behauptete sich jedoch in der Landschafts-, Tier- und Bildnismalerei, auf letzterem Gebiete besonders in Fr. Aug. Kaulbach, Gustav Richter u. A. In der Geltendmachung ihrer eigenartigen Persönlichkeit aber müssen diese Künstler zurücktreten vor Meistern wie Anselm Feuerbach und Gabriel Max, dessen Bilder von religiöser Mystik angekränkelt sind, vor dem im Farbenmeere und in nackten Figuren schwelgenden Hans Makart und dem Historienmaler Michael Munkacsy, sowie vor Franz v. Lenbach (dem Urheber der charakteristischen Bilder von Papst und Reichskanzler) und Eduard v. Gebhardt, namentlich aber vor Adolf Menzel, dem Großmeister des Gemäldes der deutschen Geschichte, der es aber nicht verschmähte, außer den Helden des Krieges und den Größen des Staates auch die Arbeiter im „Walzwerk“ zu verewigen, — und vor dem Schweizer Arnold Böcklin*), dem Schöpfer einer Idealwelt, deren Darstellung in wunderbarer Vegetations- und Meer-Landschaft mehr entzückt, als die in ihrer Berechtigung zweifelhaften tierisch-menschlichen Fabelwesen, die er so sehr liebt.

Beide zuletzt Genannte, obschon zu den Alten gehörend, stehen an der Spitze zweier Richtungen, einer lebenswahren und einer fantasievollen, die zu den „Jüngsten“ hinüberleiten. Menzel ahnte bereits das „Freilicht“, dessen Name aber (franz. Plein-air) erst zu Anfang der achtziger Jahre aus Frankreich herüberkam. Es stammt aus dem Sehnen nach geistigem Licht, entwickelte sich aber in Deutschland auf deutsche Art. Es blieb indessen „nur ein äußeres Merkmal der Kunstübung der tüchtigsten derjenigen jüngeren deutschen Meister, die das Hauptgewicht auf die unmittelbare Naturanschauung legen“. Der bedeutendste Freilichtmaler ist Fritz v. Uhde in München (geb. 1844), ja der eigentliche Führer der Bewegung, weil der vielseitigste und ge-

*) Es ist falsch „Böcklin“ auszusprechen. Böcklin ist Verkleinerungsform von Bock.

mütvollste. Seine Stoffe sind neutestamentliche, aber eigentümlicher Weise tragen (mit Ausnahme Jesu) die Personen das Kostüm der Gegenwart. In München ist auch diese Richtung mehr heimisch geworden als anderswo, doch nicht allein; vielmehr wechseln dort die Richtungen vielfach. In Berlin vertritt voran Max Liebermann die Naturrichtung; seine Bilder sind aus dem Leben gegriffen und gesellen Menschen und Tiere in anmutiger Weise. In Düsseldorf steht Arthur Kampf an der Spitze der Richtung. Seine Stoffe sind deutsch empfundene vaterländische. In Dresden führt Karl Bantzer die Landschafterschule „von Goppeln", deren Bilder „durch ihre Helligkeit auffallen".

Den Freilichtmalern entgegen stehen die Impressionisten, die wie jene, „sich nicht von Vorstellungen, sondern von Natureindrücken bestimmen lassen", aber dazu „Temperament" in Anspruch nehmen.*) Demzufolge pflegt bei ihnen an die Stelle des langsam formalen Aufbaues eine nervöse Farbentupferei zu treten; denn das Stimmungsbild muß „schwimmen".

Als dritte Gruppe werden die Fantasten bezeichnet. Doch stehen alle drei nicht immer rein da, sondern entlehnen einzelne Züge von einander. Am ungünstigsten stehen die Impressionisten da, weil sie „den schlimmsten Merodebrüdern und Nachklexern Unterkunft gewähren". Es ist die Richtung, welche dem unreinlichen Naturalismus in der Litteratur entspricht. Da sieht man als Stoff: „Kartoffelfelder, Düngerhaufen und Holzplanken mit Vogelscheuchen als Staffage" u. s. w.

Einigen deutschen Künstlern neuester Zeit möchten wir noch besondere Aufmerksamkeit widmen, da sie von kulturgeschichtlichem Interesse sind.

Wilhelm Schade, geistiger Schüler von Gabriel Max, wirkt durch sinnliche Darstellung des abstrakten Gedankens. Sein Bild „Letzte Zuflucht" schildert die Morphiumsucht und zeigt die Einspritzung dieses Giftes durch ein dämonisches Wesen bei einem Kranken. Er hat Vorliebe für psychische Probleme; nervöse Bewegtheit des Ausdrucks charakterisirt seine Kunst.

Ludwig von Hofmann, geb. 1861 in Darmstadt, besticht durch träumerische, märchenhafte Fantasie, durch Zauber des Lichts, das sich über Wälder und Wiesen ergießt, die in Farben erglühen; es ist Offenbarung reinster und echtester Poesie, was er schafft.

Sascha Schneider (von deutscher Herkunft, in Rußland 1870 geb., lebt in Dresden) wirkt eigenartig durch Versuche einer Lösung der höchsten ethischen und religiösen Probleme mit Benutzung biblischer

*) Otto Knille, Impressionismus. B. A. Z. 1896, Nr. 246.

Motive, aber in unabhängiger Auffassung (Jesus und Judas im Jenseits, Anbetung Mammons, Anarchist vor assyrischem Palast u. s. w.).*)

Ein Nachfolger Dürers, einzig in seiner Art, ist Hans Thoma, kein „Moderner", sondern naiv, gefühlvoll, träumerisch, lyrisch, volkstümlich, voll Kindlichkeit, Bibel- und Wunderglauben. Geboren 1839 zu Bernau im Schwarzwald, bis ins 20. Jahr ein Dorfjunge, in der Natur heranwachsend, begann er als Autodidakt mit Schildmalerei. Ein Beamter „entdeckte" ihn und brachte ihn an die Akademie nach Karlsruhe. Mit seinen ersten Erträgnissen besuchte er Düsseldorf, Paris, München, durch seine Originalität die „Welt" verblüffend und von ihr verlassen. Dennoch sich mutig durcharbeitend, konnte er Italien sehen und ließ sich endlich, mit einer Schülerin vermählt, in Frankfurt a. M. nieder, wo er gefeiert ist, aber zurückgezogen lebt. Seine Kunst ist der Natur geweiht und echt deutsch, seine Farbengebung frisch und kräftig, die Realistik der Idee untergeordnet. Er verfertigt selbst symbolisch verzierte Rahmen zu seinen Bildern In farbiger Lithographie brach er in seinen „Federspielen" einer neuen Manier Bahn. „Dämmerung im Buchenwald", „Abend", „Sonnenuntergang" sind stimmungsvolle Naturgemälde, „Der Hüter der Thäler", „Ritter und Nymphe am Quell", „Der Wächter vor dem Liebesgarten" und „Rheintöchter" ergreifende Rätselbilder, „Die Händlerin" und „Raufende Buben" packende Scenen aus dem Leben, „Die Flucht nach Aegypten" und „Pietà" fromme, aber nicht idealisirte Ergüsse religiösen Sinnes.**)

Nähere Angaben stehen uns nur über einen außerdeutschen Maler zu Gebote, und wir nennen auch nur diesen, da wir für trockene Namenreihen keine Verwendung haben. Es ist Wassili Wereschtschagin (geb. 1842 im Gouv. Nowgorod). Er machte weite Reisen in Europa und Asien, begleitete das russische Heer in Turkestan und im Balkan, malte prachtvolle Scenen aus dem Volks- und Kriegsleben, Bilder voll Schrecken und Blut, Pyramiden menschlicher Schädel und ist hierdurch zu einem Künstler geworden, dessen Werke den heftigsten Protest gegen den Krieg erheben und für den Frieden ebensoviel wirken, wie Reden auf Friedenskongressen und Artikel in Organen der Friedensgesellschaften.

„Wie unter den Schriftstellern, so gibt es auch unter den Malern Dichter und Chronisten. Wereschtschagin will das letztere sein. Für künftige Zeiten werden er und seines Gleichen eine ähnliche Bedeutung haben wie für uns etwa die holländischen Kleinmeister. Der Maßstab tut ja hier das Wenigste zur Sache. Und sehen wir uns inner-

---

*) Für alle drei: Illustrirte Zeitung, (Leipzig) 1896.
**) H. Meißner in Westermanns Illustrirten Monatsheften, Juli 1895.

halb der angedeuteten Richtung nach einer Parallele speziell für seine russisch-türkischen Feldzugsbilder um, so bietet sie sich uns von selbst in Wouwermans' Situationsbildern aus dem dreißigjährigen Kriege, die ja auch darum so interessant und überzeugend wirken, weil wir ihnen ansehen: er hat sie nach eigener unmittelbarer Anschauung gemalt." (Otto Baisch, 1882.)

Vieles wäre über die Entwickelung der Gemäldegalerien und übrigen Kunstmuseen zu sagen, was wir den Fachwerken überlassen müssen. Zu erwähnen ist hier, daß der tiefe Dichter Graf Adolf Friedrich v. Schack (oben S. 492) 1894 seine Galerie in München dem deutschen Kaiser vermachte und dieser sie zwar annahm, aber in der baierischen Hauptstadt verbleiben ließ.*) Sie enthält einen großen Schatz neuerer deutscher Kunst, und ihre Beschreibung vom Besitzer ist ein Wegweiser durch diesen Garten der Schönheit.

## B. Die Bildhauerkunst.

Einen besonderen Charakter hat die Plastik oder Skulptur unserer Zeit nicht. Ihre Werke bestehen in Denkmälern, die an Kolossalität mehr zunehmen als an künstlerischem Geschmack. In Berlin schufen Reinhold Begas das Standbild Schillers und Fritz Schaper dasjenige Goethes. Nachdem Ernst Bandel (geb. 1800, † 1876) mit Aufopferung seines Vermögens das Arminsdenkmal im Teutoburgerwalde (1875) vollendet, rief Joh. Schilling, ein Schüler Ernst Rietschels (geb. 1828), das Niederwald-Denkmal (1883) ins Leben. In Wien erstanden die Denkmäler Beethovens und Maria Theresias von Zumbusch. Adolf Hildebrand, der Schöpfer klassischer Bildwerke, schrieb 1893 über das Problem der Form in der bildenden Kunst (B. A. Z. 1893, Nr. 157). Robert Cauer in Kreuznach gab den deutschen Märchengestalten plastische Formen. Zahllos sind die Denkmäler Kaiser Wilhelms I., denen auch solche Kaiser Friedrichs, Bismarcks und Moltkes zur Seite traten, in Städten wie auf Schlachtfeldern und deren Gipfelpunkte die Kolossalbilder auf dem Kiffhäuser und an der westfälischen Pforte darstellen. Offenbar steht Deutschland in der Denkmälerplastik obenan; die übrigen Völker haben in unserer Zeit bildnerische Fortschritte nicht zu verzeichnen.

## C. Die Baukunst.

Was von der Skulptur, gilt für unsere Zeit auch von der Architektur. Sie baut Kirchen früherer Zeit aus, errichtet auch neue, doch

*) Dr. Berth. Riehl, Die Galerie Schack. B. A. Z. 1894, Nr. 144 u. 145.

von wenig hervorragender Bedeutung, und bereitet namentlich den Staatsbehörden großartige Paläste. Ausgebaut wurden die mittelalterlichen gotischen Dome von Köln (1880), Ulm (1890) und Bern (1895). Wien erhielt sein wundervolles Forum, umgeben von dem Kunst- und Naturmuseum, dem Reichsrats- und dem Rathauspalast, der Universität, dem neuen Hofburgtheater und der erweiterten Hofburg, Berlin das Reichstagsgebäude von Wallot und Leipzig das Reichsgerichtshaus (beide 1896 vollendet). Das Museum für Völkerkunde in Berlin und das Kunstgewerbemuseum in Stuttgart sind bedeutende Monumentalbauten. Die neue Oper in Paris wird ebenfalls als großartiger Bau bezeichnet. Es herrscht im ganzen Prachtliebe und Prunklust; eine besondere Phase in der Kunstgeschichte bildet unsere Zeit nicht, ebenso wenig Bedeutung hat in ihr die Baukunst für die Kulturgeschichte; sie zehrt von alten Stilen und vermischt sie, besonders in Villen, zu einem Gemengsel ohne Charakter.

---

# Siebentes Buch.

# Handel und Wandel.

## Erster Abschnitt.

## Gewerbe und Industrie.

### A. Technische Fortschritte.

#### 1. Entwickelung der modernen Technik.

Wenn über die Fortschritte, die in neuester Zeit der Materialismus in den Wissenschaften und der Naturalismus in den Künsten macht, geklagt wird, so sucht man die Ursache dieser Erscheinung wol meist ohne nähere Prüfung eher in negativen Richtungen auf dem Gebiete der Religion oder in zügellosen Gelüsten auf dem der Moral oder gar in Umsturzbestrebungen auf politischem und sozialem Gebiete, als in der eigentlichen, wahren Quelle. Und diese ist der kolossale Fortschritt der Erfindungen und Entdeckungen, die seit dem vorigen Jahrhundert im Interesse der materiellen Bedürfnisse gemacht worden sind und daher die allgemeinste Aufmerksamkeit und Teilnahme erweckt haben. Die Fortschritte in der Technik sind in der Tat die zahlreichsten und weitgreifendsten in den weiten Gebieten der Kultur. Die Fortschritte in der Wissenschaft haben lange vor jenen begonnen; es blieb ihnen daher nicht so viel zu schaffen übrig, ausgenommen allerdings in der Naturwissenschaft, die zum größten Teile eng mit der Technik zusammenhängt, diese bedingt und von ihr wieder bedingt wird. Die übrigen Gebiete der Kultur können sich, wie wir bereits (S. 2) andeuteten, mit denen der Naturwissenschaft und der Technik an Umfang der Fortschritte nicht messen; es geht dort alles viel langsamer vorwärts, und

soweit es vorwärts geht, steht es wol in den meisten Fällen mit den Fortschritten der Naturwissenschaft und der Technik im Zusammenhange oder hängt auch geradezu von ihnen ab.

Voran steht unter den die technischen Fortschritte bedingenden Erscheinungen an Alter und Wichtigkeit unzweifelhaft die Dampfmaschine.*) Ihrer Erfindung durch James Watt folgte die der Spinnmaschinen durch Arkwright und Crompton. Einer der ersten Männer, die mit diesen ihr Glück machten, war der Vater des spätern Ministers Sir Robert Peel. Das 18. Jahrhundert endete mit der Erfindung von Jacquards Webstuhl. Weit in unser Jahrhundert herein dauerte die Feindschaft der Arbeiter gegen die neuen Maschinen und führte zu Ausschreitungen mit Mord, Brand und Eigentumszerstörung. Der Fortschritt ließ sich aber nicht aufhalten und verbreitete sich von England nach dem Festlande. Der Maschine gesellte sich als zweites Element der technischen Entwickelung die Kohle bei**), deren erster Ausbeuter im großen der Fabrikarbeiter James Baird in Mitte unseres Jahrhunderts hierdurch reich wurde, wie in Schlesien der Steiger Godulla, Adoptiv-Schwiegervater des Grafen Schaffgotsch. Hand in Hand mit der Benutzung der Kohle ging die durch sie selbst bewirkte Ausbeutung der Erze, besonders des Eisens, so daß unser Zeitalter noch weit mehr den Namen eines eisernen verdient als irgend ein vorangehendes, obschon bereits eine graue Urzeit diesen Namen kennt; dazu hat der in Belgien ansässige Engländer John Cockerill, Sohn Williams, der dort mit dem einheimischen Bauwens die Maschinenspinnerei eingeführt hat, das seinige beigetragen. Die Verbindung von Dampf, Kohle und Eisen führte zur Erfindung der Eisenbahn durch Georg Stephenson, deren erste von Edward Pease ins Leben gerufene Strecke (Darlington-Stockton) 1825 eingeweiht wurde. Gleichzeitig hatte Robert Fulton in Neu-York das Dampfboot erfunden, das aber noch früher, schon 1815 seine Fahrten begann und 1819 den Ocean durchquerte.

## 2. Technische Erfindungen und Entdeckungen der jüngsten Zeit.

An der Spitze der technischen Errungenschaften unserer Zeit steht die Elektrizität, deren verschiedenartige Anwendung bereits oben (S. 346) skizzirt worden ist. Der sprechende Phonograph ist wol noch

*) E. Schmidt-Weißenfels, Geschichte des modernen Reichtums in biographischen und sachlichen Beispielen. Berlin 1893, S. 34 ff. — Die Fortschritte der modernen Technik. B. A. Z. 1891, Nr. 55.

**) Dr. Franz Toula, Streiflichter auf die jüngste Epoche der Kultur. B. A. Z. 1893, Nr. 245.

so lange blose Spielerei, als er nicht auch das Gesprochene zu schreiben vermag; im Telephonographen wird er erst seine Vollendung erhalten. Das elektrische Licht dagegen hat schon viele kleinere Orte zu erleuchten begonnen, welche das Gas niemals gekannt hatten, und leistet an den großen Orten dem Gas Gesellschaft, um es schließlich zu verdrängen. Die elektrischen Bahnen, teils mit unterirdischer, teils mit Luftleitung, teils mit Akkumulatorenbetrieb, teils mit gemischtem System, haben bereits vielenorts die Pferdebahnen beseitigt und schicken sich an, den Lokomotivbahnen dasselbe Schicksal zu bereiten. Deutsche Firmen haben elektrische Bahnen in der Schweiz, Italien, Frankreich, Spanien, Rumänien, Rußland, Aegypten gebaut. Elektrochemische Werke erzeugen verschiedene chemische Verbindungen zu nützlichen Zwecken. In der Landwirtschaft dient die Elektrizität zu Entwässerungszwecken und zum Betriebe der agrikolen Maschinen; im Bergbau und Hüttenwesen hilft sie bohren, fördern und ventiliren. Sie dient zum Heben, Laden und Kippen auf Kriegs- und Handelsschiffen. Andere elektrische Kraftübertragungen finden nach dem Systeme des Gleichstroms oder dem des Drehstroms (welches 1891 durch die Kraftübertragung Lauffen-Frankfurt in Anwendung trat) oder nach beiden zugleich statt.

Deutschland besitzt 75 größere elektrische Anlagen, und deutsche Firmen haben solche in Ungarn, Mittel- und Südamerika und Südafrika errichtet. Im J. 1891 zählte das deutsche Postgebiet 7419 Starkstromanlagen, davon 7108 in erster Linie zu Beleuchtungszwecken. Im J. 1893 hat auf der Bahnstrecke Berlin-Frankfurt a. M. elektrische Beleuchtung der Bahnpostwagen begonnen, deren 1895 bereits 600 beleuchtet waren.*) Sehr rührig in Errichtung gemeinsamer elektrischer Werke sind auch die Deutschen in Siebenbürgen; solche Vereinigungen besitzen auch Tirol, Baiern u. a.**)

Ein neues Verfahren der Verarbeitung massiver Metallblöcke zu Röhren, das Mannesmann'sche, hat weite Verbreitung in Europa und Amerika gefunden, wo diese Röhren zu langen Wasserleitungen benutzt werden.

Als Metall der Zukunft wird das aus Tonerde bestehende, schöne, silberweiße und federleichte Aluminium bezeichnet. Seine Anwendung ist bereits eine sehr ausgedehnte geworden.

Aus dem Theer ist es gelungen, wertvolle Farben aller Spektren, sowie Desinfektionsstoffe, wie das Phenol oder die gereinigte Karbolsäure, endlich den künstlichen Süßstoff Saccharin zu bereiten. Man hat ferner Diamantstaub und Rubin künstlich hergestellt.

*) v. Stephans elektrotechn. Jahresbericht. B. A. Z. 1895, Nr. 261.
**) Oskar v. Miller, Ueber Vereinigung von Orten zu gemeinsamen Elektrizitätswerken. B. A. Z. 1896, Nr. 56.

Neben der Elektrizität ist die Photographie ein Gebiet der Wunder menschlichen Scharfsinns. Das Lichtbild ist auch bei künstlichem Lichte möglich geworden. Der Blitz, die abgeschossene Kugel, die verschiedenen Bewegungen des springenden Pferdes, des fliegenden Vogels wurden auf der empfindlichen Trocken-Platte festgehalten und hierdurch wichtige biologische Untersuchungen über die Bewegungen lebender Wesen möglich gemacht. E. J. Marey in Paris hat dieses Verfahren besonders ausgebildet, dem indessen schon vor Einführung der Momentphotographie darin Muybridge und Anschütz vorangegangen sind.*) Für die Kunst ist in wundervoller Weise die Photographie durch das Verfahren der Heliogravure fruchtbar geworden, worin der Hanfstänglsche Verlag mit seinem Prachtwerke über die Dresdener Galerie voran steht.**) Die Photographie in Farben erfand Prof. Lippmann in Paris um 1890; sein Verfahren entsprach jedoch den Erwartungen nicht. Neue Versuche machten Seebeck, Eimer u. A., die sich aber noch bewähren müssen.***)

Nachdem die Photographie in neuester Zeit zu einem Dilettanten-Vergnügen geworden, dem sich zahllose Liebhaber bis zum Knabenalter herab widmen, die den entsetzlichen Namen „Amateur-Photographen“ führen, sind einesteils die sachverständigen Lichtbildner gezwungen, sich zu höherer Kunstfertigkeit zu erheben, anderseits aber die Optiker und Mechaniker, ihre Apparate und Instrumente wissenschaftlich zu vervollkommnen. Dies ist namentlich derjenigen Wissenschaft zum Vorteil geworden, welche sich des weitesten Umfangs ihrer Objekte erfreut (oben S. 337 ff.), der Astronomie, wie wir bereits bei Erwähnung des Mondes und der Asteroiden angedeutet haben. Nach mehreren vereinzelten und unbeachtet gebliebenen Versuchen machte die Himmelsphotographie erst seit der Erfindung der Trockenplatten durch den englischen Arzt Maddox Fortschritte, die zu den wunderbarsten Resultaten geführt haben.†) Durch die vom astronomischen Kongreß in Paris 1887 beschlossene photographische Himmelskarte sollen die bisher in der Zahl von 629 840 bekannten Sterne auf etwa 20 Millionen gebracht werden, von denen eine Million abzumessen sein würde. Die gegenwärtige Methode der Himmelsphotographie verdanken wir dem Professor Max Wolf in Heidelberg (oben S. 341). Jetzt sind auch die Nebelflecke und Kometen und schließlich auch noch die Sonne ihr dienstbar geworden.

---

*) Momentphotographie. B. A. Z. 1894, Nr. 92.

**) W. Lübke, Heliogravure und Photographie. B. A. Z. 1892, Nr. 275.

***) Der gegenwärtige Stand der Farbenphotographie. B. A. Z. 1895, Nr. 227.

†) A. v. Schweiger-Lerchenfeld, Neues von der Himmelsphotographie. B. A. Z. 1895, Nr. 97, 98, 100 u. 101.

Um zur Wiedergabe der Gedanken weniger Zeit und Handanstrengung zu gebrauchen, hat unsere Periode sowol die Schreibmaschine (Remingtons Type writer, etwa 1874), als die Setzmaschine (Mergenthalers Linotype und Rogers' Typograph, um 1890) erfunden.*)

## B. Leistungen der Industrie.

### 1. Handwerk und Fabrikation.

Es ist unverkennbar, daß die stets fortschreitende Vervollkommnung der Maschinen einen steten Aufschwung des Großbetriebes, d. h. der Fabriken, und einen ebenso steten Rückgang des Kleinbetriebes, d. h. des Handwerks, zur unausweichlichen Folge hat. Nach einer allerdings nicht als völlig richtig ausgewiesenen, aber doch wahrscheinlich annähernden Schätzung betrug im Deutschen Reiche im J. 1882 die Zahl der handwerksmäßigen und hausindustriellen Betriebe 1 915 058 und die der fabrikmäßigen Großbetriebe nur 9509. Aber in jenen waren 3 800 493 und in diesen 1 558 574 Personen beschäftigt, also in nicht ganz einem Zweihundertstel der Betriebe beinahe halb so viel wie in allen übrigen. Noch weit ungünstiger für den Kleinbetrieb aber war der Anteil an der Gütererzeugung; er betrug nämlich gerade das Umgekehrte der Personenzahl, indem die Großbetriebe beinahe das Doppelte der Kleinbetriebe (54,7 gegen 33,3 Proz.) produzirten. Zwischen beide Gruppen kamen 29 753 kleine Fabriken mit 686 144 Arbeitern und 12 Proz. der Produktion. Ja, beinahe die Hälfte der Kleinbetriebe waren nur Nebenbeschäftigungen, und unter ihren Vorstehern befanden sich über 800 000 Handwerksmeister! Und es gab überdies nur wenige Berufe, wie z. B. die Haarschneider, Perückenmacher u. s. w., in denen der fabrikmäßige Großbetrieb nicht bereits Eingang gefunden hatte. Und so ging es weiter.

Die Eisengießerei vermehrte ihre Werke von 1087 im J. 1882 auf 1191 im J. 1891, die Erzeugung der Waaren aber von durchschnittlich 100 auf 141,7 in jedem Werke. In derselben Zeit vermehrten sich die großen Brauereien um 87,94, die mittleren um 4,77, und die kleinen verminderten sich um 28,72 Proz. In Preußen nahmen die Pferdekräfte der Dampfmaschinen seit 1879 um 103,9 Proz., in Sachsen nur 1889—90 die Fabrikbetriebe um 3,26, ihre Arbeiter aber um 8,45 Proz. zu.**) Dies sind für das Handwerk, das einst goldenen

---

*) E. P. Evans, Neue Setz- und Stereotypmaschinen. B. A. Z. 1892, Nr. 10.

**) Lujo Brentano, Münchener volkswirtschaftliche Studien. B. A. Z. 1893, Nr. 275 u. 283.

Boden hatte, niederschmetternde Zahlen. Aber gegen den Fortschritt der Zeit nützen keine Klagen etwas. Wenn das Handwerk nicht tatlos unterliegen und zu Grunde gehen soll, so bleibt ihm nur übrig, an jenem Fortschritte teilzunehmen, in der Weise, daß die Handwerker sich — gleichsam neue, zeitgemäße Zünfte bildend — selbst zu Großbetrieben vereinigen, oder, wenn sie dies nicht wollen oder können, — zur Landwirtschaft übertreten. Die Maschinen lassen sich nicht rückgängig machen; ihre Quelle ist der menschliche Geist, und ihren Sieg muß auch der menschliche Geist zum Guten zu wenden wissen.

## 2. Erfolge der Großindustrie.

Die Großbetriebsbesitzer (undeutsch „Industriellen") sind in der Regel arme Arbeiter gewesen, die sich durch Fleiß und Geschick zu reichen Männern emporschwangen. Oft haben sie durch Zufall einen Stoff kennen gelernt, der mißachtet wurde, ihnen aber den Gedanken zu einer ergiebigen Verwendung eingab. So wurde der englische Geschäftsreisende Titus Salt zufällig auf peruanische Alpakawolle, die für wertlos gehalten wurde, aufmerksam, erfand eine Maschine, sie zu weben und hatte so großen Erfolg, daß er die schöne Arbeiterstadt Saltaire bei Bradford gründen konnte, wo er erst 1876 starb. So brachte es auch Samuel Lister dahin, aus weggeworfenen Seidenabfällen prachtvolle Samt- und Seidenstoffe zu bereiten, wurde mehrfacher Millionär, Peer und Lord und lebte noch 1891. Josia Mason gelang es, die vorher sehr teuern Stahlfedern billig und immer billiger herzustellen. Er gründete in Birmingham ein Waisenhaus mit 15 Millionen Mark und wurde Baronet. Einen verbesserten Stahl erfand Henry Bessemer (geb. 1813), wodurch die Eisenindustrie eine jährliche Ersparnis von 20 Millionen erzielte; er gewann nach blos 14 Jahren das 57fache seines Kapitals.

Aehnliche Erfolge wie in England, aber mit weniger interessanten Einzelheiten, hatte die Großindustrie in Frankreich und Belgien zu verzeichnen, — erst später auch in Deutschland. In Berlin schwang sich der Fabrikarbeiter August Borsig zum ersten deutschen Lokomotivbauer empor. Seine erste Maschine entstand 1841, nach 5 Jahren die hundertste; er hinterließ 1854 eine Million Taler, und sein Sohn Albert hatte, als er 1878 starb, 3700 Lokomotiven gebaut. Durch Beide war Deutschland von der englischen Eisenindustrie unabhängig geworden. Weiter brachte es Alfred Krupp in Essen, dessen Vater, der Arbeiter Friedrich, den Gußstahl erfunden hatte, aber arm starb. Schon 1865 beschäftigte er über 8000 Arbeiter, und als er 1887 ebenfalls starb, waren es 20 000, und hatte er 23 000 Kanonen nach 34 Ländern geliefert. Mächtige Konkurrenten erwuchsen Krupp in den

Eisengießereien unter Armstrong in Woolwich und unter Schneider in Creusot.

In Chemnitz wurde der frühere Schmiedgesell Richard Hartmann durch den Eisenbahnbau einer der ersten Fabrikanten.

Noch später trat Oesterreich in die Reihen des Großbetriebs. Den ersten Namen von Bedeutung dort erlangte Johann Liebieg zu Reichenberg in Böhmen († 1870) durch seine Spinnerei. Durch Eisenwerkstätten wurde Adalbert Lannas aus Budweis Millionär. In Russisch-Polen hob der Deutsche Karl Scheibler das Städtchen Lodz mit seinen Textilfabriken zu einem polnischen Manchester empor.*)

Noch höher als in Europa stiegen in Nordamerika die Erfolge der Großindustrie. In Massachusetts gab es 1875 bereits 206 Spinnereien mit 3 775 000 Spindeln. Die höchste Ziffer in der Baumwollfabrikation in Amerika erreichte der kleine Ort Fall River an der Grenze von Rhode Island; er zählte 1875 38 Spinnereien mit 11 514 Arbeitern und Arbeiterinnen und lieferte ein Zehntel der Produktion in den Vereinigten Staaten. Die Stahl- und Eisenindustrie hob mächtig der arm geborene Andrew Carnegie in Homestead bei Pittsburg; er braucht jährlich viermal so viel Stoff als Krupp und beschäftigt 40 000 Arbeiter. Manigfach trat er als Philanthrop auf, erlebte aber 1892 einen Aufstand seiner Arbeiter, gegen den seine eigenen Polizisten nichts vermochten, vielmehr 8000 Mann Truppen anrücken mußten.

In der Waffenfabrikation feierte Samuel Colt, der Erfinder des Revolvers (geb. 1814 in Connecticut, † 1862), großartige Erfolge. Das Kriegshandwerk schuf ihm in Europa eine Menge Berufsgenossen, wie die Nikolaus Dreyse in Sömmerda, Wilhelm Mauser in Oberndorf und Ludwig Löwe (der bei Colt gelernt hatte) in Berlin.

Es ist uns nicht möglich, noch auf weitere Einzelheiten in der Großindustrie einzugehen; die Zweige der Bierbrauerei, Champagner-, Cichorien-, Chocolade- und Cigarrenfabrikation, der verschiedenen chemischen Fabriken, Uhrenmacherei, Stickerei u. s. w. können hier nur angedeutet werden.

### 3. Industrie-Ausstellungen.

In unserer Periode beginnen diese Veranstaltungen (Bd. VI, S. 325 f.) mit der Weltausstellung in Wien 1873, deren glänzende Leistungen durch den gleichzeitigen Ausbruch der Cholera und den rasch nachfolgenden Börsenkrach in trauriger Weise begleitet wurden. Doch erhielt durch sie die Industrie Oesterreichs einen großartigen Aufschwung. Auf Deutschland wirkte sie durch die selbsttätige Münzplattenwage von Seyß

*) Schmidt-Weißenfels a. a. O., S. 50 ff

in Atzgersdorf, durch welche die deutsche Goldprägung wesentlich erleichtert wurde.*) Von Bedeutung war ferner der dort vollzogene Eintritt Japans in den gewerblichen Wetteifer der Nationen und die Einführung von Parkanlagen um die Ausstellungsgebäude. Diese vervollkommneten sich, wenn auch bei einfacheren Bauten, an der Weltausstellung von 1876 zur hundertjährigen Feier der amerikanischen Unabhängigkeit in Philadelphia. Deutschlands geringer Eindruck von Wien her dauerte auch dort noch fort, wurde aber zum Ansporn, der seither eine großartige Entwickelung seiner Industrie herbeigeführt hat. Die gleichzeitige bairische Landesausstellung in München wurde durch das Verdienst des Kunsthistorikers Hefner v. Alteneck zum Ausgangspunkte der „Renaissance“ im deutschen Kunstgewerbe, worin das Kunstleben Augsburgs und Nürnbergs im 15. und 16. Jahrhundert als Muster diente. Es folgten zahlreiche deutsche Ausstellungen, 1879 in Berlin, dann in Hamburg, Frankfurt a. M. u. a., aber auch in fremden Ländern. Weltausstellungen sah seit 1878 in Europa nur noch Paris; die Spezialausstellungen nahmen in unserm Erdteil überhand. Australien hatte 1879—81 sog. Weltausstellungen in Sydney und Melbourne zu verzeichnen; dort war der Fortschritt Deutschlands schon ganz augenfällig. Einen neuen Anziehungspunkt bildeten seit 1878 die historischen Ausstellungen. Es erhoben sich (z. B. in Turin) mittelalterliche Burgen mit vollständiger Ausstattung im Zeitgeschmacke. Es erstanden alte Stadtteile in dem Zustande früherer Jahrhunderte, so Alt-London 1886, Alt-Wien 1892, Alt-Antwerpen 1894, Alt-Berlin 1896. Die schweizerische Landesausstellung in Zürich 1883 bot ein buntes bewegtes Bild dar. Paris suchte bei seiner Weltausstellung zum hundertjährigen Gedächtnis des Beginns seiner Revolution 1889 durch den geschmacklosen Eiffelturm zu imponiren, der jedes Bauwerk der Erde überragte und von 28 Millionen bestiegen bestiegen wurde, glänzte aber mehr durch die Ausstellung selbst, ihre Architekturen und Anlagen mit Farbenstrahlfontänen. Deutschland beteiligte sich dort nicht, desto lebhafter aber an der um ein Jahr verspäteten „columbischen“ Weltausstellung in Chicago 1893 mit ihrer weißen Marmorstadt am Michigansee (d. h. Nachbildung einer solchen in Gips), die in ihren Formen allgemeine Bewunderung erregte. Es beteiligten sich dabei aus Amerika 24000, aus Europa 26000 Aussteller. Die Elektrik feierte besonders hohe Triumfe. Die Ausstellung hatte ihren eigenen Bahnhof, Paläste für Verkehrswesen, Gartenbau, Fischerei und namentlich für die Kunst, die an keiner größern Ausstellung gefehlt hat. Dieser letztere Bau (aus echtem weißen Marmor)

*) F. Reuleaux, Die Entwickelung des Ausstellungswesens. B. A. Z. 1896, Nr. 256 u. 257.

bleibt als Museum stehen. Ein „deutsches Haus" wirkte höchst malerisch, und die deutsche Industrie und Kunst ist von dort „geschmückt mit grünen Reisern, hoch anerkannt" heimgekehrt.

Das in dieser Richtung besonders fruchtbare Jahr 1896 hat seine reichen Landesausstellungen in Genf, Stuttgart, Nürnberg und Dresden, die großartige Ausstellung in Berlin und die glänzende Milleniumsausstellung in Budapest gesehen.

## C. Stadt und Land.

### 1. Wechselwirkungen.

In dem weiten Reiche der materiellen Beschäftigungen steht der rastlos fortschreitenden Industrie die stabile Landwirtschaft gegenüber, die überhaupt nur mit Hilfe der Industrie (in Instrumenten, Maschinen, Dränirapparaten u. s. w.) Fortschritte macht, sonst aber im wesentlichen so bleibt, wie sie seit Jahrhunderten war, ja in abgelegeneren Gegenden auch jene industriellen Hilfsmittel entbehren zu können glaubt. Dagegen hat sie vor der Industrie, selbst dann, wenn sie mit Notlagen kämpfen muß, beschauliche Ruhe, frische Luft und behaglicheres Leben voraus.

Auf dem Gegensatze zwischen Industrie und Landwirtschaft beruht auch derjenige zwischen Stadt und Land. Das Land ist die ältere Lebensform. Von ihm aus sind die Städte gegründet und fortwährend bevölkert worden. In unserm Zeitraum charakterisirt sich das Verhältnis zwischen Stadt und Land durch die Tatsache, daß fortwährend Zuzug vom Lande und von den kleineren Städten in die größeren stattfindet, mithin dort die Bevölkerung sich vermindert, hier aber sich vermehrt. In Baiern z. B. beträgt der Ueberschuß der Einwanderung vom Lande in die Städte gegenüber der umgekehrten Richtung 218 993 Seelen.*) Nach der Ansicht Georg Hansens, die wir nicht vertreten könnten, da sie sehr gewagt erscheint, sollen die drei Bevölkerungsklassen: ländlicher Grundbesitz (Adel und Bauernstand), Bürgerstand und Proletariat nicht neben einander bestehen, sondern verschiedene Entwickelungsstufen derselben Bevölkerung sein. Aus dem Ueberschuß der Kräfte des Landes bilde und erneuere sich die städtische Bevölkerung. Die durch diesen Zuzug „verdrängte" (?) Stadtbevölkerung erhalte sich zum Teil oder trete in den Stand der Grundbesitzer zurück; zum Teil sterbe sie ab (?) und der Rest gehe in das Proletariat über. Ein aus eigenen Kräften sich erhaltender Mittelstand existire nicht. Wir bezweifeln dies

*) Georg Hansen, Die drei Bevölkerungsstufen. München 1893. Besprochen in B. A. Z. 1893, Nr. 268.

durchaus. Der Zuzug vom Lande vermehrt wol die Stadtbevölkerung, aber er verdrängt ihre bisherigen Bestandteile nicht; im letzteren Falle würde ja die Stadtbevölkerung nicht zunehmen, sondern gleichbleiben oder abnehmen. Sterben auch hie und da Geschlechter der Städte aus, was aber auch den adeligen und bäuerlichen widerfährt, so beweist wenigstens die Erfahrung in der Schweiz, daß die Mehrzahl der städtischen Geschlechter sich seit Jahrhunderten erhalten hat, in der Stadt ansässig geblieben und nicht proletarisch geworden ist. Wir sehen nicht ein, warum es anderswo anders sein sollte. In den Großstädten mögen andere Verhältnisse vorherrschen; aber auch dort kann der Zuzug vom Lande nur vermehrend, nicht „verdrängend“ wirken. Im ganzen ist er jedoch eine ungesunde Erscheinung, und die Vermehrung der Heere der Industrie auf Unkosten jener der Landwirtschaft ein höchst bedauerlicher Beitrag zur Verschärfung der sozialen Frage. Sehen wir nach den Gründen dieser Tatsache an der Hand der historischen Angaben Hansens.

Zu Anfang unserer Periode waren die Güterpreise im Laufe einiger Jahrzehnte nahezu um das Doppelte gestiegen. Als aber damals die Einfuhr fremden Getreides begann, fielen die Getreidepreise und damit auch die Landpreise, aber lange nicht in demselben Maße. Der Arbeitslohn in den Städten stieg indessen infolge des Aufschwungs der Industrie, und nun hatten die Geldinstitute und der mit ihnen zusammenhängende Mittelstand ein Interesse daran, weiteres Fallen der Landpreise zu verhindern, weil die ländlichen Grundbesitzer Geld brauchten und daher zu Schuldnern der besitzenden Städter wurden, — ein Zustand, der sich stetig verschlimmerte und zu einem Verhältnis der Abhängigkeit führte, das mehr drückte als ein förmliches Pachtverhältnis. Die Zwangsveräußerungen nahmen zu. In Oesterreich ertrugen 1878 und 1879 die Erlöse aus solchen Veräußerungen 44½ Mill. Gulden, d. h. nicht viel über die Hälfte der Schulden, deren Folge sie waren, so daß die Gläubiger beinahe die Hälfte ihrer Ansprüche verloren. Eine 1882 behauptete Abnahme der Zwangsveräußerungen war nur scheinbar; denn 1886—87 wuchs in Preußen die Verschuldung des Bodens um 133 Millionen Mark. Der Unterschied zwischen dem wirklichen Wert der Güter und deren Preisen dem Namen nach ist größer als jemals. Dadurch wächst im bessern Falle die Auswanderung, im schlimmern aber liederliche Wirtschaft, Spiel, Trunksucht, Händel und Gewalttätigkeiten. Hansen empfiehlt als Mittel zur Abhilfe in der Not der Landwirtschaft die Beschränkung der Erbfolge in den Landgütern auf *einen* Erben. In der Hauptsache dürfte dies wenig helfen. Auch hier wie anderwärts halten wir die Vergesellschaftung für das beste Heilmittel, d. h. die Bildung von Bauerschaften oder ländlichen Zünften, die zu gegenseitiger Hilfe verpflichtet sind und sich gegenseitig von der Verschuldung befreien.

## 2. Entwickelung der Städte.

Wie aus dem vorhergehenden Paragraphen hervorgeht, hat in unserm Zeitraum das Land keine Fortschritte, freilich auch keine Verirrungen aufzuweisen, die für die Kulturgeschichte von Bedeutung wären. Diese bewegt sich in den Städten, und zwar vorwiegend in den größeren. Sitze der Politik, der sozialen Frage, der Frauenfrage, der sittlichen Entartung, der religiösen Differenzen, der mystischen Liebhabereien, der Wissenschaft, Litteratur, Kunst und Industrie sind überall nur die Städte, besonders die Großstädte. Dabei ist von hervorragender Wichtigkeit der Umstand, ob eine solche Stadt in ihrem Lande das Ansehen eines Mittelpunktes der Kulturbewegung genieße oder nicht. Es ist dies eine Frage der geschichtlichen Entwickelung. Um jenes Vorrangs teilhaftig zu sein, muß die Stadt sehr alt oder das Land sehr klein sein. In Europa trifft dies nur bei Paris im großen Frankreich und bei Kopenhagen im kleinen Dänemark zu. Mit London wetteifern Edinburg und Dublin, mit Wien Budapest und Prag, mit Petersburg Moskau, sogar mit Bukarest Jassi u. s. w. In Italien machen alle Hauptstädte ehemaliger Staaten Rom den Vorrang streitig; vollends in Deutschland aber will keine der größeren alten Reichsstädte und keine der größeren Residenzen und Provinzhauptstädte hinter Berlin zurückstehen. Allerdings ist Berlin die jüngste der europäischen Großstädte, wenn auch die am raschesten an Größe zunehmende; ihre Geschichte als Hauptstadt ist erst oder kaum zweihundert Jahre alt, und was ist das gegen Paris, London, Rom und selbst Wien? Um wie viel reicher ist die Geschichte von Frankfurt, Nürnberg, Augsburg und Köln; wie sehr stehen Leipzig und sogar das kleine Göttingen in der Wissenschaft, München, Dresden und selbst Düsseldorf in der Kunst, Hamburg, Bremen und Lübeck im Handel und in der Schiffahrt voran!

Dennoch verblüfft Berlin geradezu durch seine riesige Entwickelung. Wer es nach zwanzig oder auch nur zehn Jahren wieder sieht, erkennt sich nicht mehr. Nur zwölf Jahre zurück, und heute mit Palästen überbaute Quartiere waren Weideplätze von Schafen und Ziegen und Kartoffeläcker mit zerstreuten Gartenlokalen. Als ich 1894 Berlin nach 18 Jahren wieder sah und vom Anhalter Bahnhof weg durch lauter stolze Straßen fuhr, mußte ich mich fragen: „Wo wohnen denn eigentlich die Proletarier?“ Auch zwischen Moabit und Friedrichshain fand ich deren Behausungen nicht.

Berlin hatte 1861: 20 Gemeindeschulen mit etwa 15000 Schülern, 1871: 50 Schulen mit 50000 Schülern, 1881: 132 Schulen mit 121000 Schülern und 1891: 185 Schulen mit 172000

Schülern. Diese und die höheren Schulen kosteten schon 1883 sieben und eine halbe Million Mark.

Seit zwanzig Jahren wurde von Berlin aus die Vereinigung der Vororte mit der Großstadt eifrig betrieben. In der letzten Zeit aber hat man begonnen, auf dieses Ziel zu verzichten; einerseits nämlich begegnete jenes Streben in den Vororten einem wachsenden Widerstand, anderseits sah man ein, daß „in der Eigenart der Entwickelung jener Orte ein großes Schutzmittel gegen zu raschen Verbrauch der Kräfte in dem starke Spannungen verlangenden Leben der Reichshauptstadt liege, und daß gleichzeitig durch den Wetteifer hart aufeinander stoßender selbständiger Gemeinwesen Fortschritte erzielt werden, die niemals in die Erscheinung treten würden, wenn ein einziges ‚Groß-Berlin' bestände". *)

Ueber die deutschen Städte im Allgemeinen sagt ein Amerikaner, Albert Shaw, die Zunahme der größeren unter ihnen sei in der letzten Zeit durchweg ebenso stark gewesen wie die in den Vereinigten Staaten. Er findet aber auf deutscher Seite einen großen Vorteil darin, daß die Entwickelung der Städte sich geschichtlich und ohne schroffe Uebergänge vollzogen habe. **) Er bewundert die tüchtige Amtsverwaltung und das Ansehen, das die Mitglieder der Behörden unter ihren Mitbürgern genießen, die Vorzüglichkeit der baulichen Entwickelung, der Aufschwung des Straßenbaues, die Erfolge der Reinigung, der Wasserversorgung, der Kanalisation, der Gasbeleuchtung, die, wenn auch langsame, doch stetige Zunahme des elektrischen Lichtes, die großen Anlagen für Armen- und Krankenpflege, die neuen Markthallen, Geldinstitute u. s. w.

Das Gegenteil einer gesunden Entwickelung ist die jüngstzeitliche des ehrwürdigen Rom. In dem Bestreben, die Papst- zur Königsstadt umzugestalten, hat man auf die versumpfende Stabilität jener eine fieberhafte Hast und Ueberstürzung des Umbaues folgen lassen, welche Millionen verschlang, Tausende von Leuten und viele Banken und Baugesellschaften ruinirte, überall begann und nichts vollendete, den Eindruck der geschichtlichen Stätten und Reste verbaute und störte, ja vernichtete und durch Gasfabrik, Schlachthaus u. a. die Nähe der imposanten Denkmäler einer großen Zeit entstellte. ***)

---

*) Zur Entwickelung Berlins und seiner Vororte. B. A. Z. 1896, Nr. 233.

**) Ein amerikanisches Urteil über die Entwickelung und den derzeitigen Stand der deutschen Städte. B. A. Z. 1894, Nr. 216.

***) Römischer Brief. B. A. Z. 1895, Nr. 31.

## Zweiter Abschnitt.

# Welthandel und Weltverkehr.

## A. Welthandel.

### 1. Die Grundlagen des Welthandels.

Der Handel ist von den Gebieten des Verkehrs einzelner Völker unter sich zu desto weiterer Ausdehnung vorgeschritten, je mehr Völker in den Kreis höherer Kultur eintraten. Sein frühester Umfang, der bereits einem Anfange von Welthandel ähnlich sah, schloß das Mittelmeer und die umliegenden Länder ein; er verbreitete sich dann nach und nach einerseits über das Rote Meer und den indischen Ocean, zugleich das innere Asien umfassend, anderseits über Europa bis an die Ost- und Nordsee und weiter in den Atlantischen Ocean. Den Anstoß zu einem wirklichen Welthandel und Weltverkehr gaben erst die Entdeckung von Amerika und die Auffindung des Seewegs nach Indien.*) Aber auch diese Erweiterung des Gesichtskreises der Menschheit hat erst in neuester Zeit ihre Früchte getragen, seitdem die Völker begonnen haben, einander durch Handels-, Zoll- und Schiffahrtsverträge näher zu treten.

Dieses Verhältnis hat indessen verschiedene Phasen durchgemacht. Nachdem Großbritannien die Schutzzölle abgeschafft und 1860 mit Frankreich den ersten Handelsvertrag der neuesten Zeit abgeschlossen, schien der Freihandel Oberwasser zu bekommen, als plötzlich seit 1880 das Protektionssystem wieder Mode wurde, die meisten Handelsverträge Kündigung erfuhren und überall Schutzzölle „die bedauerlichsten Erschwerungen des internationalen Verkehrs herbeiführten".**) Ein freierer Wind wehte seit 1890, wenn auch kein völlig freihändlerischer, doch ein liberaleren Verträgen günstiger. Es wurden sogar in Amerika und Europa Stimmen laut, welche die Bildung größerer, die wichtigsten Staaten dieser Erdteile umfassenden Zollbünde oder Zollvereine verlangten.

---

*) Es wäre an der Zeit, endlich einmal die sinnlosen Benennungen Ost- und Westindien, die nur dem Irrtum des Columbus ihr Dasein verdanken, aufzugeben. „Ostindien" allein ist Indien; Westindien sollte als das insulare Amerika oder die Antillen, die Indianer aber als Uramerikaner bezeichnet werden.

**) Uebersichten der Weltwirtschaft. Begründet von † Dr. F. X. v. Neumann-Spallert. Bd. VI. Jahrg. 1885—1889 mit Ergänzungen teilweise bis 1895, von Dr. Franz v. Juraschek. Berlin 1896, S. IX ff.

Geht diese Entwickelung ihren Weg weiter, nämlich den Weg zu dem allein sittlichen System des unbedingten Freihandels und der Abschaffung aller Zölle, so bilden sämtliche Völker, wenn auch erst nach langer Zeit, ein die ganze Erdoberfläche umfassendes System der Weltwirtschaft (a. a. O. S. XIII). Es ist dies ein Organismus, der zwar den Völkerschaften freie Entwickelung lassen, aber sie auch zu einer höhern Einheit verbinden wird, welche über die politischen Grenzen hinausgeht und in praktischer Weise einst bewirken muß, was die Friedensvereine jetzt theoretisch versuchen, — den Weltfrieden.

Bisher hat der Weg zum Ziele der Weltwirtschaft erst Anfänge zu verzeichnen. Zu diesen gehört die Bewegung des Kapitals. Sie ist gewiß kein Ziel, wie der sog. Kapitalismus meint, sondern nur ein Mittel zum nähern Anschlusse zwischen den Völkern. Im Jahre 1873 erlitt sie durch den sog. Krach zwar keine Unterbrechung, aber wurde langsamer, erhielt dann seit 1880 einen kräftigern Anstoß, hatte 1883 bis 1886 wieder ungünstigere und seitdem abermals sehr günstige Zeiten. Das Kapital, hunderte von Millionen in sich fassend, fand in Europa und dessen Kolonien nicht mehr genügende Verwertung; es wanderte um die ganze Erde und erfuhr deshalb in der Heimat eine stetige Abnahme des Zinsfußes. Dagegen wuchs die Produktion der Güter mit Hilfe der Maschinen und Motoren mächtig an und konnte nur noch im Welthandel und auf den Weltmärkten Absatz finden.

Die Uebervölkerung in mehreren Ländern, namentlich Mitteleuropas, hat Auswanderungen und Ansiedelungen in fremden Erdteilen zur Folge (die in unserer Zeit einen ruhigern Verlauf als früher genommen haben), wodurch ebenfalls der centralisirende Gang der Weltwirtschaft und des Welthandels befördert wird. Dies hat weiterhin zur Folge, daß die politischen und sozialen Bewegungen und Ereignisse in den entferntesten Gegenden der Erde alle Völker berühren und in Mitleidenschaft ziehen müssen. Auf Einzelheiten können wir hier nicht eingehen und müssen auf die „Uebersichten der Weltwirtschaft" und auf oben schon Gesagtes verweisen. Die Kulturgeschichte kann nicht in die Aufgaben der Statistik eingreifen und sich auch nicht mit Vermutungen über fernere Entwickelungsformen befassen. Es sei hier nur im Allgemeinen gesagt, daß der Welthandel 1860 rund 29, 1865 35, 1870 46, 1879 58, 1883 68 und 1891 über 73 Milliarden Mark betrug, zwischen welche Perioden allerdings auch solche mit verminderten Ziffern fallen (1894 wieder nur 68), die aber immerhin nicht nur die früheren Rückschläge, sondern auch die diesen vorhergehenden Höhepunkte überragen. Pessimistische Befürchtungen in dieser Richtung sind daher stets kurzsichtig und voreilig.*)

*) Uebers. d. Weltwirtsch. a. a. O., S. 735 ff.

## 2. Die Güter des Welthandels.

Das wichtigste dieser Güter ist das **Getreide** und sein nächstes Produkt, das **Mehl**, also der Stoff zum **Brote**, dem wichtigsten Nahrungsmittel. Es ist sowol ein Erfolg der den Welthandel beschleunigenden Dampfkraft, als eine Tatsache von großer ethischer Bedeutung, daß die Völker einander mit dem Brote aushelfen. Ist auch der Getreidehandel von Wucher und schmutziger Spekulation nicht frei, so beugt doch seine heutige Ausdehnung künftigen Hungersnöten und damit auch ihren nachteiligen Einflüssen auf die Bewegung der Bevölkerung im ganzen vor. Droht eine solche, so kann ihr durch Einfuhr abgeholfen werden. Im J. 1880 deckten 80 Millionen aus Amerika und Rußland eingeführte Hektoliter Weizen den Ausfall der Ernte von 1879 in Westeuropa. Im J. 1887 wurde eine Hungersnot in Indien durch Verfügung über die nach Europa bestimmte Ausfuhr verhütet (warum 1896 nicht, ist uns unklar). Die Schwankungen im Preise des Getreides haben von Jahr zu Jahr abgenommen und sollen sich ungeachtet der inhumanen Getreidezölle nach und nach ausgleichen. Getreide wird jetzt aus so vielen Teilen der Erde bezogen, daß in jedem Monat die Ernte irgend eines Landes oder mehrerer Länder dieser oder jener Getreideart in Anspruch genommen werden kann. In hundert Jahren (bis 1887) hat sich der Kornhandel von 10—11 Millionen Hektoliter auf 569 Millionen erhöht (Uebersichten der Weltwirtsch. a. a. O., S. 3 ff.).

Schwieriger als im Handel mit Getreide ist eine Ausgleichung in demjenigen mit **Vieh** und **Fleisch**. Während die Vermehrung der Bevölkerung den Bedarf daran steigert, schränkt die Ausbreitung der Städte und der Industrie diejenige der Viehzucht ein. Vermehrt sich auch die Zahl der Fleischtiere, so nahm sie doch im Verhältnis zu jener der Bevölkerung bis 1880 relativ ab. Damals ging auch der Aufschwung des Vieh- und Fleischhandels zurück, seit 1886 aber wieder vorwärts, wenn auch nur in einigen Ländern und in schwankendem Maße (Uebers. d. Weltw., S. 184 ff.).

Unter den Genußmitteln nimmt der **Rübenzucker**, dessen größter Erzeuger das Deutsche Reich (mit über 1 Million Tonnen zu 1000 Kg. unter 3 Mill. im ganzen) ist, selbst in Ländern des **Rohrzuckers** überhand. Im Gebiete des letztern beherrschte Cuba den Welthandel bis zum Ausbruche des dortigen Aufstandes. Seitdem dürfte Java, das die nächstgrößte Zahl aufwies, an die Spitze getreten sein. Im **Kaffee** nimmt diese Stelle Brasilien ein; es erzeugt mehr als die Hälfte aller Länder (3,8 unter 6,49 Mill. Meterzentner). Der Verbrauch sieht die Vereinigten Staaten mit 2,26 und Deutschland mit 1,14 unter 5,9 Meterzentnern an der Spitze. In der Pro-

duktion des Thees hat China in Japan einen Nebenbuhler erhalten, das aber von Britisch-Indien überflügelt worden ist. An der Spitze des Verbrauchs stehen Großbritannien mit 831, die Union mit 375 und Rußland mit 316 Tausend Meterzentnern.

Die Hauptgebiete der Erzeugung von Tabak sind die Vereinigten Staaten, auf die beinahe die Hälfte fällt, dann Britisch- und Niederländisch-Indien, besonders Sumatra (wo sie 1880—89 sich verdreifacht hat), die Türkei und Japan, in Europa Oesterreich-Ungarn (ein Drittel), Rußland, Deutschland und Frankreich. Ueber den Verbrauch handelten wir schon oben (S. 217). Wein erzeugen in namhaftem Maße (über 20 Mill. Hektoliter) nur Spanien, Italien und Frankreich. Den meisten Verbrauch auf den Kopf (über 100 Liter) weisen Spanien, Griechenland und Bulgarien auf. Während hier Deutschland sehr niedrig steht (5 Liter auf den Kopf), nimmt es im Bier eine der ersten Stellen ein; es produzirt 52 Mill. Hektoliter, Großbritannien fast ebensoviel. Im Konsum aber wird es von diesem und noch mehr von Belgien überragt.

Unter den Rohstoffen, die den Welthandel beschäftigen, haben eine kulturgeschichtliche Bedeutung lediglich die Kohle, das Eisen und die Textilstoffe (besonders Baumwolle, Wolle und Seide). Ihr Verbrauch stieg von 1865 bis 1873 rasch und erlitt dann durch die Krisis dieses Jahres einen Rückschlag, der im Ganzen bis zum Ende der siebenziger Jahre dauerte. Von da an belebte sich der Weltmarkt wieder, was sich nach kurzer Störung seit 1887 erneuerte, namentlich in Nordamerika und Deutschland (Uebers. d. Weltw., S. 377 ff.). Die Einzelheiten dieser Entwickelung sind ohne Bedeutung für unsern Zweck.

### 3. Die Wertmesser des Welthandels.

In unserer Kulturperiode, nicht nur in der hier behandelten, sondern in der neuern Zeit überhaupt bilden die Edelmetalle, Gold und Silber, das Tauschmittel gegen die erzeugten Güter und den Wertmesser für diese. Die 1851 bis 1855 in Kalifornien und Australien gelungene Goldausbeute steigerte die Menge dieses Metalls im Umlaufe auf mehr als das Dreifache.*) Bis dahin war Gold seltener als Silber gewesen; nun übertraf es dieses um mehr als das doppelte. Seine Erzeugung sank, nachdem jene Goldfelder erschöpft zu werden begannen, nicht nur, sondern es wurde von dem wieder aufs neue gewonnenen Silber abermals überboten. Dann traten die Goldlager in

*) Uebers. d. Weltwirtsch. a. a. O., S. 521 ff. — Toula, Streiflichter auf die jüngste Epoche der Kultur. B. A. Z. 1893, Nr. 245, S. 4 ff.

Südafrika auf den Schauplatz; aber trotzdem wurde der Silberschatz nicht erreicht. Im J. 1892 wurden 208 909 Kg. Gold (Wert 583 Mill. Mark) und 4 727 119 Kg. Silber (Wert 825 Mill. Mark) erzeugt. Drei Viertel des Silbergewinns kamen auf die Union und Mexiko. Der amerikanische Münzdirektor Preston schätzte 1893 den Goldvorrat der Erde auf 15 Milliarden Mark, von denen zwei Drittel auf Deutschland, Frankreich, England und Nordamerika fallen und fast 13 Dollars auf den Kopf ergeben, und ein Drittel auf die übrigen Länder mit nicht ganz einem Dollar auf den Kopf. Heftige Kämpfe sind zwischen den Anhängern der Gold- und der Doppelwährung geführt worden. Nur anzudeuten können wir uns diese sowol, als den Ersatz der Edelmetalle durch Papiergeld und Banknoten und die Unterstützung des Geldverkehrs durch Banken, Börsen u. s. w. gestatten. Eine nur einigermaßen vollständige Behandlung dieser Dinge erfordert bedeutende Sachverständigkeit.

### 4. Die Entwickelung des Reichtums.

Die Armut haben wir im zweiten Buche bei Anlaß der sozialen Frage berührt und sie als eine der Krankheiten unserer Zeit kennen gelernt. Ihr Gegenpol, der Reichtum, auf den wir hier als Folge des Welthandels zu sprechen kommen, kann ebenfalls seine kranken Seiten haben; aber soweit er das Wohl der Menschheit befördert, soweit er dazu verwendet wird, dem Fortschritt in Gesittung und Bildung Mittel an die Hand zu geben und zugleich die Leiden der vom Schicksal Benachteiligten zu mildern oder aufzuheben, stellt er ein gesundes Element der Kultur dar. In unserer Zeit noch mehr als früher hat er alle diese Seiten in sich vereinigt und bald das äußerste Gute, bald das äußerste Schlimme vollführen geholfen. Wir hatten bereits bei Erwähnung der Großindustrie Anlaß, seiner zu gedenken und tun dies nun auch in Bezug auf die übrigen Tätigkeiten, in denen er mitwirkt. Ein ausgedehntes Feld hat er sich in Nordamerika, vermöge des dort herrschenden unbeschränkten Wetteifers erworben. Wahre Millionär-Dynastien haben sich dort statt der fehlenden fürstlichen geltend gemacht, die meist von eingewanderten Deutschen und Holländern gegründet worden sind. Die erste derselben ist die der Astor, die aus der Gegend von Heidelberg stammt. Ihr Ahne bereicherte sich durch den Pelzhandel und noch mehr durch den Verkauf seiner Baugründe in Neu-York, welche Stadt ihm ihre Größe und seiner Freigebigkeit die nach ihm benannte Bibliothek verdankt. Er starb 1848 mit 20, sein Sohn, der das Astorhaus für Erziehung armer Kinder gründete, schon 1854 mit über 60 Millionen Dollars Vermögen. Ein dritter Astor ließ 1891 das 17 Stockwerke hohe Astorhotel bauen. Garrit Smith,

der mit Hilfe des alten Astor die Ländereien am Ontariosee kolonisirt hatte, klagte aber Jenem und Jener ihm, daß ihnen ihr Reichtum nur lästig sei. George Flower, ein Engländer, wurde als Kolonisator der Gründer von Chicago, wo weitere unermeßliche Reichtümer sich aufhäuften (s. Bd. VI, S. 307) und allein 1891 11500 Häuser erstanden, darunter 21 Kolosse wie das Astorhotel, bis 100 m Höhe. Wie jeder Zweig des Reichtums in Nordamerika seinen Hauptgründer hat, so das Bankwesen den seinigen in Nikolaus Biddle, der als Wucherer der Pflanzer dazu gelangte, den Baumwollenmarkt zu beherrschen*), und enorme Gewinne einstrich, den Ruin seiner Bank aber durch seinen Schwindel herbeiführte. Im Dampferverkehr legte Samuel Cunard den Grund zum Aufschwunge, an dem auch ein Deutscher, Georg Kunhardt, als Gründer der H. A. P. A. G. theilnahm, aber weit durch die von Holländern abstammende Familie Vanderbilt überragt wurde, die dann auch die Eisenbahnen in ihr „Königreich“ einschloß. Der alte Cornelius Vanderbilt starb erst 1877 in Neu-York als reichster Mann der Erde. Sein Sohn William fand nur Freude an der Kunst, am Reichtum nicht; er starb 1885 mit einer Hinterlassenschaft von 200 Millionen.

Die Goldschätze Kaliforniens entdeckte und lenkte damit massenhafte Einwanderung dorthin der in der Schweiz geborene Joh. Aug. Sutter (Bd. VI, S. 350), verlor aber die Früchte seiner Arbeit durch das gierig herbeiströmende Gesindel und starb mit geringer Entschädigung vom Staate 1880 in Pennsylvanien. Mehr Glück hatte der berüchtigte Spekulant Jay Gould, Sohn eines kleinen Farmers im Staate Neu-York. Mit Hilfe einer Klike spekulirte er in Eisenbahnen und Gold, führte den Ruin von Tausenden herbei, war zwar von Lynchjustiz bedroht, bereicherte sich aber maßlos, beherrschte als Eisenbahnkönig Strecken von 12000 englischen Meilen und die Börse von Neu-York, und starb, gehaßt, gefürchtet und verachtet, 1892.**)

Nicht geringere Reichtümer schuf das seit 1859 in Pennsylvanien gewonnene Petroleum, dessen „König“ John D. Rockafeller in Cleveland wurde, der über 100 Millionen Dollars erntete, aber auch 20 davon an die neue Universität von Chicago beitrug und an eine solche in Washington und andere Stiftungen ebenfalls bedeutende Summen leistete.

Ein König der Erfinder ist wie bekannt Edison.

Als schmutzigster Halsabschneider dagegen hat sich Russel Sage hervorgetan, der jede Summe aufzubringen weiß, in schäbigstem Geize haust, dabei sehr fromm ist und 1892 schon Dutzende von Millionen „wert war“.

---

*) Schmidt-Weißenfels a. a. O., S. 80 ff u. 93.
**) Ebendas., S. 105.

Als gutmütiger, aber kurioser Kauz zeigte sich der Heidelberger Alois Peteler, der auf Staten Island ein Miniaturbild seiner Vaterstadt mit Schloß und Neckar hat errichten lassen.

Die Vereinigten Staaten zählten 1890 122 große Millionäre, d. h. Besitzer von 5 bis 125 Millionen Dollars. Astor III. und Rockafeller standen an der Spitze; nach ihnen kamen Jay Gould und zwei Vanderbilt, weiterhin noch zwei dieses Namens. Die Liste ist offenbar unvollständig; denn in Cleveland allein gab es damals 63 Millionäre. Vanderbilt III. bot der Königin Victoria umsonst 2½ Mill. Fr. für ein Gemälde; seine Frau trug in der Oper eine genau der britischen nachgeahmte Krone. Unter den Millionären Amerikas gibt es indessen nicht wenige, welche Universitäten, Schulen und wohltätige Anstalten reich bedachten; unter ihnen glänzte besonders Georg Peabody aus Baltimore.

Aber auch in Europa fehlen die großen Vermögen nicht. Der alte Politiker Gladstone ist einer der reichsten Privatleute Englands; die Casimir Périer legten schon unter Ludwig Philipp den Grund zu großem Reichtum. Im deutschen Rheinlande ahmten die Beckerath, Camphausen, von der Heydt und Hansemann das Beispiel der Engländer und Franzosen nach und wurden alle Minister. Der reichste Deutsche war 1891 Krupp mit über 6 Millionen, dann Rotschild in Frankfurt mit über 4 Millionen Einkommen; darauf folgte ein ungenannter Berliner mit nahe an 3 Millionen Jahreseinnahme. In Preußen waren in einem Jahre die Talermillionäre von 523 auf 565 gestiegen; in Bonn zählte man allein 50 Taler- und Markmillionäre. An wohltätigen Handlungen dieser Reichen fehlt es nicht, wol aber an amerikanischen Wunderlichkeiten.*)

## B. Weltverkehr.

### 1. Post und Telegraph.

Die bedeutendste, ja einzig wirksame Unterstützung des Welthandels liegt in der Vervollkommnung, Ausdehnung und Beschleunigung des Weltverkehrs und in der Vervielfältigung seiner Mittel.**) Unter diesen nimmt die Post die erste Stelle ein, deren Beförderung freilich von der Entwickelung der Land- und Wasserwege abhängt, während der

*) Schmidt-Weißenfels a. a. O., S. 163 ff.

**) Uebers. d. Weltwirtsch. a. a. O., S. 614 ff. — De Terra, Soziale Verkehrspolitik. B. A. Z. 1895, Nr. 9—11. — W. H. Riehl, Die Demokratisirung des Verkehrs. Ebendas. 1896, Nr. 27. — Prof. Dr. F. C. Huber, Geschichtliche Entwickelung des modernen Verkehrs. Tübingen 1893, S. 119 ff.

Telegraph sie an Schnelligkeit weit hinter sich läßt, jedoch naturgemäß nur für eine Minderzahl der Benachrichtigungen Verwendung finden kann. Zu dieser Entwickelung des Postwesens trug der schon 1868 von dem Reichspostmeister, später Staatssekretär Heinrich v. Stephan (geb. 1831, † 1897) geplante, 1870 veröffentlichte, 1874 in Bern beschlossene und am 1. April 1879 ins Leben getretene Gedanke des „Allgemeinen", jetzt Weltpostvereins das Meiste bei, dessen Umfang sich rastlos vergrößerte und heute 87 Millionen Quadratkilometer mit 915 Millionen Einwohnern umfaßt. Es fehlen ihm nur noch China, mit Ausnahme der dortigen europäischen Postämter, und der Oranje-Freistaat in Südafrika.

Der Weltpostverein begann 1879 seine Tätigkeit mit der Einführung so billiger Beförderungstaxen, wie man sie sich kaum jemals hatte träumen lassen. Und diese sind einheitlich für beinahe die ganze Erde und machten namenloser Verwirrung ein Ende. Der dritte Weltpostkongreß in Lissabon 1885 beschloß weitere Ermäßigungen und führte namentlich die Geltung von Postkarten mit Antwort nach allen Ländern des Vereins ein. Der Dienst des Weltpostvereins verlangte vor allem die Beförderung der Post zur See. Es sind deshalb Postdampferkurse eingerichtet worden, unter denen für uns namentlich der deutsche von Bremen nach Ostasien und Australien, der am 1. Juli 1885 ins Leben trat, von Wichtigkeit ist. Andere gehen nach allen Teilen Afrikas und Amerikas, und von hier wieder amerikanische nach Ostasien und Australien.*) Im J. 1887 wurden über 12 (1865 etwa 2,3) Milliarden Poststücke befördert, davon über 8 in Europa und über 3 in Amerika (darunter Briefe 5,8 Milliarden, in Europa über 4, in Amerika 1,35). Täglich bewegen sich 34 Millionen Postsendungen auf der Erde. Zweifelhafter als diese Resultate dürften diejenigen des in manchen Ländern (in Deutschland und der Schweiz nicht) eingeführten Postsparkassenwesens sein.

Die größte relative Zahl der Postanstalten besitzt die Schweiz (1 auf 931 Einwohner, Deutschland 1 auf 2406, Rußland erst auf 19895). Ein großer Zopf ist noch immer die Selbstausschließung Baierns und Würtembergs von der deutschen Reichspost.

Aelter als der Weltpostverein ist das Streben nach einer Weltverbindung des elektrischen Telegraphen. Die Grundlage bildete der 1865 zwischen den meisten europäischen Staaten in Paris geschlossene Telegraphenvertrag, dem 1868 in Wien auch die bedeutendsten asiatischen beitraten. Auf der fünften Konferenz in London 1879 wurde der Worttarif im Prinzip angenommen und namhafte Ermäßigungen eingeführt, die 1880 den internationalen Telegraphenverband begründeten,

*) Veredarius, Das Buch von der Weltpost. Berlin 1885, S. 359 ff.

der wie der Weltpostverein sein Centralbureau in Bern hat. Ein einheitliches Tarifsystem wurde für Europa 1885 in Berlin angenommen.

Der Telegraph hat auch große technische Verbesserungen erfahren. Man brachte es zur Benutzung einer Leitung für gleichzeitige Telegramme in verschiedener Richtung, ja für mehrere solche zugleich. Der 1893 in Antwerpen verstorbene Professor Franz v. Rysselberghe, der schon 1879 den Wettertelegraphen erfunden, durch den bevorstehende Stürme nach Küstenorten gemeldet werden können, erfand 1884 auch das Fernsprechen auf dem Telegraphendrahte während des Telegraphirens.*)

Das seit 1877 angewendete Telephon war elf Jahre später schon bei 4679 von 10 016 Reichstelegraphenanstalten eingeführt und 1895 im ganzen Reiche bei 8036 von 20 080; sein Betrieb hat sich also in 7 Jahren fast verdoppelt. Dazu kommen noch die Stadt-Fernsprech-Einrichtungen. Europa hatte 1883 in 161, Amerika in 126 Städten solche mit dort 30066, hier 47 185 Abonnenten. 1887 hatte Deutschland 38 217 Sprechstellen, die meisten unter allen Ländern der Erde.

Unterirdische Telegraphenlinien besaß Deutschland 1889 bereits in einer Länge von 5630 km. Europa hatte 1860 Telegraphenlinien von 126 140 km Länge, 3502 Telegraphenanstalten und 8 917 938 beförderte Telegramme. Diese Zahlen waren 1887 auf 652 000, 50 800 und 148 222 000 angewachsen, hatten sich also vervier-, verdreizehn- und verachtzehnfacht! Auch im Telegraphenwesen steht die Schweiz mit einer Anstalt auf 2190 Einwohner voran (Deutschland 1 auf 3126, Rußland am Ende mit 1 auf 28 601).

Unterseeische Kabel, die Europa mit den anderen Erdteilen verbinden, gab es 1887 bereits 950 in einer Länge von 113 038 Seemeilen. In Amerika gab es 1888 407 000 km Telegraphenlinien, 22 000 Anstalten und fast 60 Millionen Telegramme, auf der ganzen Erde 1 441 000, 79 000 und 225 Millionen.

## 2. Eisenbahnen.

Das Wachstum der Eisenbahnen ist ein ungeheures, mit dem sich wol keine andere menschliche Einrichtung vergleichen läßt. Es gab 1830, fünf Jahre nach Eröffnung der ersten Strecke, 381, 1840 8641, 1860 107 000, 1880 368 000 und 1893 671 170 km Bahnstrecken. Der Eisenbahnbau hat weder Gebirge, noch Ströme, noch Meerengen gescheut. Der Semmering wurde 1854, der Brenner 1867, der Mont-Cenis 1871, der Gotthard 1882 und der Arlberg 1884 überwunden. Es ist kein Staat in Europa außer Montenegro und den noch kleineren

*) F. van Rysselberghe †. B. A. Z. 1893, Nr. 35.

Ländchen mehr ohne Eisenbahnnetz. Das weite Rußland besaß 1838 erst 25, 1892 aber 27 814 Werst Eisenbahnen in Europa, mit Inbegriff der kaukasischen Bahn vom Schwarzen Meere zum Kaspisee, durch dessen Dampfer sie mit der transkaspischen Bahn in Verbindung steht, die 1888 1433 km betrug und bis Samarkand reichte. Doch was ist das im Vergleiche mit der Sibirischen Bahn, die Europa mit dem Großen Ocean verbinden wird? Diese hatte, von Westen wie von Osten aus in Angriff genommen, zu Anfang 1895 bereits etwa 1517 Werst im Betriebe.*) Griechenland hat es in 10 Jahren (1882—92) von 11 auf 915, Rumänien von 1470 auf 2611 km gebracht, Kleinasien in 7 Jahren (1885—92) von 372 auf 1591. In Palästina wurde 1894 die Bahn von Jaffa nach Jerusalem eröffnet. Britisch-Indien hatte 1860 erst 836, 1893 aber 18 459 engl. Meilen Eisenbahnen. Zeilon, Sumatra, Java, Malakka, Siam, China, die Philippinen haben ihre Bahnen, mehr aber das rührige Japan (1893: 3020 km). Alle Staaten der Erde übertrifft die nordamerikanische Union (Ende 1892: 175 224 engl. Meilen (= 281 935 km, mehr als ganz Europa, das nur 232 703 km zählt). Im J. 1869 entstand dort die erste Pacific-Bahn, deren seit 1881 fünf im Betriebe sind, wozu auf kanadischem Gebiete 1886 eine sechste kam, und zwar die längste, 4778 km messende. Obschon viel kürzere Strecken zwischen beiden Oceanen einnehmend, hat Mejiko erst 1894 eine Ueberlandbahn von 330 km und in einer Kulmination von nur 700 m erhalten, und die südamerikanische transandinische Bahn von Buenos Aires nach Valparaiso ist vollends ins Stocken geraten, obwol Argentinien und Chile (auch Brasilien) ansehnliche Bahnstrecken besitzen.

In Afrika stehen an Bahnstrecken Algerien und das Kapland voran, denen Aegypten am nächsten kommt. Australien steigerte seit 1855 seine Bahnen von 38 auf 20 548 km. Im J. 1892 besaßen die Eisenbahnen der Erde 121 671 Lokomotiven, 200 367 Personenwagen und 3 332 604 Güterwagen. Die Stadt-, Straßen-, Berg-, Zahnrad-, Drahtseil- und elektrischen Bahnen können wir hier nur andeuten, da sie lediglich dem Lokal-, nicht dem Weltverkehr dienen.

### 3. Schiffahrt.

Schon vor dem Beginn der hier behandelten Periode, nämlich seit 1860, begannen die Dampfschiffe im Weltverkehr rascher, die Segelschiffe langsamer zuzunehmen. Damals zählten jene in den hauptsächlichsten seefahrenden Staaten der Erde 764, diese 10 712, 1870 aber jene 1709, diese 12 352 Millionen Tonnen. Im J. 1879 begannen die Segelschiffe abzunehmen, und 1893 standen sich beide

*) B. A. Z. 1893, Nr. 18; 1894, Nr. 223; 1895, Nr. 196.

Klassen (in allen civilisirten Ländern) beinahe gleich; jede der beiden zählte etwas über 10 Milliarden Tonnen, und zwar die Dampfer 332 Millionen Tonnen mehr als die Segler.

Von größter Wichtigkeit für den Weltverkehr sind die interoceanischen und intermarinen Kanäle. Der 1869 eröffnete Suez-Kanal (160 km lang) hat die in ihn gelegten Zweifel widerlegt und soll nach einem Beschlusse von 1884 erweitert werden. Die Zeit der Durchfahrt verminderte sich 1886—1894 von 36 auf 20 Stunden, also beinahe um die Hälfte; seit 1887 wird er auch Nachts bei elektrischer Beleuchtung befahren. 1870—79 benutzten ihn 1245, 1894 aber 3352 Schiffe, unter denen die englischen etwa drei Viertel betrugen und die deutschen ihnen am nächsten kamen. Der Kanal durch die Landenge von Korinth (6,3 km) wurde 1893 (statt schon 1887) eröffnet, der Nordostsee- oder Kaiser Wilhelm-Kanal (1887 begonnen) am 20. Juni 1895. Dagegen wurde der mit großen Hoffnungen durch Ferdinand v. Lesseps unternommene und mit bösem Schwindel verknüpfte Kanal von Panama (75 km) nach einem Aufwande von 1400 Millionen Fr. 1889 aufgegeben, und 1891 auch der Bau des Kanals von Nicaragua (273 km), der jenen ersetzen sollte, eingestellt. Beide sollen aber bei günstigerer Zeit wieder aufgenommen werden.*) Im Binnenlande hat 1896 die feierliche Einweihung der Regulirung des Eisernen Tores an der untern Donau für die Beschiffung dieses Stromes eine neue Periode eröffnet (B. A. Z. 1896, Nr. 220).

## 4. Luftverkehr.

Der Geist des Menschen hat den Fischen das Schwimmen abgelernt; es ist nicht einzusehen, warum er nicht mit der Zeit den Vögeln das freilich schwierigere Fliegen ablernen sollte. Es kann hier nicht der Ort sein, die zahllosen, noch zu keinem befriedigenden Ziele gelangten Versuche der Probleme sowol eines lenkbaren Luftballons oder Luftschiffes, als eines Flugapparates für einzelne Personen zu besprechen.**) Bessere Ergebnisse hat bereits ein Zweig des Luftverkehrs geliefert, — die Taubenpost, über die soviel geschrieben ist, daß wir hier darauf verweisen können. Ihre schon 1876 in Philadelphia geplante transatlantische Verwendung ist indessen bis jetzt noch nicht gelungen.***)

---

*) E. Deckert, B. A. Z. 1895, Nr. 237.

**) Das Luftschiffahrtsproblem. B. A. Z. 1894, Nr. 208 u. 209. — Lilienthals (der schließlich totfiel) Flugversuche. Ebendas. 1895, Nr. 125, S. 5. — W. Berdrow, Die wissenschaftliche Luftschiffahrt und ihre Erfolge. Ebendas. 1896, Nr. 246 u. 247.

***) Veredarius, Das Buch von der Weltpost, S. 386 ff.

# Dritter Abschnitt.

# Leben und Treiben.

## A. Das Reisen.

Die Mittel und Wege des Weltverkehrs dienen nicht nur dem Welthandel, sondern auch den Reisen zu anderen als geschäftlichen Zwecken, und zwar weniger der wissenschaftlichen Forschung, die naturgemäß sich mehr nach unwegsamen Gegenden wendet, als der Schaulust, dem Vergnügen und der Erholung. Die Ziele dieses Reisens, früher beinahe ausschließlich die Alpen und Italien, haben sich, auch bei Festhaltung dieser Richtung, in neuester Zeit bedeutend erweitert. Es sind einerseits der Norden, mit Vorliebe Norwegen, anderseits der weitere Süden, besonders Griechenland und Aegypten für Freunde des Altertums, Palästina für fromme Christen, in das Programm sowol der Einzelreisenden, als der Gesellschaftsreisen unter der Leitung von Unternehmern geworden. Bädekers Reisehandbücher haben ihre Anleitungen seit 1891 bereits bis Oberägypten und Nubien ausgedehnt, und zwar mit trefflicher Orientirung über die Zeugnisse der alten Geschichte dieser Länder. Kühnere und wohlhabendere Reisende wenden sich bereits noch weiter, nach dem civilisirten Amerika nicht nur, sondern nach Indien, China, Japan und rings um die Erde, wobei freilich der Ehrgeiz oder die Wettlust, dies in so wenig Tagen wie tunlich zu vollbringen, ein wertloser Sport ohne die Möglichkeit etwas dabei zu lernen oder nur zu genießen ist. Noch kühner sind die **Bergreisen** geworden, die zwischen der Forschung und dem Sport schwanken. Namentlich Engländer, doch auch Deutsche haben, teilweise mit Schweizer-, wol auch Tirolerführern, den Kaukasus, den Himalaya, die Cordilleren, die Alpen Neu-Seelands und den afrikanischen Kilimandscharo bezwungen. Am nächsten liegen uns allerdings die **Alpen**, deren gefährlichste Gipfel auch für beherzte Damen nicht mehr unerreichbar sind. Dem Bergsteigen war an der schweizerischen Landesausstellung in Zürich 1883 ein besonderer Pavillon mit allen Reiseausrüstungen, Reisevorkehrungen und Reisezielen für den Besuch der Alpenwelt gewidmet. In der Schweiz hat sich auch mehr als anderswo das **Hotelwesen** entwickelt, das nach und nach zu einem Muster für alle civilisirten Länder geworden ist. Ueber dieses hat Eduard **Guyer** aus Zürich 1874 ein eigenes Handbuch geschrieben, das die Errichtung und Führung eines Gasthofs wie eine Wissenschaft lehrt und dabei treffende psychologische Schilderungen der Reisenden verschiedener Völker zum Besten gibt.

## B. Der Sport.

Auf dem weiten Gebiete des Sports, zu dem auch ein Teil des so eben betrachteten Reisens gehört, nehmen das allgemeine Interesse unserer Zeit am meisten diejenigen Zweige in Anspruch, die am häufigsten vor unseren Augen geübt werden. Dahin gehören besonders das Schlittschuhlaufen im Winter und das Rudern und Segeln im Sommer, zwei schöne und gesunde Uebungen, die wol an der Spitze des edlern Sports stehen. Eine noch nicht völlig ausgebildete Verbindung beider ist der Segelschlitten auf dem Eise. Gewagtere Unternehmungen erfordert schon der nordische Schneeschuh (Ski). Geselliges Zusammenwirken verlangen die aus England eingeführten Spiele des Criquet, Lawn Tennis, Golf und Fußballs. Ganz besonders charakteristisch für unsere Zeit aber ist das Radfahren, namentlich auf dem Zweirad, das, so häßlich es aussieht, so gesundheitschädlich die dabei übliche gebückte Haltung und das Staubschlucken wirken müssen, und so sehr es nachgerade alle Stadt- und Landstraßen unsicher macht, und dabei den Naturgenuß verkümmert, ja sogar ganz ausschließt, doch sowol zum „Vergnügen“, als auch zu geschäftlichen und militärischen Zwecken dient und der immer mehr in diesen Sport vernarrten Damenwelt wenigstens den Vorwand zu einem vernünftigern Kostüm geboten hat.*)

Am 5. Oktober 1895 beschloß der in Hannover versammelte Vorstand des Centralausschusses zur Förderung der Volks- und Jugendspiele in Deutschland, an die Aufgabe eines Deutschen Olympia heranzutreten. Der Abgeordnete v. Schenckendorff in Görlitz, Vorsitzender jenes Bundes, hat die Sache in die Hand genommen und betreibt sie energisch weiter. Es sollen zur Beteiligung an den deutschen Kampfspielen kommen: Turnen, Volks- und Jugendspiele, Schwimmen, Rudern, Radfahren, Fechten und Ringen. Verbunden werden damit musikalische und andere Aufführungen. Als Ort wurde Leipzig gewählt, wo ein deutscher Nationalpark entstehen soll, mit einem Nationalspielplatz. Dort soll auch am 18. Oktober 1913 ein Denkmal des Sieges errichtet werden. Die Kampfspiele aber sollen im Juli 1900 beginnen.

Die nächste Veranlassung zu diesen Bestrebungen boten die 1896 in Athen unter großer Begeisterung des griechischen Volkes gefeierten und von Kämpfern aus allen Nationen Europas und aus Amerika mitgemachten panhellenischen und olympischen Spiele, bei denen auch Deutsche unter den Siegern glänzten, und die alle vier Jahre nach Art der alten Olympien im Stadion des Lykurgos wiederholt werden sollen. Besonders antik mutet dabei der von gewandten Läufern ausgeführte

---

*) Der Radfahrsport auf den Panathenäen. B. A. Z. 1895, Nr. 275.

Marathon-Lauf an, eine Erinnerung an die 490 v. Chr. von jenem Schlachtfelde nach Athen gebrachte Siegesbotschaft.

Einen eigenartigen Sport bilden die sog. Recorde, d. h. Wetteiferungen in der Schnelligkeit gewisser Verrichtungen. In London, Wien und Paris veranstalteten solche seit 1891 die Friseure, wobei es galt, schnellmöglichst Köpfe von Damen, die sich gegen eine Entschädigung dazu verstanden, zu frisiren, was in Wien in einer Stunde, in Paris aber schon in drei Viertelstunden gelang. In Berlin wurde 1891 ein Huhn in 6 Minuten, 1893 aber schon in 54½ Sekunden geschlachtet, gerupft, ausgenommen, gebraten und servirt. Aehnlich bestrebten sich Schuster und Schneider. Bei dem Toilettenkönig Worth in Paris sah man eine in 12 Stunden gefertigte Damenausstattung; später geschah dies sogar in 5 Stunden, und in Sachsen nähte ein Tausendkünstler während einer Eisenbahnfahrt von 3 Stunden einen Frack fertig.

Dem Wahnsinn nähert sich aber der Wetteifer, im Klavierspiele lange Zeit auszudauern. In Neu-York spielte der Virtuose Waterbury 10, Miß Adar Melville aber 18 Stunden 57 Minuten lang. Der Engländer Bird hielt 40, der Mailänder Baudio 48 Stunden aus. Ebenso verrückt ist das Essen, Trinken und Rauchen um die Wette. Ein Münchener „fraß“ in einer Stunde 32 Knödel. Ein ungenannter Wiener „soff“ in derselben Zeit 7 Liter Wasser. Lord Carlington rauchte in 8 Tagen 1000 Cigarren, ein anderer ebensoviel in 4 Tagen und ein Dresdener in einer Stunde 31!

Ein negatives Gegenstück zu diesen zweifelhaften „positiven“ Leistungen bilden die öffentlichen sog. Hungerkuren, z. B. des Amerikaners Tanner und des Italieners Succi. Wenn wir nicht irren, ist einer der Beiden und vielleicht noch ein anderer Narr dieser Art ein Opfer seines „Sports“ geworden.

Ein Sport, der eine gewisse Berechtigung nicht ausschließt, aber mit namen- und zahllosen Mißbräuchen sich verbindet, ist das Wettrennen mit Pferden und Wagen, dessen oft betrügerische „Buchmacherei“ nur demoralisirend wirken kann. Ob es die Pferdezucht befördert und ob es überhaupt notwendig ist, lassen wir dahingestellt sein. Aus ihm entwickelten sich in den letzten Jahren die zu einer verwerflichen Tierquälerei ausgearteten Distanzritte und die aus Konkurrenz damit hervorgegangenen Distanzläufe und Wettradfahrten, die ebenso sehr Menschenquälerei sind. Vollends verbrecherisch aber erscheint eine neue amerikanische Sensation! Das Schauspiel eines Bahnzusammenstoßes, das in Columbus (Ohio) zum Amusement blasirter Yankees arrangirt worden ist, war ein großer „Erfolg“. Verschiedene Extrazüge hatten über 30 000 Personen an die Stelle gebracht. Die zwei Züge setzten sich etwa 6 km von einander in Bewegung, und fuhren zuerst langsam; die Führer der zwei Maschinen rissen dann die Hebel

weit zurück, um Volldampf einströmen zu lassen und sprangen ab. Nun erreichten die Züge bald eine Schnelligkeit von etwa 80 km in der Stunde und trafen mit einem schrecklichen Krach gerade vor der Tribüne zusammen. Eine dumpfe Explosion folgte, und als sich Dampf und Rauchwolken verzogen hatten, sah man die Züge in einen Trümmerhaufen verwandelt.

## C. Die Mode.

Die Trachtveränderungen der sog. höheren Stände in unserer Periode mögen Schneider und Schneiderinnen, Gigerl und Modedamen interessiren. Merkwürdig ist nur, daß, wenigstens beim männlichen Geschlechte, ihre häßlichsten Seiten, der Zilinder, der Frack und die Mißfarben der Kleidung, sich am längsten erhalten. Die „Angströhre“ soll Ende 1896 oder Anfang 1897 ihr hundertjähriges Jubiläum gefeiert haben. Bei den Frauen schwinden geschmacklose Moden viel schneller, so wie die Krinoline vor 30, die Tournure vor etwa 5 Jahren (wenn wir nicht irren, es kann auch länger her sein). Konservativer als die Moden sind die Volkstrachten; an vielen Orten schwinden sie dahin; wo sie aber sich erhalten, bleiben sie auch wie sie sind. Wenn auch manchenorts geschmacklos, verdienen sie doch ihre Pflege als Stütze biedern Charakters und einfacher Lebensart. Der Pfarrer Hansjakob im Schwarzwald legte 1892 eine wackere Lanze zu ihren Gunsten ein. An den Landesausstellungen in Genf und Stuttgart 1896 wurden Volkstrachtenfeste gefeiert und diese Reste alter Tüchtigkeit damit ermuntert.

Ein anderes Bild!

Im J. 1889 (?) wurden plötzlich bei den Richtern und Anwälten des Deutschen Reichs die den französischen und englischen nachgeahmten Talare eingeführt. Warum nicht gleich auch die englischen Perücken, ist etwas auffallend. Wie so in diesen mittelalterlichen Gewändern sich besser modernes Recht sprechen lassen soll, als in einfacher schwarzer Kleidung, ist unerfindlich. Sollen die Herren darin etwa imponiren? Der Eindruck ist doch wol eher sonderbar. Der Vorfall zeigt, daß überflüssige, namentlich der Eitelkeit schmeichelnde Neuerungen sich stets leichter einführen lassen als vernünftige und gemeinnützige!

Damit soll aber nicht gesagt sein, daß der Vorschlag von Heinrich Pudor, genannt Scham, um 1890, ein besseres Loos als das des Spottes verdient hätte. Der Genannte predigte den Rückschritt hinter alle Kultur und zeigte sich damit als konsequentester Anarchist. Die Menschen sollten, meinte er, nackt gehen, des Sommers in Laubhütten, des Winters in Erdlöchern wohnen und nichts essen, sondern ihr Leben

lang von der Muttermilch genug haben. Vor kurzem hat Pudor diese Tollheiten wieder aufgegeben.

Zu den Moden gehört auch die Sammelsucht unserer Zeit. Die solideren Sammelgegenstände, wie Bücher dieser und jener Art (z. B. Inkunabeln, Shakespeare- oder Goethe-Litteratur), Siegel, Münzen, Autographen, Kunstwerke, Altertümer, ethnographische und naturwissenschaftliche Gegenstände u. a. sind das Monopol höher Gebildeter geblieben. In weiteren Kreisen nehmen die Spielereien immer mehr überhand. Zu diesen rechnen wir, auf Widerspruch gefaßt, die Postmarken, die ihre eigenen Börsen, Zeitschriften, Kataloge, Albums und Vereine („Philatelisten") und namentlich unter der Jugend eifrigen Nachwuchs haben und, soweit alt oder selten, oft zu fabelhaften Preisen ver- und gekauft werden. Ihnen scheint in den Postkarten mit Ansichten neuerdings eine Nebenbuhlerschaft zu erblühen. Auch die sog. Ex libris (illustrirte Ausweise über das Eigentum an Büchern, — Bücherzeichen) sind doch kaum mehr als Liebhaberei, trotzdem sie ihre Vereine, Litteratur und Zeitschriften haben; denn einen bestimmten Charakter besitzen sie nicht, sondern beruhen auf persönlichen Einfällen.*) Gesammelt werden auch Zeitungen und Zeitschriften verschiedener Zeiten und Länder, und dieses führt uns auf das letzte Kapitel dieses Buches.

## D. Die Presse.

Eine wesentliche Veränderung hat das Zeitungs- und Zeitschriftenwesen in unserer Periode nicht aufzuweisen. Höchstens ist dies in der starken Vermehrung der periodischen Presse der Fall, was aber Sache der Statistik, für die uns der Raum fehlt, für den Fortschritt der Kultur aber ohne Bedeutung ist. Regiert wird die politische Presse nach wie vor von den Parteien, und darin ist unsere Zeit allerdings leider charakteristisch, daß die Zeitungen der extremen Parteien an Zahl und Einfluß zunehmen, die der liberalen Richtung aber merklich zurückgehen. Es ist dabei namentlich zu bemerken, daß die sozialdemokratische, anarchistische und antisemitische Presse täglich frecher wird, ungescheut alles in den Schmutz zieht, was dem Menschen heilig ist und sich von Seite der Regierungen einer merkwürdigen Langmut erfreut. Dagegen freut es uns, sagen zu können, daß die klerikale Presse, die wir noch im VI. Bande wegen dieses Umstandes tadelten, merklich mäßiger und toleranter in ihrem Auftreten geworden ist.

Unter den Zeitschriften nimmt die Spezialisirung, wie in der Wissenschaft und Litteratur überhaupt, zu. Fachblätter entstehen in

---

*) Gustav A. Seyler, Illustriertes Handbuch der Ex libris-Kunde. Berlin 1895.

enormer Menge. Bezüglich der belletristischen Presse ist ein Ueberwiegen saft- und kraftloser Produkte in ihren Spalten über wirklich tiefe und geistvolle Dichtungen zu beklagen, und bei einer gewissen Anzahl von Monatschriften deren Beschlagnahme durch eine litterarische Kumpanschaft, die jeden Uneingeweihten fern hält, und wäre es auch auf Kosten des Inhaltswertes. Den Mangel an Originalität und Genialität suchen bedauerlicher Weise gewisse, mit grellen Illustrationen auftretende Blätter durch frivole Satire im Sinn und Geist der naturalistischen Richtung zu ersetzen.

Ein Uebelstand ist und bleibt die Stellung der Redakteure. Bei einzelnen Verlegern ist sie nicht übel; bei Aktiengesellschaften aber sind diese Männer vogelfrei. Treffen sie es nicht jedem Aktionär und seiner Dividendenlust, so werden sie durch „Kündigung" weggeworfen und finden keine weitere journalistische Beschäftigung mehr. Den Direktoren macht dies weniger Skrupel, als der Verlust von einem halben Prozent Dividenden ihnen machen würde.

Die Beschäftigung der Zeitungsschreiber ist eine so angestrengte, daß darunter namentlich die Kritik oder Recension leidet. Man begnügt sich meist mit dem „Waschzettel" oder einem Auszug aus dem Vorwort und schneidet das Buch oft nicht einmal auf. Ein Uebelstand, der u. a. eine „Antikritik" hervorgerufen hat. So lange es nicht Berufsrecensenten gibt, wird dies nicht besser.

Da die Zeitungen ihre Haupteinnahme aus den Inseraten beziehen, entwickelt sich dieser Zweig üppiger als der redaktionelle Teil. Es ließen sich hübsche Blumenlesen auf diesem Gebiete machen. Die Reklame begnügt sich aber mit der Presse nicht; sie nimmt die Brandmauern noch unangebauter Häuser, in der Schweiz Felswände, in Amerika den Rücken von Polizisten, Kanzeln, gratis verteilte Gebetbücher u. s. w. in Anspruch, oder man läßt sie von maskirten Personen herumtragen und dergl. Ja man hat vorgeschlagen, sie durch Spiegelung in die Wolken oder auf den Grund von Seen zu werfen.

Vieles ließe sich auch, aber weniger in Tatsachen, als in frommen Wünschen, über die Verhältnisse des Buchhandels und die Herstellung von Büchern überhaupt sagen. Es sind in jüngster Zeit Verletzungen der Autorrechte vorgekommen, die in einem Falle auch uns schwer betroffen haben, während dies glücklicher Weise bei unseren zahlreichen übrigen Verlegern nicht der Fall war, deren Gewissenhaftigkeit wir nur rühmen können.

Wir sind am Schlusse unserer Aufgabe angelangt. Wir haben den Rundgang durch die Gebiete der menschlichen Kultur unserer Zeit, nach Maßgabe der uns Gottlob nahe an Vollendung des siebenten Jahrzehnts unseres Lebens bewahrten Kräfte und der uns zu Gebote stehenden Quellen und Hilfsmittel vollendet. Sollten die freundlichen

Leser und Leserinnen dabei noch irgend etwas vermissen, so wird es uns angenehm sein, wenn sie es uns zur Benutzung bei einer allfälligen neuen Auflage gütigst mitteilen wollten.

Wir schließen unser Buch mit dem Wunsche, daß es der Klugheit der Regierungen und dem gesunden Verstande der Völker gelingen möge, die ungesunden Erscheinungen im Leben unserer Zeit zurückzudämmen und durch soziale, moralische und religiöse Reformen, sowie durch Veredelung des Wirkens der Kunst, Litteratur und Wissenschaft allen drohenden Versuchen gewaltsamen Umsturzes vorzubeugen.

---

# Alphabetisches Register.

(Die Zahlen weisen auf die Seiten, die * auf die Noten.)

## Berichtigungen.

S. 1, Z. 3 v. u. l. Pippin (urkundlich richtig) statt Pipin.
„ 23, Z. 4 v. o. l. ihr statt ihm.
„ 25, Z. 16 v. u. l. Greator statt Great.
„ 106, Z. 14 v. o. l. Halbinsel statt Halbinseln.
„ 242, Z. 7 v. u. l. Gizycki statt Gizzycki.
„ 255, Z. 3 v. u. einzuschalten: „Das genannte Lügengewebe wurde von einem sich „Taxil“ nennenden pornographischen Schmierer aufgebracht und von einem Margiotta .....“
„ 256, Z. 13 v. o. beizufügen: „Die Posse endete damit, daß sich Taxil in Paris öffentlich als Schwindler bekannte, der die ganze Partei zum Besten gehalten hatte“.
„ 348, Z. 9 v. u. l. Andrews statt Andreas.

Leipzig,
Walter Wigand's Buchdruckerei.